

Andreas Wirsching, Jürgen Zarusky,
Alexander Tschubarjan, Viktor Ischtschenko (Hrsg.)
Erinnerung an Diktatur und Krieg

Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte

Herausgegeben vom Institut für
Zeitgeschichte

Band 107

*Andreas Wirsching, Jürgen Zarusky,
Alexander Tschubarjan,
Viktor Ischtschenko (Hrsg.)*

Erinnerung an Diktatur und Krieg

Brennpunkte des kulturellen Gedächtnisses
zwischen Russland und Deutschland
seit 1945

DE GRUYTER
OLDENBOURG

ISBN 978-3-11-040476-0
e-ISBN (PDF) 978-3-11-040503-3
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-040507-1
ISSN 0481-3545

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2015 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Titelbild: Sowjetischer Ehrenfriedhof, Dresden; Fotograf: Gordon Lieser (2010)

Einbandgestaltung: hauser lacour

Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

♾ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

Vorwort	IX
Deutsch-russische Erinnerungen – zur Wahrnehmung von Diktatur und Krieg	
<i>Lorina Repina</i>	
Historisches Gedächtnis und kollektive Identität: Schwierigkeiten der Konzeptualisierung	3
<i>Bernd Bonwetsch</i>	
Ein doppelter deutscher Blick auf Russland und seine Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“	17
<i>Aleksandr Boroznjak</i>	
Das historische Gedächtnis an Krieg und Diktatur in Deutschland. Eine russische Perspektive	29
Gemeinsame Erinnerungsorte und ihre unterschiedliche Wahrnehmung	
<i>Michail Mjagkov</i>	
Moskau 1941: Ein Rückblick nach 70 Jahren	43
<i>Johannes Hürter</i>	
„Moskau 1941“ als westdeutscher Erinnerungsort	51
<i>Andrea Zemskov-Züge</i>	
Perestrojka und Erinnerung in Leningrad. Der „Umbau“ des Blockade-Gedenkens in Russland und seine Rezeption in Deutschland ...	63
<i>Aleksandr Čistikov</i>	
Die Staatsmacht und die Formierung des Gedächtnisses an die Blockade: Stenografische Aufzeichnungen der Berichte von Leningrader Bürgern 1943–1948	83
<i>Jörg Echternkamp</i>	
Die Schlacht als Metapher. Zum Stellenwert von „Stalingrad“ in Deutschland 1943–2013	91
<i>Aleksandr Epifanov</i>	
Das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen aus Stalingrad: Sowjetische Propaganda, Zeitzeugen und Akteure	107
<i>Bert Hoppe</i>	
Königsberg/Kaliningrad nach 1945 aus deutscher Sicht	119

Valerij Gal'cov

- Der Krieg und Ostpreußen im Gedächtnis der Einwohner des Gebietes
Kalingrad 125

Christoph Rass

- Die besetzten Gebiete in der Sowjetunion als Erinnerungslandschaft
deutscher Veteranen 135

Boris Kovalev

- Alltag im besetzten Gebiet der RSFSR 153

**Das Schicksal einzelner Nationalitäten und Gruppen der sowjetischen
Bevölkerung im historischen Gedächtnis**

Beate Fieseler

- Die Invaliden des „Großen Vaterländischen Krieges“ der Sowjetunion,
1941–1991 165

Pavel Polian

- „Das unbekannte Denkmal des namenlosen Repatriierten“: Repatriierte
aus Deutschland im gesellschaftlichen Gedächtnis der Sowjetunion und
Russlands 179

Nina Vaškau

- Die Russlanddeutschen und der Krieg: Erinnerungen und Empathie 191

Aleksej Bezugol'nyj

- Der Große Vaterländische Krieg im historischen Gedächtnis der Völker
des Nordkaukasus 199

Il'ja Al'tman

- Der Stellenwert des Holocaust im historischen Gedächtnis Russlands 213

Jürgen Zarusky

- Sowjetische Opfer von Krieg und nationalsozialistischer Verfolgung
in der bundesdeutschen Erinnerungskultur 227

**Zur Bewahrung von „Erinnerungen des Schreckens“ in Russland und
Deutschland**

Alexander Vatlin

- Der Schießplatz von Butovo – Ort des Gedenkens an den Großen Terror
1937/38 249

Carola Tischler

- „Den Opfern des Stalinismus“. Debatten um einen Berliner Gedenk-
stein 259

<i>Jörg Morré</i> Das Deutsch-Russische Museum Berlin-Karlshorst als Erinnerungsort.	271
<i>Oleg Lejbovič</i> Die ungeschriebenen Memoiren. Ein anderes Gedächtnis an den Krieg, Ural 1946–1953.	281
<i>Arkady Tsfasman</i> Die letzten Zeugen des Holocaust: Die nationalsozialistische Besatzung in der Kriegskindererinnerung jüdischer Emigranten aus der ehemaligen UdSSR.	299
<i>Isabelle de Keghel</i> Neue Perspektiven auf den „Großen Vaterländischen Krieg“: die russländische TV-Serie „Das Strafbataillon“ zwischen kritischer Aufarbeitung, Patriotismus und Kommerz.	305
<i>Yuliya von Saal</i> „Anonyma – eine Frau in Berlin“ – deutsche Diskussionen und russische Reaktionen.	329
Befreiung und Besatzung	
<i>Leonid Luks</i> Ursachen und Folgen des sowjetischen Sieges: Russischer Patriotismus, spontane Entstalinisierung und Herrschaftsstabilisierung.	347
<i>Elke Scherstjanoi</i> Erinnerungen sowjetischer Besatzungssoldaten an den ostdeutschen Nachkriegsalltag 1945–1949.	363
<i>Bettina Greiner</i> Sowjetische Speziallager in Deutschland. Anmerkungen zu einer erinnerungskulturellen „Leerstelle“.	377
Abkürzungen.	387
Autoren und Herausgeber.	389

Vorwort

Diktatur und Krieg verbinden die historische Erinnerung in Russland und Deutschland und trennen sie zugleich. Die historisch auf vielfache Weise verflochtenen Diktaturen Stalins und Hitlers, sowie der Angriffs- und Vernichtungskrieg des nationalsozialistischen Deutschlands gegen die Sowjetunion und der mit großen Opfern errungene Sieg der Roten Armee gegen die Aggressoren im Verbund der Anti-Hitler-Koalition wurden in beiden Ländern naturgemäß unterschiedlich erfahren. Dass es, auch nach der Beseitigung ideologischer Zensur durch die kommunistische Herrschaft, kein einheitliches Geschichtsbild und keine allumfassende historische Erzählung gibt, ist daher alles andere als erstaunlich. Historiker sind sich seit langem darüber bewusst, welch entscheidenden Einfluss die Überlieferung und Interpretation von geschichtlichen Erfahrungen auf das aktuelle Selbstverständnis von Nationen und anderen sozialen Formationen ausüben. Sie können zum Treibsatz von Konflikten werden, aber auch zum Ansatzpunkt für internationale Verständigung. Letzteres setzt allerdings ein aktives Bemühen um wechselseitiges Verstehen und dieses wiederum eine grenzüberschreitende Diskussion voraus.

Das Institut für Zeitgeschichte München-Berlin und das Institut für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften haben daher nicht gezögert, die Chance zu ergreifen, die sich im Rahmen des Deutsch-Russischen Jahres der Bildung, Wissenschaft und Innovation 2011/12 bot und eine gemeinsame Doppeltagung organisiert, die am 12./13. März 2012 in Moskau und am 24./25. Mai 2012 in München zahlreiche Wissenschaftler beider Länder zusammenbrachte, um „Brennpunkte des kulturellen Gedächtnisses zwischen Deutschland und Russland“ nach 1945 zu erörtern. Als Partner konnten dabei das Deutsche Historische Institut Moskau und die Gemeinsame Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen gewonnen werden. Nikolaus Katzer, der Direktor des DHI, sowie Horst Möller, seit ihrer Gründung 1997 bis März 2015 deutscher Co-Vorsitzender der deutsch-russischen Historikerkommission haben zudem aktiv an der Konferenz mitgewirkt. Nur ein solches wissenschaftliches Netzwerk konnte ein so großes Vorhaben ermöglichen, das allerdings ohne die großzügige finanzielle Unterstützung des Bundesforschungsministeriums nicht hätte zustande kommen können. Ihm gilt unser aufrichtiger Dank und im Besonderen Frau Ministerialrätin Dr. Angelika Willms-Herget, die an der Entstehung der Tagungsidee aktiven Anteil hatte. Die politische Bedeutung der ZweiländerTagung wurde durch die Präsenz hochrangiger Vertretern der Bildungsministerien beider Ländern bzw. ihrer diplomatischen Vertretungen bei den Eröffnungen der beiden Teile der Doppelkonferenz unterstrichen. Ihre problemlose organisatorische Vorbereitung und Umsetzung wäre ohne das besondere Engagement von Frau Dr. Yuliya von Saal (Institut für Zeitgeschichte München-Berlin), Herrn Dr. Yury Korshunov (Institut für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften), Frau Dr. Brigitte Ziehl (Deutsches

Historisches Institut Moskau) und Herrn Dr. Christopher Wertz vom Projektträger des Bundesforschungsministeriums nicht möglich gewesen. An der Redaktion des vorliegenden Buches habe in bewährt kompetenter Weise Frau Dr. Ekaterina Makhotina, Frau Dr. von Saal und Frau Galina Veldanova mitgewirkt.

Der Band präsentiert die zentralen Ergebnisse der Tagung, welche zum Ziel hatte, ein möglichst breites Spektrum von Aspekten der komplexen deutsch-russischen Erinnerungsproblematik zu erörtern. Er wird eröffnet mit einer Sektion, die grundlegende Ausführungen zur Problematik der Erinnerungskultur der führenden russischen Spezialistin Lorina Repina mit den Reflexionen zweier der erfahrensten Russland- bzw. Deutschlandkenner unter den Zeithistorikern beider Länder, nämlich Bernd Bonwetsch und Aleksandr Boroznjak, verbindet. Die darauf folgende, umfangreichste Sektion, umfasst Aufsätze, in denen je ein russischer und ein deutscher Autor gemeinsame Erinnerungsorte des Zweiten Weltkriegs und ihre unterschiedliche Wahrnehmung beleuchten, von Moskau 1941 bis Ostpreußen 1945. Kriegs- und Nachkriegsschicksale unterschiedlicher Gruppen und Nationalitäten der Bevölkerung der UdSSR stehen im Fokus einer weiteren Abteilung, während die folgende die Problematik der Bewahrung von „Erinnerungen des Schreckens“ an Gedenkorten, in Museen, in der Traditionspflege in der angestammten Heimat und in der Emigration sowie im Film behandelt. Der Band schließt mit einer Sektion, die in drei Beiträgen das keineswegs widerspruchsfreie Wechselverhältnis von Befreiung und Besatzung beleuchtet.

Eine enzyklopädische Vollständigkeit war bei der Auswahl der Problemkomplexe der deutsch-russischen Erinnerungsgeschichte nicht beabsichtigt und wäre in dem vorgegebenen Rahmen auch keineswegs erreichbar gewesen. Angestrebt wurde vielmehr eine zugleich eine Vertiefung der Auseinandersetzung mit traditionellen Gegenständen sowie die Erweiterung der Perspektive durch Einbeziehung bislang wenig beachteter Themen.

Während an diesem Buch gearbeitet wurde, hat sich das politische Klima zwischen Deutschland und Russland im Zuge des Konflikts um die Ukraine verschlechtert. Handlungsanweisungen zur Überwindung politischer Spannungssituationen zu geben, liegt nicht in der Kompetenz der Historiker. Die Herausgeber sind aber zutiefst davon überzeugt, dass Kenntnis und Verstehen der Geschichte der anderen Seite und ihrer Erinnerungskultur bei der Suche nach Wegen der Verständigung von essentieller Bedeutung sind. In dieser Überzeugung fühlen sie sich durch die Erfahrung einer kollegialen und produktiven grenzüberschreitenden wissenschaftlichen Zusammenarbeit bestärkt.

München und Moskau, März 2015

Die Herausgeber

Deutsch-russische Erinnerungen – zur Wahrnehmung von Diktatur und Krieg

Lorina Repina

Historisches Gedächtnis und kollektive Identität: Schwierigkeiten der Konzeptualisierung

Die letzten Jahrzehnte des 20. und der Beginn des 21. Jahrhunderts waren durch tiefgreifende Veränderungen bei Struktur, Inhalt und Methodologie der Sozial- und Geisteswissenschaften geprägt. In diesem allgemeinen intellektuellen Kontext vollzog sich ein radikaler Umbau der historischen Wissenschaft. Nachdem es seinen Weg in der Historiographie in den 1980er-Jahren begonnen hatte, etablierte sich das Studium des historischen Gedächtnisses an der Wende des 20. zum 21. Jahrhundert dauerhaft als eigenständige Forschungsrichtung. Einige Zeit später setzte die theoretische Behandlung der Fragen des historischen Bewusstseins, seiner Struktur, Formen und Funktionen ein.

Mittlerweile werden die Diskussionen rund um die Konzepte „kollektives Gedächtnis“, „soziales Gedächtnis“, „Gedächtniskultur“, „historisches Gedächtnis“, „historisches Bewusstsein“, „Bilder der Vergangenheit“ usw. intensiv geführt. Es muss darauf hingewiesen werden, dass alle diese Konzepte, die sich im Rahmen der verschiedenen Theorien entwickelt haben, auf eine Auseinandersetzung mit der überindividuellen Dimension des Gedächtnisses abstellen und die um sie entstandenen Debatten auf die ewige Konfrontation der Paradigmen des „methodologischen Holismus“ und des „methodologischen Individualismus“ zurückzuführen sind.

Im vorliegenden Artikel wird der Versuch unternommen, die maßgeblichen, sozialwissenschaftlichen Interpretationen des Phänomens des Gedächtnisses, die in der ausländischen wissenschaftlichen Literatur hinlänglich beleuchtet wurden, den neuen, konzeptuellen Arbeiten russischer Gelehrter auf den Gebieten Philosophie, Psychologie, Philologie und Kulturwissenschaft gegenüberzustellen.

Die Vorstellungen über Mechanismen zur Erarbeitung allgemeiner Bedeutungen und Sinngehalte im zwischenmenschlichen Kommunikationsprozess, über die Herausbildung der Anschauungen des Individuums im Rahmen der eigenen Gruppenkommunikation (vor allem in kleinen Gruppen) durch verschiedene Formen des Gruppeneinflusses auf den Einzelnen, über die soziale Bedingtheit des individuellen Denkprozesses, über die Einwirkung sozialer Faktoren auf die Formierung des Menschen und dessen kognitive Prozesse, über den Einfluss der in der jeweiligen Gesellschaft üblichen und vom Menschen im Kommunikationsprozess rezipierten und erlernten kognitiven Schemata sowie über die kulturelle Dependenz der individuellen Vorstellungen, haben in der Soziologie, Sozial- und Kulturanthropologie, Ethnologie und Sozialpsychologie eine gefestigte Tradition.¹

¹ Irina Savel'eva, Andrej Poletaev: „Istoričeskaja pamjat“: k voprosu o granicach ponjatija. In: dies. (Hrsg.): Fenomen prošloga. Moskva 2005, S. 175–186.

Bekanntlich ist die Hauptthese des Klassikers der Soziologie des kollektiven Gedächtnisses, Maurice Halbwachs, die der sozialen Bedingtheit der Erinnerung. Laut Halbwachs werden dem individuellen Gedächtnis durch die Erinnerungen anderer Beschränkungen auferlegt, wodurch soziale Einheit erreicht wird. Er erforschte besonders die soziale Dimension der individuellen Erinnerungen als komplexe Bilder, die ausschließlich durch Kommunikation und Interaktion innerhalb sozialer Gruppen entstünden, und betonte außerdem die Rolle kommemorativer Handlungen bei der Aufrechterhaltung der Tradition, mit der er den Prozess der Integration der individuellen Erinnerungen in die Strukturen des kollektiven Gedächtnisses unmittelbar verband. „Für Halbwachs ist das Gedächtnis ein soziales Konstrukt, das von der Gegenwart ausgeht. Es versteht sich nicht als Summe einzelner Erinnerungen, sondern eher als kollektives kulturelles Gebilde, das sich unter dem Einfluss von Familie, Religion und sozialem Stratum über sprachliche Strukturen, Alltagsrituale und räumliche Abgrenzung selbst entwickelt. Es konstituiert ein System sozialer Konventionen, innerhalb dessen wir unseren Erinnerungen eine Gestalt verleihen.“²

Der deutsche Ägyptologe Jan Assmann merkte genau die Nähe des von Halbwachs eingeführten Begriffs der „sozialen Rahmen“ zur Theorie der „frames“, die unsere Alltagserfahrung organisieren, an. Wie viele andere Kritiker von Halbwachs wandte sich auch Assmann gegen die Bestimmung des Kollektivs zum Subjekt des Gedächtnisses und die (wenn auch nur metaphorische) Verwendung der Begriffe „Gruppengedächtnis“ und „nationales Gedächtnis“.³ Zugleich basiert die Theorie des kulturellen Gedächtnisses, die er in den 1990er-Jahren anhand von Material antiker Kulturen (der ägyptischen, jüdischen und griechischen) ausarbeitete, indem er die Ideen von Halbwachs⁴ und Aby Warburg⁵ über das kollektive und das soziale Gedächtnis kreativ weiterentwickelte, gänzlich auf demselben Fundament.

Jan Assmann interpretiert das kulturelle Gedächtnis als „besondere symbolische Form der Übermittlung und Aktualisierung kultureller Bedeutungen, die über die Erfahrung einzelner Personen oder Gruppen hinausgehen“. Das kulturelle Gedächtnis wird als ununterbrochener Prozess verstanden, in dem das Soziuum seine Identität mittels der Rekonstruktion seiner Vergangenheit herausbildet und aufrechterhält. Eine Ablösung der Organisationsschemata des historischen

² *Patrik Giri (Patrick Geary): Istorija v roli pamjati?* In: Dialog so vremenem. 2005. Ausg. 14, S. 116.

³ *Jan Assman (Assmann): Kul'turnaja pamjať. Pis'mo, pamjať o prošlom i političeskaja identičnost' v vysokich kul'turach drevnosti.* Moskva 2004, S. 37.

⁴ *Maurice Halbwachs: La mémoire collective.* Paris 1950; *ders.: Les cadres sociaux de la mémoire.* Paris 1952; *Moris Chal'bvaks (Maurice Halbwachs): Social'nye ramki pamjati.* Moskva 2007. Hier und bei den folgenden Zitaten deutscher, englischer und französischer Autoren handelt es sich um Rückübersetzungen aus den russischen Publikationen ihrer Werke (Anm. der Redaktion).

⁵ *Dieter Wuttke (Hrsg.): Aby Warburg. Ausgewählte Schriften und Würdigungen.* Baden-Baden 1980. Vgl. auch *Aleksej Vasil'ev: Filosofija kul'tury i teorija social'noj pamjati Abi Warburga.* In: *Naučnye trudy MPGU. Serija: Social'no-istoričeskie nauki.* Moskva 2005, S. 708-717.

Gedächtnisses erfolgt dann, wenn das Sozium mit einer Realität konfrontiert wird, die nicht in die üblichen Vorstellungen passt und daher ein Überdenken der früheren Erfahrung erforderlich macht (Reorganisation der historischen Erinnerung an zurückliegende Ereignisse, Neuschaffung eines ganzheitlichen Bildes der Vergangenheit). Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass das kulturelle Gedächtnis laut Assmann „rekonstruktiven Charakter“ hat, d. h. über implizite Wertideen verfügt, welche – wie auch das gesamte von ihm übertragene „Wissen über die Vergangenheit“ – unmittelbar mit der gerade aktuellen Situation im Leben der Gruppe verbunden sind. Jan Assmann begründete Zielsetzungen und Möglichkeiten einer neuen wissenschaftlichen Richtung – der „Gedächtnisgeschichte“, die sich im Unterschied zur eigentlichen Geschichte nicht mit der Erforschung der Vergangenheit als solcher befasst, sondern mit der Erforschung *derjenigen* Vergangenheit, die in Erinnerung geblieben ist – in der Tradition (der historiographischen, literarischen, ikonographischen usw.). Das Studium der „Gedächtnisgeschichte“ stellt nicht darauf ab, aus dieser Tradition die „historische Wahrheit“ zu extrahieren, sondern darauf, die Tradition selbst als Phänomen des kollektiven oder kulturellen Gedächtnisses zu analysieren.⁶

Das Thema der entstandenen Stereotype von Bewusstsein und Traditionen (von familiären und mündlichen bis zu nationalstaatlichen und historiographischen) nimmt einen wichtigen Platz in den verschiedenen Konzepten des überindividuellen (kollektiven) Gedächtnisses ein, in dessen Struktur jede Veränderung des Stereotyps die Spannung zwischen dem Alten und dem Neuen repräsentiert. Die Vorstellungen von der Vergangenheit werden unweigerlich durch die Wertmaßstäbe der Gegenwart bestimmt und das der Tradition zugrunde liegende Gedächtnis erweist sich als sensitiv gegenüber der sozialen Situation und dem politischen Moment.⁷ Denn der Rückgriff auf das Gedächtnis „erfolgt wahrscheinlich nur dann, wenn sich die Inadäquatheit der objektiv vorhandenen Säulen der jeweiligen Tradition bemerkbar zu machen beginnt“.⁸

Das kollektive Gedächtnis in den Arbeiten von Halbwachs und später in jenen von Pierre Nora⁹, korreliert mit dem Begriff des öffentlichen Gedächtnisses – „eines sozialen Produktes, das sich aus Selektion, Interpretation und einer gewissen Verstümmelung (Ungenaugigkeit) hinsichtlich der Fakten der Vergangenheit ergibt“¹⁰, aber auch mit dem *offiziellen* Gedächtnis als Produkt von Machtmanipulation. Paul Ricoeur, der von der Möglichkeit ausgeht, „die eklatanten Missbräuche des Gedächtnisses mit den auf der phänomenalen Ebene der Ideologie eintretenden Folgen der Verstümmelung zu verbinden“, entwickelt diesen Ansatz folgendermaßen weiter: „Auf dieser offensichtlichen Ebene wird die aufgezwun-

⁶ Assman, Kul'turnaja pamjat'; Otto G. Éksle (Oexle): Kul'turnaja pamjat' pod vozdejstviem istorizma. In: Odissej 2001. Moskva 2001, S. 176–198.

⁷ Patrik Chatton (Patrick H. Hutton): Istorija kak iskusstvo pamjati. Sankt Peterburg 2004, S. 249–255.

⁸ Allan Megill: Istoricheskaja epistemologija. Moskva 2007, S. 149.

⁹ Pierre Nora (Hrsg.): Les lieux de mémoire. 3 t. Paris 1984–1992.

¹⁰ Natal'ja Bragina: Pamjat' v jazyke i kul'ture. Moskva 2007, S. 229.

gene Erinnerung durch die „erlaubte“ Geschichte selbst untermauert – die offizielle Geschichte, die domestizierte und öffentlich gefeierte Geschichte. De facto ist das praktizierte Gedächtnis – denkt man an einen institutionellen Plan – ein Gedächtnis, das gelehrt wurde; das erzwungene Auswendiglernen wird so zur Erinnerung an Begebenheiten der gemeinsamen Geschichte genutzt, die als Gründungsergebnisse der gemeinsamen Identität gelten.“¹¹

Ricœur untersucht das Problem der Korrelation zwischen dem individuellen und dem kollektiven Gedächtnis im Kontext der transzendentalen Phänomenologie Edmund Husserls und stellt die Frage: „Kann durch die Ausweitung des transzendentalen Idealismus auf den Bereich der Intersubjektivität der Weg zur Phänomenologie der gemeinsamen Erinnerung eröffnet werden?“¹² Die Antwort besteht in einer ganzen Reihe weiterer Fragen: „Ist es notwendig, um zum Begriff der gemeinsamen Erfahrung zu gelangen, mit der Idee des „Eigenen“ zu beginnen, dann zur Erfahrung des Anderen überzugehen und danach eine dritte Operation auszuführen, die man Vergemeinschaftung der subjektiven Erfahrung nennt? Ist diese Kette in der Tat unumkehrbar? [...] Ich habe darauf keine Antwort. [...] Gibt es den Moment, in dem vom „Ich“ zum „Wir“ übergegangen werden muss? Aber ist dieser Moment nicht der ursprüngliche, der neue Ausgangspunkt?“¹³ Ricœur zieht den Schluss, dass es bei der Übertragung der gesamten Bürde der Konstituierung der kollektiven Einheiten auf die Intersubjektivität einzig wichtig sei, niemals zu vergessen, dass man nur analog zum individuellen Bewusstsein und Gedächtnis und in Bezug zu ihnen im kollektiven Gedächtnis den „Brennpunkt der Spuren sehen kann, die von Ereignissen hinterlassen wurden, die im Lauf der Geschichte der entsprechenden Gruppen ihren Niederschlag finden und dass man diesem Gedächtnis die Fähigkeit einräumen sollte, im Falle von Festen, Ritualen und öffentlichen Feierlichkeiten auf gemeinsame Erinnerungen zurückzugreifen. Wenn wir die analoge Übertragung für gesetzmäßig erklären, verbietet uns nichts, höhere intersubjektive Gemeinschaften als Gegenstand der ihnen innewohnenden Erinnerungen anzusehen.“¹⁴

Nach der anschließenden Analyse des bereits seit langem umfassend diskutierten Konzepts des kollektiven Gedächtnisses von Maurice Halbwachs, kommt Ricœur zu einem „negativen Befund“: „Weder die Phänomenologie des individuellen Gedächtnisses noch die Soziologie des kollektiven Gedächtnisses können auf einer festen Basis beruhen, wenn jede von ihnen jeweils nur eine der entgegengesetzten Thesen für richtig hält.“ Er schlägt vor, „die Möglichkeiten der gegenseitigen Komplementarität, die in beiden antagonistischen Ansätzen enthalten sind, zu erforschen“¹⁵ Auf der Suche nach einer Sphäre, in der beide Diskurse Berührungs punkte finden könnten, wendet er sich der Phänomenologie der sozi-

¹¹ Pol' Rikér (Paul Ricœur): Pamjat', istorija, zabvenie. Moskva 2004, S. 125.

¹² Ebd., S. 165.

¹³ Ebd., S. 166–167.

¹⁴ Ebd., S. 167–168.

¹⁵ Ebd., S. 174.

alen Realität zu und setzt den Akzent „auf die Formierung der sozialen Bindung im Rahmen der Relationen von Interaktion und Identität, die auf dieser Basis geschaffen wird“¹⁶, und verlegt die Diskussion an die Grenze zwischen kollektivem Gedächtnis und Geschichte. Nach Meinung des Philosophen kann gerade die Geschichte „Schemata der Vermittlung zwischen den extremen Polen des individuellen und des kollektiven Gedächtnisses“ ermöglichen.¹⁷ Ricœur nimmt außerdem an, es gebe „zwischen den beiden Polen – dem individuellen und dem kollektiven Gedächtnis – einen intermediären Referenzplan, in dem sich die Interaktion zwischen dem lebendigen Gedächtnis der individuellen Personen und dem öffentlichen Gedächtnis der Gemeinschaften, denen wir angehören, konkret abspielt“, nämlich einen Plan der dynamischen Beziehungen zu den Angehörigen, die sich in verschiedenen Entfernungen zwischen dem „Ich“ und den Anderen befänden. In dieser Kommunikation offenbare sich die Korrelation zwischen dem individuellen und dem kollektiven Gedächtnis. Es gehe also um die in den Sozialwissenschaften verbreitete Vorstellung von der Gesellschaft als einem Kommunikationssystem oder -netzwerk sowie darum, dass die Vergangenheit in der Kommunikation konstruiert werde.¹⁸

Sehr gut wurde diese Idee von Serge Moscovici auf den Punkt gebracht: „Vorstellungen – das sind nicht so sehr Produkte des Verstandes mit sozialen Folgen, sondern vielmehr vom Verstand geschaffene soziale Produkte, die folglich real werden. [...] Indem sie in alle Interaktionen und sozialen Kreise eindringen, werden sie [die Vorstellungen] zu einem genetischen Code. [...] Alles geschieht so, als würde die in Umlauf befindliche mentale Masse Werte, Verhalten, Sprachen und persönliche Eigenschaften bilden und sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenführen, dessen jede einzelne Zelle die jeweils andere unterstützt und ergänzt. [...] Im Endeffekt macht für mich das Bild einer Gesellschaft Sinn, die aus zwei Formationen besteht – eine, die von den Netzen umspannt wird, die die Individuen verbinden und von diesen ständig geschaffen und zerstört werden; die zweite hat mit den Vorstellungen zu tun, die von den Individuen geteilt werden und dadurch ihre gemeinsame Realität bilden.“¹⁹

David Lowenthal reflektiert darüber, dass die Vergangenheit im Gedächtnis eines jeden Individuums existiere und betont: „Die Ereignisse und Erfahrungen der Vergangenheit gehen unserem Leben voraus, jedoch aufs Neue gelesen, gehört und wiederholt, werden auch sie Teil unserer eigenen Erinnerungen.“²⁰ „Die meisten Dinge, die die Jungen umgeben, wie auch ein Großteil jener Geschichte, die sie studieren, waren schon auf dieser Welt, lange bevor sie geboren wurden. In dem Maße, wie junge Menschen erwachsen werden, wird ein immer signifikanterer Teil unserer eigenen Vergangenheit Geschichte. Und unsere immer umfangrei-

¹⁶ Ebd., S. 183.

¹⁷ Ebd., S. 184.

¹⁸ Aleksandr Filippov: Konstruirovaniye prošloga v kontekste kommunikacii: teoretičeskaja logika sociologičeskogo podchoda. In: Savel'eva, Poletaev (Hrsg.), Fenomen prošloga, S. 96–120.

¹⁹ Serž Moskoviči (Serge Moscovici): Mašina, tvorjačaja bogov. Moskva 1998, S. 359.

²⁰ David Louéntal' (Lowenthal): Prošloe – čužaja strana. Sankt Peterburg 2004, S. 296

cher werdenden Erinnerungen beginnen uns immer öfter beim Begreifen der Geschichte zu lenken, einschließlich jenes Teiles der Geschichte, der die Zeit vor unserer Geburt betrifft.“²¹

Mit der Zeit entstanden repräsentative Schulen, die sich mit der Erforschung des sozialen und kulturellen Gedächtnisses befassen und die Zahl der diesen Fragen gewidmeten Publikationen wächst unablässig, wobei das vielfältige Material der zahlreichen Studien ein beredtes Zeugnis von der äußerst engen Verbindung zwischen der Erfassung der historischen Ereignisse, des Bildes von der Vergangenheit selbst und dem Umgang damit sowie den sozialen Phänomenen (im weiteren Sinne des Wortes) abgibt.

Im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften in Russland erfreuen sich gedächtnishistorische Studien ebenfalls großer Beliebtheit. Im letzten Jahrzehnt erschienen nicht wenige konkrete Untersuchungen auf diesem Gebiet, meist handelt es sich jedoch um deskriptive Studien, die im Wesentlichen auf die Beschreibung der sozial und kulturell differenzierten „Bilder der Vergangenheit“ oder der gängigen (Massen-) Vorstellungen von der Vergangenheit ausgerichtet sind („Bilder“ der Vergangenheit analog zum mentalen „Bild von der Welt“ und als eine der elementaren Komponenten des letzteren). Die Ansichten über eine Korrelation zwischen *historischem Bewusstsein* und *historischem Gedächtnis* bleiben widersprüchlich: Nicht selten wird das historische Bewusstsein einfach auf das historische Gedächtnis reduziert, meist jedoch erfolgt eine Differenzierung in „Form“ (in der das Sozium seine Vergangenheit durch das Prisma und die Erfordernisse der Gegenwart erkennt) und „Inhalt“ (die im Gedächtnis abgelegte Vergangenheit oder die Vorstellungen vom Vergangenen). Das Problem der Korrelation zwischen dem weltanschaulichen, wertebezogenen, psychologischen sowie dem pragmatischen Aspekt der Formierung, Reorganisation und Transformation der Bilder der Vergangenheit bleibt in diesen Forschungen marginal, während das Thema der „imaginären“ und „projektierten“ Zukunft überhaupt ausgespart bleibt. In der Regel stellt sich die Aufgabe der parallelen Analyse der rationalen und mentalen Ebene dieses oder jenes „Bildes der Vergangenheit“ sowie ihrer relativen Rolle bei dessen Formierung nicht einmal, obwohl beide Komponenten der sozialen Konstruktion der historischen Kontinuität oder umgekehrt, historischen Diskontinuität, die Aufmerksamkeit nicht nur der Soziologen, sondern auch der Historiker erfordern.

Unterdessen treten die Meinungsverschiedenheiten und Widersprüche rund um die grundlegenden Begriffe des Gedächtnisses immer deutlicher zutage. Einige heutige Forscher setzen das historische Bewusstsein mit dem historischen Gedächtnis praktisch gleich, während andere betonen, das kollektive Gedächtnis selbst sei Ausdruck des historischen Bewusstseins und Basis für die Formierung der sozialen Gruppenidentität.²² Wieder andere halten den Begriff „kollektives

²¹ Ebd., S. 399–400.

²² Lorina Repina: Istoricheskaja pamjat' i sovremennaja istoriografija. In: Novaja i novejšaja istorija 2004. Nr. 5, S. 33–45.

Gedächtnis“ generell für wissenschaftlich unhaltbar und verweisen darauf, dass bei der Verwendung dieses Begriffs eine sich ständig wiederholende „Anthropomorphisierung des kollektiven Subjekts“ stattfinde. In Prinzip ruft diese These keine besonderen Einwände hervor. Es muss jedoch angemerkt werden, dass eine derartige „Anthropomorphisierung“ die Forscher nicht davon abhält, z. B. das soziale Gedächtnis als „im Laufe der sozialhistorischen Entwicklung angesammelte, durch praktische und kognitive Aktivitäten festgelegte und mit Hilfe sozialer und kultureller Mittel von Generation zu Generation weitergegebene und der individuellen und gesellschaftlichen Erkenntnis auf jeder konkreten Etappe der historischen Entwicklung zugrunde liegende Informationen“²³ zu bezeichnen. Grundsätzlich stellt das Problem der „Anthropomorphisierung“ kein Hindernis bei der Betrachtung des sozialen Gedächtnisses und der auf der Verwendung eines gemeinsamen Symbolsystems basierenden kollektiven Identität dar. In gleicher Weise wird das „kulturelle Gedächtnis“ interpretiert, das sich an fixen Momenten in der Vergangenheit orientiert und über den Rückgriff auf diese die Identität der sich erinnernden Gruppe begründet. Warum sollte das nicht auch für den Begriff des „historischen Gedächtnisses“ oder für Geschichte als Gedächtnis an die Vergangenheit – als Form der kollektiven Erzählung über sich selbst – gelten?

Und dennoch, weil die meisten Fachleute unter dem „historischen Gedächtnis“ die Gesamtheit der Vorstellungen von der sozialen Vergangenheit (sowohl auf der Massen- als auch auf der Individualebene) verstehen, stellen, nach Meinung der Kritiker, in diesem Fall das Wissen der Masse bzw. die gängigen Vorstellungen von der Vergangenheit die *Substanz* des „historischen Gedächtnisses“ dar; daher könne das neue Konzept zumindest als überflüssig bzw. insgesamt als durch und durch ideologiebeladen und daher schädlich betrachtet werden.²⁴

Die Kritiker begründen ihre Position mit unterschiedlichen Überlegungen. Eine davon besteht darin, dass die Erforscher des „historischen Gedächtnisses“ in den Prozess der *Erzeugung* des eigentlichen „Gedächtnisses“ hineingezogen würden, wodurch eine Verwischung der Grenzen zwischen den Massenvorstellungen und dem professionellen historischen Wissen erfolge. Um letztere konsequenter voneinander abzugrenzen, wird dabei dafür plädiert, mit dem Begriff der „kollektiven Vorstellungen von der Vergangenheit“ zu operieren, der im Rahmen der Sozialpsychologie, Kulturanthropologie und Wissenssoziologie entwickelt wurde, während das Konzept des „historischen Gedächtnisses“ hauptsächlich mit dem Begriff der „Politik des Gedächtnisses“ assoziiert wird, mit der Analyse der Rolle des politischen Auftrags bei der Formierung und Verankerung der konkreten Erkenntnisse über die Vergangenheit zur Gewährleistung bestimmter sozialer und politischer Funktionen oder es wird als *Gegengeschichte* interpretiert – in erster Linie als Vergangenheit der unterdrückten Klassen und nationalen Minderheiten, aber auch drangsaliert konfessioneller Gruppen und Randschichten. Somit wird das historische Gedächtnis im Wesentlichen als politisches Projekt betrachtet.

²³ Jaan Rebane: Princip social'noj pamjati. In: Filosofskie nauki 1977. Nr. 5, S. 100.

²⁴ Savel'eva, Poletaev, „Istoričeskaja pamjat“, S. 170-220.

Eine umfassende Kritik des Begriffs „historisches Gedächtnis“ sowie der „Theorie des traumatisierten kollektiven Gedächtnisses“ wurde von Aleksej Rutkevič in seiner Arbeit „Psichoanaliz i doktrina ,istoričeskoy pamjati“ („Die Psychoanalyse und die Doktrin des ‚historischen Gedächtnisses‘“)²⁵ vorgelegt. Der Autor bezeichnet diese Theorie als „offensichtlich falsch“ und schreibt: „Die Entstehung einer kollektiven traumatischen Erfahrung erfordert eine kollektive Psyche (die Zubereitung eines Hasenragouts erfordert einen Hasen) und das steht im Gegensatz zu all dem, was die heutige Wissenschaft über den Menschen aussagt. Es steht außer Zweifel, dass eine ähnliche Erfahrung vieler Menschen eine in etwa gleiche „Spur“ hinterlässt [...], dennoch ist nicht von einer kollektiven Seele die Rede. Die Erfahrung kann die gleiche sein, aber die Auseinandersetzung mit dieser Erfahrung, ihre Integration in dieses oder jenes Erklärungsschema, kann durchaus unterschiedlich ausfallen.“²⁶ Rutkevič bezieht sich auf das Konzept des „sozialen Gedächtnisses“ des britischen Psychologen Frederic Bartlett. Bei Bartlett geht es darum, dass das Material und die Form der Erinnerungen von den Gruppeninteressen, Werten sowie der sozialen Kontrolle der Gruppe über das Individuum abhängen würden und daher die Art, wie man sich erinnere, mit derjenigen derselben Gesellschaft, Klasse oder Gruppe vergleichbar sei, die ihre eigenen „Gedenkorte“ (Denkmäler, Hymnen, Gedenktage, Gründungsjubiläen etc.) haben könne; jedoch – so betont Rutkevič – „sollte jedes Mal nicht vom ‚kollektiven Gedächtnis‘ die Rede sein, sondern von den Mitteln, mithilfe derer Menschen sich gegenseitig beeinflussen, von Tradition in ihrer Grundbedeutung als ‚Übermittlung‘ von Erfahrungen, Kenntnissen und Fertigkeiten. Über ein Gedächtnis verfügen jedenfalls nur Individuen.“²⁷

Um die theoretisch-methodologischen Schwierigkeiten der heutigen Studien zum Thema Geschichte und Gedenken festzuhalten, haben Irina Savel'eva und Andrej Poletaev zwei prägnante Schlüsselfragen formuliert. Die erste lautet: Erfolgt die Formierung des „kollektiven Gedächtnisses“ aufgrund der Vereinigung verschiedener Varianten individueller Vorstellungen von der Vergangenheit in stereotype Bilder oder „bestimmt das apriorische ‚kollektive Gedächtnis‘, über das die Gesellschaft bereits verfügt, den Inhalt und die Modifizierung des individuellen Gedächtnisses an die Vergangenheit?“ Die zweite Frage: „Ist es berechtigt, die Mechanismen des individuellen Gedächtnisses aus dem sozialen zu extrapolieren oder umgekehrt, das individuelle Gedächtnis an die soziale Vergangenheit als vom kollektiven Gedächtnis abgeleitet zu betrachten?“²⁸

Zur zweiten Frage äußerte sich Jurij Lotman seinerzeit absolut unmissverständlich: „So wie das individuelle Bewusstsein über seine eigenen Mechanismen des Gedächtnisses verfügt, so schafft das kollektive Bewusstsein, wenn es das Be-

²⁵ Aleksej Rutkevič: Psichoanaliz i doktrina „istoričeskoy pamjati“. Moskva 2004.

²⁶ Ebd., S. 23.

²⁷ Ebd., S. 24; Aleksej Rutkevič: Psichoanaliz, istorija, travmirovannaja „pamjat“. In: Savel'eva, Poletaev (Hrsg.), Fenomen prošloga, S. 243–244.

²⁸ Savel'eva, Poletaev, „Istoričeskaja pamjat“, S. 189.

dürfnis erkennt, etwas Gemeinsames für das gesamte Kollektiv festzuhalten, die Mechanismen des kollektiven Gedächtnisses.“²⁹ Das kollektive Gedächtnis knüpft an den sozialen Kontext an. An dieses oder jenes Ereignis erinnert man sich nur dann, wenn es in die von der Gemeinschaft vorgegebenen konzeptuellen Strukturen eingebettet ist. Kürzlich stellte die Linguistin Natal'ja Bragina in dem Band „Pamjat' v jazyke i kul'ture“ („Das Gedächtnis in Sprache und Kultur“) das Gedächtnis auf der Basis der Analyse fester metaphorischer Wortverbindungen und klischeehafter Phrasen aus Werken der russischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts und der aktuellen Publizistik als selbstorganisierendes und anpassungsfähiges Funktionssystem von Fragmenten der persönlichen und sozialen Vergangenheit dar.³⁰

Im Kapitel „Gedächtnis und Sozium. Mechanismen des kulturellen Gedächtnisses“³¹ weist Bragina zu Recht darauf hin, dass „die Einführung des Gedächtnisses in den sozialen Kontext zur Entstehung der neuen metaphorischen Bedeutung des Wortes beigetragen“ habe und stellt – indem sie Methodologie und Metasprache von Historikern und Philosophen in die Sprache der Linguistik übersetzt – eine Forschungsanalogie der verschiedenen Arten des kollektiven Gedächtnisses zu der „linguistischen Analyse der inneren Form der sprachlichen Einheiten, ihrer Etymologie, ihren Metaphorisierungsprozessen sowie der Rekonstruktion der bildlichen Basis der Phrasen“³² her. Bragina erforscht Formen und Verwendungsweisen des Konzepts *Gedächtnis* bei verschiedenen Arten des Diskurses und unterscheidet zwischen dem *persönlichen* und dem *kollektiven* (als dem nicht-persönlichen) Gedächtnis, aber auch zwischen dem *kollektiven* (als sich auf verschiedene soziale Gruppen beziehendes) und dem *gesellschaftlichen* (als mit dem *Volksgedächtnis* in Beziehung stehendes und vor allem mit kommemorativen Praktiken verbundenes) Gedächtnis. Auf diese Weise wird der Begriff des kollektiven Gedächtnisses in zwei verschiedenen Bedeutungen verwendet.

Was die Antwort auf die erste Frage betrifft, so kann sie nicht eindeutig ausfallen. Die Vergangenheit wird gleichsam in zwei Ströme geteilt: das einzigartige, vergangene Ich (biographische Vergangenheit) und das vergangene Wir (historische Vergangenheit der Gruppe). Andererseits zeichnet die modernen Geisteswissenschaften die Achtung vor der Kultur als Kontext, Mittel und Resultat der menschlichen Lebensaktivität aus (nach dem Prinzip „es gibt keinen Menschen außerhalb der Kultur und keine Kultur außerhalb der Aktivität“).

Die russische Psychologin Veronika Nurkova hat ein neuartiges Konzept des autobiographischen Gedächtnisses entwickelt, das die Wechselbeziehung zwischen seinen strukturell-funktionalen Eigenschaften und den Gesetzmäßigkeiten von Entwicklung und Regulierung systemisch darstellt, wobei sie sich einer Un-

²⁹ Jurij Lotman: Vnutri mysljaščich mirov: Čelovek – tekst – semiosfera – istorija. Moskva 1996, S. 344–345.

³⁰ Bragina, Pamjat' v jazyke i kul'ture, S. 229.

³¹ Ebd., S. 227–255.

³² Ebd., S. 237.

tersuchungsmethodologie bedient, die auf dem kulturhistorischen Zugang zur Erforschung des individuellen Gedächtnisses beruht. Ihre besondere Aufmerksamkeit gilt in diesem Zusammenhang der Repräsentation und Aktualisierung der sozialhistorischen Vergangenheit im Rahmen individueller Erinnerungen.³³

Nurkova untersuchte, auf welche Weise das persönliche Ichbewusstsein in Korrelation mit allgemeingültigen Ereignissen eine historische Dimension erlangt, beschrieb die Rolle und Funktionsweise der historischen Komponente im Rahmen des individuellen autobiographischen Gedächtnisses, das in den kulturellen Verhaltensformen verankert ist, die von den Menschen geteilt und durch spezifische symbolische Systeme und Praktiken vermittelt werden. Das autobiographische Gedächtnis stellt eine Verschmelzung soziokultureller und individuell-peräsölicher Sinngehalte dar. Es wurden wichtige Schlussfolgerungen hinsichtlich der Funktionsweise historischer Erinnerungen innerhalb der Struktur des autobiographischen Gedächtnisses gezogen, insbesondere über die in ihm präsente Erfahrung vorangegangener Generationen, aber auch darüber, dass „der Übergangsmechanismus von semantischem historischem Wissen zur aktiven Formierung des historischen Gedächtnisses als lebendige Erfahrung darin besteht, Bedingungen für die engagierte Aneignung historischen Wissens zu schaffen“.³⁴

In diesem Zusammenhang unterscheidet die Forscherin vier qualitativ differierende psychologische Positionen von Trägern des historischen Gedächtnisses in Bezug auf ein historisches Ereignis: Teilnehmer, Augenzeuge, Zeitgenosse und Nachfolger.³⁵ Die von Nurkova aufgestellte und ausformulierte Hypothese über die qualitativ unterschiedlichen psychologischen Positionen eines Subjekts in Bezug auf ein historisches Ereignis („Teilnehmer“, „Augenzeuge“, „Zeitgenosse“, „Nachfolger“) ist geeignet, das Forschungsinstrumentarium der historischen Wissenschaft in mehrere Richtungen zu bereichern. Zum einen können vor dem Hintergrund der entwickelten Modelle die Möglichkeiten zur quellenkundlichen Analyse der verschiedenartigen und häufig fragmentarischen autobiographischen Narrative erweitert werden, deren Genretypologie sich nicht in autobiographischen literarischen Denkmälern in Lebensgröße erschöpft. Zum anderen ermöglichen die von der Autorin herausgearbeiteten unterschiedlichen Mechanismen der Integration historisch bedeutsamer Ereignisse in das individuelle historische Gedächtnis und ihres Erlebens als Fakten der persönlichen Biographie eine deutlichere Vorstellung von den möglichen Authentizitätskriterien historischer Zeugnisse und der Rolle des historischen Kontexts in den von den Historikern verwen-

³³ Veronika Nurkova: Kul'turno-istoričeskij podchod k avtobiografičeskoj pamjati [Autorreferat der Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der psychologischen Wissenschaften]. Moskva 2009. Dies.: Sveršennoe prođolžaetsja: Psichologija avtobiografičeskoj pamjati ličnosti. Moskva 2000. Dies.: Rol' avtobiografičeskoj pamjati v strukture identičnosti ličnosti. In: Mir psichologii 2004. Nr. 2, S. 77–87. Dies.: Analiz fenomenov avtobiografičeskoj pamjati s pozicij kul'turno-istoričeskogo podchoda. In: Kul'turno-istoričeskaja psichologija 2008. Nr. 1, S. 17–25.

³⁴ Nurkova, Kul'turno-istoričeskij podchod, S. 33.

³⁵ Ebd., S. 32.

deten autobiographischen Texten verschiedener Ebenen: von sogenannten „modellhaften“ (oder „kanonischen“) bis hin zu ganz normalen Texten. Von äußerster Wichtigkeit für die eigentlichen Forschungen zum Thema Geschichte, Gedenken und Historiographie sind die von Nurkova durchgeführten Experimente und detaillierten Beobachtungen hinsichtlich der Besonderheiten des Erlebens historischer Ereignisse der entfernteren und jüngeren Vergangenheit aus der Position des „Nachfolgers“ heraus, die sowohl aus Sicht der Erforschung des individuellen, als auch des kollektiven (sozialen) historischen Gedächtnisses denselben Stellenwert haben.

Eine ausführliche Begründung und theoretische Ausarbeitung des synthetischen Ansatzes ist in den Arbeiten des russischen Philosophen Andrej Makarov zu finden, der insbesondere das Phänomen des überindividuellen Gedächtnisses und die Geschichte seiner Konzeptualisierung erforschte.³⁶ Makarov kritisiert das individualistische psychologische Herangehen an die Erklärung aller Prozesse zur Wissensbewahrung über die Fakten einer früheren Erfahrung sowie zur zeitlichen Übertragung dieser Informationen und sieht ihren Schwachpunkt darin, dass die Wissenschaftler das Phänomen der Tradition aus dem Blickfeld verloren hätten. Wie beschränkt ein derartiger Ansatz sei, habe sich bereits Anfang des 20. Jahrhunderts gezeigt, als sozialpsychologischen Strukturen, die über eine kollektive Dimension verfügten, deutlich zum Vorschein gekommen seien und sich die Notwendigkeit ergeben habe, die Aufmerksamkeit der Forscher auf die transpersonale bzw. überindividuelle Dimension des Gedächtnisses zu lenken.

Auf der Suche nach einer Methode zur Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Gedächtnisses, das die Grundlage für eine interdisziplinären Synthese bilden könne, hielt Makarov den Terminus „überindividuelles Gedächtnis“ für angebracht, da er mehr abdecke als die Begriffe „kulturelles Gedächtnis“ oder „kollektives Gedächtnis“: In ihm „vereinen sich der soziale, kulturelle und historisch-genetische Aspekt der externen Kontrolle über das Bewusstsein des Individuums“.³⁷ Außerdem verweise dieser Begriff direkt auf die Dichotomie individuell/überindividuell, die im Zentrum der Frage der Konzeptualisierung des Gedächtnisses stehe. Makarov greift die Konzepte von Michail Bachtin und Jurij Lotman auf und schreibt: „Das persönliche Gedächtnis des Menschen ist umfassender als sein individuelles Gedächtnis. Das Bewusstsein und das Gedächtnis des Individuums sind nicht isoliert von dem Wissen, über das andere Menschen verfügen oder einmal verfügt haben. Dank der zwischenmenschlichen Kontakte und der Tradition als Kommunikation zwischen den Generationen kann Wissen angezammelt und gespeichert werden. Das ist ein unschätzbarer Vorrat an universeller Erfahrung. Ein Mensch wird geboren, tritt in Kontakt mit Anderen, taucht ein in die Sprache und wird so zum Vermittler des Wissens (der Bilder, Begriffe, Denkschemata), die von seiner Referenzgruppe angesammelt wurden. [...] Hält man

³⁶ Andrej Makarov: Fenomen nadindividu'noj pamjati (obrazy – koncepty – refleksija). Volograd 2009.

³⁷ Ebd., S. 9.

es für möglich, dass menschliche Gemeinschaften ebenfalls in der Lage sind, in einen Wissensaustausch mit anderen Gruppen einzutreten, so fließt ihr Gruppengedächtnis in eine Art gruppenweites überindividuelles Gedächtnis ein.“³⁸

Die Rede ist von der sozialen Dependenz der Mechanismen zur Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit der Realität, was Bewusstsein und Gedächtnis eine überindividuelle Dimension verleiht. Das eigentliche Phänomen der Sozialität im Kontext des überindividuellen Gedächtnisses ist laut Makarov untrennbar mit der kommunikativen Funktion der Kultur verbunden³⁹, in deren symbolischem Umkreis die Weitergabe der Information erfolge. Dank der Sprache entstehe „das Feld der einheitlichen, allgemein verständlichen und daher von Generation zu Generation weitergegebenen Erfahrung“.⁴⁰ Das überindividuelle Gedächtnis, das eine sozial-integrative Funktion erfülle „tritt als unabdingbare Voraussetzung der Konstituierung der semiotischen Realität [...] durch Symbole der synchronen (zwischen Zeitgenossen) und diachronen (zwischen Vorfahren und Nachfahren) Verbindungen zwischen den Menschen auf“⁴¹.

Makarov betont zu Recht, dass das Wissen um die überindividuelle Dimension des Gedächtnisses für die Menschheit immer mehr an Bedeutung gewinne, da das Anwachsen der künstlichen Schicht der den Menschen umgebenden Umwelt dazu geführt habe, dass das Gedächtnis immer mehr von der Kultur abhänge und nicht von der Natur. Nebenbei sei daran erinnert, dass Jan Assmann als einen der Faktoren für die Entstehung des künstlichen Gedächtnisses die neuen elektronischen Mittel zur externen Speicherung von Information ausmachte.⁴²

Vergleicht man die maßgeblichen, sozialwissenschaftlichen Interpretationen des Phänomens des Gedächtnisses, denen in der wissenschaftlichen Literatur breiter Raum gewidmet wurde, mit den neuen konzeptionellen Ausarbeitungen russischer Forscher der Fachrichtungen Philosophie, Psychologie, Philologie und Kulturwissenschaft, kommt man zu folgenden Ergebnissen: Der Konflikt zwischen den beiden Grundformen der Konzeptualisierung des Phänomens des überindividuellen Gedächtnisses (entweder als Raum der allgemeinen sozialen Erfahrung mit transzendentem Charakter oder als Konstrukt des individuellen Bewusstseins, das von den pragmatischen Erfordernissen der Referenzgruppe, zu der der Einzelne gehört, hervorgebracht wurde) wird umgewandelt in die Kombination zweier sich gegenseitig ergänzender Tendenzen, die die dialektischen Aspekte des persönlichen Sozialisationsprozesses widerspiegeln: „der Tendenz zur *Interiorisation* des kollektiven Gedächtnisses durch das individuelle Bewusstsein und der Tendenz zur *Exteriorisation* des individuellen Gedächtnisses in der Gesellschaft“⁴³. Diese Dialektik schwingt in dem weiter oben behandelten „negativen Befund“ Ricoeurs zur Phänomenologie des individuellen Gedächtnisses und zur Soziologie

³⁸ Ebd., S. 10.

³⁹ Ebd., S. 25.

⁴⁰ Ebd., S. 40.

⁴¹ Ebd., S. 44.

⁴² Assmann, *Kul'turnaja pamjat'*, S. 11.

⁴³ Makarov, *Fenomen nadyndividual'noj pamjati*, S. 188.

des kollektiven Gedächtnisses mit, die jeweils auf lediglich einer der gegensätzlichen Thesen basieren, sowie in seinem Vorschlag, eine mögliche gegenseitige Abhängigkeit dieser „antagonistischen“ Ansätze zu untersuchen.

Es ist bezeichnend, dass alle dargestellten Konzeptualisierungen der Erinnerung, die auf die Überwindung der Dichotomie individuelles/überindividuelles (kollektives, soziales) Gedächtnis ausgerichtet sind, den Weg zur Synthese gerade in der Geschichte sehen.

Soziokulturelle Faktoren von langer zeitlicher Ausdehnung und temporäre historische Situationen bilden einen beweglichen Kontext, in dem die soziale Konstruktion von Identität als schwieriger Prozess in Erscheinung tritt, der dem Einfluss gegenläufiger Kräfte und zahlreicher Zufälle unterworfen ist. Heute wenden sich die Historiker aktiv der Problematik des historischen Gedächtnisses zu und konzentrieren sich dabei im Wesentlichen auf die Erforschung der verschiedenen Aspekte der „Nutzung der Vergangenheit“ und der „Rhetorik des Gedächtnisses“. Das soziale Gedächtnis gewährleistet nicht nur das Spektrum der Kategorien, anhand derer die Mitglieder der jeweiligen Gruppe sich unbewusst in ihrem Umfeld orientieren, es ist auch eine Quelle des Wissens, die Stoff für die bewusste Reflexion und Interpretation der übertragenen Bilder der Vergangenheit im historischen Denken und professionellen historischen Wissen liefert. Bei der pragmatischen Betrachtung der Mechanismen zur Bewahrung und Weitergabe des historischen Gedächtnisses sowie der sozialen Existenz der Vorstellungen von der Vergangenheit und der „Narrative der Identität“ darf die kognitive Rolle des historischen Gedächtnisses nicht vergessen werden, was eine prinzipielle Forschungsanordnung zur Synthese des pragmatischen und des kognitiven Ansatzes zu seiner Untersuchung voraussetzt.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

Bernd Bonwetsch

Ein doppelter deutscher Blick auf Russland und seine Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“

Die nachstehenden Bemerkungen waren ein Diskussionsbeitrag zur deutsch-russischen Konferenz „Erinnerung an Diktatur und Krieg. Brennpunkte des kulturellen Gedächtnisses zwischen Russland und Deutschland“ im Frühjahr 2012 in Moskau. Sie erheben nicht den Anspruch, neue Forschungsergebnisse zugänglich zu machen, sondern fassen Ergebnisse und Einsichten langjähriger und fortlaufender Beschäftigung mit der Realgeschichte des Krieges selbst wie auch mit der Erinnerung an ihn im öffentlichen Raum in der Sowjetunion und im postsowjetischen Russland zusammen. Dabei zeigt sich ganz in Wilhelm von Humboldts klassischem Gedanken, dass Wissenschaft bei aller Erweiterung von Kenntnissen und Erkenntnissen ihre Ergebnisse nie als endgültig betrachten kann. Bei einem Beobachtungsgegenstand wie der sowjetisch-russischen Erinnerungskultur, die trotz aller Konstanten laufender Veränderung unterworfen ist, ist die Vorläufigkeit des Ergebnisses ohnehin selbstverständlich.

Der im Titel apostrophierte „doppelte Blick“ meint die west- und die ostdeutsche Wahrnehmung der Kriegserinnerung in der Sowjetunion bzw. in Russland. Er ist in mehrfachem Sinne befangen, denn ich schaue mit einem durch die eigene und westdeutsche Erinnerung an den Krieg geprägten Blick darauf, wie man in der DDR auf die Sowjetunion und diese wiederum auf den Krieg geschaut hat. Als ein 1940 geborener Deutscher gehöre ich überdies gerade noch zur abnehmenden Zahl derjenigen, die einen direkten, wenn auch wenig ausgeprägten persönlichen Bezug zu Krieg und Nachkrieg haben, fünf Jahre davon in der SBZ/DDR. Das mag diesem „doppelten Blick“ eine besondere Färbung geben.

Was die Erinnerung grundsätzlich betrifft, so ist es im Prinzip überall gleich: jedes Individuum und jede Gemeinschaft brauchen Erinnerung, oder, wie es György Konrad eingängig formuliert hat: Zukunft braucht Erinnerung. Sie dient der Handlungsorientierung und -Rechtfertigung, sie ist nötig zur Identitätsbildung von Individuen in der Gemeinschaft und ist somit Teil des Vielen, was größere menschliche Gemeinschaften konstituiert. Das Bedürfnis an historischer Orientierung für diese Gemeinschaften ist deshalb groß, weil Geschichte nun einmal das einzige „Laboratorium“ und Beobachtungsfeld für das Verhalten von Menschen in sozialen Gemeinschaften und für das Verhalten dieser Gemeinschaften selbst ist. Deshalb spielen die im Titel unserer Sektion apostrophierten Deutungskonflikte auch eine Rolle, die über bloßes Faktenwissen, über bloßes „richtig oder falsch“ hinausgehen. Denn zu den Erinnerungsbedürfnissen von Individuen und Gemeinschaften gehört, dass Erinnerungen positiv sind oder die zugrunde liegenden Ereignisse positiv gedeutet werden. Anders kann man Gemeinschaften nicht konstituieren. Das Bedürfnis nach positiver, identifikationsstiftender Erin-

nerung führt deshalb zumeist zur entsprechenden Deutung von Vergangenem und zur Verdrängung und „Vergessen“ von Negativem, was sich jedoch häufig oder sogar immer an der Erinnerung anderer Individuen und Gemeinschaften reibt.

Kriege eignen sich besonders gut zur Veranschaulichung dieses Problems, denn sie enden traditioneller Weise mit Siegern und Verlierern. Mit Versailles zum Beispiel verbinden Deutsche bei relativ oberflächlicher Betrachtung zweierlei Erinnerung: 1871 den Sieg über Frankreich, die Bismarcksche Reichsgründung und die Ausrufung des Preußenkönigs Wilhelms I. zum deutschen Kaiser; 1919 die Niederlage im I. Weltkrieg und den „Clemenceau-Frieden“, den Philipp Scheidemann, der erste sozialdemokratische Ministerpräsident Deutschlands, so schmachvoll fand, daß er nach kurzer Amtszeit zurücktrat, weil ihm „lieber die Hand verdonnen“ sollte, als daß er das „Versailler Diktat“ unterzeichnen wollte. Im französischen historischen Bewusstsein haben die Ereignisse genau den entgegen gesetzten Stellenwert.

Das Problematische an dem Versuch, die Vergangenheit positiv zu deuten und Negatives zu verdrängen, ist nur, dass Individuen und Gemeinschaften von der unangenehmen Vergangenheit eingeholt werden können und zumeist auch werden: zum einen sind Historiker dazu berufen, nicht Mythen zu pflegen, sondern aufzuklären, wobei man allerdings leicht resignieren kann, weil die erinnernden Gemeinschaften liebgewordene Mythen nicht gern preisgeben. Zum anderen ist es die Umwelt, die an die negative Vergangenheit erinnert. Sie kann einem dann, bildlich gesprochen, geradezu auf den Kopf fallen. So hat es der Schweizer Dramatiker Lukas Bärfuss 2011 am Beispiel der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg in seinem Stück „Zwanzigtausend Seiten“ dargestellt.¹ Will man dieses Bild auf uns Deutsche anwenden, so ist uns zum Beispiel Ende der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts die schon von selbst erledigt geglaubte und dem Vergessen anheim gegebene Zwangsarbeiter-Entschädigung „auf den Kopf gefallen“.

Dieses sehr konkrete Erinnerungsproblem, das die deutsche Öffentlichkeit erst angesichts in den USA angestrengter Entschädigungsklagen und entsprechender Boykottdrohungen wirklich beschäftigte, leitet als eigentlich deutsch-sowjetisches bzw. deutsch-russisches Kriegsthema direkt über zur Erinnerung an den Krieg und seiner spezifischen Dialektik von Erinnern und Vergessen.

Für die Sowjetunion war der Krieg die größte Herausforderung ihrer Geschichte seit 1917. Die Sowjetunion erlitt ungeheure Anfangsverluste und schien am Rande des Zusammenbruchs zu stehen. Aber sie errang einen Sieg, den niemand in Berlin, London, Washington und sogar Moskau selbst erwartet hatte. Ja sie war der eigentliche Sieger über Deutschland. Selbstverständlich prägte der Sieg von Anfang an die sowjetische und prägt noch heute die russische Erinnerung an den Krieg. Alle anderen Länder zwischen Deutschland und der Sowjetunion wurden zumindest offiziell nicht besiegt, sondern vom Faschismus befreit – Deutschland

¹ Es geht um den 2002 veröffentlichten Bericht („Bergier-Bericht“) der von Jean François Bergier geleiteten Historikerkommission: *Jean François Bergier: Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg*. Zürich 2002.

dagegen wurde besiegt. Entsprechend hieß es in Stalins Tagesbefehl vom 9. Mai 1945 aus Anlaß der deutschen Kapitulation: „Der Große Vaterländische Krieg ... ist siegreich beendet. Deutschland ist völlig zerschlagen.“ Die am selben Tag gestiftete und Millionen Soldaten verliehene Medaille trug die Inschrift: „Für den Sieg über Deutschland im Großen Vaterländischen Krieg 1941–1945“. Entsprechend gab es für die an der Berliner Operation beteiligten Soldaten die Medaille für die „Einnahme Berlins“, während es im Falle Warschaus, Prags und Belgrads Befreiungsmedaillen gab.

Ob die Rotarmisten sich anders verhalten hätten, wenn es offiziell um die Befreiung Berlins und Deutschlands gegangen wäre, ist zu bezweifeln. Aber die offizielle Behandlung als besiegte Nation bekamen die Deutschen in der sowjetischen Besatzungszone und insbesondere die Kommunisten schmerzlich zu spüren: Widerstand geleistet zu haben, selbst als Kommunist, galt zunächst wenig. Auch diejenigen, die insbesondere in den 7. Abteilungen, den Propagandaabteilungen der Roten Armee, den Krieg mitgemacht hatten, um Deutschland vom Faschismus zu befreien, hatten sich dieser Sicht zu fügen. Die Besatzungsmacht bestand darauf, dass die Deutschen insgesamt als mitschuldig am Faschismus und am Krieg und seinen Verbrechen zur Rechenschaft gezogen werden mussten. Die KPD, die das ohne wirkliche Überzeugung akzeptierte, beklagte sich aber bei der Besatzungsmacht darüber, dass die anderen Parteien, insbesondere die Sozialdemokraten, diese Sicht nicht teilten, sondern sich bei der Arbeiterklasse einschmeichelten, sie von Schuld an Hitler freisprachen und sich dadurch gegenüber der KPD einen Vorteil verschafften.²

Die sowjetische Position blieb jedoch zunächst hart. Die Zensur strich aus allen Redemanuskripten und Druckerzeugnissen den Begriff „Befreiung“, der dem Empfinden des deutschen Widerstands und insbesondere der Kommunisten entsprochen hätte.³ Deutschland und die Deutschen sollten insgesamt für Hitler und die militärische Aggression bestraft werden. Stalin hatte zwar während des Krieges einen Unterschied zwischen Hitler und den Deutschen gemacht – bekannt ist der vielzitierte und in der Sowjetischen Besatzungszone auch viel propagierte Ausspruch vom 23. Februar 1942 über die Hitlers, die kommen und gehen, während das deutsche Volk und der deutsche Staat bestehen bleiben –, aber das entsprach 1945 nicht der offiziellen Politik. Seit Jalta sprach Stalin von Deutschland als einem „aggressiven“ Staat, der zunächst einmal bestraft und von den friedliebenden Staaten kontrolliert werden müsse. Das Experiment mit dem Nationalkomitee „Freies Deutschland“, das auf ein Zusammengehen mit einer nationalen

² Bernd Bonwetsch u. a. (Hrsg.): Sowjetische Politik in der SBZ 1945–1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD unter Sergej Tjulpanov. Bonn 1998, S. 4–5, 22–23.

³ Matthias Uhl: Vom Besiegten zum Sieger der Geschichte – der „Tag der Befreiung des deutschen Volkes vom Hitler-Faschismus“ in der Historiographie der DDR und die Geschichtspropaganda der SED. In: Mitteilungen der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen. Bd. 4. München 2010, S. 58–65, hier S. 60.

deutschen Opposition gegen Hitler gezielt hatte, wurde deshalb gegen Kriegsende sang- und klanglos fallen gelassen. Seine Mitglieder wurden jetzt nicht etwa als das „andere“, das bessere Deutschland besonders herausgestellt. Der in der SBZ gebildete „Block der antifaschistischen Parteien“ berief sich kein einziges Mal auf das Nationalkomitee als ideellen Ursprung.⁴

Selbstverständlich hatte dieser sowjetische Kurswechsel seine Ursachen nicht nur in den alliierten Absprachen über die gemeinsame Kontrolle und Bestrafung Deutschlands, sondern so wurden auch die Demontagen und sonstigen Reparationen gerechtfertigt, die nicht zuletzt die Existenzgrundlage der deutschen Arbeiterschaft, des natürlichen Verbündeten der Sowjetunion, betrafen. Erst das Ende der alliierten Zusammenarbeit in Bezug auf Deutschland im Zusammenhang mit dem Entstehen des Kalten Krieges, das Ende der rigoros aus der Sowjetischen Besatzungszone entnommenen Reparationen und die weitgehende Rückkehr der Kriegsgefangenen, deren Arbeit in der Sowjetunion ja ebenfalls zu den sowjetischen Reparationsforderungen gehört hatte, brachten einen Umschwung in der Behandlung der „Schuldfrage“ und legitimierte die Gründung der DDR als „Arbeiter- und Bauernstaat“.

Seitdem die „Zone“, wie es im sowjetischen Sprachgebrauch hieß, sich zum Verbündeten DDR mauserte, wandelte sich der Sieg über Hitler-Deutschland im Verhältnis Sowjetunion-DDR zur Befreiung von Hitler. Die DDR und ihre Deutschen wurden von der Mitschuld am Faschismus de facto freigesprochen und rückten zum Juniorpartner des Sieges über ihn auf. 1950 wurde der 8. Mai in der DDR mit dem Segen Moskaus sogar als „Tag der Befreiung“ zum gesetzlichen Feiertag erklärt und seitdem mit viel Pomp, Aufzügen und feierlichen Erklärungen begangen.

Man feierte vor allem aber die Rolle der Sowjetunion und ihrer Streitkräfte. Die Einbeziehung derjenigen Deutschen, die sich schon während des Krieges von Hitler abgewandt und als sowjetische Kriegsgefangene gegen Hitler gewandt hatten, fand zunächst dagegen recht zögerlich statt. Nach der Entlassung von Generalfeldmarschall Paulus in die DDR 1953 gab es am 2. Juli 1954 eine Pressekonferenz, die selbstverständlich einiges Aufsehen erregte. Die öffentliche Erklärung von Paulus sowie die Bekenntnisse einiger anderer Stalingrader, die in der DDR ihre „Heimat“ gefunden hatten, darunter der ehemaligen Generäle Lattmann und Hähling, wurden von der Nationalen Front als bescheidene Broschüre veröffentlicht.⁵ Aber wirkliche Propaganda wurde mit den „Stalingradern“ nicht gemacht, selbst wenn viele von ihnen in der NDPD und in verantwortlichen Positionen in der DDR tätig waren und das Motto der „Frontnotizen“ des ehemaligen Vorsitzenden des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ Erich Weinerts „Memento Stalingrad“ und der durch Stalingrad ausgelöste Wandel präsent blieben.⁶

⁴ Jörg Morré: Hinter den Kulissen des Nationalkomitees. München 2001, S. 179–186.

⁵ Wie ich meine Heimat fand. Ehemalige Frontoffiziere berichten. Hrsg. v. Volkswahlaußschuß der Nationalen Front des demokratischen Deutschland. [Berlin] 1954.

⁶ Erich Weinert: Memento Stalingrad. Berlin 1951; Franz Fühmann: Die Fahrt nach Stalingrad. Eine Dichtung. Berlin 1953. Vgl. auch Jörg-Uwe Fischer: „Man soll nicht vergessen“ – Stalin-

Erst in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre begann man im Zuge des Aufbaus der Nationalen Volksarmee unter maßgeblicher Beteiligung ehemaliger Wehrmachtsoffiziere die eigene, bescheidene Teilhabe am „Sieg über das faschistische Deutschland“ herauszustellen. Dazu bot sich gerade das Stalingrad-Erlebnis an: als Wendepunkt in der Haltung höherer deutscher Offiziere, die sich in der Gefangenschaft für Antifaschismus und Zusammenarbeit mit den Kommunisten und der Sowjetunion entschieden, den Schritt in das Nationalkomitee Freies Deutschland und den Bund Deutscher Offizieren getan und folgerichtig in der DDR ihre politische Heimat gefunden hatten. Verspätet griff man jetzt entschlossener auf die Möglichkeit einer antifaschistischen Traditionsbildung im Zusammenhang mit Stalingrad zurück, wie sie sich schon 1945 angeboten hätte und die sich nicht unerheblich von der westdeutschen Erinnerung an Stalingrad unterschied⁷: auf den Wandel der Gesinnung angesichts des „Verrats“ durch Hitler und der verlorenen Schlacht sowie auf den „schweren Entschluß“, so der Titel der 1965 veröffentlichten Erinnerungen des letzten Adjutanten von Paulus, sich auf sowjetischer Seite aktiv gegen Hitler zu stellen.⁸ Die „Stalingrader“ spielten dank ihrer persönlichen Wandlung, ihres Hinfindens zum Antifaschismus und zugleich ihrer Zeugenschaft für die sowjetische militärische Überlegenheit für das offizielle Bild vom Krieg und für die Traditionsbildung in der DDR eine prominente Rolle.

Hinsichtlich der eigentlichen Darstellung des deutsch-sowjetischen Krieges und seiner Würdigung im öffentlichen Raum übernahm die DDR alle ideologischen Moskauer Schwenks. Eine eigenständige Interpretation und eine irgendwie erwähnenswerte Literatur zum Krieg hatte man nicht. Ebenso wenig pflegte man eine eigene Erinnerungskultur. Es gab kaum Freiraum für andere als die von der Sowjetunion vorgegebenen Formen und Inhalte. So wurde selbstverständlich auch das „Stalingrad-Erlebnis“ zum Erlebnis der „Schlacht an der Wolga“, nachdem Stalingrad 1961 im Zuge der Entstalinisierung unter Chruščev umbenannt und die Erwähnung des Namens Stalins auch in historischen Zusammenhängen möglichst vermieden wurde. Das einzig eigenständige, was die DDR sich erlaubte, war die stillschweigende Abschaffung des „Tages der Befreiung“ als eines arbeitsfreien Feiertages 1967, zwei Jahre nachdem man ihn als solchen in der Sowjetunion wieder eingeführt hatte.⁹

Ob und wie sich diese ideologischen Wandlungen im Bewusstsein der Ostdeutschen auswirkten, ist eine ganz andere Frage. Zunächst war der Krieg keine Sache

grad-Deutungen im Hörfunkprogramm der SBZ/DDR in den späten vierziger und fünfziger Jahren. In: Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 50 (2001), Nr. 1, S. 127-139.

⁷ Zu Stalingrad in der westdeutschen Erinnerung und ihren Differenzen zur russischen siehe auch Bernd Bonwetsch: Stalingrad. In: Spuren – Sledy. Deutsche und Russen in der Geschichte. Hrsg. v. Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 2003, S. 86-95.

⁸ Wilhelm Adam: Der schwere Entschluß. Berlin 1965. Die Darstellung folgt hier insgesamt Jens Ebert: „Erziehung vor Stalingrad“. Die Schlacht in der ostdeutschen Mentalitätsgeschichte. In: Peter Jahn (Hrsg.): Stalingrad erinnern. Stalingrad im deutschen und im russischen Gedächtnis. Berlin 2003, S. 16-23.

⁹ Uhl, Vom Besiegten zum Sieger der Geschichte, S. 63.

der Erinnerung, sondern in seinen realen Folgen eine Gegenwarts- und Alltagsfrage. Das galt im übrigen auch für Westdeutschland. Angesichts der Sorgen um die Ernährung, das Dach über dem Kopf und die Sammlung der Familienangehörigen war der Krieg zwar in aller Bewußtsein, aber nur als ein Thema von vielen, die dringender waren. Schon gar nicht interessierte die sowjetische Erinnerung an den Krieg und mögliche Deutungskonflikte. Aber auch in der Sowjetunion selbst wurde es nach dem ersten, das ganze Volk und selbst die Strafgefangenen erfassenden Siegesjubel um den Krieg erstaunlich still.

Nach dem Überleben im Krieg kam jetzt das Überleben im Nachkriegsalltag, der kaum besser und in vielem schlechter aussah als der deutsche. Der Tag des Sieges über Deutschland, 1945 zum arbeitsfreien Feiertag erklärt, wurde bereits 1948 wieder zu einem der unzähligen nicht arbeitsfreien Feiertage der Sowjetunion degradiert; ebenso der 3. September als Tag des Sieges über Japan. Von einer Regierungskommission unter Vorsitz Andrej Ždanovs vorbereitete und im August 1947 vom Ministerrat beschlossene Pläne für ein Siegesmonument am Rande des Roten Platzes verschwanden in der Schublade. Dafür blieb das zum Abriß bestimmte Historische Museum stehen, das dem Siegesmonument hatte weichen sollen.¹⁰ Man hat nie wieder etwas von den Plänen gehört.

Es gibt keine offiziellen Begründungen für diese Kehrtwende in Bezug auf die öffentliche Erinnerung an den Sieg. Aber zweifellos hat sie mit dem gewandelten Verhältnis zu den Kriegsalliierten, mit dem Beginn des Kalten Krieges zu tun. Der Krieg als realitätsnahe Darstellung, in der sich die Opfer, Leistungen und Entbehrungen der Kriegsteilnehmer wie der Bevölkerung wieder fanden, verschwand aus dem öffentlichen Diskurs. Im Interesse der Leistungsmobilisierung der Bevölkerung wurde fast so getan, als ob die Bedrohung der Sowjetunion weiterhin real und der eigentliche Sieg noch zu erringen sei. Leonid Brežnev, damals Parteisekretär von Zaporoz'e, hat das in seinen Erinnerungen zum Ausdruck gebracht: „In der Nacht [8. auf 9. März 1947] rief Stalin mich an. Das Gespräch war ernst. Alles, was wir mit Mühe erreicht hatten, was noch vor kurzem als Erfolg angesehen worden war, verwandelte sich plötzlich fast in eine Niederlage. Die Umstände hatten sich geändert – nicht bei uns im Gebiet, aber in der Welt. Die Frist für die Inbetriebnahme des gesamten Stahlblechkomplexes wurde uns auf den kommenden Herbst vorverlegt. Wir sollten das Bautempo beschleunigen [...] Das hing mit dem Kalten Krieg zusammen.“¹¹ Für Triumph und Ausruhen auf Siegeslorbeer, aber auch für die Darstellung der Notlage und der Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, war da kein Raum.¹² Der Ausnahmezustand des Krieges sollte

¹⁰ *Vestnik Archiva Prezidenta Rossijskoj Federacii*. 1997. Nr. 6, S. 154–156.

¹¹ Leonid Brežnev: *Vozroždenie*. Moskva 1978, S. 24.

¹² Bernd Bonwetsch: Sowjetunion: Triumph im Elend: In: *Ulrich Herbert, Axel Schildt* (Hrsg.): *Kriegsende in Europa: Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944–1948*. Essen 1998, S. 52–88; ders.: Der „Grosse Vaterländische Krieg“. Vom öffentlichen Schweigen unter Stalin zum Heldenkult unter Breschnew. In: *Babette Quinten* (Hrsg.): „Wir sind die Herren dieses Landes“. Ursachen, Verlauf und Folgen des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion. Hamburg 2002, S. 166–187.

bruchlos auf die Produktionsfront übertragen werden. Nicht der gewonnene, sondern der zu gewinnende Krieg sollte die Menschen beschäftigen.

Selbstverständlich fanden die herausragenden Daten des Krieges offiziell in den Medien weiterhin Erwähnung. Aber während in den westlichen Ländern gefeierte Kriegshelden ihre Erinnerungen publizierten und in Deutschland statt eines Theodor Plivier Hitlers Generäle wie Franz Halder und Erich von Manstein den Tenor der Kriegserinnerung zu bestimmen begannen, verschwand ein Marschall Žukov in der Versenkung. Der durchlittene und doch gewonnene Krieg war in der Sowjetunion eigentlich kaum mehr ein öffentliches Thema. Stalins millionenfach publizierte Kriegsreden¹³, das Lob der sowjetischen Kriegswirtschaft durch den Vorsitzenden der Staatlichen Plankommission Voznesenskij¹⁴, das bald wieder aus dem Verkehr gezogen wurde und, während es noch auf deutsch erschien, im Frühjahr 1949 in Moskau schon auf dem Index stand¹⁵, das Lob der „Zehn Stalinschen Schläge“ der Roten Armee¹⁶ und ganz wenige Filme und literarische Darstellungen waren schon alles.¹⁷

Erst nach dem Tode Stalins änderte sich das, weil die Darstellung des Krieges Teil der eingeschränkten Entstalinisierung Chruščevs war. Nach zögernden Anfängen wurde der Krieg vor allem seit dem 22. Parteitag 1961 wieder ein Thema im öffentlichen Raum. Es erschienen interessante Kriegsmemoiren. Die Militärhistorische Zeitschrift, die sie vorabdruckte, wurde geradezu populär. Der Historiker Alexander Michajlovič Samsonov, Stalingrad-Veteran und Akademiemitglied, machte sich um ihre Publikation in Buchform im Verlag „Nauka“ verdient (und, nebenbei, bei manchen Offiziellen unbeliebt).¹⁸ Es erschien die sechsbändige „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion“, die bis zur

¹³ Josef Stalin: Über den Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion. Moskau 1946.

¹⁴ Nikolaj Wosnessenski: Die Kriegswirtschaft der UdSSR während des Vaterländischen Krieges. Moskau 1949.

¹⁵ Vgl. die Kritik an der Zeitschrift „Bolševik“, der vorgeworfen wurde, das Buch in einer Rezension 1948 gelobt zu haben. Dabei hatte Stalin es selbst korrigiert und der Verleihung des Stalin-Preis 1947 zugestimmt. Siehe Oleg V. Chlevnjuk et al. (Hrsg.): Politburo CK VKP(b) i Sovet Ministrov SSSR. 1945–1953. Moskva 2002, S. 286–288; Bernd Bonwetsch: Die „Leningrad-Affäre“ 1949–1951. Verbrechen und Politik im Spätstalinismus. In: Deutsche Studien 28 (1990), S. 314, 318–319.

¹⁶ S. Golikov: Vydajuščiesja pobedy Sovetskoy Armii v Velikoj Otečestvennoj vojne. Moskva 1952.

¹⁷ Zum Film siehe Peter Kenez: Cinema and Soviet Society, 1917–1953. New York 1992, S. 228–235; Lars Karl: Von Helden und Menschen. Der Zweite Weltkrieg im sowjetischen Spielfilm (1941–1965). In: Osteuropa 52 (2002), S. 74–76; ders.: „Für die Heimat! Für Stalin!“ Der Zweite Weltkrieg im sowjetischen Spielfilm der Nachkriegszeit, 1945–1950. In: Frank Grüner, Urs Heftrich, Heinz-Dietrich Löwe (Hrsg.): „Zerstörer des Schweigens“ Formen künstlerischer Erinnerung an die nationalsozialistische Rassen- und Vernichtungspolitik in Osteuropa. Köln u. a. 2006, S. 303–322; Neja Sorkaja: Wunden, die nicht verheilen. Der Große Vaterländische Krieg in sowjetischen Filmen 1945 bis 1990. In: Karl Eimermacher, Astrid Volpert (Hrsg.): Tauwetter, Eiszeit und gelenkte Dialoge. Russen und Deutsche nach 1945. München 2006, S. 1115–1145.

¹⁸ Sein Buch erschien in vier Auflagen: Alexandr M. Samsonov: Stalingradskaia bitva. Moskva 1. Aufl. 1960. Eine stundenlange Diskussion zwischen dem Autor und dem ihm bis dahin unbekannten Akademik Samsonov 1987 im Sanatorium in Uspenskoe bei Moskau bleibt unvergesslich.

„Perestrojka“ die seriöseste sowjetische Kriegsdarstellung war. Am offensten war die Behandlung des Kriegsthemas in der Literatur, weil sie die Dinge ohne den hoheitlichen Anspruch der Geschichtswissenschaft schilderte. Genannt seien nur Namen wie Viktor Nekrassow, Konstantin Simonow, Jurij Bondarev, Grigorij Baklanov, Vasilij Bykov, Konstantin Vorob'ëv und Bulat Okudžava.¹⁹

Nicht alles ist große Literatur, aber der sowjetische Leser verschlang sie, weil er hier vieles erfahren oder bestätigt finden konnte, was in der offiziellen Kriegserinnerung tabuisiert wurde. Man könnte die erste Hälfte der sechziger Jahre in der Sowjetunion als Phase der Annäherung subjektiv erlebter und öffentlich dargestellter Erinnerung an den Krieg nennen. Das währte jedoch nur kurz. „Schützengraben-Wahrheiten“ und „Remarquismus“ standen nicht hoch im Kurs. Ein Wächter über die korrekte Darstellung des Krieges in der Öffentlichkeit wie der Leiter der Politischen Hauptverwaltung der Streitkräfte Epišev war strikt dagegen, das „Schwarzbrod der Wahrheit“ auszuteilen, wenn es der Sowjetunion nicht nütze.²⁰

Die Absetzung Chruščevs ließ in dieser Beziehung zumindest nichts Gutes erwarten. Tatsächlich verfiel die öffentliche Erinnerung an den Krieg einerseits in unsägliche Schönfärberei und andererseits in eine bereits unter Chruščev eingeleitete Heroisierung und Monumentalisierung. Das gigantische Monument „Mutter Heimat“ auf dem 1942/43 als „Höhe 102“ umkämpften Mamaj-Hügel in Wolograd mit seinem dazugehörigen Gedenkkomplex war das erste von zahlreichen Beispielen dieser Art; der „Siegespark“ auf dem „Verneigungsberg“ in Moskau, der nach Jahrzehntelanger Planungs- und Bauzeit zum 50. Siegesjubiläum eingeweiht wurde, das wohl endgültig letzte. Dazu traten seit 1965 die Militärparaden auf dem Roten Platz und andere staatlich organisierte Gedenkrituale. Der Staat nutzte sein Monopol auf die öffentliche Erinnerung in einer Weise, in der vieles, was den Kriegsteilnehmern in Erinnerung war, nicht mehr vorkam: Leiden und Entbehrungen, Tod und Vernichtung – sie wurden aus der öffentlichen Erinnerung zugunsten eines bloßen Heldenkults getilgt, obwohl die Erfahrung lehrt, dass die Darstellung dunkler, negativer Aspekte des Krieges positive Assoziationen, ja eine „paradoxe Nostalgie“ (Wjatscheslaw Kondratjew), keineswegs verhindert.

Trauerndes Gedenken blieb lange reine Privatsache. Im öffentlichen Raum kam es nicht vor, weil es nicht dem Staatsverständnis entsprach. Seit 1965 gibt es zwar am „Tag des Sieges“ eine „Schweigeminute“ zu Ehren des „leuchtenden Andenkens“ der Gefallenen. Aber dieses Gedenken ist reines Heldengedenken geblieben,

¹⁹ Viktor Nekrassow: Ein Mann kehrt zurück. Berlin 1957; Konstantin Simonow: Die lebenden und die toten. München 1960; ders.: Soldaten werden nicht geboren. München 1965; Jurij Bondarew: Die Bataillone bitten um Feuer. Berlin 1989; ders.: Die letzten Salven. Berlin 1989; Grigorij Baklanov: Ein Fußbreit Erde. Stuttgart 1960; ders.: Die toten schämen sich nicht. München 1962; Wassil Bykov: Die dritte Leuchtkugel. Berlin 1964; Konstantin Vorob'ëv: Ubity pod Moskvoj. Moskva 1987; Ales' Adamovič: Partizany. Minsk 1963; Bulat Okudžava: Mach's gut. Berlin 1963.

²⁰ Bernd Bonwetsch: Der „Große Vaterländische Krieg“: vom öffentlichen Schweigen unter Stalin zum Heldenkult unter Breschnew. In: Helmut Berding u. a. (Hrsg.): Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen 2000, S. 154.

selbst wenn seit dem letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts auch die ungeheuerliche Gesamtzahl der Kriegstoten – 26,6 Millionen – genannt und die zivilen Opfer in das Gedenken eingeschlossen werden. Die relativ genaue Zahl der Kriegstoten, davon 8,7 Millionen Militärangehörige, ist erstmals in der „Perestrojka“ sorgfältig ermittelt und zum 45. Jahrestag des Sieges am 8. Mai 1990 von Präsident Gorbačev als „Schwarzbrod der Wahrheit“ vor dem Obersten Sowjet verkündet worden.²¹ Mit der Erklärung des 22. Juni zum „Tag des Gedenkens und der Trauer“ schien Präsident Jelzin 1996 als weiteren Schritt zur Distanzierung vom sowjetischen Erbe eine Änderung der traditionellen Erinnerungskultur einzuleiten. Der Tag und seine Gedenkrituale gelten allen Opfern – ausdrücklich auch den zivilen. Aber die Wahrnehmung des „Tages des Gedenkens und der Trauer“ hat im öffentlichen Raum keinen großen Stellenwert gewonnen. Der Tag geht im Alltag unter, und entscheidend ist, daß die Besinnung auf die Opfer von der öffentlichen Erinnerung an den Krieg weitgehend isoliert ist.

Selbstverständlich gab es viele Kriegsteilnehmer, die mit dem offiziellen Kriegsbild und der Pflege seiner Erinnerung einverstanden waren. Und die Wiedereinführung des 9. Mai als arbeitsfreien Feiertags 1965 traf vermutlich nicht nur auf die Zustimmung aller, die ihren Beitrag für den Sieg gewürdigt wissen wollten. Aber zahllose Kriegsteilnehmer litten unter der Makellosigkeit der öffentlichen Erinnerung an den Krieg, an dieser „nicht endenden Vergewaltigung der Erinnerung“ (David Remnick). Das zeigte die Geschichtsdebatte, die sich während der „Perestrojka“ geradezu dammburchartig entlud und die sich nicht zuletzt an der offiziellen Darstellung des Krieges entzündete.

Der Versuch, die ganze, noch lebendige Erinnerung an den Krieg zum Bestandteil der kollektiven Erinnerung Russlands zu machen, hat jedoch sehr schnell wieder aufgehört. Dennoch hat sich vieles gewandelt. Es gibt kaum noch Tabus. Und die Befürchtungen, die man bei der Einrichtung der Anti-Fälschungskommission beim Präsidenten der Russischen Föderation im Mai 2009 hegen mußte, haben sich glücklicherweise nicht bestätigt. Die Kommission wurde im Februar 2012 nach weitgehend unbemerkt Tätigkeit wieder aufgelöst.²² Es lässt sich in den Medien sogar eine „Normalisierung“ des Kriegsbildes feststellen. Zum einen diversifiziert es sich und zum anderen hat es das Hoheitsvolle, das lange den Umgang mit dem Thema prägte, abgelegt. Künstlerisch Anspruchsvolles steht neben vielteiligen Fernsehserien – die bekannteste ist „Das Strafbataillon“²³ –, die dem Geschmack des Massenpublikums entsprechen. Sie unterscheiden sich in der Machart kaum von Produktionen, wie man sie im Westen schon lange kannte

²¹ Grigorij F. Krivošeev u. a. (Hrsg.): *Velikaja Otečestvennaja bez grifa sekretnosti. Kniga poter'*. Moskva 2010, S. 45. Vgl. auch Hein Klemann, Sergei Kudryashov: *Occupied Economies. An Economic History of Nazi-Occupied Europe, 1939–1945*. London 2012, S. 414f.

²² Die offizielle Bezeichnung lautete: Kommission zur Abwehr von Versuchen zur Fälschung der Geschichte zum Schaden der Interessen Russlands beim Präsidenten der Russischen Föderation. Im Wesentlichen scheint die vom damaligen Leiter der Präsidialverwaltung Naryškin geleitete Kommission Druckbeihilfen bewilligt zu haben.

²³ Vgl. dazu den Beitrag von Isabelle de Keghel in diesem Band.

und vermeiden auch kritische Töne nicht – gemessen am früheren Umgang mit dem Thema.²⁴

Doch im öffentlichen Raum ist es erneut und weiterhin der Staat, der der Kriegserinnerung die Richtung weist, der Inhalte und Formen vorgibt. Er nutzt das fast ausschliesslich zur Pflege der Erinnerung an den Sieg und die Macht Rußlands. Zum 40jährigen Sieges-Jubiläum 1995 wurde erneut eine Militärparade auf dem Roten Platz veranstaltet, wenn auch ohne schwere Militärtechnik. Dafür führte Russland, dem seine identitätsstiftenden kommunistischen Symbole und Rituale abhanden gekommene waren, seitdem am 9. Mai statt alle fünf Jahre nun jährlich eine Militärparade durch. Sein vorübergehend erschüttertes Selbstbewusstsein und sein weltpolitischer Anspruch werden seit 2008 auch wieder durch die Demonstration schwerer Kriegstechnik unterstrichen. Selbst die Luftwaffe nimmt an der Parade teil und fliegt fast zwischen den Häusern die Tverskaja entlang auf den Roten Platz zu.

Als Deutscher empfindet man das Heroisch-Pathetische der russischen Erinnerungspflege etwas befremdlich und fragt sich z. B., wo denn die Erinnerung derjenigen und an diejenigen bleibt, die auf sowjetischer Seite unschuldig gelitten haben wie etwa die Kriegsgefangenen, die Ostarbeiter und die Deportierten oder die Erinnerung an die ca. 18 Millionen zivilen Kriegstoten. Zwischen öffentlicher und privater Erinnerungskultur haben sich „Besorgnis erregende Kluft“ gebildet“, wie Aleksandr Boroznjak am Beispiel der Stalingrad-Erinnerung gezeigt hat.²⁵ Diese dunkle Seite der Erinnerung ist unerwünscht. Die trotz aller deutschen Schuld notwendige Frage nach den inneren Ursachen der immensen Opferzahlen wird vermieden. Statt dessen werden die eigenen Verluste durch Hochrechnen der deutschen relativiert. Sofern es richtig ist, dass Erinnerung zur Gestaltung der Zukunft wichtig ist, dann wird der unerwünschte Teil der Kriegserinnerung Russland noch einmal „auf den Kopf fallen“, um das eingangs erwähnte Bild aufzufreisen. In Bezug auf die „Befreiung“ vom Faschismus ist es in den baltischen Staaten ja schon geschehen, ohne dass man, gerade aus deutscher Sicht, alles gutheißen kann, was dort an Erinnerungspflege geschieht.

Aber selbst dort geht es nicht darum, den Russen den Sieg zu nehmen. Im Gegenteil, die erstmalige Teilnahme höchster Vertreter westlicher Staaten an den Moskauer Siegesfeierlichkeiten 2005 war eine späte, aber notwendige symbolische Anerkennung der sowjetischen Leistung beim Sieg über Deutschland, die während des Kalten Krieges verweigert worden war. Auch wird der Blick des Siegers auf den Krieg immer anders sein als der des Verlierers. Dem Verlierer fällt es leichter, die Schattenseiten der eigenen Vergangenheit zu sehen. Und dennoch haben wir Deutsche lange gebraucht, bis zur Rede Bundespräsident von Weizsäckers

²⁴ Siehe die Beiträge von Christine Engel und Peter Jahn in: *Beate Fieseler, Jörg Ganzenmüller (Hrsg.): Kriegsbilder. Mediale Repräsentationen des „Großen Vaterländischen Krieges“*. Essen 2010.

²⁵ Aleksandr Boroznjak: Stalingrad: Evolution der historischen Erinnerung. In: Mitteilungen der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen. Bd. 4. München 2010, S. 46.

1985, um dem 8. Mai als Tag der Befreiung zu akzeptieren.²⁶ Auch das eingangs angesprochene Beispiel der Schweiz sollte davor warnen, Russland allzu schnell als Ausnahmefall von Unbelehrbaren anzusehen. Der Bergier-Bericht, der dem Theaterstück von Bärfuss die Vorlage liefert hat, ist zwar schon 2002 erschienen, aber in der Schweizer Öffentlichkeit ist er auch ein Jahrzehnt später immer noch umstritten und wird zumindest von der Volkspartei und ihren Anhängern als linkes Machwerk angesehen.²⁷

Infofern ist zwar zu bezweifeln, dass sich in Russland bald etwas ändert. Erinnert sei nur an die 2010 gerade noch durch Präsident Medvedev verhinderte Absicht des Veteranenverbandes und des Moskauer Bürgermeisters Lužkov, Moskau am 9. Mai mit Stalin-Plakaten zu schmücken. Aber man sollte die Hoffnung nicht aufgeben, dass in Russland irgendwann auch im öffentlichen Raum anerkannt wird, daß die Befreiung vom Faschismus auch ein Sieg des Stalinismus war. Vielleicht wird man dann auch Verständnis dafür haben, dass die durch große Opfer der Roten Armee vom Faschismus befreiten Völker Ost- und Mitteleuropas keine uneingeschränkt positive Erinnerung mit dieser Befreiung verbinden.

²⁶ Zur geschichtspolitischen Entwicklung um den 8. Mai und seine Bewertung vgl. Bernd Faulenbach: Der 8. Mai 1945 in der deutschen Erinnerungskultur von den 50er-Jahren bis zur Gegenwart. In: Mitteilungen der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen. Bd. 4. München 2010, S. 49–57.

²⁷ Vorbildlich. Die Schweiz ringt weiter mit ihrer Vergangenheit. FAZ vom 24. März 2012, S. 35.

Aleksandr Boroznjak

Das historische Gedächtnis an Krieg und Diktatur in Deutschland

Eine russische Perspektive

In der sowjetischen und russischen Gesellschaft wurde und wird ganz genau und nicht ohne Voreingenommenheit beobachtet, wie die Deutschen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und des beginnenden 21. Jahrhunderts ihre Vergangenheit wahrnehmen und welche Lehren sie daraus für Gegenwart und Zukunft ziehen. Und zwar aus folgenden Gründen: Erstens, weil die Aggression des Dritten Reiches gegen die UdSSR unseren Völkern unersetzliche Verluste zugefügt hat. Verluste, deren Folgen nicht vergessen werden können. Zweitens, weil der Übergang Russlands und Deutschlands von totalitären Regimen zu demokratischen Strukturen einzelne Episoden, in Zeit und Raum der Geschichte zerstückelt, eines einzigen planetarischen Dramas darstellt – entscheidende Phasen des Weges der Menschheit hin zur Zivilisation.

Der Zusammenbruch des Dritten Reiches war für die Deutschen Anstoß zu einer tiefgreifenden Umgestaltung im Leben der Gesellschaft, zur Reinigung vom Makel des Nationalsozialismus und geistigen Durchdringung seiner Wurzeln und Folgen, zur neuerlichen Erlangung von menschlichen Werten, die vom Hitler-Regime mit Füßen getreten worden waren. Jedoch hat die überwiegende Mehrheit der Deutschen das Kriegsende nicht als Befreiung empfunden, sondern als Niederlage, als nationale Katastrophe. Unter den Bedingungen des sich rasant entwickelnden Kalten Krieges verlor der antifaschistische Impetus von 1945 äußerst schnell an Kraft.

Ein Rettungsanker bot sich durch die Idee der Alleinverantwortung Hitlers, der Nichtbeteiligung der deutschen Herrschaftselite an seinen Verbrechen. Diese These bestimmte für lange Zeit die Hauptrichtung des deutschen historischen Gedächtnisses. Die Nürnberger Prozesse brachten sowohl für die „Mitläufer“ des Regimes wie für die Täter der „mittleren Ebene“ nicht nur Angst und Schrecken, sondern auch Erleichterung: waren doch die Schuldigen verurteilt worden, die übrigen brauchten sich keine Sorgen zu machen. Veröffentlichungen über die nationalsozialistischen Konzentrationslager wurden nach und nach vom Buchmarkt verdrängt, ihren Platz nahmen die Memoiren der Kriegsverbrecher ein, deren gerichtliche Verfolgung praktisch eingestellt worden war.

Erst Ende der 1950er-Jahre wurde die „Vergangenheitsbewältigung“ in der Bundesrepublik Deutschland allmählich als Zeichen der Bewahrung des Gedächtnisses begriffen, als Zeichen dafür, dass langfristige, umfassende und gesamtstaatliche Lehren aus der Geschichte des Dritten Reiches gezogen worden waren, als Appell zur moralischen Läuterung, zur Erfassung und Durchdringung der Wahrheit über Krieg und Faschismus.

Die Deutsche Demokratische Republik positionierte sich als antifaschistischer Staat. Ihre Führer waren jedoch bestrebt, die öffentliche Meinung und die Geschichtswissenschaft vom Problem der Verantwortung des deutschen Volkes für seine Vergangenheit abzulenken. In den Parteidokumenten wurde die These wiederholt, dass „mit dem Faschismus radikal Schluss gemacht“ worden sei. In der Folge tauchte eine anmaßende Formulierung auf, laut der die DDR angeblich zu den „Triumphatoren der Geschichte“ gehöre.

Weitblickende Kulturschaffende warnten vor den Gefahren eines solchen Ansatzes. Bertolt Brecht kam zu folgendem Schluss: „Wir haben allzu früh der unmittelbaren Vergangenheit den Rücken zugekehrt, begierig, uns der Zukunft zuzuwenden. Die Zukunft wird aber abhängen von der Erledigung der Vergangenheit.“¹

Welche Umstände führten zum Umschwung im historischen Massenbewusstsein der BRD? In der Weihnachtsnacht des 24. Dezember 1959 schändeten faschistoide Hooligans in Köln die gerade erst fertiggestellte Synagoge und ein Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus. Die Öffentlichkeit in Westdeutschland und im Ausland war besorgt. Es wurden Rufe nach Entfernung ehemaliger Nationalsozialisten aus der Regierung Adenauer laut.²

Man beschloss die Schaffung einer bundesdeutschen Zentralstelle zur Untersuchung der nationalsozialistischen Verbrechen. Das Institut für Zeitgeschichte in München entfaltete eine rege wissenschaftliche Tätigkeit. Einer der Forschungsschwerpunkte der westdeutschen Wissenschaftler war der nationalsozialistische Staatsstreich, es wurden aber auch wesentliche Schritte zur Erforschung der Geschichte der Aggression Hitlers (unter anderem gegen die UdSSR) sowie der Kriegsverbrechen unternommen, vor allem des Genozids an der jüdischen Bevölkerung Europas.

Zu einem Meilenstein wurden Anfang der 1960er-Jahre die Frankfurter Prozesse gegen die Auschwitz-Mörder – die ersten großen von der bundesdeutschen Gerichtsbarkeit durchgeführten Prozesse gegen nationalsozialistische Täter. Auf der Grundlage von Zeugenaussagen und Archivmaterial erfolgte die Rekonstruktion der Maschinerie der Massenvernichtung im größten Todeslager. Dem Gericht wurden die vom Institut für Zeitgeschichte erstellten Expertengutachten über den Genozid am jüdischen Volk vorgelegt, über die verbrecherischen Aktionen der SS, über die planmäßige Vernichtung der sowjetischen Kriegsgefangenen sowie über die Rolle der Wehrmacht bei diesen Gräueltaten. Nach den Prozessen wurde das Wort „Auschwitz“ zur Chiffre für das nationalsozialistische Regime.³

Ende der 1960er-Jahre kam es zu einem qualitativen Fortschritt bei der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte der NS-Herrschaft. Die Studien von Fritz

¹ *Bertolt Brecht: Schriften zur Literatur und Kunst. Bd. 2. Berlin 1966, S. 355.*

² *Peter Schönbach: Reaktionen auf die antisemitische Welle im Winter 1959/1960. Frankfurt a. M. 1961; Werner Bergmann: Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949–1989. Frankfurt a. M. 1997.*

³ *Irmtrud Wojak (Hrsg.): „Gerichtstag halten über uns selbst...“. Geschichte und Wirkung des ersten Frankfurter Auschwitz-Prozesses. Frankfurt a. M. 2001.*

Fischer zu den Ursachen des Ersten Weltkriegs führten zu lebhaften Diskussionen, die weit über die Grenzen der wissenschaftlichen Zunft hinausgingen. In den Arbeiten wurde das elementare Thema der Kontinuität in den wirtschaftlichen und politischen Strukturen des Dritten Reiches beleuchtet.⁴

Die kompromisslose Haltung zur nationalsozialistischen Vergangenheit war die wichtigste Komponente der Jugendrevolte Ende der 1960er-Jahre. Die Ideologie der „Generation 68“ war reichlich abstrus. Aber die Aktionen der Studenten führten dazu, dass sich neue Diskussionsfelder auftaten, ein neues, unvoreingenommenes Herangehen an die Forschung über das Dritte Reich. Eine neue Generation, die bereits nach dem Krieg geboren worden war, betrat die wissenschaftliche und politische Arena, Sie verfügte über keinerlei direkte Erfahrung mit dem Nationalsozialismus, war jedoch intolerant gegenüber der Deformierung des Gedächtnisses an die Vergangenheit.⁵

Der Einfluss der Massenmedien auf die Herausbildung des antinationalsozialistischen Konsenses in der BRD kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Im Januar 1979 lief im Fernsehprogramm der ARD die amerikanische Spielfilmserie „Holocaust“ über die Tragödie der „Endlösung der Judenfrage“ im nationalsozialistischen Deutschland und in den besetzten Ländern Europas. Mehr als 20 Millionen Zuschauer versammelten sich vor den Fernsehschirmen, erfuhren die schreckliche Wahrheit und machten sich ihre Gedanken nicht nur über das Schicksal der Juden, sondern auch über das Schweigen oder die Untätigkeit von Millionen gleichgültiger Landsleute, die Zeugen oder Mittäter der Verbrechen geworden waren. Die Fernsehserie war eine direkte Herausforderung an die Geschichtswissenschaft. Sie erwies sich (wie die Frankfurter Prozesse) als Stimulus für umfassende wissenschaftliche Forschungen zur Problematik der Jahre 1933 bis 1945.⁶

Ende der 1970-er/Anfang der 1980er-Jahre wandten sich Forscher unterschiedlicher wissenschaftlicher Schulen dem „Mikrokosmos“ der gesellschaftlichen Beziehungen im nationalsozialistischen Deutschland, der Geschichte des Alltags, des Massenverhaltens und des Massenbewusstseins sowie der Geisteshaltung der Deutschen unter den Bedingungen der Diktatur zu. Die Geschichtswissenschaft kam in direkten Kontakt mit den Realien des „alltäglichen Faschismus“, mit dem Leben der einfachen Leute in den Jahren der Diktatur.⁷

Es entstand eine Bewegung der historischen Laien, das Thema „NS-Regime“ nahm einen wichtigen Platz bei schulischen Aufsatzwettbewerben zur Geschichte ein. Es wurde eine Überlegung Walter Benjamins umgesetzt: „Es ist unumgäng-

⁴ *Fritz Fischer*: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18. Düsseldorf 1961; ders.: Hitler war kein Betriebsunfall. Aufsätze. München 1992.

⁵ *Hildegard Weiss*: Die Ideegeleentwicklung in der deutschen Studentenbewegung. München 1985

⁶ *Peter Märthesheimer, Ivo Frenzel* (Hrsg.): Im Kreuzfeuer: Der Fernsehfilm „Holocaust“. Eine Nation ist betroffen. Frankfurt a. M. 1979; *Heiner Lichtenstein, Michael Schmid-Ospach* (Hrsg.): Holocaust. Briefe an den WDR. Wuppertal 1982.

⁷ *Detlev Peukert, Jürgen Reulecke* (Hrsg.): Alltag im Nationalsozialismus. Vom Ende der Weimarer Republik bis zum Zweiten Weltkrieg. Wuppertal 1981. S. 13, 81; *Martin Broszat* u. a. (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit. 6 Bde. München 1977-1983.

lich, die Geschichte aus der Sicht der Opfer zu betrachten, die zum Schweigen verurteilt sind.“⁸

Anfang der 1980er-Jahre (im Zuge der Sammlung und Veröffentlichung von dokumentarischen Daten über die Zeit des Hitlerfaschismus und der Ausarbeitung eines methodologischen Instrumentariums) herrschte in der historischen Wissenschaft und in der deutschen Gesellschaft – bei allen divergierenden Einzelmeinungen – eine gewisse Einmütigkeit dahingehend, dass die Verbrechen des Faschismus aus der Natur des Regimes selbst resultierten und der von Hitler entfesselte Krieg unverhohlen aggressiven Charakter trug. Gleichzeitig hörten jedoch die aktiven Versuche nicht auf, den antinationalsozialistischen Konsens zu demontieren. Die Vertreter der konservativen Kräfte forderten laut, „aus dem Schatten der Vergangenheit zu treten“, die deutsche Geschichte zu „normalisieren“ und die Deutschen vom Komplex der nationalen Schuld und der nationalen Verantwortung zu befreien.

Aber die Wahrheit über die nationalsozialistische Aggression bahnte sich dennoch ihren Weg. 1978 lief in der UdSSR erstmals der weithin bekannte Film „Velikaja Otečestvennaja“ („Der große Vaterländische Krieg“) – eine sowjetisch-amerikanische Dokumentarserie (verantwortlicher Regisseur Roman Karmen). Drei Jahre später, im Herbst 1981, wurde im bundesdeutschen Fernsehen eine gekürzte Version mit dem Titel „Der unvergessene Krieg“ gesendet. In Dutzenden von Hassbriefen drohten ehemalige Offiziere der NS-Armee dem Leiter der Sendeanstalt, die den Film ausgestrahlt hatte, mit Vergeltung. Die Schreiber der anonymen Briefe kündigten die mögliche Sprengung der Fernsehtürme an. Die Wochenzeitschrift „Die Zeit“ konstatierte, dass dieser Fernsehfilm bei den Zuschauern den Wunsch auslöse, die Vergangenheit zu verstehen, insbesondere bei der Jugend, die den Krieg nur vom Hörensagen kenne. Ungeachtet der vorgefassten Meinungen kam ein großer Teil der Bundesbürger zu dem Schluss, die Serie sei „aus sowjetischer Sicht“ gedreht sowie „realistisch und wahrheitsgetreu“. Einen solchen Film hat es bisher nicht gegeben und der Großteil der Zuschauer hat das verstanden.⁹

Die Debatten über das NS-Regime, sein Wesen und seinen Charakter, über die Lehren, die von den in der Gegenwart Lebenden aus den zwölf Jahren des „Tausendjährigen Reiches“ zu ziehen seien, wurden in der BRD zu einer Dauererscheinung. Jedoch nimmt die Diskussion, die 1986/87 geführt wurde und die Bezeichnung „Historikerstreit“ erhielt, in der Geschichte des historischen Denkens und des historischen Bewusstseins der BRD einen besonderen Platz ein.

Der Diskussion ging ein Prolog von elementarer Bedeutung voraus – die Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker im Bundestag vom 8. Mai 1985. „Wir alle“, sagte Weizsäcker, „ob schuldig oder nicht, ob alt oder jung, müssen die Vergangenheit annehmen. Wir alle sind von ihren Folgen betroffen und für sie in Haftung genommen“. Deshalb sei es wesentlich, zu verstehen, „warum es lebenswichtig ist, die Erinnerung wachzuhalten“ und „sich auf die geschichtliche Wahr-

⁸ Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*. Bd. 2. Frankfurt a. M. 1980, S. 693.

⁹ Die Zeit vom 15. Januar 1982.

heit nüchtern und ohne Einseitigkeit einzulassen“.¹⁰ Nur unter dieser Bedingung werde das Gedächtnis an die deutsche Geschichte zur „Leitlinie für unser Verhalten in der Gegenwart und für die ungelöste Aufgaben, die auf uns warten“. Weizsäcker wies deutlich auf die Schuld der Deutschen für die Aggression gegen die UdSSR und die Völker Europa hin: „Es war Hitler, der zur Gewalt griff. Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bleibt mit dem deutschen Namen verbunden. [...] Wir gedenken heute in Trauer aller Toten des Krieges und der Gewaltherrschaft. Wir gedenken insbesondere der sechs Millionen Juden, die in deutschen Konzentrationslagern ermordet wurden. Wir gedenken aller Völker, die im Krieg gelitten haben, vor allem der unsäglich vielen Bürger der Sowjetunion und der Polen, die ihr Leben verloren haben.“ Und weiter: „Wir wollen Freundschaft mit den Völkern der Sowjetunion.“¹¹

Der „Historikerstreit“ fand starke Resonanz in der Gesellschaft. Es wurde behauptet, Hitler sei lediglich ein Abklatsch von Stalin gewesen und Auschwitz nur eine „technisch vollendete“ Kopie des Gulags. Gleichzeitig wurden Versuche unternommen, die Genese des Zweiten Weltkrieges und des Genozids an der jüdischen Bevölkerung Europas neu zu interpretieren. Nach Einschätzung von Kurt Sontheimer ging es um den Versuch, „Geschichte für politische und nationale Interessen zu instrumentalisieren“.¹²

Die Diskussion führte zur Formierung einer breiten Front von Forschern unterschiedlicher politischer Ausrichtung, die sich auf der gemeinsamen Plattform der Bewahrung des historischen Gedächtnisses und der Einsicht in die Wahrheit über das NS-Regime und seine Untaten zusammenschlossen. Der „Historikerstreit“ bestimmte die Richtung der deutschen Historiographie des Nationalsozialismus und wurde zu einem unabdingbaren Element der deutschen politischen Kultur.¹²

Allerdings wurden die äußerst optimistische Einschätzung der Resultate des „Streits“ seitens einiger seiner Teilnehmer, die der Ansicht waren, die Debatten hätten zu einem uneingeschränkten „Sieg der kritischen Vernunft“ geführt, nicht durch die Zeit gerechtfertigt.

Ende des 20. Jahrhunderts veränderte sich in Deutschland und Europa die politische Landschaft bis zu Unkenntlichkeit. Es kam zu Ereignissen, die vorher für absolut unmöglich gehalten worden waren. Im Herbst 1989 fiel die Berliner Mauer und ein Jahr später war ein geeinter deutscher Staat entstanden.

In der Bundesrepublik entwickelten sich Debatten im Zusammenhang mit der Veröffentlichung der Tagebücher von Victor Klemperer¹³ und dem Buch des ame-

¹⁰ Richard von Weizsäcker: Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Ansprache am 8. Mai 1985 in der Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestages. Bonn 1985, S. 5, 16, 13, 8, 2, 14.

¹¹ Rheinischer Merkur vom 21. Nov. 1986.

¹² Hans-Ulrich Wehler: Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum „Historikerstreit“. München 1988.

¹³ Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945. 2 Bde. Berlin 1997.

rikanischen Wissenschaftlers Daniel Goldhagen „Hitlers willige Vollstrecker“¹⁴, aber vor allem mit der Wanderausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht. Generelles Thema der Diskussion war die Verantwortung der gewöhnlichen Deutschen für die Verbrechen des Nationalsozialismus. Die Ausstellung war Gegenstand von Debatten im Bundestag, in den Landtagen der Bundesländer und in den Stadtparlamenten der BRD. Sie erwies sich als Feld der politischen Auseinandersetzung.

Die der Ausstellung zugrunde liegenden Fakten waren den deutschen Historikern bekannt und auch in ihren Arbeiten publiziert worden. Allerdings wurden die unerwünschten Realien von der Öffentlichkeit einfach nicht wahrgenommen. Es ging hier offensichtlich nicht um den Stand der historischen Forschung, sondern um den Stand des historischen Bewusstseins der deutschen Gesellschaft sowie die mangelnde Bereitschaft der deutschen Öffentlichkeit, die ganze Wahrheit über die Rolle der Streitkräfte bei den faschistischen Verbrechen zu rezipieren und anzuerkennen. Die Ausstellung und ihre geteilte Aufnahme haben klar gezeigt, dass die Evolution des historischen Gedächtnisses der Berliner Republik in eine prinzipiell neue Phase eingetreten war.¹⁵

Horst Möller, der langjährige Leiter des Instituts für Zeitgeschichte, hat auf die Notwendigkeit der selbstkritischen Diskussion über die nationalsozialistische Diktatur hingewiesen. Er betonte jedoch gleichzeitig die Unwandelbarkeit des Prinzips der Toleranz: Laut Gotthold Ephraim Lessing sei die aufrechte Mühe zur Erreichung der Wahrheit entscheidend.¹⁶

Ab August 1998 begann das Institut für Zeitgeschichte mit der Realisierung seines wissenschaftlichen Programms „Wehrmacht in der nationalsozialistischen Diktatur“. Unter den im Rahmen dieses Projekts erschienenen Büchern über die deutsche Aggression gegen die Sowjetunion nimmt die Studie des Institutsmitarbeiters Johannes Hürter einen herausragenden Platz ein. In ihr wird ein „kollektives Portrait“ von 25 Oberbefehlshabern der Wehrmacht gezeichnet, die an der Ostfront im Einsatz waren. Geeint wurde diese „homogene Gruppe von Generälen“ – wie der Autor unwiderlegbar beweist – durch ihre Zughörigkeit zur militärischen Kaste (zum Großteil zum preußischen Adel), die Teilnahme am ersten Weltkrieg und den von daher rührenden Hass auf Russland, die Furcht vor einer Wiederholung der Oktoberrevolution, die Ablehnung der Weimarer Republik, die

¹⁴ Daniel J. Goldhagen: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin 1996.

¹⁵ Hans-Günther Thiele (Hrsg.): Die Wehrmacht ausstellung. Dokumentation einer Kontroverse. Bonn 1997; Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Besucher einer Ausstellung. Die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ in Interview und Gespräch. Hamburg 1998; dasselbe (Hrsg.): Eine Ausstellung und ihre Folgen. Zur Rezeption der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“. Hamburg 1999; Heribert Prantl (Hrsg.): Wehrmachtsverbrechen. Eine deutsche Kontroverse. Hamburg 1999.

¹⁶ Horst Möller: Vorwort. In: Christian Hartmann u. a. (Hrsg.): Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte. München 2005, S. 15.

Angst vor dem Bolschewismus und das bedingungslos-dienstfertige Einverständnis mit dem „Führer“ hinsichtlich der Ziele und Methoden der Aggression gegen die Sowjetunion. Sowohl in der Zeit der Vorbereitung des verbrecherischen Vorhabens als auch in dessen Realisierungsphase herrschte zwischen Hitler und dem höchsten Führungspersonal der Wehrmacht vollständige „Übereinstimmung der Kriegsziele und Feindbilder“.

Auf direkte Initiative der Generalität, konstatiert Hürter, wurde im Vorfeld „die schnelle und konfliktlose Einigung mit der SS“ erreicht, was die „Ankündigung eines unverhohlenen Bruchs mit dem kodifizierten Kriegsrecht“ sowie das entschlossene Ausgreifen „jenseits rechtlicher und moralischer Schranken“ bedeutete. Im Grunde genommen erfolgte die Transformation der besetzten Gebiete „zu einem einzigen Konzentrationslager“. Hürters Befund ist äußerst präzise und schohnungslos: Westdeutschland habe „einen der großen Verbrecherkomplexe deutscher Kriegsführung in der Sowjetunion“ de facto gerechtfertigt, weil die Wehrmachtsgeneräle nicht nur der Bestrafung entgangen seien, sondern auch in ihren Memoiren eine Deutung der Ereignisse konstruierten, die sich in Symbole und Mythen des kollektiven Gedächtnisses der Nachkriegsgesellschaft verwandelte.¹⁷

Der wissenschaftliche Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte in München Christian Hartmann gehörte zu den überzeugten Gegnern der Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht, wobei er übrigens die extremen Einschätzungen einiger seiner Kollegen keineswegs teilte. Obwohl er die prinzipielle Wichtigkeit der in der Presse entfachten „Welle von Podiumsdiskussionen und Tagungen, von Traktaten und Leserbriefen, von Darstellungen und Erlebnisberichten“ prinzipiell nicht in Frage stellte, war er der Ansicht, die Ausstellung sei durch eine unnötig plakative Publikumswirksamkeit gekennzeichnet. Gewiss räumte der Historiker durchaus ein, dass die Wehrmacht „unter dem Vorzeichen einer unmenschlichen Ideologie und des konsequenten Rechtsbruchs“ agierte, stellte jedoch eine nicht einfach zu beantwortende Frage: Wenn man von der Wehrmacht als einer verbrecherischen Organisation spricht, inwieweit trifft diese Schlussfolgerung auf die Millionen von Wehrmachtsangehörigen zu oder gilt sie lediglich „für einen eng gezogenen Kreis von Generälen und Stabsoffizieren“? Hartmann wandte sich gegen eine „so leichtfertige und pauschale Schuldzuweisungen“ und stellte die „Forderung der Differenzierung“ hinsichtlich der Gräueltaten der deutschen Armee in den besetzten Gebieten der UdSSR.¹⁸

Ein Ergebnis der sorgfältigen Archivrecherchen des Autors war die 2009 publizierte fundamentale Arbeit „Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42“. In dem Versuch, den Mangel an umfassenden empirischen Forschungen über die Rolle der Wehrmacht bei Kriegsverbrechen zu überwinden,

¹⁷ Johannes Hürter: Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42. München 2006, S. 213, 241, 249, 617, 264, 359.

¹⁸ Christian Hartmann: Verbrecherischer Krieg – verbrecherische Wehrmacht? Überlegungen zur Struktur des deutschen Ostheeres 1941–1944. In: Vierteljahrsshefte für Zeitgeschichte 52 (2004), S. 1, 20, 32, 75, 65.

folgte Hartmann dem Weg von fünf deutschen Divisionen im Verband der Heeresgruppe „Mitte“: von Belostok, Brest, L'vov und Kiev bis zum zentralen Abschnitt der sowjetisch-deutschen Front, zur Linie Orel-Kursk. Es handelte sich um Verbände, die hinsichtlich ihrer technischen Ausstattung, des Ausbildungsstandes ihres Personals, der ihnen auferlegten Gefechtsaufgaben, der Reserveeinheiten etc. beträchtlich divergierten. Die Gesamtstärke dieser fünf Formationen betrug ca. 60 000 Soldaten und Offiziere.

Für Hartmann besteht kein Zweifel daran, dass die deutschen Streitkräfte „zum Komplizen des NS-Regimes“ wurden. „Ohne sie wären Hitlers Kriege, die blutigsten der Weltgeschichte, nie möglich gewesen.“ Der Forscher unterstreicht: „Mit der Unterdrückung, Versklavung und Dezimierung der sowjetischen Gesellschaft, mit dem Aufbau einer strategisch-ökonomischen Weltmachstellung eines ‚Groß-germanischen Reiches‘ und mit der Vernichtung der ideologischen ‚Todfeinde‘ Judentum und Bolschewismus sollte noch während der militärischen Auseinandersetzung begonnen werden.“

Was aber ist mit dem für den Historiker so wichtigen differenzierten Herangehen an die Beteiligung von Soldaten und Offizieren der Wehrmacht an Kriegsverbrechen? Hartmanns äußerst gewissenhafte und minutiose Analyse tausender Dokumente – Befehle, Gefechtsmeldungen, Briefe von Armeeangehörigen – macht deutlich, dass das militärische Personal aller fünf Verbände permanent und auf das Engste mit SS, SD, Polizei-Bataillonen, Feldgendarmerie, Gestapo und Einsatzgruppen zusammenarbeitete. Es finden sich unwiderlegbare Beweise für die Beteiligung von Soldaten und Offizieren an den strafwesens „Anti-Partisanen-Aktionen“, der Organisierung von Hunger in den Städten und auf dem Land, der Ausrottung der jüdischen Bevölkerung, an der Jagd nach Menschen mit dem Ziel ihrer Verschleppung nach Deutschland etc. Das Fazit des Autors: „Die fünf Verbände, die im Mittelpunkt dieser Studie stehen, haben viele Verbrechen zu verantworten“, zwischen ihnen seien „kaum noch Unterschiede zu erkennen“. Und hier könne auch der Hinweis auf die Notwendigkeit, Befehle ausführen zu müssen, nicht helfen.¹⁹

2008 veröffentlichte der ehemalige Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte Dieter Pohl die Arbeit „Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941–1944“. Nach Auswertung der Bestände von neun Archiven im In- und Ausland, darunter des Zentralarchivs des Ministeriums für Verteidigung der Russischen Föderation in Podol'sk, kam er zu dem unbestreitbaren Schluss, in den von den Deutschen annexierten sowjetischen Gebieten habe „die brutalste militärische Besatzungsherrschaft, die die Geschichte bis dahin gekannt hatte“ agiert. Die Direktiven zur Ausübung des Besatzungsregimes waren vor Beginn des Krieges – von Februar bis Juni 1941 – vom Oberkommando der Wehrmacht sorgfältig und bis ins Detail ausgearbeitet worden. In diesen Dokumenten war bereits von vornherein vorge-

¹⁹ Christian Hartmann: Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42. München 2009, S. 11, 469, 791.

sehen, dass „spezielle Verbände zusammen mit der Wehrmacht einmarschieren würden“ und die „Besatzungsmacht denjenigen Schrecken verbreitet, der allein geeignet ist, der Bevölkerung jede Lust zur Widerstandsfähigkeit zu nehmen“. Der Autor wendet sich entschieden gegen den „Mythos, dass man mit den Verbrechen nichts zu tun gehabt habe“. Er ist fest davon überzeugt, dass es gerade die Einheiten an vorderster Linie waren, die die Besatzungspolitik in die Tat umsetzen und massenweise Kriegsverbrechen begehen. Und „nicht nur überzeugte Nationalsozialisten“ – bei der überwiegenden Mehrheit der an den Verbrechen Beteiligten handelte es sich um Angehörige der Wehrmacht.²⁰

2011 wurde in der deutschen Presse anlässlich des Jahrestages der tragischen Ereignisse des 22. Juni viel geschrieben. „Hat die Erinnerung an den Krieg gegen die Sowjetunion heute einen festen Platz im kollektiven Gedächtnis der Deutschen?“, wurde der bekannte Historiker Wolfram Wette von einem Korrespondenten der Wochenzeitung „Die Zeit“ gefragt. Die Antwort: „Empirisch belegen lässt sich das nicht. Eines aber lässt sich mit Sicherheit sagen: Die deutsche Schuld an diesem Vernichtungskrieg zu leugnen, dem rund 27 Millionen Sowjetbürger zum Opfer fielen, ist heute nicht mehr möglich, ohne sich zu diskreditieren. Wir wissen alle, was damals geschehen ist und werden es hoffentlich nie vergessen.“²¹

Die meisten Reaktionen auf den genannten Jahrestag in der BRD-Presse waren jedoch dem besorgniserregenden Problem des historischen Bewusstseins der Deutschen gewidmet. Aus den Worten von Peter Jahn, dem langjährigen Direktor des Deutsch-Russischen Museums Berlin-Karlshorst, klingt große Bitterkeit: „Das Andenken an die ermordeten Juden, auch an die sowjetischen, hat seinen Platz im Holocaust-Mahnmal gefunden. Aber die Millionen, die als ‚rassisches Minderwertige‘ Slawen der deutschen Mordpolitik zum Opfer fielen, erhielten bisher auf dem Terrain deutschen Gedenkens keinen Ort.“²²

Diese Besorgnis ist durchaus begründet. In der BRD herrscht in den letzten Jahren zunehmend die Tendenz, „die Geschichte zu normalisieren“ und – wie auch andere europäische Länder – in die Opferrolle zu verfallen. Vor einigen Jahren entspann sich eine Diskussion über die Bombenangriffe der Alliierten auf deutsche Städte. Die zahlreichen Beschreibungen der dortigen Zerstörungen schlugen in den Versuch um, das Massenbewusstsein vom Postulat der nationalen Schuld und der nationalen Verantwortung für die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, den „Krieg im Osten“ und für die verbrecherische Art und Weise, wie er geführt wurde, wenigstens bis zu einem gewissen Grad abzulenken.

Das historische Bewusstsein in der Bundesrepublik befand sich mehr als einmal auf einem mit Minen gepflasterten Weg, der zur „Normalisierung“ der Zeit des Nationalsozialismus führte, d. h. zur Blockierung des historischen Gedächtnisses. Erst in den 1980er und 1990er-Jahren waren die Deutschen in der Lage,

²⁰ Dieter Pohl: Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941-1944. München 2008, S. 337, 72, 159, 356.

²¹ Die Zeit vom 1. Juni 2011.

²² Die Zeit vom 19. Mai 2011.

effektiv zu erkennen, dass die furchtbarsten Verbrechen der NS-Herrschaft die Vernichtung der europäischen Juden und das Besetzungsregime auf sowjetischem Boden waren.

Der Evolutionsprozess des deutschen historischen Gedächtnisses an Krieg und Diktatur kann keineswegs als abgeschlossen angesehen werden. Die Erklärung für die Dauer und Schärfe der Polemik liegt sowohl in der Vielfalt der Ansichten innerhalb der deutschen Wissenschaft als auch und vor allem in der Komplexität und Widersprüchlichkeit des Phänomens an sich. Die hohe Intensität der Diskussion hängt nicht nur und nicht so sehr mit wissenschaftsinternen Faktoren zusammen, als vielmehr mit dem Zustand der deutschen Gesellschaft, den Heinrich Böll bildhaft folgendermaßen umschrieb: „Wir leben in einer Gegenwart, die alles Vergangene enthält.“²³

Mit dem Abgang der Deutschen, für die die NS-Diktatur ein Faktum ihrer eigenen Biografie war, verschwindet die Substanz des kollektiven Gedächtnisses und wird durch ziemlich ungefähre kollektive Vorstellungen ersetzt. Nur wenige heutige Bundesbürger waren Zeugen des Zusammenbruchs des Hitlerfaschismus. Der Generationswechsel überlagert die ambivalente Struktur des deutschen historischen Bewusstseins, in dem sich der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis vollzieht.

Die Entwicklung des historischen Gedächtnisses folgt in keiner Weise dem Gesetz der Linearität – ihr pulsierender Charakter ist offensichtlich. Die Rhythmen der Überwindung der Vergangenheit fielen zusammen mit jenen der Herausbildung der bundesdeutschen Zivilgesellschaft, dem Auftritt neuer Generationen, dem Wandel der politischen Kräfteverhältnisse im Land, dem neuen Charakter der Beziehungen zwischen Russland und Deutschland und der Erweiterung der wissenschaftlichen und künstlerischen Erkenntnisse über das Dritte Reich. Im Rahmen eines jeden Zyklus entstanden Debatten, die weit über die akademischen und universitären Zirkel hinausgingen, die Gesellschaft aufrüttelten und direkt auf Richtung und Charakter der historischen Forschung und deren neue Perspektiven einwirkten. Im Laufe der Diskussion wurden (jedoch bereits auf einer anderen Ebene) ständig die „verfluchten Fragen“ gestellt: die nach der nationalen Schuld und der nationalen Verantwortung. Der entscheidende Fortschritt bei der Bewahrung und Evolution des Gedächtnisses an den Krieg wurde in der Bundesrepublik in der Grenzzone zwischen historischer Kenntnis und gesellschaftlicher Erkenntnis erreicht. Der politischen Kultur der Bundesrepublik ist es gelungen (um mit Lew Tolstoi zu sprechen), „sich zu jenem Punkt zu erheben, von dem aus man sich selbst sieht“²⁴

Ist die deutsche Erfahrung auf Russland anwendbar? Es gibt ein Übermaß an Gründen dafür, diese Frage nicht mit einem „Ja“ zu beantworten. Das nationalsozialistische Regime bestand zwölf Jahre, die sowjetische Variante des Totalitaris-

²³ Heinrich Böll: Ende der Bescheidenheit. Schriften und Reden 1969–1972. München 1985, S. 18.

²⁴ Lev Tolstoj: Božeskoe i čelovečeskoe. Iz dnevnikovych zapisej poslednich let. Moskva 2001, S. 305.

mus existierte mindestens doppelt so lange. Der Zusammenbruch des Dritten Reiches erfolgte durch Erschütterungen von außen, das sowjetische Regime stürzte unter der Einwirkung unauflösbarer innerer Gegensätze. Die UdSSR hatte zwar „ihr“ Auschwitz, jedoch nicht „ihr“ Nürnberg. Die Deutschen haben gelernt, die Lehren aus ihrer Vergangenheit zu ziehen – unter den Bedingungen der Formierung und Weiterentwicklung einer Zivilgesellschaft und eines sozial verantwortlich handelnden Staates.

Der Weg Russlands zur Zivilgesellschaft gestaltet sich äußerst schwierig und die ungelösten sozialen Probleme verleiten dazu, die Schrecken und Untaten des Stalinismus aus dem kollektiven Gedächtnis zu verbannen. Der um den Preis unzähliger Opfer errungene Sieg über das Dritte Reich war keine Garantie für eine genetisch erworbene Immunität gegen die faschistische Infektion. Die Lehren, die Deutschland gezogen hat, sind in unserem Land einstweilen nicht gefragt. Eine Begegnung der mit Krieg und Totalitarismus verbundenen geistig-moralischen Erfahrungen Deutschlands und Russlands hat es bisher noch nicht gegeben.

Der 22. Juni wird für die Bürger Russlands auf ewig ein Volkstrauertag bleiben. In Deutschland wurde dieser Tag nie besonders herausgehoben – dazu war er den Deutschen zu unangenehm. Der Bundestag hatte sich mit dem Thema der nationalsozialistischen Aggression gegen die Sowjetunion kein einziges Mal beschäftigt. Im Jahr 2011 jedoch, als sich der Beginn des Großen Vaterländischen Krieges zum 70. Mal jährte, haben die fünf im Bundestag vertretenen Fraktionen einstimmig beschlossen, im Rahmen einer ordentlichen Plenarsitzung eine spezielle, diesem tragischen Datum gewidmete Anhörung durchzuführen. Nicht nur dieser Bundestagsbeschluss war ohne Beispiel, sondern auch die übereinstimmenden Ansichten der Abgeordneten zur Tragödie von 1941 und zur Bedeutung ihrer Lehren für die gegenwärtigen deutsch-russischen Beziehungen. Einige Jahre zuvor wäre eine politische Aktion des deutschen Bundestages anlässlich des Jahrestages des 22. Juni schwer vorstellbar gewesen.

Das bundesdeutsche Parlament tagt seit 1999 im ehemaligen deutschen Reichstag, der von den Truppen der Roten Armee im Sturm erobert wurde. Im Mai 1945 waren die Wände des riesigen Gebäudes mit tausenden von Inschriften sowjetischer Soldaten und Offiziere bedeckt, die den Sieg feierten. Die meisten der Inschriften sind verloren gegangen, aber ein Teil blieb (in den Innenräumen des Reichstags) erhalten und wurde im Zuge des Wiederaufbaus des Gebäudes sorgfältig restauriert. Einer der Bundestagsabgeordneten rief seinen Kollegen eine dieser Inschriften ins Gedächtnis, die im Mai 1945 schwungvoll mit Kohle geschrieben worden war. Sie befindet sich ganz in der Nähe des Eingangs zum Plenarsitzungssaal: „Posees' veter – požneš' burju“ („Wer Wind sät, wird Sturm ernten“).²⁵

Es steht außer Zweifel, dass sich die Positionen der russischen und der deutschen Historiographie bei der Erforschung des Zweiten Weltkrieges und seines zentralen Ereignisses – des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion – in gewisser Weise angenähert haben. Die historische Wahrheit über den Krieg nimmt wesent-

²⁵ Deutscher Bundestag. 17. Wahlperiode. 117. Sitzung. 30. Juni 2011, S. 13465–13473.

lich mehr Raum ein, es ist eine neue Lesart seiner tragischen Erfahrungen vorhanden. Im Laufe des letzten zehn Jahre sind die Grundlagen für einen gleichberechtigten und ergiebigen Dialog der russischen und deutschen Historiker geschaffen worden – einen unvoreingenommenen Dialog ohne Verdrehungen und kränkende Etiketten. Die Tradition des Misstrauens ist überwunden, die Tendenz zur freiwilligen oder unfreiwilligen Autarkie gebrochen und der gegenseitige Anspruch auf das wissenschaftliche Monopol aufgehoben.

1997 wurde auf Beschluss der Führer beider Länder die „Gemeinsame Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen“ geschaffen. Sie koordiniert die Forschung und realisiert gemeinsame Projekte, unter anderem die Publikation von Dokumenten aus russischen und deutschen Archiven. Einige der von der Kommission durchgeführten Kolloquien und Diskussionen waren dem Thema Zweiter Weltkrieg und nationalsozialistische Aggression gegen die UdSSR gewidmet. Das entsprechende Material wurde in russischer und deutscher Sprache publiziert. Aber dies ist nur der Beginn des gemeinsamen Weges. Vor uns liegt noch eine Menge komplexer Arbeit zur Erstellung gemeinsamer Studien über die Geschichte des Krieges von 1941 bis 1945, die die historische Wissenschaft und das historischen Bewusstsein unserer Länder mehrhen können und sollen.

Ich bin überzeugt, dass unsere repräsentative internationale Konferenz ihren Beitrag zum Erkenntnisgewinn und zu einem gleichberechtigten und ergebnisreichen Dialog der deutschen und russischen Historiker leisten wird, einem Dialog, dessen Ziel es ist, die grausame Wahrheit über Krieg und Diktatur offenzulegen.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

Gemeinsame Erinnerungsorte und ihre unterschiedliche Wahrnehmung

Michail Mjagkov

Moskau 1941: Ein Rückblick nach 70 Jahren

Im Herbst 1941 bereitete sich die deutsche Armee darauf vor, das militärische Potential der Sowjetunion endgültig zu vernichten und noch im Jahr 1941 eine Offensive auf Moskau zu unternehmen, die den gesamten „Ostfeldzug“ beenden sollte. Vorher hatte sie Kiev eingenommen, war auf die Krim und in den Donbass vorgedrungen und hatte Leningrad abgeriegelt. Die oberste Militärführung Deutschlands war sich über die Notwendigkeit eines abschließenden Sturmes auf die sowjetische Hauptstadt noch vor Beginn der Kälteperiode im Klaren, da andernfalls die Beendigung des Krieges von vielen unvorhersehbaren Faktoren abhängen könnte.

Ende September 1941 machten die gegen Moskau gerichteten Streitkräfte der Wehrmacht 42% des Personals, 75% aller Panzer, nahezu die Hälfte aller Flugzeuge sowie 33% aller Geschütze und Granatwerfer aus, die an der gesamten Ostfront stationiert waren.¹ Noch nie hatten die Deutschen derartig geballte Kräfte im Be-stand einer einzigen Heeresgruppe eingesetzt. Die ihnen gegenüberstehende Gruppe der Roten Armee war den Truppen der Heeresgruppe Mitte deutlich unterlegen.

Der Oberbefehlshaber der Westfront, Ivan Konev, nahm an, dass die Deutschen versuchen würden, den Angriff auf dem kürzesten Weg zu führen – entlang der Straße nach Smolensk.² Erst am 1. Oktober meldete er Iosif Stalin das Auftauchen deutscher Truppenteile an den Flanken der Westfront. Aber es war bereits zu spät. All das führt zur größten Katastrophe der Roten Armee seit Beginn des Großen Vaterländischen Krieges bei Vjaz'ma und Brjansk – der Einkesselung von mehr als 600 000 sowjetischen Soldaten und der Öffnung einer 500 km langen Bresche in Richtung der sowjetischen Hauptstadt.

Im Bewusstsein der meisten heutigen Russen ist die Verteidigung Moskaus als erste entscheidende Schlacht verankert, auf die der Wendepunkt bei Stalingrad und der Sieg am Kursker Bogen folgten. Es bleibt jedoch die Frage, inwieweit die Verteidigung der Hauptstadt für den Kriegsverlauf bestimmend war. Weiterhin diskutiert werden auch die Ursachen für das Fiasco beim Angriff der Deutschen im Dezember 1941, die Rolle des moralischen Faktors im Verlauf des Gefechtes und die Führungsmethoden der verschiedenen Befehlshaber, darunter auch diejenigen von Georgij Žukov.

Warum konnten die Truppen der Wehrmacht denn nicht kurzerhand in die Hauptstadt vordringen? Hier muss betont werden, dass die deutsche Militärführung Ende September 1941 ihre Pläne ohne genaue Berücksichtigung des personellen und moralischen Potentials der UdSSR machte. So konstatierte die Abtei-

¹ Vgl. *Velikaja Otečestvennaja vojna 1941-1945 gg. Voenno-istoričeskie očerki. Kn. 1. Surovye ispytaniija.* Moskva 1998. S. 165–166.

² *Dmitrij Chazanov: Neizvestnaja bitva v nebe Moskvy. 1941–1942. Oboronitel'ny period.* Moskva 1999, S. 35.

lung „Fremde Heere Ost“ des Generalstabes des Oberkommandos des Heeres (OKH) am 8. Oktober 1941, dass der Gegner über keine starken Kräfte verfüge, um den Vormarsch der deutschen Truppen aufzuhalten.³ Fedor von Bock war jedoch schon bald mit neu an der Front eintreffenden sowjetischen Truppenteilen und deren wachsendem Widerstand konfrontiert. Der neue Oberbefehlshaber der Westfront General Žukov war bestrebt, die empfindlichsten Stellen zu schützen, besonders entlang der in die Hauptstadt führenden Hauptverkehrsadern. Wahrlich große Heldenataten vollbrachten an den fernen Zugängen zur Hauptstadt die Offiziersschüler, vor allem diejenigen der Podol'sker Militärschulen für Infanterie und Artillerie und der Militärschule „Oberster Sowjet“. Diese jungen Burschen – insgesamt nur einige Tausend – schützten Anfang Oktober den Weg nach Moskau in Richtung Možajsk und Volokolamsk mit ihrem Leben.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Meinung der deutschen Seite: „Im Verlauf der Gefechte der letzten Tage“, stellte die deutsche Aufklärung am 18. Oktober fest, „bei Malojaroslavec, Vereja und Možajsk, die als die schwierigsten des gesamten Feldzuges bezeichnet werden können, wurde die hohe Verteidigungsfähigkeit der Russen hauptsächlich aufgrund der guten Ausrüstung der Moskauer Verteidigungsstellungen und des Einsatzes zahlreicher schwerer Panzer erreicht.“⁴

Tatsächlich spielte bei den Kämpfen im Herbst die Stärke der sowjetischen Waffen eine große Rolle. Die deutschen Kommandeure scheuteten die Begegnung mit den neuen sowjetischen Panzern. So berichtete Feldmarschall Günther von Kluge an von Bock: „In letzter Zeit setzen die Russen bei bis zu 80% aller Panzer die T-34-Panzer ein. Im Falle eines Angriffs einer großen Anzahl dieser Panzer könnten wir eine lokale Niederlage erleiden.“⁵ Neben den Panzern fürchteten die Deutschen auch sehr den Beschuss der Raketenwerfer. In der kritischen Zeit Mitte Oktober 1941 fügten die „Katjuschas“ den vorgeschobenen Truppenteilen der Wehrmacht große Verluste zu.

Gewaltige Kapazitäten wurden von der Militärführung der Moskauer Zone für den Bau von Verteidigungsanlagen aufgewendet. Einfache Bürger, Hausfrauen, junge Burschen und Mädchen arbeiteten im tiefen Morast, bei Regen und nassem Schnee, 17 Stunden am Tag. Aber – wie die Moskauer selbst sagten – es herrschte eine wackere Stimmung und man wollte sein Möglichstes tun, um den Feind nicht durchzulassen. Insgesamt beteiligten sich an der Errichtung der Befestigungsanlagen ungefähr 600 000 Bewohner Moskaus und seiner Umgebung, davon 70–75% Frauen.⁶

Heute weisen viele Historiker, die sich mit der Schlacht vor Moskau befassen – die einen vorwurfsvoll, die anderen durchaus lobend – auf den äußerst brutalen

³ Central'nyj archiv Ministerstva oborony Rossijskoj Federacii (im Folgenden CAMO RF), f. 500, op. 12462, d. 548, l. 203–204.

⁴ CAMO RF, f. 500, op. 12462, d. 548, l. 280–281.

⁵ CAMO RF, f. 500, op. 12462, d. 572, l. 47.

⁶ Viktor Ivanov: Moskovskaja zona oborony. Ee rol' v zaščite stolicy (1941–1942). Moskva 2001, S. 307–308; Konstantin Bukov, Michail Gorinov, Anatolij Ponomarev (Hrsg.): Moskva voennaja 1941/1945. Memuary i archivnye dokumenty. Moskva 1995, S. 307–308.

Führungsstil Žukovs hin. Ohne uns auf Diskussionen einzulassen, können wir bekräftigen, dass es diese Brutalität gegeben hat. So befahl Žukov am 12. Oktober, nachdem ihm der Fall von Kaluga gemeldet worden war, dem Befehlshaber der 49. Armee, General Ivan Zacharkin, die Situation umgehend zu reparieren. Andernfalls drohte er ihm mit der Erschießung.⁷ Die Drohung war sehr hart, aber obwohl es damals nicht gelang, Kaluga zurückzuerobern, wurde Ivan Grigor'evič Zacharkin nicht erschossen, sondern führte weiterhin die Truppen seiner Armee an. Bekannt sind auch andere brutale Drohungen Žukovs, die bei weitem nicht immer wahrgemacht wurden. Viel eher erschließt sich sein Naturell unserer Meinung nach aus einem Befehl, den er dem Kommandeur 2. Kavallerie-Korps am 12. November 1941 erteilte: „Beim Kavallerie-Korps eintreffende Ersatzmannschaften ohne reiterliche Ausbildung sind keinesfalls in der Formation einzusetzen. Ich erlaube lediglich ihre Verwendung als Ergänzung der rückwärtigen Einrichtungen.“⁸ Dieses Zitat zeigt, dass die verbreitete Meinung, die sowjetischen Heerführer hätten ihre Ergebnisse nur erreicht, indem sie den Feind mit den Leichen ihrer nicht ausgebildeten Soldaten überhäuften, der Kritik nicht standhält.

In den deutschen Frontmeldungen vom Herbst 1941 ist häufig vom regnerischen Wetter die Rede, das einen schnellen Vormarsch verhindere.⁹ Ohne Zweifel spielte die Schlammperiode eine gewisse Rolle. Dabei wurde durch den „Wetterfaktor“ das Problem nur verkompliziert, vor das sich die Heeresgruppe Mitte aufgrund des verstärkten sowjetischen Widerstands gestellt sah. Nicht zufällig heißt es im OKH-Bericht vom 19. Oktober 1941, dass an der Front der Panzergruppe 4 „der Gegner nach wie vor hartnäckigen Widerstand leistet und keinen Fußbreit Boden und kein Haus kampflos aufgibt“.¹⁰

Dennoch hing Mitte Oktober 1941 das Schicksal Moskaus und des ganzen Landes am seidenen Faden. Wäre die Stadt eingenommen worden, so hätte dies in militärpolitischer und moralischer Hinsicht den Zusammenbruch der gesamten sowjetischen Verteidigung bedeuten können. Am 15. Oktober 1941 wurde vom Staatlichen Verteidigungskomitee (GKO) die Verordnung „Über die Evakuierung der Hauptstadt der UdSSR“ herausgegeben. Am 16. Oktober brach bei einem Teil der Stadtbewohner Panik aus. Vorher hatten sich unter den Moskauern Informationen über einen neuen deutschen Angriff verbreitet und es waren Gerüchte aufgetaucht, die deutschen Panzer würden in Kürze durchbrechen. Zusätzlich verschärft wurde die Situation durch die Flucht einiger wichtiger Wirtschaftsführer aus Moskau. Es handelte sich um Betriebsdirektoren, die ihre Mitarbeiter ihrem Schicksal überließen.¹¹

⁷ CAMO RF, f. 16, op. 946, d. 41, l. 19.

⁸ CAMO RF, f. 16, op. 946, d. 41, l. 247.

⁹ Zitiert nach Vjačeslav Zimonin u. a. (Hrsg.): Bitva za stolicu. Sbornik dokumentov. Moskva 1994. T. 1, S. 55.

¹⁰ CAMO RF, f. 500, op. 12462, d. 548, l. 288–289.

¹¹ Der Text der Verordnung des Staatlichen Verteidigungskomitees (GKO) „Über die Evakuierung der Hauptstadt der UdSSR“ vom 15. Oktober 1941, aber auch Auszüge aus den Memoiren des ehemaligen Volkskommissars für die Luftfahrtindustrie, Aleksej Šachurin, des stv.

Eine Panik konnte irreversible Folgen haben. Was jedoch viele wieder zur Vernunft brachte, war die Tatsache, dass Stalin selbst und die operativen Mitarbeiter des Volkskommissariates für Verteidigung (NKO) sowie des Generalstabes in der Stadt blieben und weiterhin deren Verteidigung anführten. Einer weiteren Ausbreitung des Chaos wurde durch drastische Maßnahmen Einhalt geboten – bis hin zur standrechtlichen Erschießung verdächtiger Personen. Ab 20. Oktober 1941 wurde über Moskau der Belagerungszustand verhängt. In der Stadt trat eine Ausgangssperre in Kraft. Enorme moralische Bedeutung für alle Bürger des Landes hatte die Parade auf dem Roten Platz, die am 7. November zu Ehren des anstehenden Jahrestages der Revolution stattfand. Die Parade wurde zu einem bedeutenden Ereignis, das die psychologische Stimmung der Bevölkerung veränderte und ihren Willen zum Sieg stärkte.

Das Hauptquartier des höchsten Oberkommandos (Stavka VGK) und Stalin persönlich waren der Ansicht, dass es in der Sache der Verteidigung eine unnötige Härte gar nicht geben könne. Gerade in jenen kritischen Tagen wurde eine Reihe von Dokumenten herausgegeben, die heute in mehrere Richtungen interpretiert werden können. So erschien am 17. November 1941 der Geheimbefehl Nr. 0428 der Stavka, in dem der Auftrag erteilt wurde, „die deutsch-faschistischen Eroberer aus allen Siedlungen in die Kälte der Felder hinauszujagen“ und alle Ortschaften im Hinterland der deutschen Truppen zu zerstören und niederzubrennen, insbesondere in der Nähe der Straßen. Allerdings dürfen derartige Dokumente nicht losgelöst von der harten Realität und ihrer faktischen Alternativlosigkeit betrachtet werden – entweder würde der Feind aufgehalten oder das Land und seine gesamte Bevölkerung unter das Joch der Invasoren geraten. Mit diesem Befehl unmittelbar verbunden ist auch die Heldentat von Zoja Kosmodem'janskaja, die durch die Hand der Besatzer starb.¹²

Es muss betont werden, dass es der deutschen Luftwaffe im November nicht gelang, die Lufthoheit über der Region Moskau zu erlangen. Zum anderen wurden die Moskauer durch die massiven Angriffe auf Wohnviertel und Betriebe nicht ins Chaos gestürzt. Es ist bezeichnend, dass 687 Sprengbomben auf falsche Ziele fielen.¹³ Die Moskauer Luftraumverteidigung war in jener Zeit wahrscheinlich eine der besten der Welt. Der Korrespondent der englischen Zeitung „Sunday Times“ in der UdSSR, Alexander Werth, schrieb später: „Einen besonders imposanten Eindruck hinterließ das massive Abwehrfeuer [der sowjetischen Flak-

Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare (SNK), Anastas Mikojan, des Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Moskauer Stadtrates, Vasilij Pronin und anderen Informationsquellen, aus denen hervorgeht, was sich in der Regierung und auf den Straßen der Hauptstadt in der kritischen Phase Mitte Oktober 1941 abspielte, sind dem in Fn. 9 genannten Dokumentenband zu entnehmen.

¹² Anmerkung der Übers.: Zoja Kosmodem'janskaja war eine 18-jährige sowjetische Partisanin, die bei dem Versuch, eine Scheune im Dorf Petriščovo, in dem sich die deutschen Besatzer einquartiert hatten, in Brand zu stecken, von diesen festgenommen und gehängt wurde. Im Februar 1942 wurde sie posthum zur „Heldin der Sowjetunion“ erklärt.

¹³ *Bukov u. a.*, Moskva voennaja, S. 409-410.

geschütze]. Dutzende Scheinwerfer erhellt den Himmel. In London hatte ich etwas Derartiges weder gesehen noch gehört.“¹⁴

An den Zugängen zur Hauptstadt vollzogen sich grundlegende Veränderungen in der Luft und am Boden, die davon zeugten, dass sich die Ereignisse nun zuungunsten der Wehrmacht entwickelten. Von Bock jedoch hatte anscheinend keinen Blick für die wachsenden Schwierigkeiten. Er war bestrebt, seine letzte Chance zu nutzen und verglich die Kämpfe vor Moskau mit der Schlacht an der Marne aus den Zeiten des Ersten Weltkrieges. Heute gibt es unterschiedliche Ansichten darüber, welchen Effekt das beginnende Frostwetter auf den Angriff der Heeresgruppe Mitte Ende November/Anfang Dezember 1941 hatte. Wir weisen darauf hin, dass es Anfang Dezember insgesamt nur zwei Tage gab, an denen die Temperatur unter 30 Grad minus fiel und dass die Kälte sich natürlich nicht nur auf die deutschen, sondern auch auf die sowjetischen Soldaten auswirkte. Der Grund für den gescheiterten Angriff der Heeresgruppe Mitte war nicht der Frost, sondern die wachsende Gegenwehr der Roten Armee.

Ab dem 20. November 1941 berichtete die Abteilung „Fremde Heere Ost“ des Generalstabes des OKH, neue Verbände der Roten Armee seien an die Front unterwegs. In den deutschen Aufklärungsberichten finden sich jedoch völlig falsche Erkenntnisse hinsichtlich der Absichten des Gegners. So heißt es am 2. Dezember in einem Routinebericht, dass „die russische Militärführung derzeit über keinerlei nennenswerte Reserven verfügt“.¹⁵ Wir weisen darauf hin, dass diese Schlussfolgerung nur drei Tage vor Beginn der Gegenoffensive der sowjetischen Streitkräfte gezogen wurde, während die Stavka bereits am 24. November entschieden hatte, gleich sieben Reservearmeen in die Nähe von Moskau zu verlegen.¹⁶

Žukov und sein Stab sahen, dass der Gegner erschöpft war. Jetzt war es vor allem wichtig, den richtigen Moment für den Übergang zur Gegenoffensive nicht zu versäumen. Der Plan der sowjetischen Führung zur Zerschlagung des Feindes wurde in kürzester Zeit ausgearbeitet. Für den Vortrag bei Stalin war im Wesentlichen nur eine einzige Karte mit rot markierten Angriffszonen und eine erläuternde Notiz vorbereitet worden. Der Plan für die Gegenoffensive sah keine tiefgreifende Operation vor. Žukov hatte die Absicht, die vorgeschobenen Truppenenteile des Gegners zu zerschlagen und sie auf mehrere Dutzend Kilometer von Moskau entfernt zurückzuwerfen. In Wirklichkeit kam alles ganz anders.

Die Gefechte befanden sich auf ihrem Höhepunkt. Die Gruppe von Bocks war an der Front in einer Linie bis zu 1000 km auseinandergezogen, während ihre Flanken von den sowjetischen Truppen bedroht wurden. Die Erfolge der Roten Armee bei Rostov am Don und Tichvin machten die Stavka zuversichtlich, den Sieg auch auf dem zentralen Frontabschnitt erringen zu können. Noch dazu hatte

¹⁴ Aleksandr Vert: Rossija v vojne 1941–1945. Moskva 1967, S. 124.

¹⁵ CAMO RF, f. 500, op 12462, d. 539, l. 50–58.

¹⁶ Vladimir Zolotarev (Hrsg.): Istorija Velikoj vojny. V 2 t. Moskva 2010. T. 1, S. 227–228.

der Winter begonnen, auf den die Rote Armee besser vorbereitet war.¹⁷ Der Zeitpunkt des Angriffs auf die Streitkräfte der Heeresgruppe Mitte war gut gewählt. Der Gegner war abgekämpft, aber noch nicht gänzlich zur rigorosen Verteidigung übergegangen. Nun galt es, die günstige Situation auszunutzen, bevor von Bock Verstärkung aus Deutschland selbst oder den besetzten Ländern Europas erhalten würde.

Die Gegenoffensive der sowjetischen Streitkräfte vor Moskau hatte der deutschen Wehrmacht buchstäblich einen Schock versetzt. Viele deutsche Offiziere dachten damals an das Schicksal von Napoleons Großer Armee und bereiteten sich auf die schlimmsten Konsequenzen vor. Und dennoch gelang es der sowjetischen Militärführung nicht, im Verlauf des weiteren Gesamtangriffs und der Ržev-Vjaz’ma-Operation von 1942 alle gesteckten Ziele zu erreichen. Es fehlte an personellen Reserven, Material und der nötigen Erfahrung, um die Heeresgruppe Mitte vollständig zerschlagen zu können. Auf einzelnen Abschnitten wurde der deutsche Rückzug von heftigen Gegenangriffen und der Einkesselung der durchbrechenden sowjetischen Verbände begleitet.

Um eine Flucht mit harten Maßnahmen zu verhindern, verbot Adolf Hitler am 16. Dezember 1941 per Befehl die Durchführung großer Rückzugsoperationen. Fanatisch forderte er dazu auf, hartnäckigen Widerstand zu leisten. Jeder Rückzug sei nur mit Genehmigung der höheren Führung möglich.¹⁸ Hitler hielt es auch für erforderlich, den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, von Bock sowie den Oberbefehlshaber des Heeres, Walther von Brauchitsch und eine Reihe anderer hoher Offiziere abzulösen. Der sogenannte „Durchhaltebefehl“ war unter diesen Umständen wahrscheinlich der für die Wehrmacht einzig mögliche Weg, eine Panik zu verhindern. Auf lange Sicht jedoch hatten das fehlende Vertrauen gegenüber den Befehlshabern an der Front und die Unterdrückung ihrer Initiativen einen gegenteiligen und unerwünschten Effekt – das Misstrauen der Feldkommandeure gegenüber der höheren Führung wuchs.

Die Niederlage und die schweren Verluste der Heeresgruppe Mitte im Verlauf der Schlacht um Moskau führten zu weitgehenden Veränderungen an der gesamten sowjetisch-deutschen Front. Der Blitzkrieg war gescheitert und für einen neuerlichen Sturm auf Moskau reichten die Kräfte der Wehrmacht schon nicht mehr aus. Entscheidende Bedeutung für Hitler erlangte 1942 die Aneignung der Ressourcen Südrusslands und des Kaukasus. Die erfolgreiche Erfüllung dieser Aufgabe hätte für die UdSSR eine neue tödliche Gefahr bedeutet, während es Deutschland ermöglicht worden wäre, einen globalen Krieg von unbestimmter Dauer zu führen. Da jedoch Moskau und ein großer Teil der Zentralregion des europäischen Teiles Russlands in der Hand der Sowjetunion blieben, gelang es der deutschen Militärführung 1942 nicht, die Flanke ihrer Heeresgruppe „B“ im Zuge des Vordringens der Paulus-Armee zur Wolga zuverlässig abzusichern. Das Wichtigste

¹⁷ Aleksandr Samsonov: Moskva, 1941 god: ot tragedii poraženij – k velikoj pobede. Moskva 1991, S. 168.

¹⁸ CAMO RF, f. 500, op. 12462, d. 7, l. 55–57.

war, dass die Zeit nun für die sowjetische Seite arbeitete und diese nutzte ihr personelles Potential und ihre wachsende Rüstungsproduktion zur Vorbereitung einer machtvollen Gegenoffensive maximal aus. Es steht außer Zweifel, dass der Sieg der Roten Armee in der Schlacht von Stalingrad auf das Engste mit der vernichtenden Niederlage der Wehrmacht vor Moskau verbunden ist.

Nach dem Fiasko vor Moskau standen einige hochrangige Persönlichkeiten des Reiches dem weiteren Kriegsverlauf skeptisch gegenüber. Der Befehlshaber des Ersatzheeres, Generaloberst Friedrich Fromm, räumte ein, dass die Wehrmacht auf eine Katastrophe zusteure, wenn sie diesen Krieg fortsetze. Der Reichsminister für Bewaffnung und Munition, Dr. Fritz Todt, trug dem Führer am 29. November 1941 vor, dass der Krieg nur auf Grundlage einer politischen Regelung zugunsten des Reiches beendet werden könne.¹⁹ Die Ereignisse des Winters 1941/42 wurden von General Franz Halder später als „Katastrophe“ und „Beginn der Tragödie im Osten“ und von General Günther Blumentritt als „Wendepunkt des Russlandfeldzuges“ bezeichnet.²⁰ Derartige Einschätzungen bestätigen die Ansicht, dass die schneebedeckten Felder der Moskauer Umgebung für Deutschland zum Ausgangspunkt einer umfassenden militärischen Krise wurden, von der es sich weder materiell noch moralisch je erholen konnte.

Tiefgreifende Veränderungen spielten sich auch auf der internationalen Bühne ab. Die Tatsache, dass die sowjetischen Streitkräfte zum Angriff übergegangen waren, zwang die herrschenden Kreise Japans, aber auch der Türkei, eine vorsichtige Position gegenüber einem möglichen Angriff auf die Sowjetunion einzunehmen. Am 7. Dezember 1941 traten die Vereinigten Staaten von Amerika in den Krieg ein. Dieses Land, das über ein äußerst starkes Industriepotential verfügte, war nun ein realer Verbündeter der Sowjetunion geworden.

Man kann sagen, dass sich im Verlauf der Schlacht vor Moskau eine Wende vollzog, deren wichtigste Folge die schrittweise, aber stetige Erhöhung der militärischen Effizienz der Roten Armee war, während das Kampfpotential der Wehrmacht sich ebenso stetig verringerte. Es bleibt eine Tatsache, dass es den deutschen Truppen im Sommer 1942 gelang, der Roten Armee einige schwere Niederlagen auf verschiedenen Abschnitten beizubringen: bei Leningrad und Char'kov, auf der Krim, an den Zugängen nach Stalingrad und im Kaukasus. Die Sowjetunion verfügte jedoch bis dahin über genügend Reserven, um den Feind aufzuhalten und die Waagschale neigte sich letztendlich zu ihren Gunsten.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

¹⁹ Klaus Reinhardt: Povorot pod Moskvoj. Krach gitlerovskoj strategii zimoj 1941/42 goda. Perev. s nemeck. Moskva 1980. S. 219.

²⁰ Zitiert nach Boris Nevzorov: Perelom v vojne: problemy i suždenija. In: Geopolitika i bezopasnost'. 1995. Nr. 3, S. 98.

Johannes Hürter

„Moskau 1941“ als westdeutscher Erinnerungsort

Die Erinnerung an den „Ostkrieg“

Im kollektiven Gedächtnis der Deutschen ist Stalingrad und nicht Moskau der wichtigste Erinnerungsort des Krieges gegen die Sowjetunion. Der Totalverlust einer ganzen Armee in der winterlichen Ruinenlandschaft einer fernen Großstadt wurde schon von der NS-Propaganda als „heroischer Opfergang“ inszeniert, eine Deutung, die von der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, wenn auch unter anderen Vorzeichen, übernommen wurde.¹ Stalingrad, das stand vor allem für das deutsche Opfernarrativ, dass auch „die“ Deutschen unter Hitler litten und starben, ins Unglück getrieben wie „unsere tapferen Landser“ an der Wolga. Dass deutsche Soldaten nicht nur Opfer, sondern auch Täter waren, und ihr Massenleiden und Massensterben neben zahllosen Kriegsverbrechen stand, wurde bis in die 1990er Jahre hinein in der öffentlichen Wahrnehmung meist ausgeblendet.

Neben dem zentralen Symbol und Mythos Stalingrad spielen andere militärische Großereignisse des deutsch-sowjetischen Krieges in der deutschen Erinnerungskultur eine nachgeordnete, häufig sogar gar keine Rolle. Das betrifft die Belagerung Leningrads (1941–1944) ebenso wie die Schlacht im Kursker Bogen (Juli 1943), ganz zu schweigen von den verheerenden Niederlagen der Heeresgruppen Mitte und Südukraine im Sommer 1944, die bis vor kurzem fast vergessen waren, obwohl die Verluste mehr als das Doppelte von denen in Stalingrad betrugen. Entsprechend liegen bisher so gut wie keine Untersuchungen darüber vor, welche Bedeutung andere Ereignisse und Orte als Stalingrad im deutschen Gedächtnis einnehmen.² Das gilt auch für die Kämpfe vom Herbst 1941 bis zum Frühjahr

¹ Vgl. Jürgen Förster (Hrsg.): Stalingrad. Ereignis – Wirkung – Symbol. München 1992; Wolfram Wette, Gerd R. Ueberschär (Hrsg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. Frankfurt a. M. 1992; Michael Kumpfmüller: Die Schlacht von Stalingrad. Metamorphosen eines deutschen Mythos. München 1995; Bernd Ulrich: Stalingrad. In: Etienne François, Hagen Schulze (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 2. München 2001, S. 332–348; Christina Morina: Legacies of Stalingrad. Remembering the Eastern Front in Germany since 1945. New York u. a. 2011. Zur Erinnerung an den „Ostkrieg“ insgesamt vgl. Christina Morina: Vernichtungskrieg, Kalter Krieg und politisches Gedächtnis: Zum Umgang mit dem Krieg gegen die Sowjetunion im geteilten Deutschland. In: Geschichte und Gesellschaft 34 (2008), S. 252–291; Bernd Bonwetsch: Erinnerungskultur in Deutschland und Russland: Der Zweite Weltkrieg im nationalen Gedächtnis. In: Horst Möller, Aleksandr Čubarjan (Hrsg.): Mitteilungen der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen. Bd. 4. München 2010, S. 24–38.

² Eine Ausnahme ist: Jörg Ganzenmüller: Nebenkriegsschauplatz der Erinnerung. Die Leningrad-Blockade im deutschen Gedächtnis. In: Osteuropa 61 (2011), Heft 8–9: „Die Leningrad-Blockade. Der Krieg, die Stadt und der Tod“, S. 7–21.

1942 am Mittelabschnitt der Ostfront, die unter der Bezeichnung „Schlacht vor Moskau“ zusammengefasst werden, mit dem Höhepunkt des Umschwungs durch die sowjetische Gegenoffensive im Dezember 1941.

Lohnt es sich überhaupt, diese Fehlstelle zu beheben und erstmals „Moskau 1941“ als Erinnerungsort zu untersuchen? Ist nicht mit dem Verweis auf die übermächtige Chiffre „Stalingrad“ bereits alles gesagt über die große Nachkriegserzählung vom Heroismus und Martyrium des von der Führung im Stich gelassenen Wehrmachtssoldaten? Tatsächlich gleichen sich die Erinnerungsbilder bis in viele Details, etwa jene des Kämpfens und Sterbens in einer unwirtlichen Winterlandschaft. Dennoch lassen sich einige Besonderheiten identifizieren, die Moskau zu einem eigenen Erinnerungsort machen und von Stalingrad unterscheiden. Außerdem hatte dieses Ereignis von vornherein im kollektiven Gedächtnis ein deutlich größeres Gewicht als etwa Leningrad, Kursk oder der Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte, wenn es auch nicht die Wirkung des Stalingrad-Mythos erreichte.

Die persönliche (individuelle) Erinnerung der Beteiligten an Moskau 1941 – nach Jan Assmann die Voraussetzung für das kommunikative Gedächtnis, das neben dem kulturellen Gedächtnis die kollektive Erinnerung begründet³ – muss in der deutschen Nachkriegsgesellschaft sogar viel verbreiteter gewesen sein als im Fall Stalingrad. An der Offensive auf Moskau, die am 2. Oktober 1941 begann, nahmen etwa zwei Millionen deutsche Soldaten teil, also zehnmal so viele, wie in Stalingrad eingeschlossen waren. Die Verluste waren dagegen keineswegs so katastrophal hoch, wie man vermuten würde, und deutlich niedriger als ein Jahr später an der Wolga.⁴ Die direkte Beteiligung so vieler Menschen trug dazu bei, dass sich die Niederlage vor Moskau im kollektiven Gedächtnis etablierte, obwohl die NS-Propaganda dieses Ereignis herunterspielte und auch in dieser Hinsicht der Erinnerungsort Stalingrad von vornherein andere Voraussetzungen besaß.

³ Vgl. Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992, etwa S. 50–55. Von diesen zwei „Modi“ und „Gedächtnisrahmen“ kollektiven Erinnerns beruht das kommunikative Gedächtnis auf informelle, mündliche Überlieferung und ist daher an die Erinnerungen der Zeitzeugen gebunden, während das kulturelle Gedächtnis sich an symbolische „Erinnerungsfiguren“ und artifiziell/schriftlich bewahrte Fixpunkte heftet. Vgl. auch Harald Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München 2002. Die Theorie des kollektiven Gedächtnisses/der kollektiven Erinnerung wurde bekanntlich von Maurice Halbwachs begründet, vgl. etwa, zuerst 1925 erschienen, Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt a. M. 1985.

⁴ Nach Rüdiger Overmans: Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg. München 1999, S. 278, betrugen die Gesamtverluste an der Ostfront selbst in den beiden größten Kriegsmonaten Dezember 1941 und Januar 1942 „nur“ 40 198 bzw. 48 165 Tote, während im Dezember 1942 und Januar 1943 die Quoten bei 78 759 und 180 310 lagen. Interessant ist auch der Vergleich mit Juli 1941 (63 099), Juli 1943 (Kursk; 71 231) sowie Juni, Juli und August 1944 (Zusammenbrüche der Heeresgruppen Mitte und Südukraine; 142 079, 169 881, 277 465).

Das „Moskau“-Narrativ am Beispiel des Romans von Theodor Plievier

Für das kulturelle Gedächtnis nach 1945 waren Romane, Memoiren, Sachbücher, Zeitungsartikel, Radiofeatures, Schulbücher, später zunehmend auch Fernsehdokumentationen maßgebend. Wie schon beim Stalingrad-Mythos kam auch für die Erinnerung an Moskau 1941 dem Schriftsteller Theodor Plievier (1892–1955) eine gewichtige Bedeutung zu. Plievier hing einem anarchistischen Individualismus an, der ihn auf verschlungenen Pfaden von der linksradikalen Opposition gegen die Weimarer Republik über den Antifaschismus im sowjetischen Exil zum Antikommunismus in der Bundesrepublik führte.⁵ Sein Bestseller „Stalingrad“, den er als Exilschriftsteller und Mitglied des Nationalkomitees Freies Deutschland 1943/44 in der Sowjetunion auf der Grundlage von erbeuteten Dokumenten und Gesprächen mit deutschen Kriegsgefangenen geschrieben hatte, stand am Anfang der gesamtdeutschen Nachkriegsliteratur und beeinflusste nachhaltig das Opfer-narrativ über die deutsche Wehrmacht.⁶ Die meisten Leser erhielten durch diesen Tatsachenroman überhaupt das erste Mal nähere Informationen und Eindrücke vom Geschehen in Stalingrad und an der Ostfront. Der gerade gegründete kommunistische Aufbau Verlag in Berlin konnte von 1945 bis 1948 eine Vorauflage und acht weitere Auflagen mit insgesamt 177 000 gedruckten Exemplaren auf den Markt bringen.⁷ 1947 erschienen außerdem die ersten westdeutschen Ausgaben im Verlag Kurt Desch (München) und bei Rowohlt (Stuttgart).

Sieben Jahre später ließ der Erfolgsautor, der sich inzwischen von der Sowjetunion abgewandt hatte und seit 1947 in Westdeutschland lebte, den Roman „Moskau“ über den deutschen Vormarsch von Juni bis Dezember 1941 folgen.⁸

⁵ Vgl. Hans-Harald Müller, Wilhelm Schernus: Theodor Plievier: Eine Bibliographie. Frankfurt a. M. u. a. 1987, S. 7–13. Zur teilweise abenteuerlichen Biografie Plieviers vgl. das Erinnerungsbuch seines Freundes Harry Wilde: Theodor Plievier. Nullpunkt der Freiheit. München/Wien/Basel 1965. Plievier (bis 1933 noch in der Schreibweise: Plivier), im November 1918 als Matrose an den revolutionären Unruhen in der Kriegsmarine beteiligt, war in den letzten Jahren der Weimarer Republik durch seine Romane „Des Kaisers Kulis. Roman der deutschen Kriegsflotte“ (1930) und „Der Kaiser ging, die Generäle blieben. Ein deutscher Roman“ (1932) bekannt geworden. Er emigrierte 1933 aus Deutschland und hielt sich 1934–1945 in der Sowjetunion, anschließend bis 1947 in der Sowjetischen Besatzungszone auf. Dogmatischer Kommunist war Plievier wohl zu keiner Zeit, er selbst bestreit später, überhaupt jemals Kommunist gewesen zu sein.

⁶ Theodor Plievier: Stalingrad. Berlin 1945 (Aufbau Verlag). Diese Ausgabe war auch in den westlichen Besatzungszonen erhältlich. Die vorerst letzte (8.) Aufbau-Auflage wurde 1948 aufgelegt, dann war Plievier in der DDR Persona non grata – erst 1984 wurde der Roman wieder in das Programm des Aufbau Verlags aufgenommen. Vgl. Hans-Harald Müller: Zur Geschichte und Aktualität von Theodor Plieviers Roman. In: Theodor Plievier: Stalingrad. Köln 2001, S. 435–457; Gunther Nickel: Faction. Theodor Plievier: Stalingrad (1945). In: Hans Wagener (Hrsg.): Von Böll bis Buchheim: Deutsche Kriegsprosa nach 1945, Amsterdam/Atlanta, GA 1997, S. 49–62.

⁷ Mitteilung des Aufbau Verlags vom 6. Aug. 2012.

⁸ Theodor Plievier: Moskau. Roman. München 1952 (Verlag Kurt Desch). Der dritte Roman der Kriegstrilogie Plieviers war „Berlin“ (München 1954), in dem die Eroberung der Reichs-

Der Titel erschien im September 1952 mit einer Startauflage von 50 000 Exemplaren, die schon am ersten Verkaufstag vergriffen war.⁹ Die Stilmittel waren dieselben wie in „Stalingrad“, dessen Erfolg der neue Roman, so gut er sich auch verkaufte, aber nicht erreichte. Die Mischung aus Tatsachen, Dokumenten und Fiktionen suggeriert Wirklichkeit und lässt den Leser scheinbar wie „dabei gewesen“ sein. Diese Rezeption wird zusätzlich durch den häufig parataktischen, aus der Aneinanderreihung von knappen, einhämmernden Hauptsätzen bestehenden Stil gefördert. Es lohnt sich, etwas näher auf dieses Buch einzugehen, da in ihm alle Zutaten sowohl des Wehrmachtsmythos als auch der spezifischen Erinnerung an die Schlacht vor Moskau fassbar sind.

Wie sein Stalingrad-Roman ist auch Plieviers „Moskau“ ein Heldenepos des deutschen Frontsoldaten und Frontoffiziers.¹⁰ Das Bild von der Wehrmacht ist sogar noch positiver als im ersten Roman. Dagegen wird die sowjetische Seite, die ausführlich behandelt ist, vor allem als der NS-Diktatur in nichts nachstehendes Terrorregime gezeichnet. So erscheinen sowohl die deutschen als auch die sowjetischen Soldaten als Menschenopfer zweier Schurkenstaaten und ihrer Schergen. Bezeichnend für dieses Geschichtsbild ist auch, dass deutsche Kriegsverbrechen nur am Rande erwähnt und dann in der Regel mit Hitler und der SS in Verbindung gebracht werden. Selbst beim Massensterben der sowjetischen Kriegsgefangenen, ein Verbrechen, das in die Verantwortung der Wehrmacht fiel, taucht bei Plievier eine SS-Brigade als Täter auf.¹¹

Das geschönte Bild nimmt besonders geschichtsklitternde Ausmaße an, wenn es um die Militärelite geht. Das Scheitern der deutschen Offensive auf Moskau wird mit Fehlern der obersten Führung, den schlechten Witterungsbedingungen, dem Versagen des Nachschubs und den unerwarteten sowjetischen Verstärkungen aus dem Fernen Osten begründet.¹² Die Chiffren für diese Argumente sind „Hit-

hauptstadt im April 1945 und ihre Folgen bis zum Aufstand des 17. Juni 1953 thematisiert werden.

⁹ Der Spiegel vom 17. Sept. 1952, S. 24f. („Ja, Woina“), hier S. 24.

¹⁰ Vgl. Michael Rohrwasser: Theodor Plieviers Kriegsbilder. In: Ursula Heukenkamp (Hrsg.): Schuld und Sühne? Kriegserlebnis und Kriegsdeutung in deutschen Medien der Nachkriegszeit (1945–1961). Amsterdam/Atlanta, GA 2001, S. 139–153, hier S. 149, zum „Kern von Plieviers Kriegsbild“: „Dieses ist keineswegs pazifistisch und auch nicht antimilitaristisch, sondern ein Hohelied – nicht auf die Armee, sondern auf den Frontsoldaten.“ Vgl. ebd., S. 151: „Daß die Wehrmacht (samt Generalstab) ein Opfer der Nazis (einer Bande von ‚Rattenfängern‘) wurde, ist aber, wie man wissen kann, ein allzu bequemes Bild der Erinnerung.“ Vgl. zum Folgendem auch Jörg Bernig: Der große Krieg im Osten und die tragische Selbstbehauptung des Individuums. Antitotalitarismus und individualistischer Anarchismus in Theodor Plieviers Kriegstrilogie *Moskau, Stalingrad, Berlin*. In: Ebd., S. 113–125; Samson B. Knoll: Moskau – Stalingrad – Berlin: Theodor Plievier’s War Trilogy Revisited. In: Karl Menges (Hrsg.): Literatur und Geschichte. Festschrift für Wulf Koepke zum 70. Geburtstag. Amsterdam/Atlanta, GA 1998, S. 171–203.

¹¹ Vgl. Plievier, Moskau, S. 519–521.

¹² Wenige Beispiele von vielen ebd.: „Dem General Schlechtwetter gesellte sich der General Winter.“ (S. 505); „Unglaubliche und nie wieder gutzumachende Fehler waren in Rußland gemacht worden. Jetzt wurde drüben der Krieg nicht mehr für Stalin, sondern für das Vaterland geführt. So hatte Hitler nicht nur die Partei und die Bürokratie, sondern das ganze Land,

ler“, „General Winter“ und „die Sibirier“ – sie durchziehen bis heute die Erinnerung an Moskau 1941. Die Führungsfehler sind bei Plievier und in nahezu allen zeitgleichen und nachfolgenden populären Darstellungen mit Hitler personifiziert. Der Autor folgt den Rechtfertigungsdiskursen der Generalität und übernimmt in sein Buch wörtlich einen Abschnitt aus den sehr erfolgreichen, 1951 erschienenen Erinnerungen des Panzergenerals Heinz Guderian, der eine Auseinandersetzung mit Hitler im Dezember 1941 beschreibt.¹³ Die Rollen sind klar verteilt: hier der zynische Gewaltmensch Hitler, dort der verantwortungsbewusste Profi Guderian, der anschließend seines Postens entthoben wird. Plievier macht aus den Personalveränderungen in der Heeresleitung und Truppenführung im Winter 1941/42 entgegen den historischen Fakten einen grundlegenden Elitenwechsel. Er suggeriert das Ende der konservativen Militärelite, das es in Wirklichkeit bis 1945 nicht gegeben hat,¹⁴ und knüpft daran Gedanken, die das tatsächliche fachliche und moralische Versagen der Generalität und des deutschen Generalstabs gerade auch in der ersten Phase des Krieges gegen die Sowjetunion,¹⁵ also bereits vor der Niederlage vor Moskau, komplett ignorieren:

Das war der Aderlaß an der höchsten militärischen Führung Deutschlands; und mehr – es bedeutete die Ersetzung des selbständigen Denkens durch die Schablone und in der Konsequenz die Austrocknung des organisatorischen und moralischen Vermögens des deutschen Volkes; und noch mehr – es bedeutete die Austrocknung einer bedeutenden Kraftquelle in der traditionellen Mitte des Kontinents, bedeutete den Einzug der Steppe in Europa. Tausendfünfhundert bis zweitausend Generalstabsoffiziere waren betroffen: Kommandeure, die ihre militärische Einsicht über den Parteibefehl stellten, die nicht in einer befohlenen Weltanschauung, sondern im eigenen Gewissen die höchste entscheidende Instanz erblickten, die internationale Abmachungen respektiert haben wollten und auch aus diesem Kriege mit „weißer Weste“ herauszukommen trachteten. Treu und Glauben, Anständigkeit und Ritterlichkeit blieben auf der Strecke. Das Parallelogramm der sittlichen Kräfte auf den östlichen Schlachtfeldern war gespannt, das Gesicht der deutsch-russischen Front endgültig geprägt. Es konnte sich nur noch um Vernichtung handeln.¹⁶

In Plieviers Moskau-Roman finden sich die beiden wirksamsten, hartnäckigsten und bis in unsere Zeit hinein vagabundierenden Legenden um die Streitkräfte des „Dritten Reichs“: erstens die Legende von der „sauberer“ Wehrmacht mit ihren tapferen, vom „Rattenfänger“ Hitler ins Verderben geführten Soldaten; zweitens die vom Generalstab in die Welt gesetzte Legende von der hoch professionellen, auch moralisch integren Militärelite, der Hitler, der Verbrecher und

einen Bund von Völkern gegen sich mobilisiert. Gegen sich? Praktisch hieß das: gegen die Wehrmacht.“ (S. 515); „[...] völliges Versagen des Nachschubs“ (S. 527); „Sturm über Asien, über den Ural, über die Wolga hinweg, berstende Himmel, ihre Lasten über den Kontinent ausschüttend, eisigen Atem bis an die Enden Europas blasend...“ (S. 533).

¹³ Vgl. Plievier, Moskau, S. 529–531; Heinz Guderian: Erinnerungen eines Soldaten. Heidelberg 1951, S. 240–243.

¹⁴ Vgl. Jürgen Förster: Die Wehrmacht im NS-Staat. Eine strukturgeschichtliche Analyse. München 2007.

¹⁵ Vgl. Johannes Hürter: Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42. München 2006; Geoffrey P. Megargee: Hitler und die Generäle. Das Ringen um die Führung der Wehrmacht 1933–1945. Paderborn 2006.

¹⁶ Plievier, Moskau, S. 532.

Dilettant, ins Handwerk gepfuscht habe und der dadurch ein möglicher Sieg ver-
dorben worden sei.

Damit kommen wir zur Besonderheit der Erinnerung an Moskau 1941, die sich so weder im Stalingrad-Mythos noch in den anderen Erzählungen über den deutsch-sowjetischen Krieg findet, also gewissermaßen das Alleinstellungsmerkmal des deutschen Erinnerungsorts Moskau ist. In sämtlichen Darstellungen der Schlacht vor Moskau tauchen das Motiv des wortwörtlich zum Greifen nahen Erfolgs und die Erinnerungsfigur der am weitesten auf die sowjetische Metropole vorgestoßenen deutschen Einheit auf. Ein Erkundungstrupp hatte am 2. Dezember 1941 den Moskauer Vorort Chimki erreicht, acht Kilometer von der Stadtgrenze und knapp zwanzig Kilometer von der Stadtmitte entfernt. Diese militärisch an sich unbedeutende Tatsache wurde in der Erinnerungskultur vielfach ausgeschmückt und verfestigte sich zum Bild, dass der Kreml, die Machtzentrale Stalins, bereits im Scherenfernrohr, im Visier der Wehrmacht gewesen sei. Auch in Plieviers Roman kommt diese symbolträchtige Rekordmarke vor, mit dem bezeichnenden und grob wahrheitswidrigen Zusatz, dass Hitler einen möglichen Vorstoß in die Stadt hinein verhindert habe.¹⁷ Welche Suggestion von diesem Narrativ ausging, wird in der Rezension des Plievier-Buches durch den bekannten Publizisten Friedrich Sieburg in der Wochenzeitschrift „Die Zeit“ deutlich:

Wohl kam es ihm [Plievier] vor allem darauf an, seine tiefste Erfahrung „der Getretene schreit“ künstlerisch zu gestalten. Aber er konnte nicht verhindern, daß der deutsche Zusammenbruch vor Moskau als eine Serie von Fehlern erscheint, deren größter das Verhalten Hitlers war. Hätten sie vermieden werden können? Die Frage ist furchtbar, denn sie führt in jähem Bogen weit ab von der sittlichen Idee des Buches. Natürlich will der Autor sagen, daß Hitler nicht siegen konnte, weil er nicht siegen durfte – selbst wenn „der Nachschub geklappt hätte“. [...] Die ungeheure Erregung, die von vielen Seiten dieses Buches ausgeht, entsteht indessen aus der bangen Frage: „Wird es klappen?“ Bei Gott, wir wissen, daß es den deutschen Truppen nicht gelang, in Moskau einzudringen. Aber wir erfahren mit einer Eindringlichkeit, die mit allen schriftstellerischen Mitteln geschärft wird, wie nahe die Spurz der Wehrmacht dem Ziele war. Das stärkste Stück des Buches ist die Schilderung des Vorstoßes, den die Vorausabteilung des Oberstleutnants Vils-hofen über den Protwafluss hinaus unternimmt. Der Vorstoß ist so hinreißend beschrieben, daß man den dahinstürmenden Panzern atemlos folgt und sich schließlich dabei ertappt, daß man ihren Erfolg wünscht.¹⁸

Theodor Plievier beschreibt den Ostfeldzug der Wehrmacht als großes Drama, als Tragödie mit der Niederlage vor Moskau als Peripetie: „Der Krieg im Osten hatte seine Zenithöhe überschritten und konnte nur noch – was auch immer geschehen würde und wie viele Opfer ihm noch gebracht werden sollten – sei-

¹⁷ Ebd., S. 526f.: „Zwei Gestalten zogen durch die Schneewüste, ein General mit seinem Adjutanten. Der General hatte unter Hoepner ein Panzerkorps geführt; seine Vorausabteilung war bis an den Flugplatz Chimki herangekommen, bis an die Endstation der Moskauer Straßenbahn, die Ulitza Gorkowa, die bis zum Kreml führende Magistrale, hatte offen vor den Geschützen seiner Panzer gelegen – und der Feindwiderstand an der Stadtgrenze war unbedeutend gewesen. Dennoch hatte er – der Grund dafür blieb ein Geheimnis des Führers – seine Abteilung zurückrufen müssen.“

¹⁸ Friedrich Sieburg: Das Gelächter des Kriegsgottes. In: Die Zeit vom 23. Okt. 1952, S. 3.

nem blutigen Ende entgegentreiben.“¹⁹ In dieses hypertrophe Deutungsmuster passen auch die Andeutungen Plieviers, im Ostfeldzug sei es um die Idee der Einigung Europas gegangen,²⁰ sowie die im Roman verarbeiteten angeblichen Aussagen sowjetischer Offiziere, dass der deutsche Angriff den geheimen Kriegsvorbereitungen der Roten Armee zuvorgekommen sei.²¹ Seine Erzählung enthält außerdem die Botschaft, dass bis zur ersten großen Niederlage des deutschen Heeres die Eroberung Moskaus und der Zusammenbruch des Sowjetimperiums durchaus möglich gewesen seien. Dies war – wie das Konstrukt einer Verteidigung Europas gegen den „Osten“ und die Präventivkriegsthese – ein Narrativ des Kalten Krieges. In einem Interview zum Erscheinen seines Romans betonte Plievier mit deutlichem Gegenwartsbezug, sein Buch enthalte die geschichtliche Wahrheit, dass es keine unbesiegbare Armee gebe: „Die Grande Armée von Napoleon war es nicht. Die Wehrmacht unter Hitler war es nicht. Die Rote Armee ist es nicht.“²²

Vor allem aber besaß diese Geschichtsdeutung ein beträchtliches Identifikations- und Integrationspotenzial für die deutsche Nachkriegsgesellschaft. Im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik formierte sich Moskau zum Symbol dafür, dass man 1941 mit einer noch intakten Streitmacht ehrenvolle militärische Leistungen vollbracht habe, auf die man gerade unter den Vorzeichen des Ost-West-Konflikts stolz sein könnte. Diese Sinnkonstruktion war so populär wie wirksam, bestärkte sie doch die ehemaligen Soldaten und ihre Familien in der Selbst legitimierung, schon damals Europa, das Abendland, gegen Asien und den Bolschewismus verteidigt zu haben. Man war gescheitert, aber: War man nicht grandios, nämlich kurz vor dem Ziel und nur durch Pech sowie das Unvermögen einer zugleich kriminellen wie militärisch inkompetenten Staatsführung gescheitert?

Populäre Kriegsbilder, ihre Dekonstruktion und ihr Nachleben

Die anhand von Plieviers Moskau-Roman aufgezeigten Versatzstücke der kollektiven Erinnerung an Moskau 1941 finden sich, natürlich vielfältig variiert, in unzähligen Verarbeitungen und Darstellungen des „Russlandfeldzugs“, wie dieser Krieg lange genannt wurde. Eine weiteres Referieren von Beispielen aus der Belle-

¹⁹ Plievier, Moskau, S. 533.

²⁰ Ebd., S. 538f., lässt Plievier seine Hauptfigur Vilshofen sinnieren: „Warum sind wir hierher gekommen – um das Land zu nehmen oder um das Land einzuordnen, es wieder einzuordnen in den großen europäischen Raum? [...] Deutsche und Russen lagen erfroren im Schnee. Was hatten sie gewollt? Was hatten ihre Machthaber mit ihnen vorgehabt? Sie wollten das Schicksal Europas entscheiden. Nicht zum erstenmal... Karl XII. ging auf den Feldern von Poltawa zugrunde. Die französischen Musketiere Napoleons scheiterten. Die deutschen Grenadiere lagen nun auf der gleichen, gefrorenen Erde. Europa blieb ungeboren, und die Völker dieses und jenseits des blutigen Risses leiden hoffnungslos...“

²¹ Ebd., S. 323–325.

²² Der Spiegel vom 17. Sept. 1952, S. 24f., hier S. 25.

tristik²³, aus der militärischen Erinnerungsliteratur²⁴, aus Schulbüchern²⁵, aus Landserheften²⁶ oder aus Illustrierten wie „Stern“, „Quick“ und „Kristall“²⁷ würde seriell wirken und bald langweilen. Zumaldest auf ein Sachbuch sei aber noch hingewiesen, da es das westdeutsche Geschichtsbild vom Krieg gegen die Sowjetunion wie kaum ein zweites prägte. Der Bestseller „Unternehmen Barbarossa. Der Marsch nach Russland“ von Paul Carell, zuerst als Illustriertenserie in „Kristall“, dann 1963 als Buch erschienen und bis in unsere Gegenwart immer wieder aufgelegt, war für mehr als zwei Jahrzehnte in der Bundesrepublik eine Art Haus- und Volksbuch über den Ostkrieg.²⁸ Auch für mich, der ich das Buch bei meinen Großvätern – zwei ehemaligen Wehrmachtssoldaten – vorfand, war es wie für die meisten historisch interessierten Nachgeborenen die erste Begegnung mit diesem Krieg. Wie problematisch das war, ahnt man, wenn man weiß, dass Paul Carell eigentlich Paul Karl Schmidt hieß und von 1940 bis 1945 Pressechef des Auswärtigen Amtes, also ein Propagandaspezialist der NS-Diktatur gewesen war.

Das Werk von Carell alias Schmidt ist ein aus zahllosen Dokumenten und Interviews geschickt montiertes Loblied auf den deutschen Soldaten. Der Autor vertritt wie Theodor Plievier, sogar eindeutiger, die Präventivkriegsthese und versucht ebenfalls die Vorstellung zu nähren, dies sei ein Feldzug Europas gegen den östlichen Bolschewismus gewesen. Auch bei Carell wird die Offensive der Wehrmacht schließlich zur „Schlussjagd auf Moskau“, die mit dem berühmten „Acht Kilometer vor Moskau“ das Ziel nur knapp verfehlt. Auch bei ihm werden die

²³ Vgl. *Christina Morina*: Der Angriffskrieg als Lesestoff. Darstellung und Deutung des Russlandfeldzuges in der deutsch-deutschen Nachkriegsliteratur (1945–1960). In: *Zeitgeschichte online* (Mai 2005), verfügbar unter: http://www.zeitgeschichte-online.de/sites/default/files/media/russerinn_morina.pdf.

²⁴ Vgl. *Rolf Düsterberg*: Soldat und Kriegserlebnis. Deutsche militärische Erinnerungsliteratur (1945–1961) zum Zweiten Weltkrieg. Motive, Begriffe, Wertungen. Tübingen 2000.

²⁵ Vgl. *Bodo von Borries*: Vernichtungskrieg und Judenmord in den Schulbüchern beider deutschen Staaten seit 1949. In: *Michael Th. Greven, Oliver von Wrochem* (Hrsg.): Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik. Opladen 2000, S. 215–236.

²⁶ Vgl. *Habbo Knoch*: Der späte Sieg des Landsers. Populäre Kriegserinnerung der fünfziger Jahre als visuelle Geschichtspolitik. In: Arbeitskreis Historische Bildforschung (Hrsg.): Der Krieg im Bild – Bilder vom Krieg. Hamburger Beiträge zur Historischen Bildforschung. Frankfurt a. M. u. a. 2003, S. 163–186.

²⁷ Vgl. *Michael Schornstheimer*: Die leuchtenden Augen der Frontsoldaten. Nationalsozialismus und Krieg in den Illustriertenromanen der fünfziger Jahre. Berlin 1995.

²⁸ *Paul Carell*: Unternehmen Barbarossa. Der Marsch nach Rußland. Frankfurt a. M. 1963. Die Serie war zuvor in 46 Folgen in der Illustrierten „Kristall“ erschienen (Heft 13/1961 bis Heft 6/1963), einer Zeitschrift des Axel Springer Verlags mit einer Auflagenhöhe von knapp einer halben Million Exemplaren. Das Buch erreichte nach Angaben des Ullstein Verlags eine Auflage von 204 000 Exemplaren. Vgl. *Christian Plöger*: Von Ribbentrop zu Springer. Zu Leben und Wirken von Paul Karl Schmidt alias Paul Carell. Marburg 2009, S. 340, Anm. 340. Zu Carell/Schmidt und seinem Geschichtsbild vgl. außerdem *Wigbert Benz*: Paul Carell. Ribbentrops Pressechef Paul Karl Schmidt vor und nach 1945. Berlin 2005, besonders S. 91–100. Vgl. auch *Habbo Knoch*: Die lange Dauer der Propaganda. Populäre Kriegsdarstellung in der frühen Bundesrepublik. In: *Wolfgang Hardtwig, Erhard Schütz* (Hrsg.): Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2005, S. 205–226.

Kriegsverbrechen und eigentlichen Ziele des Feldzugs ausgeblendet, ist das deutsche Ostheer vor allem ein bewunderungswürdiges militärisches Instrument, mit dem „der Russe“, wie es in dem Buch penetrant heißt, beinahe besiegt worden wäre. Auch für diesen Autor belegt die Schlacht vor Moskau vor allem „die ganz überragende Leistung der deutschen Verbände, die den Sowjets den Erfolg verwehrte und eine Katastrophe verhinderte. Soldat und Offizier übertrafen an Gehorsam, Tapferkeit, Entbehrung und Aufopferung alles bisher Gekannte.“²⁹

Die Bücher Carells/Schmidts über den deutsch-sowjetischen Krieg – 1966 erschien als zweiter Band „Verbrannte Erde“³⁰ – wurden nicht nur in den Gazetten des Springer-Verlags, sondern in zahlreichen Zeitungen von der deutschen „Zeit“ bis zur amerikanischen „New York Times“ positiv besprochen.³¹ Selbst eine wissenschaftliche Zeitschrift wie das „historisch-politische Buch“ lobte den Autor: „Sorgfältige Forschung und saubere Geschichtsschreibung verbindet er mit lebendiger, anschaulicher Darstellungskraft in dem Bemühen, die Wahrheit zu finden.“³² Kritische Stimmen wie die von Bodo Scheurig in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ blieben die Ausnahme.³³ Namentlich ehemaligen Wehrmachtsgeneralen gefiel der „(Lob-)Preis eines tapferen, opferbereiten und über weite Strecken überlegenen deutschen Soldatentums“.³⁴

Die überwiegend positive Rezeption der populären Geschichtsklitterungen eines Paul Carell wirft ein bezeichnendes Licht auf die unruhige Tatsache, dass die westdeutsche Geschichtswissenschaft das Forschungsfeld „Krieg gegen die Sowjetunion“ zu lange der Selbstdarstellung des ehemaligen Generalstabs überlassen hatte.³⁵ Den Markt und das Kriegsbild dominierten nicht nur Generalsmemoiren wie Guderians „Erinnerungen eines Soldaten“ und Erich von Mansteins geradezu

²⁹ Carell, Unternehmen Barbarossa, S. 344.

³⁰ Paul Carell: Verbrannte Erde. Schlacht zwischen Wolga und Weichsel. Frankfurt a. M. 1966.

³¹ Vgl. Benz, Paul Carell, S. 96–100; Plöger, Von Ribbentrop zu Springer, S. 344–346.

³² Rezension von Hartwig Pohlmann zu „Unternehmen Barbarossa“. In: Das historisch-politische Buch 12 (1964), S. 148f. Der Rezensent war Oberst a. D.

³³ Bodo Scheurig: Entstelltes Bild des Rußlandfeldzuges. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7. Juli 1964. Scheurig schrieb über „Unternehmen Barbarossa“: „Nirgendwo sind für diesen Autor auf deutscher Seite Gewalt und Verbrechen geschehen. Untaten hat nur der Gegner begangen. Die eigene Seite erglänzt in betäubender Makellosigkeit. [...] Mit der Wahrheit, die wir uns schuldig sind, damit ein besserer Neuanfang möglich werde, hat diese Methode nichts gemein. Sie verdummt jene, die zu vergessen geneigt sind, und sie erbittert diejenigen, die schwer vergessen können und auf der ganzen Wahrheit bestehen.“

³⁴ General a. D. Walter Warlimont über Carell, Unternehmen Barbarossa. In: Der Spiegel vom 1. Juli 1964, S. 74f. („Nicht Verrat, Hitlers Hybris!“).

³⁵ Vgl. Bernd Wegner: Erschriebene Siege. Franz Halder, die „Historical Division“ und die Rekonstruktion des Zweiten Weltkrieges im Geiste des deutschen Generalstabes. In: Ernst W. Hansen, Gerhard Schreiber, Bernd Wegner (Hrsg.): Politischer Wandel, organisierte Gewalt und nationale Sicherheit. Beiträge zur neueren Geschichte Deutschlands und Frankreichs. Festschrift für Klaus-Jürgen Müller. München 1995, S. 287–302. Johannes Hürter: Die Wehrmachtsgeneralität und die „Bewältigung“ ihrer NS-Vergangenheit. In: Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte 18 (2014), Heft 1, S. 17–30. Auf Moskau 1941 konzentriert und aus der Sicht der sozialistischen DDR-Geschichtswissenschaft, jedoch mit einigen treffenden Beobachtungen vgl. Gerhart Hass: Die Schlacht bei Moskau. Zu einigen militärischen Schlussfolgerungen der bürgerlichen Historiographie. In: Militärgeschichte 20 (1981), S. 517–527.

sprichwörtlich gewordener Erfolgstitel „Verlorene Siege“³⁶, sondern auch die zwar sachkundigen, aber ebenfalls tendenziös „im Geiste des deutschen Generalstabs“ geschriebenen kriegsgeschichtlichen Darstellungen der früheren Generäle und Generalstabsoffiziere Kurt von Tippelskirch, Alfred Philippi und Ferdinand Heim.³⁷ Ihnen folgten und sekundierten mit noch mehr Breitenwirkung die zahlreichen populären Sachbücher zum Thema – Carell/Schmidt war keineswegs der einzige Erfolgsautor in diesem Bereich.³⁸ Die Fachwissenschaft machte sich erst nach und nach – und zunächst nur vorsichtig und zögerlich – daran, die Mythen um den Ostkrieg zu dekonstruieren.³⁹ Angefangen mit ersten wichtigen Hinweisen von Andreas Hillgruber⁴⁰ in den 1960er Jahren, fortgesetzt durch einige Pionierstudien in den 1970er Jahren und verstärkt seit den 1980er und 1990er Jahren wurden sowohl die Beteiligung der Wehrmacht und ihrer Elite an der Vorbereitung und Durchführung eines rassenideologischen Eroberungs-, Raub- und Vernichtungskrieges als auch die Ursachen seines militärischen Scheiterns gründlich untersucht.

Von den beiden genannten Legenden, dem Wehrmachtsmythos und dem Generalstabsmythos, ist wenig übrig geblieben. Nach den Forschungen vor allem von Klaus Reinhardt sowie Historikern des Militärgeschichtlichen Forschungsamts und des Instituts für Zeitgeschichte⁴¹ ist es heute Stand des Wissens, dass der so fahrlässig geplante „Blitzfeldzug“ gegen die Sowjetunion schon Monate vor Dezember 1941 gescheitert war, dass die Fehlentscheidungen der Heeresleitung und einzelner Truppenführer mindestens genauso gravierend waren wie die Eingriffe Hitlers, dass die Erfolgsaussichten nicht vom „Glück“, sondern von der haarsträubend unterschätzten Leistungsfähigkeit des sowjetischen Gegners abhingen, dass es sich vor Moskau keineswegs um eine „Entscheidungsschlacht“, sondern um das Versiegen der deutschen Offensivkraft, um ein schon fast naturgegebenes Auslaufen der Angriffswelle handelte. Selbst eine Besetzung Moskaus hätte nichts entschieden, während für das Deutsche Reich nach dem Scheitern des Blitzkriegsplans und seinen globalen Konsequenzen dieser Krieg nicht mehr zu gewinnen war.

Die Forschung war, so verzögert sie auch einsetzte, der kollektiven Erinnerung voraus. Die Verbrechen der Wehrmacht sind erst durch die Debatten um die

³⁶ Erich von Manstein: *Verlorene Siege*. Bonn 1955.

³⁷ Kurt von Tippelskirch: *Geschichte des Zweiten Weltkrieges*. Bonn 1951; Alfred Philippi, Ferdinand Heim: *Der Feldzug gegen Sowjetrußland 1941 bis 1945. Ein operativer Überblick*. Stuttgart 1962.

³⁸ Mit populären Titeln über Moskau 1941 waren u. a. erfolgreich: Werner Haupt, Heinz Magenheimer, Wolfgang Paul, Janusz Piekalkiewicz, Carl Wagener.

³⁹ Vgl. Rolf-Dieter Müller, Gerd R. Ueberschär: *Hitlers Krieg im Osten 1941–1945. Ein Forschungsbericht*. Darmstadt 2000; zur Schlacht vor Moskau ebd., S. 93–103.

⁴⁰ Vgl. Andreas Hillgruber: *Hitlers Strategie. Politik und Kriegsführung 1940–1941*, Frankfurt a. M. 1965.

⁴¹ Klaus Reinhardt: *Die Wende vor Moskau. Das Scheitern der Strategie Hitlers im Winter 1941/42*. Stuttgart 1972; Horst Boog u. a.: *Der Angriff auf die Sowjetunion*. Stuttgart 1983 (= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4); Christian Hartmann: *Halder. Generalstabschef Hitlers 1938–1942*. Paderborn u. a. 1991; Hürter, *Hitlers Heerführer*.

Hamburger „Wehrmachtsausstellung“ nach 1995 im öffentlichen Geschichtsbewusstsein verankert worden.⁴² Dass sich im selben Maße auch die Wahrnehmung der militärischen Ereignisse verändert hat, muss bezweifelt werden. Eine 2007 ausgestrahlte, überaus erfolgreiche ZDF-Fernsehserie über „Die Wehrmacht. Eine Bilanz“ berief sich auf die neueste Forschung, und tatsächlich erhielten die Verbrechen breiteren Raum als in älteren Produktionen. Doch die Darstellung der Offensive auf Moskau und ihres Scheiterns ließ kaum einen Bewusstseinswandel erkennen. Da waren sie wieder, die altbekannten Versatzstücke, bekräftigt von „Zeitzeugen“, wenn auch in scheinbar differenzierende Erläuterungen eingehüllt: die Sibirier, das Wetter, der Diktator, der nicht auf Generäle wie Guderian hören will, die acht Kilometer vor Moskau.⁴³ So bleibt abzuwarten, ob Moskau 1941 in der nunmehr gesamtdeutschen Erinnerung zu einem Symbol für das endgültige Scheitern eines von allen Eliten mitgetragenen verbrecherischen Unternehmens wird oder doch unter der Oberfläche von Erinnerungsritualen als Symbol für einen „Beinahe-Sieg“ der „heldenhaften“ deutschen Wehrmacht fortlebt.

⁴² Vgl. Hans-Ulrich Thamer: Vom Tabubruch zur Historisierung? Die Auseinandersetzung um die „Wehrmachtsausstellung“. In: Martin Sabrow u. a. (Hrsg.): *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945*. München 2003, S. 171–186.

⁴³ Vgl. das ebenfalls sehr erfolgreiche Begleitbuch Guido Knopp: *Die Wehrmacht. Eine Bilanz*. München 2007, S. 110–125.

Andrea Zemskov-Züge

Perestrojka und Erinnerung in Leningrad

Der „Umbau“ des Blockade-Gedenkens in Russland und seine Rezeption in Deutschland¹

In den späten 1980er Jahren erfuhr die öffentliche Meinung in der Sowjetunion einen erdrutschartigen Wandel. Er erschütterte die ideologischen Säulen, auf denen der sowjetische Staat geruht hatte. Alte Gewissheiten, sowohl der Bevölkerung als auch der politischen Kaste, wurden in Frage gestellt: „In kürzester Zeit entstand eine Meinungsvielfalt, die man nicht nur in der westlichen Welt für unmöglich gehalten hatte. Nicht länger bestimmte die Partei, worüber Zeitungen, Radio und Fernsehen berichten durften. Glasnost‘ befreite die publizistische und sonstige Öffentlichkeit von der zentnerschweren Bürde des obrigkeitlichen Ideologiemonopols, das zu den Prinzipien nicht erst des Stalin’schen sondern schon des Lenin’schen Staates gehört hatte.“²

Bei Interviews mit Überlebenden der Blockade Leningrads, die Mitte der 1990er Jahre geführt wurden, waren die Nachwirkungen dieser tiefen Erschütterungen noch deutlich zu spüren. Was die Erinnerung an die Blockade betraf, so machten sie sich zumeist an einem bestimmten Werk fest: dem Blockadebuch. Besonders umstritten war bei den GesprächspartnerInnen ein Kapitel, in dem von Kannibalismus in der belagerten Stadt berichtet wurde, aber auch Berichte darüber, dass während der Hungersnot auch Haustiere gegessen worden waren. Die einen bestätigten diese Phänomene. Sie erzählten dazu häufig eigene Erinnerungen und Geschichten. Andere bestritten solche Vorkommnisse vehement oder betonten, dass es sich dabei nur um absolute Ausnahmeherscheinungen gehandelt habe.³ In manchen Gesprächen wurde Verbitterung darüber artikuliert, dass das Kriegsgedenken durch solche unschönen Themen verunstaltet und seiner Heldenhaftigkeit beraubt werde. In anderen klang Erleichterung darüber an, dass schwierige Themen endlich zur Sprache kommen konnten. Seit Kriegsende hatten in der Sowjetunion im Gedenken an die Blockade immer wieder Wandlungen der Erinnerungssemantik stattgefunden.⁴ Der grundlegendste und umfassendste

¹ Die Autorin bedankt sich bei den InterviewpartnerInnen und der Firma Zero Film, Berlin, die die Zeitungsausschnitte für die nachfolgenden Analysen zur Verfügung gestellt haben.

² *Manfred Hildermeier: Geschichte der Sowjetunion 1917-1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates.* München, 1998, S. 1027.

³ Die Verfasserin bezieht sich hier auf Interviews, die sie selber 1996 und 1997 für ihre Magisterarbeit geführt hat. *Andrea Zemskov-Züge: „Die Sowjetische Frau im Großen Vaterländischen Krieg“.* Rollenbilder in Publizistik und autobiographischen Interviews am Beispiel Leningrads. Unveröffentlichtes Manuskript, eingereicht als Magisterarbeit am Fachbereich für Geschichte der Freien Universität Berlin, WS 1999/2000.

⁴ Im Russischen ist von richtungweisenden („ustanovočnye“) Forschungsbeiträgen die Rede, die neue Aspekte beleuchteten und Zugeständnisse an unter der Hand bereits bekannte Infor-

Wandlungsprozess wurde jedoch zweifellos durch den angestrebten Umbau des sowjetischen Staates und die Politik der Glasnost' ausgelöst, die eine grundsätzliche Enttabuisierung und Beseitigung der „weißen Flecken“ in der sowjetischen Geschichte zum erklärten Ziel hatte. Dieser Wandel des Gedenkens blieb jedoch nicht auf Russland beschränkt. Nach dem Ende der Sowjetunion vervielfältigten sich die kulturellen Kontakte zwischen Deutschen und Russen. Es eröffneten sich neue Reise- und Forschungsmöglichkeiten, und Informationen wurden leichter ausgetauscht. Dies führte auch in Deutschland zu einer anderen Wahrnehmung der ehemaligen Kriegsgegner und ihrer Sicht des Krieges, darunter auch der Belagerung Leningrads.

Dieser Aufsatz nimmt diese Phase des grundlegenden „Umbaus“ des Gedenkens in den 1980er und frühen 1990er Jahren in den Blick: Anhand von Veröffentlichungen in sowjetischen Zeitungen soll zunächst gezeigt werden, wie sich mit Perestrojka und Glasnost' Darstellungen der Blockade in den Zeitungen radikal änderten. Nachfolgend wird ein Diskurs näher betrachtet, der alte Gewissheiten und neue Stalinismuskritik in sich vereinigte: die Zeitungskampagne um die Neueröffnung des Leningrader Verteidigungsmuseums in den späten 1980er Jahren. Anhand des deutschen Films „Blockade. Leningrad 1941–44“ und seiner Rezeption in der deutschen Öffentlichkeit wird abschließend betrachtet, ob und wie die neue sowjetische Erinnerungssemantik in der deutschen Öffentlichkeit Widerhall fand.

Ausgangslage: frühe 1980er Jahre

Um den Wandel, der sich in den 1980er Jahren in der sowjetischen Öffentlichkeit vollzog, richtig einordnen zu können, muss man sich vergegenwärtigen, dass die Literatur und alle publizistische Arbeit in der Sowjetunion jahrzehntelang im Dienst des Staates stand. Seit 1932 musste sich alle schriftstellerische Arbeit am Paradigma des „Sozialistischen Realismus“ orientieren. Die rigiden Grundsätze dieser einzig anerkannten künstlerischen Richtung beinhalteten zahlreiche Tabus bezüglich Darstellung und Inhalten, die in Literatur und Kunst vorkommen sollten. Auch historiographische und literarische Bearbeitungen der Belagerung Leningrads waren von dieser ästhetischen Richtung geprägt: So waren beispielsweise die Darstellung physiologischer Vorgänge und umso mehr alle Beschreibungen von Hunger und dessen Folgekrankheiten verpönt. Ohne diese konnte jedoch die Situation der Leningrader Zivilbevölkerung während des Krieges nur äußerst unzureichend beschrieben werden.⁵ Stattdessen wurde versucht, mittels positiver

mationen machen. Vgl. Andrey Dzeniskevič: *Blokada i politika. Oborona Leningrada v političeskoj kon'junkture*. Sankt-Peterburg, 1998, S. 38f.

⁵ Zu den Tabus des Sozialistischen Realismus siehe: Katerina Clark: Socialist Realism in Soviet Literature. In: Neil Cornwell (Hrsg.): *Reference guide to Russian Literature*. Chicago, 1998, S. 55–59, S. 55.

Helden, ein Bild von der Blockade zu zeichnen, das den Akzent weniger auf die Not der Bevölkerung, als auf ihren Heroismus legte.⁶ In Grundzügen blieb diese, in der Stalinzeit als einzige zulässig verordnete Darstellungsweise, in den sowjetischen Massenmedien bis in die 1980er Jahre hinein erhalten.

Im Dezember 1982 präsentierte die Zeitung „Sovetskaja Rossija“ ihrer Leserschaft das Porträt eines Kriegshelden: Der aus Leningrad stammende Viktor Petrov hatte während des Krieges als vierzehnjähriger im Elektrosila-Werk in Leningrad gearbeitet. Während eines Angriffs auf die Fabrik hatte der Junge seinen Vater verloren. Vierzig Jahre später wurde er an seinem Wohnort in Omsk von Journalisten besucht, die ihn als jungen Fabrikarbeiter porträtiert hatten. Eine Schlüsselszene des Porträts beschreibt ihn bei der Arbeit:

Jeden Morgen kam Viktor in die Werkshalle und führte Aufträge aus. Er war geschickt und verständig, zuverlässig übererfüllte er die Norm. Dem jungen Dreher wurden einige deutsche Kriegsgefangene unterstellt. An Geschicklichkeit waren sie dem Jugendlichen kaum unterlegen, aber zum Ende der Schicht schaffte er es, mehr herzustellen als jeder einzelne von ihnen. Er reihte die Teile nebeneinander auf, um den Unterschied zu unterstreichen. Das Duell endete mit einem Sieg: die Gefangenen baten darum, in eine beliebige andere Abteilung versetzt zu werden.⁷

Die Darstellung des Arbeiters Petrov erinnert an Vasja Antipov, einen anderen jungen Arbeiter aus Leningrad, der 1942, während der Blockade, in der Zeitschrift „Propaganda i Agitacija“ wie folgt charakterisiert worden war:

Er hatte Fieber. Der Arzt wies ihn an, nachhause zu gehen, aber Antipov ging stattdessen in die Werkshalle. Man hatte ihm am Vorabend eine Aufgabe übertragen – in 8 Stunden 100 Teile zu produzieren. „Warum bist du gekommen?“ Sprach ihn der Werkshalleiter an. „Du bist krank, geh nach Hause.“ „Ich mache den Auftrag für die Front fertig und gehe. Aber versuchen sie vorher nicht, mich zu überreden, ich höre vorher auf keinen Fall auf zu arbeiten.“ Antipov machte in 5 Stunden 120 Teile und erst dann ging er weg. Am Arbeitsplatz sagen sie nun über ihn: „Er ist ganz wie ein verletzter Krieger. Bevor er die Aufgabe erledigt hat, hört er nicht auf zu kämpfen.“

Beide Textausschnitte weisen einige typische Merkmale des Leningrad-Patriotismus auf, wie er in der Kriegspropaganda und in der frühen Nachkriegszeit verbreitet war: Die Leningrader Arbeiter wurden, häufig nach Anführung eines Ausspruchs Lenins, als besonders fleißig und geschickt und fortschrittlich dargestellt.⁸ Nach dem Dogma des Sozialistischen Realismus stärkten schwierige Erfahrungen, wie im Falle Petrovs der Tod des Vaters, oder widrige Umstände, wie die Krankheit Antipovs, den Einzelnen nur und spornten ihn an, noch größere Leistungen zu vollbringen. In der Kriegspropaganda, zumal über die Frontstadt

⁶ Vgl. Andrea Zemskov-Züge: Helden um jeden Preis. Leningrader Kriegsgeschichte(n). In: Ost-europa 61 (2011), H. 8-9, S. 135-153.

⁷ J. Burov: Dve medali. Vstreča s geroem oborony Leningrada. In: Sovetskaja Rossija (22. 12. 1982), Nr. 293, ohne Seitenangabe. Die hier zitierten Zeitungsartikel und Leserbriefe entstammen den privaten Archiven von Interviewpartnerinnen der Autorin, sowie dem Archiv der Firma Zero Film, Berlin. Nicht in allen Fällen sind daher die Seitenzahlen der Ausschnitte überliefert.

⁸ Vgl. z. B. S. I. Avvakumov, E. V. Alekseeva: Leningrad dvaždy ordenonosnyj. Leningrad, 1945, S. 20, 23, 26.

Leningrad, war die Gleichsetzung von Produktionstätigkeiten mit dem Kampf an der Front üblich. Arbeitserfolge wurden, wie in den angeführten Beispielen, als symbolische militärische Siege interpretiert. Obwohl zwischen der Veröffentlichung beider Texte 40 Jahre liegen, waren diese Charakteristika der Darstellung erhalten geblieben.

Die angeführten Textstellen dokumentieren, dass die Semantik der Erinnerung an die Belagerung Leningrads, die in den sowjetischen Zeitungen der frühen 1980er Jahre verbreitet war, wesentliche Elemente mit der Kriegspropaganda und dem sozialistischen Realismus der 1940er Jahre gemeinsam hatte. In den sowjetischen Zeitungen war, Anfang der 1980er Jahre, die Welt des Gedenkens noch „in Ordnung“: „Die Leningrader“ galten als Helden, als die sie ja auch in der Geschichtsschreibung zu Revolution und Bürgerkriegs dargestellt wurden: Arbeiter und Soldaten hatten Hand in Hand gekämpft und die Stadt Lenins vor dem Untergang gerettet. Das Leiden der Zivilbevölkerung wurde zwar nicht völlig totgeschwiegen, hatte jedoch seinen – begrenzten – Platz auf dem Leningrader Piskarevo-Friedhof. Die sowjetische Bevölkerung und die Stadt Leningrad waren gestärkt aus dem Krieg hervorgegangen. Der Sieg war eine Erfolgsgeschichte. Sie zeigte, dass das sowjetische Gesellschaftssystem auf dem richtigen Weg und den kapitalistischen Gesellschaften, insbesondere der deutschen, überlegen war.⁹

Während diese Gewissheiten noch in der offiziellen Gedenkrhetorik der Tageszeitungen verankert blieben, hatte sich bereits in den 1970er Jahren eine kulturpolitische Entspannung angekündigt, die nicht ohne Auswirkungen auf das Kriegsgedenken und die öffentliche Erinnerung an die Blockade bleiben sollte. Die „Kulturpolitik der Brežnev-Administration“ versuchte, die „Fassade einer ideologisch und ästhetisch homogenen Kultur aufrechtzuerhalten“¹⁰. Gleichzeitig erstarkten in den späten 1970er Jahren, vor allem in der Literaturszene die Stimmen, die sich für mehr künstlerische Freiheit einsetzten. Schriftsteller wie Andrej Bitov, Vasilij Aksenov, Viktor Erofeev und andere schlossen sich gegen die Verarmung der sowjetischen Literatur zusammen und forderten mehr künstlerische Freiheit. Seit der Gründung des sowjetischen Schriftstellerverbandes 1934, musste man darin Mitglied sein, um in den staatlichen Verlagen und Massenmedien publizieren zu können.¹¹ Im Dezember 1980 wurde nun in Leningrad eine unabhängige Autorenwerkstatt von Mitarbeitern von Samizdat-Zeitschriften gegrün-

⁹ Vgl. Carmen Scheide: „Ich habe gewusst, dass das Kriegsende für mich sehr schmerhaft sein wird.“ Individuelle Kriegserinnerungen in der Sowjetunion. In: *Zeitgeschichte-online*, Mai 2005, URL: <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/ich-habe-gewusst-dass-das-kriegsende-fuer-mich-sehr-schmerhaft-sein-wird> (20. 10. 2014).

¹⁰ Dirk Kretzschmar, Matthias Stadelmann: Kulturpolitik. In: Stefan Plaggenborg, Manfred Hellmann, Klaus Zernack, Gottfried Schramm (Hrsg.): *Handbuch der Geschichte Rußlands*. Band 5,2. Stuttgart 2002, S. 1153-1210, S. 1184.

¹¹ Zum Sowjetischen Schriftstellerverband und seiner Funktion Vgl.: Jack F Matlock: The „Governing Organs“ of the Union of Soviet Writers. In: *American Slavic and East European Review*, 15 (1956), 3, S. 382-399. John Garrard, Carol Garrard: *Inside the Soviet Writers' Union*. New York 1990.

det. Unabhängige Autoren griffen den kulturpolitischen Apparat so massiv an, dass dieser bereits geschwächt in die 1980er Jahre ging.¹² Ein Zentrum der Bestrebungen den Sozialistischen Realismus zu dekanonisieren, bildete sich in der Moskauer Literaturzeitschrift „Novyj Mir“ heraus.¹³

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen ist auch die Entstehung des Blockadebuches zu verstehen, das der Leningrader Schriftsteller Daniil Granin und sein belorussischer Kollege Ales' Adamovič Mitte der 1970er Jahre gemeinsam verfassten. Im Unterschied zu anderen Publikationen derselben Zeit, stützten sich die Autoren ausschließlich auf die Erzählungen Überlebender. Auf diese Weise wurden das Leben und das Überleben einzelner Zivilpersonen in der belagerten Stadt konsequent ins Zentrum gerückt und militärgeschichtliche Fragestellungen weitgehend ausgeblendet. Diese Vorgehensweise förderte eine Reihe wichtiger Themen zutage, die zwar den Überlebenden in Erinnerung geblieben waren und auch in den Familien erzählt wurden, bisher jedoch nicht Gegenstand von Veröffentlichungen geworden waren. Zunächst fanden sich in Leningrad kein Verlag und keine Zeitschrift, die bereit waren, das Buch zu drucken. Bevor es 1977¹⁴ erstmals in Teilen in „Novyj mir“ erscheinen konnte, hatten die Autoren massive Probleme mit der Zensur.¹⁵ Weder das später so umstrittene Kapitel über Kannibalismus, noch ein Kapitel über die Leningrader Affäre, eine Parteisäuberung, der 1949/50 die meisten hochrangigen Leningrader Parteifunktionäre der Kriegszeit zum Opfer gefallen waren, gingen in die ersten Auflagen des Buches ein. Daniil Granin erinnert sich an die gespaltenen Reaktionen der Leserschaft: „Das Buch erschien und rief auf der einen Seite Empörung bei den Parteihistorikern darüber hervor, dass wir ‚das heldenhafte Bild der Leningrader Epopöe‘ zerstören. Auf der anderen Seite kamen hunderte Briefe von Blockadeüberlebenden, die ihre Erzählungen schickten, um das Buch zu ergänzen. Einige forderten von uns noch mehr Wahrheit, sie sagten, wir hätten geschönt, es hätte noch schrecklichere Sachen gegeben und so weiter.“¹⁶

Granin führt die Schwierigkeiten, das Buch in Leningrad zu veröffentlichen auf die Einflussnahme des Leningrader Bezirkskomitees der KPdSU und insbesondere eines bestimmten Bezirkssekretärs zurück. Erst unter dessen Nachfolger konnte das Blockadebuch ab 1984 auch in Leningrad erscheinen.¹⁷

¹² Kretzschmar/Stadelmann, Kulturpolitik, S. 1186.

¹³ Ebenda, S. 1187.

¹⁴ Ales' Adamovič, Daniil Granin: Glavy iz blokadnoj knigi. In: Novyj mir (1977), 12, S. 25-158. Im politischen Zentrum Moskau verfügten Verlage und Zeitschriften über mehr Freiheiten als in St. Petersburg oder provinzielleren Städten. Auch das – nicht unumstrittene – Blockadetagebuch von Vera Inber konnte 1945 zunächst in der Moskauer Zeitschrift „Znamja“ erscheinen, bevor es, ein Jahr später, auch ein Leningrader Verlag abdruckte.

¹⁵ Daniil Granin: Istorija, sozdanija ‚Blokadnoj knigi‘. In: Družba narodov (2002), 11. <http://magazines.russ.ru/druzhba/2002/11/gran-pr.html>, (16. 10. 2014).

¹⁶ Ebenda.

¹⁷ Arlen Bljum: Blokadnaja kniga v cenzurnoj blokade. In: Neva (2004), 1, S. 238-245, 243f.

Wandel der Gedenkrhetorik ab 1987

Die wechselhafte Geschichte des Blockadebuches zeigt, wie bereits seit den späten 1970er Jahren, Schritt für Schritt, das Paradigma des Sozialistischen Realismus an Einfluss verlor. Diese zögerlichen Entwicklungen beschleunigten sich drastisch während der Amtszeit Michail Gorbačevs als Generalsekretär der KPdSU. Während die erste Phase seiner Amtszeit 1985/86 mehr von wirtschaftlichen Reformprojekten geprägt war, begann ab Ende 1986 mit der Politik der Glasnost' ein ideologischer und kulturpolitischer Umbruch. Im Februar 1987 hielt Gorbačev vor Wissenschaftlern und Journalisten eine Rede, in der er dazu aufforderte, die „weißen Flecken“ in der sowjetischen Geschichte zu entfernen.¹⁸ Diese folgenschwere Aufforderung entwickelte eine ungeheure Sprengkraft. Themen, die jahrzehntelang unberührt geblieben waren, wurden nun zur öffentlichen Diskussion freigegeben, darunter der stalinistische Terror und die Zwangskollektivierung mit ihren verheerenden Folgen.

Auch auf die Darstellung der Blockade in den sowjetischen Tageszeitungen wirkte sich die „Beseitigung“ der weißen Flecken aus. Es wurde nun möglich, auch solche Erinnerungen und Erfahrungen öffentlich mitzuteilen, die nicht mit dem vorgegebenen Heldenmythos übereinstimmten. Am 4. März 1987 erschien beispielsweise in der „Leningradskaja Pravda“ der Leserbrief eines Majors außer Dienst unter der großen Überschrift „Ich habe nichts Heldenhaftes getan“. Der Zeitzeuge schrieb: „Wenn ich die Aufforderung höre, meine Kriegserinnerungen, meine Fronterlebnisse zu teilen, verspüre auch ich den Wunsch, zu erzählen, was ich mit meinen 18 Jahren gesehen habe. Aber jedes Mal taucht ein Hindernis auf – ich habe nichts Heldenhaftes getan.“¹⁹

Auch im Artikel einer Zeitzeugin, die in derselben Ausgabe der Zeitung auf dem Titel erschien, war weniger von Helden, als von Menschen die Rede, die einander während der Blockade geholfen hätten: „Heute hört man viele gute Worte über die Heldenhaftigkeit der Leningrader. Aber keiner dachte damals an Helden-tum. Wir waren einfach gewöhnliche Arbeiter auf unseren Posten, die ihrer ge-liebten Stadt bis zum letzten Atemzug die Treue hielten.“²⁰

Der Wandel in der Erinnerung an die Blockade beschränkte sich nicht darauf, dass die Überlebenden nunmehr auch weniger heldenhafte und alltäglichere Erfahrungen in der Öffentlichkeit preisgeben konnten, oder dass sie das Attribut der Heldenhaftigkeit mit bescheidenen Gesten ablehnten. Gleichzeitig wurden auch Stimmen laut, die die Leningrader Behörden, ihren Umgang mit dem Hunger und auch die Politik des öffentlichen Gedenkens kritisierten. In einem Leserbrief in der Zeitung „Leningradskij Rabočij“ vom 18. November 1988, äußerte ein Ingenieur namens Roslov Zweifel daran, dass im belagerten Leningrad wirklich kei-

¹⁸ Hildermeier, Geschichte der Sowjetunion, S. 1026.

¹⁹ M. Vorob'ev: Ničego geroičeskogo mnoju ne soveršeno. In: Leningradskaja Pravda (04. 03. 1987), No 52, S. 2.

²⁰ R. Jakovleva: Dalekoe-Blizkoe. In: Leningradskaja Pravda (52), 04. 03. 1987, ohne Seitenangabe.

ne Lebensmittelreserven vorhanden gewesen seien. Er bezog sich auf Augenzeugenberichte, nach denen im Sommer 1945 große Mengen verdorbener Konserven aus der Stadt gebracht und vergraben worden seien.²¹ Ein anderer Leserbrief in derselben Ausgabe beschäftigte sich mit einer Frage, die in den späten 1980er Jahren immer häufiger gestellt wurde: Ein Zeitzeuge berichtete darin von einem Gespräch mit einem Studenten, der ihn fragte, ob es nicht besser gewesen wäre, die belagerte Stadt aufzugeben. Der Autor des Briefes, Čaščin, verneinte die Frage empört. Dass sie überhaupt so gestellt wurde, führt er ausdrücklich auf die Politik der Glasnost' zurück: „Glasnost' ist eine gute Sache, aber wenn man sich ihrer einseitig bedient, leistet sie keine guten Dienste. Heute versuchen alle, besonders die Schriftsteller, indem sie Fakten und Mutmaßungen vermischen, die Vergangenheit unseres Landes irgendwie im trüben Licht erscheinen zu lassen [...]. Das führt dazu, dass die junge Generation und Leute mittleren Alters, deren ganzes bewusstes Leben in der Nachkriegszeit stattfand, den Veteranen der Partei, des Krieges und der Arbeit misstrauen. Sie stellen alles in Zweifel, was mit der Vergangenheit zu tun hat.“²²

Bei vielen Zeitzeugen, die sich jahrzehntelang als Helden gefühlt hatten und mit Stolz auf ihre Blockadevergangenheit zurückblickten, rief die bloße Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, Leningrad aufzugeben, große Empörung hervor. Der Blockadeüberlebende und Dichter Anatolij Molčanov fasste seine Empörung zu dieser Frage in ein Gedicht. Die Identität als *blokadnik* wird darin als symbolisches Kapital zur Intervention in geschichtspolitische Diskussionen eingesetzt. Der Autor beschwört die Toten auf dem Gedenkfriedhof Piskarevo, aus ihren Gräber aufzustehen, um derlei Frevel und ihre Urheber zu vernichten.²³

Aber nicht nur die Rolle der Behörden während des Krieges und das Verhalten der Veteranen wurde nun öffentlich hinterfragt, auch der Umgang mit der Blockadevergangenheit nach dem Krieg und in der Gegenwart wurden Gegenstand kritischer Artikel. Die Journalistin Alla Repina berichtete am 14. November 1989 in der Zeitung „Smena“ von ihren Recherchen zu einem Krematorium, das sich während der Blockade in einem Ziegelwerk, nahe dem in der Nachkriegszeit errichteten Siegespark befunden hatte. Sie beklagt die mangelnde Auskunftswilligkeit der Behörden sowie deren Gleichgültigkeit gegenüber der Tatsache, dass im Park die Asche tausender Menschen ohne Gedenktafeln verscharrt worden sei: „Und wirklich, was kann den Leningradern die Stadtverwaltung schon sagen, der es jahrelang gleichgültig war, dass die Asche tausender und tausender Opfer der Blockade vom Asphalt bedeckt war? Auf Nachfragen zum Siegespark antworten die Angestellten des Apparats ausweichend: es gibt keine Dokumente, keine Be-

²¹ V. Roslov: Ob istorii – tol'ko pravdu!. In: Leningradskij Rabočij, 18. 11. 1988, S. 3.

²² V. Čaščin: Stojali nasmert' Leningradcy. In: Leningradskij Rabočij, 18. 11. 1988, S. 3.

²³ A. Molčanov: My iz blokady. stichotvorenija. St. Petersburg 1992, S. 39. Auch die Frage, ob Leningrad in St. Petersburg umbenannt werden soll, kommentiert Molčanov in Gedichtform und setzt dabei die Befürworter der Umbenennung mit den deutschen Angreifern gleich, ebd. S. 40.

weise – nur die Erinnerungen von Zeugen. Und in der Erinnerung kommen bekanntermaßen Mängel vor.“²⁴

In den Zeitungsbeiträgen und Diskussionen zu Blockade, die sich nach 1987 in den Leningrader und überregionalen Tageszeitung finden, wird ein Dilemma deutlich, in dem sich die Politik der Perestrojka von Anfang an befand: Um den Fortbestand des sowjetischen Staates zu sichern, war es notwendig geworden, Missstände öffentlich zu benennen und nach ihren historischen Gründen zu fahnden. Gleichzeitig brachte diese Offenheit schnell die Gefahr mit sich, neben den Missständen auch die Grundpfeiler des Sowjetischen Systems in Frage zu stellen. Um das System zu erhalten, war es daher ebenfalls nötig, einige ideologische Grundpfeiler unangetastet zu lassen: „Stalinismus war für die Kritik freigegeben, nicht aber die Sowjetunion.“²⁵ Wie Amir Weiner zeigt, hatte der Kriegsmythos in der Sowjetunion eine besondere integrative Dynamik entwickelt. Die Kriegserfahrung war zum einigenden Bezugspunkt unterschiedlichster Gruppen geworden. Dies war nicht nur ein Effekt der Propaganda, sondern auch durch die Bedeutung begründet, die viele Überlebende dem Krieg in ihrer Biographie und in der Geschichte ihres Landes beimaßen: „The hegemonic status of the Myth of the War can be traced not only to the Soviet state and its propaganda machine but equally, if not more so, to the identities of the articulators of the Myth in the localities, the peasant-soldiers, for whom the war turned into an autobiographical point of reference and a point of departure.“²⁶

Ebenso wie für die Soldaten galt dies auch für die Überlebenden der Blockade, die *blokadniki*. Ihr Selbstwertgefühl und politisches Bewußtsein waren von der Gewissheit geprägt, das Überleben ihres Staates, sowie der Stadt Leningrad unter Einsatz ihres Lebens gesichert zu haben. Die jüngeren Generationen standen, in dieser Sichtweise, für immer in der Schuld der älteren, die ihr Leben durch den Einsatz im Krieg überhaupt erst möglich gemacht hatten. Dieser Mechanismus sicherte, aus Sicht der Überlebenden, die Solidarität und Systemtreue der Jugend, wie in einem unausgesprochenen Gesellschaftsvertrag.²⁷ Allzu kritische Fragen, die die Fehler und Schwächen der Kriegsgeneration, die Rolle der Behörden während der Hungersnot in Leningrad, die Umstände des Massensterbens, die Versorgung der Eliten, Fehler bei der Evakuierung und andere problematische Bereiche in den Blick nahmen, wirkten auf das Verhältnis zwischen den Generationen aus. Sie bargen die Gefahr, dass der Kriegsmythos, der den gesellschaftlichen und intergenerationalen Zusammenhalt sicherte, Schaden nehmen könnte.

²⁴ A. Repina: *Pepeľ, kotoryj ne stučí v naši serdca*. In: *Smena* Jg. 1989 (14. 11.), Nr. 261, S. 2.

²⁵ Hildermeier, Geschichte der Sowjetunion, S. 1029.

²⁶ Amir Weiner: *The Making of a Dominant Myth: The Second World War and the Construction of Political Identities within the Soviet Polity*. In: *Russian Review* Jg. 55 (1996), 4, S. 638-660, S. 640.

²⁷ Andreas Langenohl: Das nackte und das gute Leben. Eine sequenzanalytische Deutung der postsowjetischen Erinnerung der Opfer im Großen Vaterländischen Krieg. In: Bernd Faulenbach, Franz-Josef Jelich (Hrsg.): *Transformationen der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989*. Essen, 2006, S. 253-273, sowie Nina Tumarkin: *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*. New York 1994.

Vor diesem Hintergrund werden Beiträge verständlich, die sich um den Erhalt des Heldenmythos bemühen. Ein solcher Beitrag ist der Artikel, den Dmitrij Chren'kov am 8. September 1990 in der „Leningradskaja Pravda“ veröffentlichte. Einerseits forderte Chren'kov darin dazu auf, der „Wahrheit in die Augen zu sehen“ und zu bekennen, dass es die Stalin'sche Führung gewesen sei, die das Land in den Tod geführt habe, gleichzeitig warnt er davor, die Rolle der Kommunisten bei der Verteidigung der Stadt zu unterschätzen. Er führt aus: „Es ist dringend notwendig, nicht nur die Verteidiger der Heimat zu rühmen, sondern uns auch endlich ernsthaft und tiefgehend mit den Gründen für die ernsthaften Misserfolge des Landes und der Armee auseinanderzusetzen. Wir haben gelernt, den Helden das Ihre zu geben. Es waren Tausende – an der Front und im Hinterland. Aber es hätte sehr viel weniger Soldatengräber geben können, wenn wir nicht mit Lösungen jongliert, sondern die Kampferfahrung verallgemeinert hätten.“²⁸

Chren'kov balanciert zwischen der Aufrechterhaltung des Heldenmythos bei gleichzeitiger Erforschung der Fehler, deren Ursachen aber nicht dem Gesellschaftssystem, sondern ausschließlich der Stalin'schen Führung angelastet werden.

Die Berichterstattung über das Museum der Verteidigung Leningrads

Einen Diskurs, der im Balanceakt zwischen Bewahrung des Heldenmythos und Anprangerung der stalinistischen Verbrechen einen Mittelweg fand, bildete die Zeitungskampagne, die die Neueröffnung des Museums der Verteidigung Leningrads 1989 begleitete. Er nimmt einen wichtigen Stellenwert unter den Berichten zum Blockadethema ein, die in den späten 1980er Jahren in Leningrader Zeitungen zu finden sind. Seine Bedeutung speist sich aus der Vorgeschichte des Museums.

Das ursprüngliche „Museum der Verteidigung Leningrads“ war aus einer Ausstellung von erbeuteten Waffen und Kampfgerät entstanden, die seit dem Sommer 1942 in der belagerten Stadt gezeigt worden war.²⁹ Nach der Befreiung Leningrads öffnete bereits am ersten Mai 1944 eine umfangreiche Ausstellung mit dem Thema „Die heldenhafte Verteidigung Leningrads“ ihre Pforten. Innerhalb weniger Jahre wurde diese zu einem staatlichen Museum mit 36 Sälen ausgebaut.³⁰ Das Museum beherbergte eine umfangreiche Sammlung an Waffen, Mili-

²⁸ D. Chrenkov: Pravde – v glasal!. In: Leningradskaja Pravda (08. 09. 1990), Nr. 207, S. 2.

²⁹ A. Šiškin, N. Dobrotovskij: Gosudarstvennyj memorial'nyj muzej oborony i blokady Leningrada. Kratkij istoričeskij očerk (k 60-letiju so dnja osnovanija muzeja). Sankt-Peterburg, 2006.

³⁰ Zum Museum der Verteidigung Leningrads vgl.: Andrea Zemskov-Züge: Zwischen politischen Strukturen und Zeitzeugenschaft. Geschichtsbilder zur Belagerung Leningrads in der Sowjetunion 1943–1953. Göttingen 2012, S. 231–271, sowie: Susanne Brammerloh: Brüchige Erinnerung. Die Geschichte des Blockademuseums. In: Osteuropa Jg. 61 (2011), 8–9, S. 343–351, und Steven Maddox: Healing the Wounds: Commemorations, Myths and the Restoration of Leningrads Imperial Heritage, 1941–1950. https://tspc.library.utoronto.ca/bitstream/1807/16769/1/Maddox_Steven_200811_PhD_thesis.pdf, (28. 3. 2012).

tärgütern und Trophäen. Die Leningrader Parteielite stellte ihre Verdienste um die Rettung der eingeschlossenen Stadt zur Schau. Szenen aus dem belagerten Leningrad waren dargestellt, gleichzeitig fanden in der Abteilung „Der Hungerwinter“ auch das Leid und das Massensterben der Bevölkerung Raum. Zum einen war die Ausstellung eine Propagandaschau gigantischen Ausmaßes, die die Bevölkerung zu Höchstleistungen beim Wiederaufbau animieren sollte. Zum anderen war sie für viele Überlebende ein Ort der Trauer, an dem gleichzeitig ihre Verdienste um das Leben in der Stadt während der Blockade Würdigung fanden.

Während der „Leningrader Affäre“, einer spätstalinistischen Parteisäuberung 1949 und 1950, von der ca. 2000 Parteiangehörige aus Leningrad betroffen waren, geriet das Museum in schwere Kritik und wurde geschlossen. Angeblich hätten die Waffen, die im Museum ausgestellt waren dazu dienen sollen, einen Anschlag auf Stalin vorzubereiten. Führende Museumsmitarbeiter wurden inhaftiert, der Direktor sogar zum Tode verurteilt, kurz darauf jedoch begnadigt.³¹ Hinzu kam, dass 1950 die meisten Leningrader Parteifunktionäre, die während des Krieges Führungspositionen in Leningrad innegehabt hatten, zum Tode verurteilt wurden. Im Museum hatten sie und ihre Verdienste viel Raum eingenommen. Aleksej Kuznecov, während des Krieges Mitglied des Militärsowjets der Leningrader Front, ab 1945 Leningrader Parteisekretär und später ZK-Mitglied hatte sich persönlich für das Museum eingesetzt und auch inhaltlich auf die Ausstellung Einfluss genommen.³² Er wurde, gemeinsam mit anderen Vertretern der Leningrader Partei-nomenklatur, 1950 zum Tode verurteilt und hingerichtet.³³

In den späten 1980er Jahren wurde das Schicksal des Museums in Leningrader Zeitungen neu zum Thema. In einer breit angelegten Medienkampagne setzten sich Journalisten und Zeitzeugenorganisationen für eine Wiedereröffnung des Verteidigungsmuseums ein. Den Auftakt bildete ein ausführlicher Zeitungsartikel in der Komsomolzeitung „Smena“, in dem Lev Sidorovskij am 25. März 1988 über das Museum und seine Geschichte berichtete.³⁴ Dabei wurde nicht nur die Entstehungsgeschichte rekonstruiert, sondern auch ausführlich über die Auflösung des Museums und die Verfolgung und Haft einzelner Mitarbeiter sowie des Museumsdirektors Rakov berichtet. Der Artikel endete mit einem Aufruf, das Museum der Verteidigung Leningrads wieder zu eröffnen. Die Geschichte des Museums und seiner Schließung fügte sich gut in eine diskursive Landschaft, in der die Verbrechen Stalins angeprangert werden, der Heldenmythos und die Verdienste der Überlebenden aber geschont werden sollten. Der Fokus der Berichterstattung rich-

³¹ Rakov, Lev. In: *Rossijskaja nacional'naja biblioteka* (Hrsg.): *Istorija biblioteki v biografijach ee direktorov 1795–2005*. Sankt-Peterburg, 2006, S. 381–391. Zur Leningrader Affäre vgl. Bernd Bonwetsch: Die „Leningrad-Affäre“ 1949–1951: Politik und Verbrechen im Spätstalinismus. In: Deutsche Studien Vierteljahreshefte (1990), 28, S. 306–322.

³² Andrea Zemskov-Züge: Zwischen politischen Strukturen und Zeitzeugenschaft. Geschichtsbilder zur Belagerung Leningrads in der Sowjetunion 1943–1953. Göttingen 2012, S. 239.

³³ Ebenda S. 105 f.

³⁴ L. Sidorovskij: Slovo o Muzee. Muzej oborony Leningrada – ego sud'ba byla vysoka i tragična. Tak pust' že on vnov' podnimetsja v našem gorode. In: Smena, 25. 03. 1988, S. 2.

tete sich auf die Schließung des Museums. Diesen Akt der Repression gelte es wieder gutzumachen. Der Heldenmythos um die Blockade blieb dabei unangetastet. Ein Jahr später, im März 1989 hatte sich bereits eine Initiative zur Neueröffnung des Museums gebildet. Am 7. März 1989 widmete die „Smena“ eine ganze Seite dem Museum und den Plänen zu seiner Neueröffnung. Die Redaktion der Zeitung kündigte an, sich in besonderem Maße mit einer Aktion für die Neueröffnung des Museums einzusetzen, Informationen über Fortschritte zur Neueröffnung des Museums zu verbreiten, sich an Spendenaufzurufen zu beteiligen und eine eigene Rubrik in ihrer Zeitung einzuführen, die sich mit den Belangen des Museums beschäftigen sollte. Als Begründung führt der Autor des Textes, Viktor Jugin, aus, dass durch die Perestrojka ein Unrecht, die Schließung des Museums, freigelegt worden sei. Er erklärt im Namen der Redaktion: „Wir denken, dass im 70. Errscheinungsjahr der Zeitung diese Aktion ein konkreter und konstruktiver Beitrag zur Wiederherstellung der Gerechtigkeit und der Stadtgeschichte sein und zur Reinigung des Gewissens gegenüber den Blokadniki beitragen wird.“³⁵

Das Zitat zeigt, dass die Kampagne für das Museum keineswegs darauf angelegt war, mit alten Interpretationen der Blockade zu brechen. Vielmehr wurde die Schuld und Verpflichtung der Nachlebenden gegenüber der Kriegsgeneration betont. „Smena“ als Komsomol-Organ war in der Logik des Textes ein Ort, an dem solchen alten Verpflichtungen nachgekommen werden musste. In derselben Nummer wurden ein Aufruf sowie ein offener Brief publiziert, die die Neugründung des Museums forderten. Namhafte Kulturschaffende wie Daniil Granin, Autor des Blockadebuches, oder Jurij Voronov, Dichter und engagierter Zeitzeuge hatten diesen unterzeichnet. Interessant ist, dass keiner der Beiträge mit der Notwendigkeit argumentiert, die Geschichte der Blockade in einem Museum zu dokumentieren. Die Neugründung sollte vielmehr das Unrecht der Schließung des ersten Verteidigungsmuseums wieder gut machen. Dazu sei es auch unbedingt notwendig, das Museum am alten Ort, im „Soljanoj Gorodok“ wieder zu eröffnen.

Betrachtet man die Leningrader Museumslandschaft zu dieser Zeit, so wird deutlich, dass die Geschichte der Belagerung der Stadt museal durchaus gut repräsentiert war. Bereits seit 1964 gab es eine umfangreiche Dauerausstellung in einer Filiale des Museums für Stadtgeschichte³⁶, die ausschließlich der Geschichte der Belagerung gewidmet war. Hinzu kam eine kleine dauerhafte Ausstellung im Gedenkpavillon am Piskarevo-Friedhof³⁷ und ein unterirdisches Museum unter dem 1975 errichteten Denkmal am Siegesplatz.³⁸ Seitens des Museums für Stadt-

³⁵ V. Jugin: Slovo o muze obozony. In: Smena, 7. 3. 1989, S. 1.

³⁶ È. I. Pijaea: Osobnjak Rumjanceva i ego vladel'cy. Gosudarstvennyj muzej istorii Sankt-Peterburga. St. Petersburg, 2004, S. 21.

³⁷ F. Komelov: Pamjatniki Velikoj Otečestvennoj vojny. In: Bloknot agitatora Jg. 1974, Nr. 35, S. 31–43.

³⁸ Zu den Gedenkorten in der Stadt: O. Rusinova: Dolgovečnee kamnja i bronzy. Obrazy blokady v monumental'nych ansambljach Leningrada. In: M. Loskutova (Hrg.): Pamjat' o blokade: Svidetel'stva očevidev i istoričeskoe soznanie obščestva. Materialy i issledovanija. Moskva 2006, S. 335–364.

geschichte war angeregt worden, das „alte Verteidigungsmuseum“ im Rahmen des Museums für Stadtgeschichte auferstehen zu lassen. Angesichts der erheblichen finanziellen Mittel, die eine Neugründung erforderte und der Tatsache, dass im Museum für Stadtgeschichte auch Exponate aus dem alten Verteidigungsmuseum zu sehen waren, musste eine solche Lösung durchaus vorteilhaft erscheinen. Aus keinem Beitrag lässt es sich jedoch ersehen, dass sie von den Initiatoren der Museumsinitiative ernsthaft in Erwägung gezogen wurde. Ein Zeitzeuge weist die Idee in der „Smena“ vom 7. April 1989 geradezu empört zurück, da das Museum für Stadtgeschichte ja ein historisch-heimatkundliches Museum sei. Die Mitarbeiter des Museums für Stadtgeschichte, die den Vorschlag vorbrachten, hätten wohl das alte Verteidigungsmuseum nicht gekannt, sowie „die Exponate und Dokumente dieses einzigartigen Denkmals von unschätzbarem Wert, die von der Heldenat der sowjetischen Menschen und der unerschütterlichen Standhaftigkeit der heldenhaften Verteidiger und Bewohner der Stadt Lenins berichteten. [...] In Volgograd, Sevastopol', Kiev, Minsk und anderen Städten gibt es Verteidigungsmuseen. Solch ein selbständiges Verteidigungsmuseum soll auch in Leningrad wieder erschaffen werden.“³⁹

Ironisch fragte der Zeitzeuge weiter, ob sich das Museum für Stadtgeschichte nicht auch demnächst dem Museum der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution unterordnen wolle. Die Argumentation zeigt eine Hierarchie des Gedenkens, die die Geschichte der Belagerung Leningrads in eine Kategorie mit dem Gründungsmythos des sowjetischen Staates einordnet. Die Bedeutung dieser Ereignisse geht danach weit über bloße Stadtgeschichte hinaus.

Bereits am 25. April 1989 berichtete die Zeitung „Večernyj Leningrad“ über einen Beschluss des Ausführenden Komitees des Stadtverwaltung, das Museum der Verteidigung Leningrads neu zu gründen.⁴⁰ In einer feierlichen Zeremonie wurde dem Vorsitzenden des Organisationskomitees zur Wiederherstellung des Verteidigungsmuseums bereits am 28. 4. der Schlüssel zu einer 1000 Quadratmeter messenden Ausstellungsfläche in den Räumen des ehemaligen Verteidigungsmuseums überreicht.⁴¹ Am 8. September desselben Jahres, dem Gedenktag zum Beginn der Belagerung, wurde eine erste kleine Ausstellung mit Gemälden, Grafiken und Skulpturen im neugegründeten Verteidigungsmuseum eröffnet.⁴²

Betrachtet man die Kampagne zur Wiederherstellung des Verteidigungsmuseums, so zeigt sich ein Diskurs, der unter den Umständen der neuen Rede- und Pressefreiheit, neue Themen aufgriff und sich in die allgegenwärtige Stalinismuskritik der Medien unter Glasnost' einreichte. Gleichzeitig wurden kritische Fragen an die Geschichte der Belagerung selbst ausgeblendet. Der argumentative Fokus der Debatte lag auf dem Unrecht der Museumsschließung, nicht auf Unrecht, das durch sowjetische Behörden, während der Blockade begangen worden

³⁹ F. Rjabov: Promedlenie nedopustimo. In: Smena 07. 04. 1989, S. 4.

⁴⁰ Muzej v Soljanom gorodke. In: Večernyj Leningrad, 25. 4. 1989, S. 1.

⁴¹ N. Baklan: Vozvraščenie mečty. In: Leningradskaja Pravda, 9. 5. 1989, S. 4.

⁴² Sveči i chleb. In: Smena, 9. 9. 1989), S. 1.

war. Schließlich hatte sich auch die vielgerühmte Ausstellung des alten Verteidigungsmuseums an den Prinzipien stalinistischer Geschichtspolitik orientiert.⁴³ Dies auszublenden kam den Bedürfnissen vieler Überlebender entgegen, deren Status als Kriegshelden nicht durch kritische Hinterfragung ihrer Tätigkeiten gefährdet wurde. Dem kam zunehmende Bedeutung zu, da die Vergünstigungen, die die Überlebenden dringend brauchten, in der Traditionen des Heldenmythos durch ihre heldenhaften Leistungen, nicht aber durch ihren Opferstatus gerechtfertigt wurden.⁴⁴

Die Kampagne zur Neueröffnung des Verteidigungsmuseums zielte weit mehr auf die symbolische Bedeutung des alten Museums und instrumentalisierte Schuldgefühle gegenüber der Kriegsgeneration, als dass sie sich auf eine faktische Notwendigkeit gründete, einen Gedenkort in Leningrad zu schaffen. Die Aktion fiel in eine Zeit großer ökonomischer Probleme, die sowohl den Staatshaushalt, als auch die Bevölkerung betrafen, die Mittel für das Museum spenden sollte. Es war und blieb lange unklar, woher die Mittel für die Museumsgründung kommen sollten. Auch nachdem das Museum wiedereröffnet worden war, blieben die materiellen Probleme bestehen.⁴⁵

Blockadegedenken in Deutschland: Der Film „Blockade“ von Thomas Kufus

Wie in Russland kann auch in Deutschland nicht von einem einheitlichen Bild der Belagerung Leningrads ausgegangen werden. Je nachdem, welches Erinnerungskollektiv sich erinnerte, ob ehemalige Soldaten oder ehemalige Befehlshaber, ob man sich in Ost- oder Westdeutschland erinnerte, und zu welcher Zeit erinnert wurde, lassen sich unterschiedliche Interpretationsmuster unterscheiden. Eines aber hatten sie gemeinsam: die zivilen Opfer, die die Belagerung der Stadt Leningrad gefordert hatte, wurden, vor allem im der westdeutschen Perspektive, Jahrzehntelang geflissenstlich ignoriert. Jörg Ganzenmüller schreibt: „Die hierzu-lande verbreitete Unkenntnis steht in einem eklatanten Widerspruch zur Tragweite des Ereignisses: Rund eine Million Menschen starben im Zuge der deutschen Belagerung an Hunger und seinen Folgen. Das sind rund doppelt so viele Zivilisten, wie in Deutschland während des gesamten Krieges durch die alliierten Luftangriffe umkamen.“⁴⁶

⁴³ Vgl. Zemskov-Züge, Zwischen politischen Strukturen und Zeitzeugenschaft, S. 247–252.

⁴⁴ T. Voronina: Die Schlacht um Leningrad. Die Verbände der Blockade-Überlebenden und ihre Erinnerungspolitik von den 1960er Jahren bis heute. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas Jg. 60 (2012), 1, S. 58–77, S. 72.

⁴⁵ Vgl. I. Ivanova: Ne opozdat'. In: Leningradskij Rabočij, 02. 03. 1990, S. 10; I. Ivanova: Muzej oborony atakuet deputatov Lensoveta, a te zabyvajut o sobstvennych rešenijach. In: Nevskoe Vremja, 30. 4. 1991..

⁴⁶ Jörg Ganzenmüller: Nebenkriegsschauplatz der Erinnerung. Die Leningrad-Blockade im deutschen Gedächtnis. In: Osteuropa Jg. 61 (2011), 8–9, S. 7–21, S. 7.

Über viele Jahrzehnte erschien kein deutschsprachiges Standardwerk zur Geschichte der Blockade Leningrads. Das Vorgehen der Soldaten, Zerstörungen und Massenmorde sowie der unmenschliche Umgang mit den Kriegsgefangenen wurden vielfach als „normale“ Kriegsfolgen dargestellt. Die Blockade Leningrads galt weithin als „unbestrittene Methode der Kriegsführung“.⁴⁷ Besonders in Westdeutschland war Leningrad auch lange nach Kriegsende in den Geschichtsbüchern nichts als ein „geographischer Name“, ein „operatives Kriegsziel“ und der abstrakte Ort des Kriegsgeschehens geblieben, der er schon in der deutschen Kriegspropaganda gewesen war.⁴⁸ Nicht selten wurden in Schulbüchern falsche Angaben gemacht oder sogar Karten abgebildet, auf denen die Stadt nicht eingeschlossen war.⁴⁹

In der DDR waren die Leiden der Leningrader Bevölkerung während des Krieges nicht ganz so unbekannt. Das offizielle Gedenken identifizierte sich mehr mit den Opfern des Krieges. Allerdings lässt sich kaum eine differenziertere Auseinandersetzung mit den Gründen für die Belagerungsstrategie und der Verantwortung Einzelner als in Westdeutschland feststellen. Der ostdeutsche Historiker Helmut Bergschicker schloss sogar rassenideologische Hintergründe der Blockade ausdrücklich aus.⁵⁰ Das Blockadebuch, das das Leben und Sterben der Leningrader Zivilbevölkerung zum zentralen Thema machte und in der Sowjetunion so viel Aufsehen erregt hatte, erschien 1984 und 1987 in der DDR, nicht aber in Westdeutschland.⁵¹ Erst nach der deutschen Vereinigung und dem Zusammenbruch der Sowjetunion, 50 Jahre nach Kriegsende, eröffneten sich neue Wege im deutschen Kriegsgedenken. Neue Reise- und Forschungsmöglichkeiten lockten Studierende, Journalisten und Kulturschaffende, sich selber ein Bild vom Leben in „Ostblock“ zu machen. Dabei wurden auch der Krieg und seine Folgen erneut zum Thema.

Ein Beispiel für diese „Neubegegnung“ mit alten Themen ist der Film „Blockade“ des Regisseurs Thomas Kufus, der bei den Berliner Filmfestspielen im Februar 1992 Premiere hatte. Kufus hatte sich der Möglichkeit bedient, im Winter 1991 in Leningrad zu filmen, während sich die Sowjetunion in Auflösung befand. Gleichzeitig gab er Archivrecherchen in Auftrag, die bisher geheimes Filmmaterial aus sowjetischen Wochenschauen der Kriegszeit zutage förderten, das die Situation im belagerten Leningrad zeigt. Im Film sind neue Aufnahmen aus Leningrad im Umbruch – im Winter 1991 – mit den Archivaufnahmen aus der Zeit der Belagerung zusammengefügt worden. Zusätzlich werden Interviews mit Überlebenden gezeigt, die unterschiedliche Aspekte des Lebens in der belagerten Stadt verkörpern: Ein Germanist, der allgemeine Überlegungen und Einschätzungen zur politischen Situation in der stalinistischen Sowjetunion mit eigenen Erlebnissen illustriert, ein ehemaliger Soldat, der über die Kämpfe um

⁴⁷ Ebenda, S. 13.

⁴⁸ Ebenda, S. 10.

⁴⁹ Ebenda, S. 7.

⁵⁰ Ebenda, S. 18.

⁵¹ Ales Adamowitsch, Daniil Granin: Das Blockadebuch, Berlin, 1984.

die Stadt berichtet, eine Künstlerin, die eindrucksvoll ihre visuellen Wahrnehmungen der belagerten Stadt schildert, eine Leningraderin, die 1942 ein Kind in Leningrad zur Welt gebracht hatte und eine Baltendeutsche, die, durch Zufall im Herbst 1939 in die Stadt geraten, die Belagerung ohne persönliche Netzwerke und nur mit minimalen materiellen Gütern überlebte, sowie ein Zeuge, der Auskunft über die Schutzmaßnahmen bei Angriffen vor Ort gibt. Ihre Erzählungen sind frei von jedem Heldenpathos. Sie schildern vielmehr ihr eigenes Erleben und die Alltagspraktiken, die nötig waren, um das eigene Überleben zu sichern. Zusammen mit den Archivbildern ergeben sich zuweilen unerträgliche Eindrücke von Hoffnungslosigkeit und Schrecken in der belagerten Stadt. Auch die Leningrader Behörden und ihre Maßnahmen gegen die Hungerkatastrophe werden keinesfalls idealisiert, sondern durchaus kritisch betrachtet. Am Ende des Filmes kommen zusätzlich die Leningrader Affäre und die Schließung des Verteidigungsmuseums zur Sprache. Konsequent stellt der Film die Belagerung in den Kontext des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion und einer Hungerpolitik der Besatzer, mittels derer die Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung befriedigt werden sollten.

Die 1991 entstandenen Filmausschnitte stehen zumeist in keinem inhaltlichen Zusammenhang mit dem gesprochenen Text. Sie lassen auch die Sensibilität vermissen, die während der Interviews spürbar wurde. Die zufällig aufgenommenen Passanten erscheinen oft unangenehm berührt von der Kamera, die minutenlang auf sie gerichtet wird, man hört sie auch darüber mutmaßen, warum die Ausländer gerade sie als Motiv gewählt hätten.

Ein Kommentator liefert in neutralem Tonfall Hintergrundinformationen über die Kriegspläne, Kriegsführung und die Hungerpolitik des deutschen Reiches. Im Kommentar treten als handelnde Personen des Narrativs zumeist Hitler und führende Vertreter des nationalsozialistischen deutschen Staates sowie der Wehrmacht auf. Dies bildet einen eigentümlichen Kontrast zu den Erzählungen der Überlebenden, die zumeist aus einer sehr individuellen und persönlichen Perspektive berichten. Ihren Erzählungen wurden ausschließlich Handelnde der politischen Entscheidungsebene, nicht aber Soldaten, die sich vor Leningrad befunden hatten, gegenübergestellt.

Parallel zum Film erschien der Sammelband „Blockade. Leningrad 1941–1944“, der russische und deutsche Dokumente sowie Essays mit Materialien aus dem Film vereinigte.⁵² In ihm spiegeln sich auch neue russische Sichtweisen, die durchaus Kritik an der eigenen sowjetischen Führung beinhalteten.

Die Veröffentlichung des Buches und die Premiere des Films bei den Berliner Filmfestspielen 1992, sowie weitere Aufführungen in verschiedenen Städten hatten eine ganze Reihe von Zeitungsbeiträgen und Besprechungen in deutschen Zeitungen zur Folge. Allen voran veröffentlichte der „Spiegel“ noch im Dezember 1991, 50 Jahre nach dem Leningrader Hungerwinter, einen umfangreichen Artikel

⁵² Antje Leetz, Barbara Wenner: Blockade Leningrad 1941–1944. Dokumente und Essays von Russen und Deutschen. Reinbek bei Hamburg, 1992.

über die Belagerung Leningrads, der mit einem Vorabdruck der Erinnerungen von Dmitrij Lichačev aus dem Sammelband ergänzt wurde. Stärker noch als im Film fällt auf, dass als Akteure der Belagerung vor allem Hitler und Stalin als sein Gegenspieler präsentiert werden. Vor allem am Beginn des Texte ist Hitler die einzige handelnde Person: Hitler „hämte“ Leningrad „werde sich selbst auffressen“, er „fiel [...] mit über 3 Millionen Soldaten in Russland ein“, „hielt [...] seine Generäle zu brutalstem Vorgehen an“ und „hatte [...] es auf die alte russische Kapitale abgesehen“.⁵³ Antisemitismus und Antikommunismus werden als ideologischer Hintergrund der Belagerung genannt. Bedenken seitens der Soldaten habe von Manstein ideologische Argumente entgegen gesetzt. Stalin habe, auf der anderen Seite, seine Truppen mit „ähnlichem Fanatismus angetrieben“.⁵⁴ Diese Behauptung wird durch den Autor allerdings nicht weiter erklärt oder belegt.

Die Hungersnot in Leningrad wird eindeutig auf die deutsche Kriegstaktik im Vernichtungskrieg zurückgeführt, das Leiden der Leningrader Zivilbevölkerung ausführlich und mit seinen Begleiterscheinungen, wie dem Kannibalismus, beschrieben. Schließlich geht der Autor auch auf die sowjetischen „weißen Flecken“ ein: „Stalins Rolle während und nach der Blockade gibt immer wieder Anlass zu wilden Spekulationen. Der Leningrader Journalist Andrej Tschernow erhebt nun auch Vorwürfe gegen die damaligen Funktionäre der Stadt. Jüngst entdeckte, im Dezember 1941 aufgenommene Fotos von Luxus-Backwaren wie den berühmten ‚Petersburger Rumkugeln‘ belegten, dass sich die Privilegierten mit Lebensmitteln versorgt hätten, während Hunderttausende den Hungertod erlitten.“⁵⁵

Erst ganz am Schluss wird deutlich, dass auch der Autor mehr Beteiligte an der Leningrader Hungersnot als Hitler und von Manstein auszumachen vermag. In zwei kurzen Absätzen erwähnt er die Erschießung deutscher Offiziere in der Sowjetunion nach Kriegsende, aber auch die vorzeitige Entlassung des ehemaligen Generalstabschefs Friedrich Foertsch aus der Gefangenschaft, der ab 1955 seine Karriere in der Bundeswehr fortsetzte und 1961 zum Generalinspekteur aufgestiegen sei, sowie den deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, der 1943 als Oberstleutnant an der Belagerung beteiligt gewesen war.

Insgesamt vermischen sich in dem Beitrag verschiedene ältere und neuere Interpretationsweisen der Belagerung: Hitler wird in der Darstellung zum allmächtigen Akteur, gestützt von seinen Generälen, die den Bedenken der „sauberen“ Wehrmachtssoldaten kein Gehör schenken. Insgesamt wird der Krieg als Konflikt zweier Fanatiker, nämlich Hitlers und Stalins, beschrieben. Diese, in Deutschland weit verbreitete Darstellungsweise vermischt sich mit neuen Narrativen: der Erzählung über die Leiden der Leningrader Bevölkerung und der neuen, aus dem russischen Glasnost-Diskurs „importierten“ Kritik an den sowjetischen Behörden. Zuletzt lassen sich auch Spuren einer neueren deutschen Geschichtsbetrachtung feststellen, die die Karrieren ehemaliger militärischer und politischer Ent-

⁵³ „Legt Euch in eure Särge“. In: Der Spiegel Jg. 45 (1991), H. 52, S. 104–110, S. 104.

⁵⁴ Ebenda, S. 105.

⁵⁵ Ebenda, S. 110.

scheidungsträger der nationalsozialistischen Diktatur in der Bundesrepublik kritisch betrachtet. Da er gemeinsam mit dem Zeitzeugenbericht von Lichačev abgedruckt wurde, muss festgehalten werden, dass der „Spiegel“ den Schwerpunkt seines Berichts zur Blockade insgesamt durchaus auf die Leningrader Zivilbevölkerung und ihr Erleben legt. Eine ausführliche Darstellung der Beteiligten auf deutscher Seite, die auch ehemalige Soldaten und ihre Sichtweise mit einbezogen hätte, sowie eine differenzierte Darstellung der Entscheidungen und Entscheidungsträger blieb jedoch in dem umfangreichen Bericht aus.

Nach der Uraufführung des Films „Blockade“ während der Berlinale, sowie bei einer Vorführreise, bei der der Regisseur den Film, teilweise gemeinsam mit einem Zeitzeugen, in mehreren westdeutschen Städten präsentierte, erschienen eine Reihe von Filmkritiken, die eine ähnliche Mischung älterer und neuerer deutscher und russischer Sichtweisen der Blockade aufweisen. Auffällig ist allerdings, dass der Autor seinen Film nur in Westdeutschland persönlich vorführte. So beziehen sich auch die Filmkritiken und Veranstaltungsberichte vorwiegend auf bisher in Westdeutschland verbreitetes Wissen beziehungsweise Nicht-Wissen über die Belagerung Leningrads. Das Blockadebuch findet in keinem der Beiträge Erwähnung. Die meisten Informationen über die Blockade, die in den Filmbesprechungen wiedergegeben werden, entstammen dem Film selber. So schrieb die „Neue Presse“ Coburg: „Die endgültige Befreiung der Stadt wurde 1944 mit einem riesigen Feuerwerk gefeiert, und gleich nach dem Krieg wurde ein Museum eingerichtet. Doch 1949 ließ es Stalin schließen und machte den führenden Vertretern des Stadt den Prozess: 2000 Parteifunktionäre und leitende Angestellte wurden verhaftet und zum Tod oder zu Gefängnisstrafen verurteilt.“⁵⁶ Das Zitat zeigt, wie über den Film auch aktuell in Leningrad diskutierte Fragen dem deutschen Publikum zugänglich wurden.

Die Entscheidung des Regisseurs, altes Filmmaterial mit neuen Aufnahmen aus den Straßen Leningrads zu kombinieren, wurde unterschiedlich beurteilt. So kritisierte Sabine Horst in der „Frankfurter Rundschau“: „In Leningrad starben während der neunhundert Tage der Blockade mehr als eine Million Menschen – keine Begleiterscheinung eines ohnehin furchtbaren Krieges, sondern ein geplantes Verbrechen, das sich ähnlich wie der Massenmord in den Konzentrationslagern gegen jede Relativierung sperrt. Indem Kufus jedoch Bilder aus dem heutigen Leningrad in seinem Film montiert, zieht er – vielleicht ungewollt – fragwürdige Parallelen. „Blockade“ suggeriert, dass sich die Lebensverhältnisse unterm Sozialismus mit denen während der Belagerung vergleichen lassen.“⁵⁷

Sibylle Schulze kam hingegen im „Göttinger Tageblatt“ zu dem Schluss, der Regisseur wolle mit der Montage darauf hinweisen, dass die Verantwortung der Deutschen für die Wiedergutmachung des geschehenen Leids sich nicht auf eine

⁵⁶ H.F.: Der Tod triumphierte millionenfach. Historisches Zeugnis und Hommage an die Menschen. In: Neue Presse Coburg, 19. 3. 1992, S. 12.

⁵⁷ Sabine Horst: Späte Erfüllung, malerischer Ausstieg, falscher Vergleich. In: Frankfurter Rundschau, 19. 2. 1992, Nr. 42, S. 8.

bloße Rückschau beschränken könne.⁵⁸ Kufus selber hatte für diese Darstellungsweise zwei Gründe angegeben: Zum einen seine Faszination durch die Stadt, die er bereits 1989 besucht hatte, zum anderen die Aussage, die er während der Vorbereitungen des Films wiederholt gehört habe, dass die Stadt einen fast authentischen Drehort darstelle.⁵⁹

In einigen Zeitungbeiträgen steht weniger der Film als die jeweilige Begleitveranstaltung im Zentrum. Diese ermöglichen auch einen Einblick in die Reaktionen des Publikums auf den Film. So kommt beispielsweise Herbert Straeten in der NRZ zu dem Ergebnis, der Film sei erschütternd, die nachfolgende Diskussion jedoch unbefriedigend gewesen. Anscheinend hatte es Einwände deutscher Zeitzeugen gegeben: „In der Diskussion [...] gab es jene generationsbedingten Missverständnisse mit ehemaligen Kriegsteilnehmern, die ‚damals bis Leningrad marschierten‘ und im Dreck liegen blieben. Sie wussten nicht, was Hitler plante und die Historiker heute wissen. Die Landser kannten nicht den ‚Generalplan Ost‘; nach dem Russlands Städte und ihre Bürger als Untermenschen vernichtet werden sollten. Das ist 50 Jahre danach kaum noch zu begreifen. Doch gerade das macht die Bedeutung dieses Abends aus, trotz Pausen-Imbiss samt russischem Bortschtsch und deutschem Bier. Aber so ist das, wenn der Schrecken ein halbes Jahrhundert später zum Film geworden ist.“⁶⁰

Der Journalist reflektiert nicht, dass, auch wenn vielleicht manche Soldaten Illusionen über die Kriegsziele hatten, die rassistische, menschenverachtende Ideologie doch von erschreckend vielen geteilt wurde, die in den militärischen Gegnern eher Tiere als Menschen sahen.⁶¹

Zusammenfassend muss gesagt werden, dass die allermeisten Filmbesprechungen den Film „Blockade“ positiv beurteilten und sein Ziel, die Leiden der Zivilbevölkerung der deutschen Öffentlichkeit nahe zu bringen, ausgesprochen positiv aufgenommen wurde. Kritik bezog sich ausschließlich auf die gewählten Darstellungsmittel, nicht aber auf inhaltliche Aspekte. Der Film trug dabei dazu bei, eine wichtige Aufgabe im deutschen Gedenken an die Blockade Leningrads wahrzunehmen: Durch den wachsenden wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Austausch musste ein neues Gleichgewicht zwischen russischen und deutschen, zivilen und militärischen Fragestellungen und Gesichtspunkten in Forschungen über und Gedenken an die Blockade gefunden werden. Die Erinnerungen der deutschen Kriegsteilnehmer wurden neu hinterfragt, mit anderen Ergebnissen als

⁵⁸ Schulze, S.: Nüchterner Blick auf unermessliches Leid. In: Göttinger Tageblatt, 25. 06. 1992, ohne Seitenangabe.

⁵⁹ Simonoviescz, A.: Ohne falsches Mitleid. In: Tip, 27. 2.-11. 3. 1992, S. 36-38, S. 38.

⁶⁰ Straeten, H.: Ein Abend, der Gefühle freisetzte. Essener Filmemacher zeigt Blockade Leningrads. In: NRZ Zeitung für Essen, 29. 2. 1992, Nr., 51, ohne Seitenangabe.

⁶¹ Dies zeigen beispielsweise die Feldpostbriefe, die in der ersten Wehrmachtssausstellung wenige Jahre später einem breiten deutschen Publikum zugänglich gemacht wurden. Vgl.: Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht im Osten. Ausstellungskatalog, 1. Aufl., Hamburg, 1996, S. 181. Erst in der zweiten Wehrmachtssausstellung wurde der Kriegsschauplatz Leningrad jedoch ausführlicher behandelt. Vgl.: Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944. Hamburg, 2002, S. 308-326.

noch in den 1970er und frühen 1980er Jahren. Ein weiteres Verdienst des Filmes ist, dass er es geschafft hat, den Heldenmythos um die Blockade konsequent zu vermeiden und gleichzeitig die neuen Erkenntnisse und Sichtweisen, die sich im russischen Blockadegedenken seit Glasnost' etabliert hatten einer deutschen Öffentlichkeit zugängig zu machen. Diese wurden sowohl von den Filmkritiken als auch dem Bericht im „Spiegel“ aufgegriffen und erreichten so eine größere Öffentlichkeit als der Film selber.

Zusammenfassung

In den 1980er Jahren durchlief das sowjetische Kriegsgedenken einen radikalen inhaltlichen Wandel. Dieser wirkte sich auch auf das öffentliche Gedenken an die Belagerung Leningrads aus. Mit der Dekanonisierung des sozialistischen Realismus konnten eine Vielzahl von Themen aus dem individuellen Erinnern der Zeitzeugen in das öffentliche Gedenken und auch die Diskussionen über die sowjetische Geschichte Eingang finden. In der Kampagne zu Wiedereröffnung des Museums der Verteidigung Leningrads zeigt sich, dass durchaus nicht alle Erinnerungspolitik vollkommen mit den Stereotypen des Sozialistischen Realismus brach. Vielmehr lässt sich eine Kombination von Motiven der Stalinismuskritik mit den positiv belegten Heldenstereotypen feststellen. Der Film „Blockade. 1941–1944“ stellt das individuelle Erleben der Leningrader Zivilbevölkerung in den Mittelpunkt, das zuvor, zumindest in Westdeutschland nur wenig bekannt war. Mit seiner Einordnung der Belagerungstaktik als Mittel des Vernichtungskrieges und Teil einer deutschen Hungerstrategie macht der Film die zentralen Forschungserträge zur Blockade einem breiten Publikum zugänglich. Insgesamt ist es als ein Verdienst des Film zu sehen, dass zum einen das Erleben der Leningrader Zivilbevölkerung für ein deutsches Publikum greifbar gemacht, darüber hinaus auch Einblick in Erkenntnisse und Diskussionen gegeben wurden, die in der Sowjetunion erst durch Glasnost' möglich geworden waren.

Aleksandr Čistikov

Die Staatsmacht und die Formierung des Gedächtnisses an die Blockade: Stenografische Aufzeichnungen der Berichte von Leningrader Bürgern 1943–1948

Untersucht man die in der Zeit der Blockade Leningrads entstandenen Tagebücher, so zeigt sich, dass manche ihrer Autoren als einen der Gründe für ihre täglichen Aufzeichnungen den Wunsch anführen, die aktuellen Ereignisse für die kommenden Generationen – für die Geschichte – festzuhalten. Sehr oft kam dieses Bedürfnis in den Krisenmomenten jener Jahre auf. Daher beziehen sich die ersten Eintragungen in solchen Tagebüchern entweder auf den 22. Juni 1941 oder auf die erste Septemberdekade, als die massiven Luftangriffe und der Beschuss auf die Stadt begannen, bzw. auf den Winter 1941/42 – auf die „Zeit des Todes“, wie sie von den Leningradern damals genannt wurde.

Die Fixierung der Erinnerung an Krieg und Blockade „von unten“ wurde durch eine analoge Fixierung „von oben“ ergänzt. Im Frühjahr 1942 beauftragte das Leningrader Stadtkomitee der VKP(b) das dortige Institut für die Geschichte der VKP(b) mit der Erstellung einer „Chronik der Verteidigung Leningrads“ und der Erarbeitung einer Dokumentensammlung zu diesem Thema.¹ Im zweiten Arbeitsschritt – bereits im Sommer – fertigten die Mitarbeiter des Instituts für Parteigeschichte Stenogramme der Schilderungen einiger führender Stadtfunktionäre und Soldaten der Roten Armee an.²

Die aktive Materialsammlung begann ein Jahr später. Ausgangspunkt war die gemeinsame Verordnung der Büros des Gebietskomitees und des Stadtkomitees der VKP(b) vom 3. April 1943 „Über die Sammlung von Material und die Zusammenstellung der Chronik ‚Leningrad und das Gebiet Leningrad im Vaterländischen Krieg gegen die deutsch-faschistischen Invasoren‘“. Zur führenden Institution im Rahmen dieser Aktivitäten wurde das Leningrader Institut für die Geschichte der VKP(b) bestimmt.³ Eines der Tätigkeitsfelder der Mitarbeiter des Instituts war die stenografische Aufzeichnung der Erzählungen der Leningrader Bürger und Verteidiger der Stadt an der Neva über Krieg und Blockade. Der Großteil der Schilderungen wurde in den Jahren 1943 und 1944 notiert, die gesamte Arbeit jedoch bis Ende 1948 fortgesetzt. In der Folge gingen die Stenogramme in

¹ Bereits am 2. April 1942 ersuchte das Leningrader Institut für die Geschichte der VKP(b) das Bezirksparteikomitee Vasileostrovsk um Material über dessen Arbeit. Vgl. Central'nyj gosudarstvennyj archiv istoriko-političeskikh dokumentov Sankt Peterburga (im Weiteren CGAIPD SPb.), f. 4000, op. 1, d. 129, l. 9.

² Nina Lebedeva: Sotrudnicy Leningradskogo instituta istorii partii i partarchiva v gody vojny. In: Andrej P. Dzeniskevič (otv. red.): Ženština i vojna. O roli ženščin v oborone Leningrada. 1941–1944. Sbornik statej. Sankt Peterburg 2006, S. 257.

³ CGAIPD SPb., f. 25, op. 2, d. 4714, l. 3

den Bestand 4000 des Leningrader Parteiarchivs ein (heute: Zentrales Staatliches Archiv für politisch-historische Dokumente St. Petersburg – CGAIPD SPb.).⁴ Insgesamt existieren mehr als 600 von ihnen, darunter ca. 370 Aufzeichnungen der Erinnerungen von zivilen Einwohnern der Kriegsstadt Leningrad.

Bei den Befragten handelte es sich überwiegend um Angehörige der mittleren Führungsebene (Direktoren von Betrieben und Institutionen, Leiter großer Werkabteilungen, führende Funktionäre von Partei- und Staatsorganen auf Stadt- und Bezirksebene, Sekretäre großer Parteiorganisationen), aber auch Ingenieure und Techniker, Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kunst und Kultur, Ärzte, Lehrer, Angehörige des zivilen Luftschutzes usw. Auf dem Arbeitsplan der Mitarbeiter des Instituts für Parteigeschichte für Juni bis September 1945 stand auch die stenografische Aufzeichnung der Schilderungen des Vorsitzenden des Leningrader Stadtexekutivkomitees, Petr Popkov, sowie des Vorsitzenden des Leningrader Gebietsexekutivkomitees, Nikolaj Solov'ev.⁵ Allerdings finden sich diese Stenogramme nicht im Verzeichnis des Archivmaterials. Ob es sie überhaupt je gegeben hat und wenn ja, wo sie sich derzeit befinden, ist nicht bekannt. Die Erinnerungen einfacher Leningrader Bürger sind selten festgehalten worden. Meist geschah dies, wenn es kollektiv um die Tätigkeit eines konkreten Betriebes bzw. einer Werkabteilung, einer Institution, einer Krankensammelstelle, einer Wohnungsverwaltung usw. ging. Abgesehen von gewissen, der Wahl der Erzähler nach ihrem sozialen Status geschuldeten Einschränkungen, wird der Alltag der Stadt und ihrer Bürger in den Schilderungen einigermaßen vollständig und facettenreich abgebildet.

Die Vielfalt wurde in diesem Fall auch aufgrund der von den Mitarbeitern des Instituts für Parteigeschichte ausgearbeiteten Fragebögen für bestimmte Gruppen von Respondenten erreicht – für den Fabriksdirektor, den Sekretär des Bezirksparteikomitees, den Vorsitzenden des Bezirksexekutivkomitees, den Funktionär des Komsomol-Bezirkskomitees, den Milizionär, den Politorganisator, den Mitarbeiter der Wohnungsverwaltung usw.⁶ Die in den Archivakten abgelegten Fragebögen sind nicht datiert. Man kann sie jedoch aufgrund ihres Inhalts den Jahren 1944 und 1945 zuordnen. Zweifellos gab es vergleichbare Fragebögen auch ein Jahr früher, da in den Stenogrammen von 1943 eindeutig Antworten auf ähnliche Fragen enthalten sind.

Streng genommen kann das Institut nicht als direkte staatliche Einrichtung gesehen werden. Allerdings spiegelt in diesem Fall der Inhalt der von seinen Mitarbeitern ausgearbeiteten Bögen die Interessen und Positionen auch des Staates wi-

⁴ In den 1960er-Jahren wurden ca. 150 Zweischriften der Stenogramme an die Leningrader Abteilung des Instituts für Geschichte der UdSSR an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR übergeben (heute: St. Petersburger Institut für Geschichte an der Russischen Akademie der Wissenschaften – SPbII RAN). Derzeit bilden sie einen Teil des Bestands 332 des geschichtswissenschaftlichen Archivs des SPbII RAN.

⁵ CGAIPD SPb., f. 4000, op. 1, d. 276, l. 1-7.

⁶ Ebd., d. 194. Bemerkenswert ist, dass für die Steno-Aufzeichnungen des Sekretärs des Pskover Gebietskomitees der VKP(b), Leontij Antjufeev, ein spezieller Fragebogen erstellt wurde. Wie im Fall von Popkov und Solov'ev sind allerdings auch hier im Archivbestand keine entsprechenden Antworten zu finden.

der. Erstens geht aus dem Inhalt der erwähnten Verordnung der Büros des Gebiets- und des Stadtkomitees vom 3. April 1943 hervor, dass das Institut für Parteigeschichte praktisch zum Arbeitsinstrument jener Kommission wurde⁷, die man mit eben dieser Verordnung einrichtete. Sie sollte sich mit der Gesamtleitung der Aktivitäten „zur Sammlung des Materials und zur Zusammenstellung der Chronik“ beschäftigen. Mitglieder der Kommission waren zweitens unter anderen die Sekretäre der Gebietsparteikomitees und des Komsomol, die stellvertretenden Vorsitzenden der Exekutivkomitees des Leningrader Stadt- und Gebietssowjets, die Chefs der Politverwaltungen der Leningrader Front und der Baltischen Rotbannerflotte usw. Geleitet wurde die Kommission von dem für Propaganda zuständigen Sekretär des Stadtkomitees der VKP(b), Aleksandr Machanov.⁸ Eine derartige Kommission kann als von der Partei- und Staatsmacht bevollmächtigtes Organ betrachtet werden. Die Mitglieder der Kommission haben die Fragen wohl kaum selbst formuliert. Sie waren ihnen jedoch bekannt und sie konnten nicht nur ihre Meinung dazu äußern, sondern sollten dies auch tun. Leider gibt es darauf bisher keine direkten Hinweise, dennoch ist diese Annahme, wie mir scheint, durchaus zulässig.

Bei der Analyse der Bögen lassen sich einige gemeinsame Themen unterscheiden. Das sind unter anderem die Mobilisierung der Leningrader Bürger an die Front, die Umstellung der Betriebe und Institutionen auf den Kriegszustand, die Teilnahme der (Bezirks-) Organisationen an der Aufstellung der Volkswehr und der Evakuierung der Bevölkerung 1941/42, aber auch der kalte Hungerwinter desselben Zeitraums usw. Wie in den Instruktionsunterlagen angegeben, sollte jeder Berichterstatter diese und andere Fragen aus der Perspektive seiner eigenen Berufserfahrung beleuchten.

Aus diesem Grund gab es – manchmal beträchtliche – Unterschiede bei den Präzisierungsfragen, die im Rahmen eines für alle Befragten gleichen Themas gestellt wurden. So sollte z. B. der Bericht eines Fabriksdirektors über die Ereignisse des Winters 1941/42 nach Möglichkeit Antworten auf folgende Fragen enthalten: „Was hat die Fabrik produziert, in welchem Umfang, auf welchen [...] Ausrüstungen, Flächen und mit wie vielen Arbeitern? Wie gut war die Produktion mit Rohstoffen, Metallen, Treibstoff, Energie [...] ausgestattet? Licht und Temperatur. Versorgung, Ernährung der Arbeiter. Zusätzliche Verpflegung der Arbeiter und Führungskader mit städtischen Vorräten [...] und lokalen Ressourcen [...]. Krankheiten, Unterernährung und Todesfälle unter den Werkangehörigen [...]. Wer von den besonders wertvollen Mitarbeitern im Betrieb ist umgekommen [...]? Beteiligung der Fabrik an der Bestattung der Leichen auf Werks- und Bezirksebene.“⁹

Von den Politorganisatoren und den Mitarbeitern der Wohnungsverwaltungen wurde verlangt, „zu berichten, wie im Winter 1941/42 die Situation im Haus, in

⁷ Lebedeva, Sotrudnicy, S. 260.

⁸ CGAIPD SPb., f. 25, op. 2, d. 471, l. 3.

⁹ Ebd., f. 4000, op. 1, d. 194, l. 4 Rücks. – 5.

den einzelnen Wohnungen, in den Höfen war [...], wie die Bevölkerung um ihr Leben kämpfte – Verkauf des Hausrats und der persönlichen Gegenstände, Kleidung, Schuhe, Möbel usw. Was damals wogegen getauscht wurde. Zu welchen, manchmal kriminellen, Mitteln die Menschen griffen, um ihre Existenz zu erhalten. Wie die schwierige Lage vieler Menschen von einigen wenigen kriminellen und verbrecherischen Elementen zuweilen ausgenutzt wurde [...]. Es sollen möglichst viele konkrete und typische Beispiele angeführt werden, wo ganze Familien oder mehrere Menschen in einzelnen Familien an Hunger oder Auszehrung zu grunde gingen. Es soll berichtet werden, wie Verstorbenen die Lebensmittelkarten und persönlichen Gegenstände gestohlen wurden u. ä. Gegenstand der Schilderungen soll auch das Schicksal der Kinder sein, deren Eltern und ältere Familienangehörigen gestorben waren – wie wurde die Hilfe für sie, ihre Übergabe an Kindereinrichtungen, Sammelstellen, Kinderheime, Kindergärten u. ä. organisiert?“¹⁰

Ein Teil dieser Fragen – allerdings unter einem anderen Gesichtspunkt – wurde den Milizionären gestellt: zu typischen Straftaten im Winter 1941/42, zu Lebensmitteldiebstählen, zu Methoden des Diebstahls von Lebensmittelkarten, zum Kannibalismus, zum Tauschhandel mit Naturalien. Hinsichtlich des letzten Punktes enthielt der Fragebogen sogar eine komplette Anweisung: „Sie (die Milizionäre, A.Č.) sollen genau berichten, wo damals dieser Tausch von Sachen gegen Lebensmittel erfolgte, wie weit er verbreitet war, zu welchen Preisen – in Geld und Gegenständen – Brot und andere Lebensmittel abgegeben wurden. Sollten die Angehörigen der Miliz irgendwelche Aufzeichnungen, Akten, Rapporte, dienstliche Meldungen, Rechenschaftsberichte, Zusammenstellungen und ähnliche Unterlagen aufbewahrt haben, müssen diese für die Geschichte gesammelt werden, um aufzuzeigen, wie teuer besonders Brot und andere Lebensmittel geworden waren, denn Brot war damals mit dem Leben selbst gleichzusetzen.“¹¹ In einem eigenen Punkt wurde die Frage nach der Tätigkeit der Milizionäre in der „Zeit des Todes“ gestellt: zu ihrer Versorgung, zur „Bekundung echten Heldentums“, zu den Schwierigkeiten bei ihrer Arbeit und den Verlusten in ihren Reihen.

Ein ganzes Bündel von Fragen hinsichtlich dieser Zeit der Blockade wurde dem Führungspersonal der Bezirkssowjets gestellt: „Wie haben sich die Schwierigkeiten bei den Lebensmitteln verschärft? Welche Maßnahmen hat der Bezirk ergriffen, um die Lebensmittelreserven zu erhöhen [...]? Welche Bestände an Lebensmittelreserven und deren Surrogaten wurden geschaffen und wer verfügte über sie, an wen und in welcher Menge wurden die Nahrungsmittel ausgegeben? Wie wurden die Funktionäre des Bezirks unterstützt?“ Zwei weitere Fragenkomplexe betrafen die Todesrate innerhalb der Bezirksbevölkerung und Maßnahmen zur kommunalen Versorgung der Einwohner im Winter 1941/42.¹² Die Sekretäre der Leningrader Bezirksparteikomitees wurden ersucht, über die Aktivitäten ihrer Institutionen und Parteiorganisationen zur Überwindung der Schwierigkeiten im

¹⁰ Ebd., l. 25–25 Rücks.

¹¹ Ebd., l. 32–32 Rücks.

¹² Ebd., l. 30 Rücks. – 31.

Winter 1941/42, über Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Kader in dieser Zeit sowie über die sanitäre und kommunale Hilfe für die Werktätigen des Bezirks Auskunft zu geben.¹³

Wurden diese Fragen einigermaßen vollständig beantwortet, so ergab sich ein umfängliches und ziemlich objektives Bild fast aller Facetten des Lebens und der Aktivitäten der Leningrader Bürger im Winter 1941/42.

Es ist kurios, aber in fast allen Fragebögen fehlen die Namen der Führungsper-sonlichkeiten der zentralen und örtlichen Machtorgane auf Partei- und Sowjet-ebene. Eine Ausnahme bildet der Fragebogen für Betriebsdirektoren, in dem nach der Reaktion des Werkskollektivs auf die „Radioansprache des Gen. Stalin vom 3. Juli 1941“ und den „Aufruf der Gen. Vorošilov, Ždanov und Popkov“ gefragt wird.¹⁴

Analysiert man den generellen Ton aller Fragen für alle Respondenten, so ist dieser eher positiv als negativ. Bildhaft gesprochen, sind das Fragen von Siegern. Aber von Siegern, die wissen, um welchen Preis der Sieg errungen wird oder be-reits errungen wurde.

Die Autoren der Fragebögen waren der Ansicht, die künftigen stenografischen Aufzeichnungen „sollten eine Art Vorwort oder Einleitung zur Erforschung und zum Verständnis des aus der Kriegszeit stammenden Archivmaterials sein“.¹⁵ Und es war wichtig, dass es der Leiter war, der durch seine Darstellung die Entschei-dungen, Verordnungen, Rechenschaftsberichte und anderen Materialien ergänzte und erläuterte, die für seine Tätigkeit und die Arbeit seiner Mitarbeiter kenn-zeichnend waren. Es war den Respondenten nicht verboten, bei der Beantwor-tung der Fragen auf einen allfälligen Schriftverkehr zurückzugreifen. Im Gegen-teil, das wurde sogar gern gesehen, da es die Zuverlässigkeit der Schilderung erhöhte. Das Wichtigste war, dass das Stenogramm sich nicht in eine Wiederholung oder Nacherzählung z. B eines Rechenschaftsberichts verwandelte. An die Adresse der Komsomolführer gerichtet, riefen die Verfasser des Fragebogens diese dazu auf „für den Historiker die Details, die Einzelheiten, die Kleinigkeiten des Lebens und des Alltags, die einschneidend, aber typisch für die die Kriegszeit waren und deren Schwierigkeit ausmachten, festzuhalten. Es soll wahrheitsgemäß erzählt werden, so, wie alles war und wie es sich ereignet hat.“¹⁶

Die vorläufige Untersuchung einiger Dutzend Stenogramme lässt – mit einer gewissen Vorsicht – die Behauptung zu, dass die Erzähler im Großen und Ganzen die Wahrheit sagten. Leider haben sie nicht auf alle Fragen geantwortet und auch

¹³ Ebd., l. 43 Rücks. – 44.

¹⁴ Ebd., l. 3–3 Rücks. In einer anderen Version des Fragebogens für die Direktoren wird diesen Fragen die Bitte hinzugefügt, zu erläutern, „welche stalinsche Fürsorge die höchste Führung und die Bezirksführung Ihnen als Angehöriger des Leitungskaders in diesen harten Tagen (Winter 1941/42. – A.Č.) angedeihen ließ“ und den sozialistischen Wettbewerb abschnittwei-se zu beschreiben, unter anderem als Antwort auf die Befehle Iosif Stalins Nr. 130 und Nr. 195 (ebd., l. 7–8).

¹⁵ Ebd., l. 46 Rücks.

¹⁶ Ebd., l. 15.

mit unterschiedlicher Vollständigkeit, aber dieses Recht war ihnen eingeräumt worden. Die Erzählungen der Befragten waren in der Regel mit positiven und negativen Beispielen durchsetzt. Dabei verschob sich der Akzent in Richtung des Positiven, was sich teilweise aus der Formulierung der Fragen erklärt. Zu einer offenen Verzerrung der Tatsachen entschlossen sich nur wenige. So behauptete z. B. der Vorsitzende des Exekutivkomitees des Volodarsker Bezirkssowjets, Petr Muraško, ohne über Beweise dafür zu verfügen, dass es durch Bomben und Beschuss „nur wenige Opfer gab“. Äußerst zweifelhaft ist auch seine Erklärung, es habe „in den Einrichtungen für Kinder keine Todesfälle gegeben“.¹⁷ I. Turkov, der Kultur- und Propagandaorganisator der Molotov-Fabrik, beteuerte, im Winter 1941/42 „waren alle gleich, alle hatten dieselbe Ration, alle lebten von der gleichen Lebensmittelkarte“.¹⁸ Dies entspricht offensichtlich nicht der Wahrheit, schon allein deshalb, weil es offiziell verschiedene Arten von Karten gab, für die es unterschiedliche Mengen an Lebensmitteln gab.

Weitaus verbreiteter war die Taktik, vorsichtige oder schwammige Formulierungen zu verwenden. Als Beispiel kann das Ergebnis der Überarbeitung eines eigenen Textes durch den Vorsitzenden des Leningrader Stadtgerichts, Konstantin Buldakov, dienen. Der ursprüngliche Satz: „Ich habe damals 600 Gr[amm] Brot erhalten, ich bekam eine Sonderration, deshalb hatte ich Kräfte [...]“, wurde zu: „Ich habe damals eine Sonderration erhalten, wenn auch eine sehr geringe, aber das hat mir meine Kräfte bewahrt [...].“¹⁹ Nach dem Kontext zu urteilen, ist hier vom Winter 1941/42 die Rede. Es sei daran erinnert, dass ab 25. Dezember 1941 bis zum 23. Januar 1942 die Brotzuteilung für den Großteil der Leningrader Bürger 200 bis 350 Gramm betrug, ab dem 24. Januar wurde sie um 50 Gramm erhöht und erreichte entsprechend 250 bis 400 Gramm. Jetzt wird auch deutlich, warum der Richter es vorzog, die Erwähnung von 600 Gramm Brot gegen die Formulierung von der „sehr geringen“ Sonderration zu ersetzen.

Ein weiteres Mittel der Selbstkontrolle ging über die Überarbeitung hinaus, nämlich die Streichung von Fakten aus dem Text des Stenogramms im Zuge der Korrektur. So berichtete der Chef des Leningrader Handelshafens, Boris Bernštejn, als er sich an die von ihm im Hafen aufgestellte Fischereibrigade erinnerte: „Zum Teil kam dieser frische Fisch in die Stadt, insbesondere ging er an das Bezirksparteikomitee.“²⁰ Im korrigierten Stenogramm wird das Bezirksparteikomitee nicht mehr erwähnt. A. Zajcev, Direktor einer Fabrik für Kinder- und Damenwäsche, hielt es für erforderlich, einen ganzen Absatz aus seinem Stenogramm zu eliminieren: „Im August 1942 evakuierte ich schwache Menschen, die sich auch durch die Aufbaukost nicht erholt haben. Wir evakuierten ungefähr 47 derartige

¹⁷ Ebd., op. 10, d. 1204, l. 5 Rücks. – 6.

¹⁸ Naučno-istoričeskij archiv Sankt-Peterburgskogo instituta istorii RAN, f. 332, op. 1, d. 128, l. 11.

¹⁹ CGAIPD SPb., f. 4000, op. 10, d. 815, l. 8.

²⁰ Boris Bernštejn: Leningradskij torgovoj port v 1941-1942 gg. In: Valentin M. Kovalčuk (otv. red.): „Doživem li my do tišiny?“ Zapiski iz blokadnogo Leningrada. Sankt Peterburg 2009, S. 205.

Personen.“²¹ Der Grund für die Streichung war höchstwahrscheinlich die Passage über den fehlenden positiven Effekt der Aufbaukost, der die lokalen Behörden im Jahr 1942 besondere Bedeutung beimaßen. Übrigens hat eine andere Erzählerin, die Mitarbeiterin des Leningrader Telegrafenamtes E. Obodova, nicht aus dem Stenogramm gestrichen, dass sie nach dem Aufenthalt in einer stationären medizinischen Einrichtung²² dreieinhalb Monate darniederlag und – nachdem sie Aufbaukost erhalten hatte – noch einen weiteren Monat krank war.²³

Diese Beispiele könnte man fortsetzen, und dennoch – das sei noch einmal betont – im Großteil der von uns untersuchten stenografischen Aufzeichnungen berichteten die Respondenten relativ wahrheitsgemäß und ehrlich über ihr Leben und ihre Arbeit in der Kriegs- und Blockadestadt Leningrad. Nachdem sie die Schrecknisse der „Zeit des Todes“ überlebt hatten, konnten sie keine offenkundigen Lügen erzählen, zumal in Gegenwart eines Gesprächspartners, der den gleichen Weg gegangen war. Zugleich konnten sich einige der Berichterstatter dem Einfluss der Selbstzensur nicht entziehen – entweder während des Erzählens oder bei der anschließenden Überarbeitung des Textes.

Die Aufzeichnung der Schilderungen der Einwohner der Kriegs- und Blockadestadt Leningrad und deren Verteidiger waren Teil der von der Stadtverwaltung durchgeführten Kampagne zur Herausbildung des Gedächtnisses an Krieg und Blockade. Im Unterschied zu den Druckerzeugnissen, deren Prüfung durch die Zensurorgane obligatorisch war, unterstanden die Stenogramme der Schilderungen (wie auch die dem Institut für Parteigeschichte übergebenen Tagebücher) nicht der offiziellen Zensur, da sie zu diesem Zeitpunkt nicht für den Druck vorgesehen waren. In geringem Maße unterlagen sie auch dem Einfluss der Selbstzensur.

Als Ergebnis mehrjähriger Arbeit wurde dank der Machtorgane und der Stadtbewohner ein ganzes Stratum neuer Quellen geschaffen, die die Erinnerung an die Blockade von Leningrad einigermaßen objektiv festhielten. Das Paradoxe daran war, dass die Machtorgane bereits nach kurzer Zeit vollständig darauf verzichteten, sich dieser Erinnerungen zu bedienen.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

²¹ CGAIPD SPb., f. 4000, op. 10, d. 774, l. 10.

²² Stationäre medizinische Einrichtungen als Therapie- und Ernährungsstellen wurden laut Beschluss des Leningrader Stadtexekutivkomitees vom 29. Dezember 1941 geschaffen und waren bis zum Frühjahr 1942 in Betrieb. Forscher und viele Memoirenenschreiber betonen die positive Rolle der stationären medizinischen Einrichtungen bei der Erhaltung des Lebens der Leningrader Bürger. Es gab jedoch auch Fälle, in denen der Aufenthalt in einer stationären medizinischen Einrichtung aus verschiedenen Gründen zur Erkrankung oder zum Tod eines Stadtbewohners führte.

²³ CGAIPD SPb., f. 4000, op. 10, d. 288, l. 15.

Jörg Echternkamp

Die Schlacht als Metapher

Zum Stellenwert von „Stalingrad“ in Deutschland 1943–2013

„Kaum ein Ereignis der Militärgeschichte hat sich ähnlich traumatisch in das Bewusstsein der Deutschen eingeprägt wie die Schlacht an der Wolga vor 60 Jahren“, hieß es in einem Artikel des Magazins *Stern* im Jahr 2002.¹ Kein Wunder, könnte man angesichts der katastrophalen Geschehnisse meinen: Seit dem 19. November 1942 schloss die Rote Armee die 6. Armee unter Generalfeldmarschall Friedrich Paulus mit etwa 284 000 Mann zwischen Wolga und Don ein. Der frisch beförderte Paulus erschoss sich nicht, wie Hitler ihm nahegelegt hatte, sondern kapitulierte mit den 91 000 Soldaten, die in den Ruinen der Stadt neun eiskalte Winterwochen überlebt hatten. Nur 6000 sollten bis 1955/56 in die Heimat zurückkehren.² Das schiere Ausmaß an deutschen Gefallenen, die Härte und Dauer des Lebens in den Kriegsgefangenenlagern oder im GULag und die militärische Bedeutung als Wendepunkt des Krieges: dies alles scheint Stalingrad einen festen Platz im „kollektiven Gedächtnis“ der Deutschen gesichert zu haben.

Doch eins hat die seit Jahren boomende Forschung zur Erinnerungskultur in den verschiedenen Ländern gezeigt: Ein solcher Kurzschluss zwischen dem historischen Ereignis und seiner Erinnerung würde in die Irre führen. Die erinnerungskulturelle Relevanz einer historischen Begebenheit ist keine Funktion ihrer zeitgenössischen Bedeutung. Wenn dem so wäre, warum erinnert sich hierzulande kaum jemand an die strategisch folgenreichere Kapitulation deutscher und italienischer Truppen in Tunesien am 13. Mai 1943? An die Schlacht am Kursker Bogen im Juli 1943, die als größte Panzerschlacht der Geschichte gilt? Oder an den Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte im Sommer 1944, bei der die Zahl der deutschen Verlust 350 000 Mann betrug, von denen 158 000 – weit mehr als in Stalingrad – in Kriegsgefangenschaft gerieten? Ganz zu schweigen von der Gedächtnislücke, die dort klafft, wo ein Kriegsereignis „die Anderen“ betraf und bis heute historische Bedeutung in erster Linie für den ehemaligen Gegner besitzt. Im

¹ *Dusko Vukovic*: Stalingrad – Mythos und Mahnmal. In: *Stern*. 29. Nov. 2002. Vgl. die Einschätzung im Magazin *Der Spiegel* zwanzig Jahre zuvor: „Kein blutiges Ereignis in der deutschen Geschichte ist von den Deutschen derart als Katastrophe empfunden worden wie die Vernichtung von rund 300 000 Mann im Kessel von Stalingrad.“ In: *Rudolf Augstein, Robert Spiering*: Stalingrad: „Wendepunkt des Krieges“. In: *Der Spiegel* 5/1983 (Zit. S. 39f.). Der vorliegende Aufsatz ist die geringfügig überarbeitete Fassung eines Vortrags an der Akademie der Wissenschaften, Moskau, 12. März 2012, im Rahmen der von der Russischen Akademie der Wissenschaften (RAN) und dem Institut für Zeitgeschichte München-Berlin veranstalteten Konferenz „Erinnerung an Diktatur und Krieg. Brennpunkte des ‚kulturellen Gedächtnisses‘ zwischen Russland und Deutschland seit 1945“.

² Vgl. nur als Einführung *Bernd Ulrich*: Stalingrad. München 2005.

Hinblick auf dem osteuropäischen Kriegsschauplatz gilt das trotz der Debatte um die Verbrechen der Wehrmacht in den 1990er Jahren³ für zwei eklatante Kriegsverbrechen: zum einen das Massensterben von 3,3 Millionen sowjetischer Soldaten in deutscher Kriegsgefangenschaft⁴, zum anderen die Belagerung Leningrads, die immerhin vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944 dauerte und über einer Million Zivilisten das Leben kostete.⁵

Will man daher Stalingrad als „Brennpunkt des ‚kulturellen Gedächtnisses‘“ untersuchen, muss man tiefer bohren und die verschiedenen Bedeutungsebenen seiner Erinnerungsgeschichten freilegen. Der Rekurs auf die Schlacht an der Wolga in Ost- und Westdeutschland übertrug, so lautet die Ausgangsüberlegung, bestimmte Sinnangebote. Der Begriff „Stalingrad“ bündelte unterschiedliche Vorstellungen, wobei das konkrete militärische Ereignis des Zweiten Weltkriegs in unterschiedliche Deutungszusammenhänge vor allem der Nachkriegszeit übertragen wurde. Im Folgenden soll daher Stalingrad als eine „Metapher“ im aristotelischen Sinn verstanden werden – nicht, um das historische Ereignis auszublenden, sondern um seiner historischen Wirkung nachzuspüren, die auf die Konstruktion uneigentlicher Bedeutungen zurückgeht. Das Besondere stand, wie sich zeigen wird, für Allgemeines; das Konkrete machte Abstraktes sinnfällig. Zwei Perspektiven sind zu unterscheiden. Zum einen ist aus einem synchronen Blickwinkel nach möglichen Differenzen der Deutungsangebote zu fragen, je nach sozialer Trägerschicht, medialer Form und symbolischer Praxis. Zum anderen, aus dem diachronen Blickwinkel, resultiert die jeweilige Bedeutung aus der spezifischen Zuschreibung der Zeitgenossen in dem sich wandelnden Kontext der Erinnerungskulturen und ihrer innen- und außenpolitischen Bedingungsfaktoren. Diese Rückkopplung und die sich damit ändernde Perspektivität der Erinnerung machen ihre Historizität aus.⁶ Deshalb eignet sich auch eine längst vergangene Schlacht des Zweiten Weltkriegs wie die von Stalingrad weiterhin als Brennpunkt einer Analyse der Nachkriegszeit.⁷ Damit ist der konzeptionelle Rahmen abgesteckt, in dem der Stellenwert von „Stalingrad“ in vier Schritten, in vier politischen Zusammenhängen vermessen werden

³ Vgl. nur *Christian Hartmann, Johannes Hürter, Ulrike Jureit* (Hrsg.): Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte. München 2005.

⁴ Vgl. die Pionierstudie von *Christian Streit*: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945. Stuttgart 1978. Zuletzt: *Rolf Keller*: Sowjetische Kriegsgefangene im Deutschen Reich 1941/42. Behandlung und Arbeitseinsatz zwischen Vernichtungspolitik und kriegswirtschaftlichen Erfordernissen. Göttingen 2011.

⁵ Vgl. zum 60. Jahrestag *Jörg Ganzenmüller*: Ein stiller Völkermord. In: Die Zeit vom 15. Jan. 2004. Zur Forschung: *Johannes Hürter*: Die Wehrmacht vor Leningrad. Krieg und Besatzungspolitik der 18. Armee im Herbst und Winter 1941/42. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 49 (2001), S. 377–440; *Jörg Ganzenmüller*: Das belagerte Leningrad 1941 bis 1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern. 2. Aufl. Paderborn 2007.

⁶ Methodisch besonders reizvoll ist die Kombination dieser Geschichte „zweiten Grades“ (Pierre Nora) mit der Vergleichsgeschichte – wie das hier im binationalen Rahmen der Fall ist. Vgl. *Hans Henning Hahn, Robert Traba* (Hrsg.): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. 5 Bde. Paderborn 2011ff.

⁷ Vgl. *Gerd Krumeich* u. a. (Hrsg.): Schlachtenmythen. Ereignis – Erzählung – Erinnerung. Köln 2003.

soll. Zunächst ist kurz ein Blick auf die nationalsozialistische Propaganda zu werfen. Sodann geht es um den erinnerungskulturellen Prozess in der Bundesrepublik bis in die 1980er Jahre; der Akzent liegt hier auf der Veteranenkultur und der Populärkultur. Danach wird der Befund mit der Rolle der Stalingrad-Metapher in der offiziellen Kriegserinnerung der DDR kontrastiert, bevor es um die Entwicklung seit den 1990er Jahren und gegenwärtige Tendenzen geht. Zum Schluss werden drei weiterführende Überlegungen formuliert.

„Stalingrad“ in der nationalsozialistischen Propaganda: Heroisierung und Viktimisierung

Die Weichen für die Stalingrad-Rezeption, zumindest die westdeutsche, wurden bereits während der Schlacht gestellt. Das NS-Regime reagierte auf die militärischen Ereignisse, indem die Propaganda die beispiellose Niederlage der 6. Armee in ein beispielhaftes Heldenopfer ummünzte.⁸ Am 30. Januar 1943, dem 10. Jahrestag der „Machtergreifung“, prognostizierte der Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe, Hermann Göring, wenige Tage vor der Niederlage, dass die Schlacht um Stalingrad „der größte Heroenkampf unserer Geschichte bleiben“ werde. Europas Schicksal und damit „Deutschlands Freiheit, Kultur und Zukunft“ liege in deutscher Hand.⁹ Als Göring darin den „höchsten Sinn dieses Opfers“ der Soldaten pries, war die Schlacht bereits verloren. Die Luftwaffe hatte den eingeschlossenen Truppen nicht helfen können. Die Schlagzeile im *Völkischen Beobachter* brachte wenige Tage später die Sicht des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, auf den Punkt: „Der Kampf der 6. Armee um Stalingrad zu Ende / Sie starben, damit Deutschland lebe“.¹⁰ Ganz im Stil christlicher Erlösungsgeschichten wurde „Stalingrad“ zu einem Opfergang ideo-logisch überhöht. Der im Deutschen ambivalente Opferbegriff zielte hier eindeutig auf das sinnvolle Opfer (sacrificium), das intendiert war, nicht auf das sinnlose Opfer (victimus), das zwangsläufig hingenommen wurde. Dieser Mythos der „Helden von Stalingrad“ hatte eine appellative Funktion im Sinne der Durchhalte-Parolen. Die rhetorische Figur ist bekannt: Die Toten verpflichteten die Lebenden. Damit ihre „Opfer“ nicht umsonst gewesen waren, mussten die Kameraden an der Front und „Heimatfront“ weiterkämpfen; der bloße Gedanke an eine Kapitulation wäre einem Verrat an den Gefallenen gleichgekommen – so lautete die

⁸ Vgl. Michael Kumpfmüller: Die Schlacht von Stalingrad. Metamorphosen eines deutschen Mythos. München 1995; Wolfram Wette: Das Massensterben als „Heldenepos“: Stalingrad in der NS-Propaganda. In: ders., Gerd Ueberschär (Hrsg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. Frankfurt a. M. 1993, S. 43–60.

⁹ Zit. nach Rolf Günter Renner: Hirn und Herz. Stalingrad als Gegenstand ideologischer und literarischer Diskurse. In: Jürgen Förster (Hrsg.): Stalingrad. Ereignis – Wirkung – Symbol. München u. a. 1992, S. 472–492.

¹⁰ Völkischer Beobachter vom 4. Feb. 1943. Die Abbildung der Titelseite des Völkischen Beobachters diente in späteren Darstellungen in der Bundesrepublik als anschauliches Beispiel für die propagandistische Umdeutung; vgl. etwa Der Spiegel 5/1983, S. 56 (wie Anm. 1).

Logik der offiziellen Lesart. In der Bevölkerung sprach sich die Niederlage schnell herum, schon weil zigtausende Familien betroffen waren. In dem Desaster sahen viele ein Menetekel der Niederlage. Als kurz darauf das Deutsche Afrikakorps, das die Propaganda zuvor – ebenso wie Erwin Rommel – zu einem Inbegriff des deutschen Kampfeswillen stilisiert hatte, verlustreich kapitulierte, machte das Schlagwort vom „zweiten Stalingrad“ im Reich rasch die Runde. Die NS-Parolen wirkten über 1945 hinaus. Die nationalsozialistische Meistererzählung der Ostfront während des Krieges bildete einen Ausgangspunkt für die öffentliche Erinnerung nach dem Krieg.

„Stalingrad“ in der westdeutschen Veteranenkultur: Erfahrung, Tapferkeit und Opferbereitschaft

Die westdeutsche Rezeption von „Stalingrad“ nach 1945 zeigt beispielhaft die neuralgischen Punkte eines zentralen und heiß debattierten Themas der deutschen Gesellschaft und Politik in der Nachkriegszeit. Im öffentlichen Gebrauch der Stalingrad-Metapher spiegelte sich das „Stigma der Gewalt“¹¹ besonders klar wider, das die kulturelle Überformung der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg grundsätzlich kennzeichnete: die Spannung zwischen aktiven und passiven Gewalterfahrungen, zwischen Leiden und Leiden-Lassen, zwischen Sterben und Töten.

Das verdeutlicht zunächst ein Blick auf die soziale Trägerschicht der ehemaligen Wehrmachtssoldaten. Denn „Stalingrad“ war in der Bundesrepublik weniger ein Thema der politischen Elite als der Kriegsteilnehmer. Die wenigen Überlebenden der 6. Armee fanden bereits Ende der 1950er Jahre in der Bundesrepublik und in Österreich in Bünden der ehemaligen „Stalingrad-Kämpfer“ zusammen.¹² Sie waren Teil einer blühenden Veteranenkultur, die von 1950 bis in die 1970er Jahre hinein wie selbstverständlich zum Alltag der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft gehörte.¹³ Die „Stalingrader“, wie sie sich auch nannten, zählten in den

¹¹ Michael Geyer: The Place of the Second World War in German Memory and History. In: *New German Critique* 71 (1997), S. 5-40.

¹² Vgl. Detlev Vogel: Die deutschen und österreichischen Stalingradbünde. Schritte vom Mythos zur Realität. In: *Wette, Ueberschär* (Hrsg.), Stalingrad, S. 247-253.

¹³ Vgl. Jörg Echternkamp: Mit dem Krieg seinen Frieden schließen – Wehrmacht und Weltkrieg in der Veteranenkultur 1945-1960. In: Thomas Kühne (Hrsg.): Von der Kriegskultur zur Friedenskultur? Zum Mentalitätswandel in Deutschland seit 1945. Münster u. a. 2000, S. 80-95; ders.: Zwischen Vernichtungskrieg und Freizeitgesellschaft. Die Veteranenkultur der Bundesrepublik (1945-1995). In: Klaus Naumann (Hrsg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg 2001, S. 90-113. Vgl. aus der kriegsgeschichtlichen Literatur der Veteranen mit Bezug auf Stalingrad etwa Horst Scheibert: Nach Stalingrad - 48 Kilometer! Der Entsatzvorstoß der 6. Panzerdivision Dezember 1942. Neckargemünd 1955/56 Heidelberg 1956 (= Die Wehrmacht im Kampf, Bd. 10); ders.: Entsatzversuch Stalingrad. Dokumentation einer Panzerschlacht in Wort und Bild; das LVII. Panzerkorps im Dezember 1942. Tagebücher, Gefechtsberichte, Funksprüche. Neckargemünd 1968; Hans Doerr: Der Feldzug nach Stalingrad. Versuch eines operativen Überblickes. Darmstadt 1955.

1960er Jahren rund 900 (Österreich: 700) Mitglieder. Sie veröffentlichten Zeitschriften, trafen sich seit 1958 regelmäßig auf Bundesebene und versammelten sich mit Angehörigen an Gedenkstätten, die eigens den in Stalingrad gefallenen Kameraden gewidmet waren. 1964 ließ der Bund ehemaliger Stalingradkämpfer Deutschland in der hessischen Kreisstadt Limburg ein zentrales Denkmal für die in der Schlacht und in Gefangenschaft gestorbenen Soldaten errichten.¹⁴ Ehemalige Stalingradkämpfer hatten das Mahnmal entworfen. Der 20 Tonnen schwere und etwa dreimal 1,5 Meter große Granitblock auf dem Limburger Soldatenfriedhof trägt die Aufschrift „Stalingrad 1943“. Ein Kristallblock mit Erde aus Stalingrad, der sich unter einer Bronzeschale befand, sollte die räumliche und zeitliche Nähe zum fernen Schlachtfeld herstellen und dem symbolischen Ort seine Aura verleihen.

Wegen ihrer Provenienz und ihres religiösen Charakters ist eine andere symbolische Erinnerungsform bis heute bekannter. Wie der Gedenkstein im öffentlichen Raum erinnert seit 1983 in der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche die sogenannte Stalingrad-Madonna an die Schlacht.¹⁵ Das 1942/43 entstandene Bild zeigt eine sitzende Frauengestalt, die unter ihrem weiten Mantel schützend ein Kind hält. Reproduktionen finden sich in zahlreichen deutschen und österreichischen Städten.¹⁶ Das Bild, das der evangelische Pfarrer Kurt Reuber in Stalingrad als Sinnbild der Hoffnung auf Leben gemalt hatte, bot eine religiöse Überhöhung der Todeserfahrung für das Gedenken an die Gefallenen und mahnte zum Frieden. Eine Reproduktion des Bildes zierte beispielsweise 1953 das Mitteilungsblatt der ehemaligen Gebirgsjäger. Das Gedicht eines Veteranen aus Cuxhaven – „niedergeschrieben vor dem Madonnenbilde Dr. Reubers“ – lieferte das religiöse Deutungsangebot nach: So wie die Mutter das „Schmerzgeborene“ liebevoll schütze, so berge Gott „die Sterbenden“, die Soldaten, die am Rande der Steppe „in des Todes Schlünden“ stünden.¹⁷

¹⁴ http://limburg.de/index.phtml?La=1&sNavID=1680.202.1&mNavID=1680.4&object=tx_1680.796.1&sub=0; vgl. dort die Abbildungen. „Der Gedenkstein trägt eine Bronzetafel des Bildnisses von Dr. Kurt Reuber, einem Pfarrer und Oberarzt, der aus Stalingrad nicht zurückkehrte, das dieser auf die Rückseite einer russischen Landkarte gezeichnet hatte. Das Bild zeigt die Madonna, die ihr Kind ganz eng an sich schmiegt, fast als wären beide noch eins. Die Umschrift um das Bild lautet ‚1942 – Weihnachten im Kessel – Licht – Leben – Liebe.‘“

¹⁵ Vgl. Joseph B. Perry: The Madonna of Stalingrad. Mastering the (Christmas) Past and West German National Identity after World War II. In: Radical History Review 83 (2002), S. 7–27; vgl. auch Martin Kruse (Hrsg.): Die Stalingrad-Madonna. Das Werk Kurt Reubers als Dokument der Versöhnung. 2. Aufl. Hannover 1993.

¹⁶ Vgl. die Zusammenstellung unter <http://de.wikipedia.org/wiki/Stalingradmadonna>. Die Darstellung trägt die umlaufende Schrift „1942 Weihnachten im Kessel – Festung Stalingrad – Licht, Leben, Liebe“. Das 105 × 80 Zentimeter große Bild wurde mit Holzkohle auf die Rückseite einer russischen Landkarte gezeichnet.

¹⁷ Weihnachts-Mitteilungen der ehemaligen deutschen Gebirgstruppe 1953, Titelseite (Militärgeschichtliches Forschungsamt, Bibliothek, Z 133). Arno Pötsch: „Vor der Weihnachtmadonna von Stalingrad. III. Sonett“. In: Ebd., S. 4. Hier findet sich auch zum Gedenken an „die treuen Kameraden“ die Abbildung eines Kriegsbildes des Kriegsmalers Franz Eichhorst. Das Gemälde „Erinnerung an Stalingrad“, das 1943 im Haus der Kunst in München gezeigt worden war, zeigt Tote und Verwundete in einem Schützengraben.

Das Motiv eignete sich auch für die Erinnerung im privaten Raum. So hatte ein Stalingrad-Veteran zum 50. Jahrestag in seinem Garten eine Stele mit der „Madonna von Stalingrad“ aufgestellt. Zehn Jahre später wurde der Stein nach Limburg auf den Domfriedhof gebracht und zur Erinnerung an den 60. Jahrestag der Schlacht um Stalingrad im Rahmen des 23. Bundestreffens des Bundes ehemaliger Stalingradkämpfer Deutschland am 22. September 2002 eingeweiht.

In der Erinnerungspraxis der „Stalingrader“ wurde die Schlacht auf unterschiedliche Weise metaphorisch verwendet. Drei Varianten lassen sich unterscheiden. Erstens deutete „Stalingrad“ in gesinnungsethischer Verengung auf die Bereitschaft zum Opfer – ganz gleich wofür und ganz so, als ob die Handlungsfolgen nicht längst bekannt gewesen wären. Zweitens leiteten die Veteranen in einem Prozess der Bedeutungsübertragung aus der Erfahrung des Leidens im Kessel 1942/43 ihre besondere Glaubwürdigkeit als Mahner für den Frieden in Europa ab. Drittens mythisierte die Metapher die Schlacht als Wendepunkt nicht nur des Zweiten Weltkrieges oder der Militärgeschichte. Im Kontext der in der Ära Adenauer vorherrschenden Abendland-Ideologie, die den christlichen Okzident in Gefahr sah, stand Stalingrad als Metapher vielmehr für den Beginn des Werteverfalls in der westlichen Welt.

Der sozial- und kulturgechichtliche Hintergrund, vor dem die ehemaligen Soldaten den „Mythos von Stalingrad“¹⁸ entwickelten und kultivierten, erklärt sein Plausibilitätspotenzial und seine Attraktivität: Die „Spätheimkehrer“ waren ja keineswegs spät heimgekehrt, sondern wie mit einer Zeitmaschine in die Zukunft katapultiert worden. Die zurückgelassene, vertraute Gesellschaft der 1930er Jahre hatte sich in den fünfziger Jahren zu einer Konsumgesellschaft gewandelt, deren Materialismus, Werteverfall und Anonymität die Veteranen schockierte. Wenn sie dagegen Werte wie Kameradschaft, Opferbereitschaft und Pflichtgefühl hochhielten, kann man das als eine Antwort auf die Entwicklung der Nachkriegsgesellschaft verstehen.¹⁹

Allerdings waren auch entgegengesetzte Lesarten möglich: Manchen Veteranen galt Stalingrad als Sinnbild für sinnlose Befehle und „Kadavergehorsam“. Der Ehrenvorsitzende des deutschen Stalingradbundes beispielsweise bezweifelte, dass man von diesen konkreten Umständen einfach absehen und zeitlose soldatische Tugenden erkennen könne.²⁰ Nur auf den ersten Blick unvereinbar mit dem Stalingrad-Mythos scheint zudem, dass so mancher Stalingrader keinen Hass auf die Russen empfand. Immer wieder führten die Veteranen Beispiele der Hilfsbereitschaft an, die sie in der Gefangenschaft erlebt hatten. Schon 1960 bezogen sie die russischen Gefallenen und in Kriegsgefangenschaft gestorbenen Rotarmisten in das Gefallenengedenken ein. Da überrascht es nicht, dass „Stalingrader“ Kränze auch auf russischen Friedhöfen ablegten.²¹

¹⁸ Kumpfmüller, Die Schlacht von Stalingrad.

¹⁹ Vgl. Jörg Echternkamp: Soldaten im Nachkrieg. Historische Deutungskonflikte und westdeutsche Demokratisierung 1945–1955. München 2014.

²⁰ Vgl. Vogel, Die deutschen und österreichischen Stalingradbünde, S. 250.

²¹ Vgl. Ebd., S. 252.

Im großen Ganzen jedoch reicherten die Veteranen ihre Kriegs-Erzählungen mit nachträglicher Sinnstiftung an: Der Kampf für das Vaterland gegen den Bolschewismus war damals wie im Kalten Krieg eine patriotische Pflicht, die der deutsche Soldat mit dem ihm eigenen Tugenden erfüllt habe – und weiter erfüllen würde. So lautete die Botschaft nach wie vor.²² Kurz: Die Metapher „Stalingrad“ fungierte als Scharnier zwischen zwei Deutungssträngen. Einerseits eignete sich die Schlacht als leuchtendes Emblem deutschen Soldatentums, andererseits evozierte sie das Leiden der Deutschen im Krieg. Die Verbrechen musste man dazu nicht eigens erwähnen – ein Zeichen dafür, dass ihre Kenntnis wie selbstverständlich vorausgesetzt wurde.

„Stalingrad“ in der Populärkultur der Bundesrepublik 1949–1989

Eine auflagenstarke Populärliteratur prägte in der Bundesrepublik das öffentliche Bild des Krieges im Osten. Das betrifft zunächst die apologetischen Memoiren der militärisch Verantwortlichen und die Divisionsgeschichten, die seit den 1950er Jahren die Verzerrung durch die Brille der Wehrmacht verstärkten. „Verlorene Siege“: Dieser Titel der 1955 publizierten Erinnerungen Erich von Mansteins – des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Don, zu der die 6. Armee gehörte – steht beispielhaft für derlei Rechtfertigungsschriften. Sie schrieben den militärischen Zusammenbruch Hitlers militärischer Inkompetenz zu, zweifelten nicht am grundsätzlichen Sinn des Angriffskrieges und ließen jegliche Selbstkritik missen.²³ Den Blick „von unten“, die Wahrnehmung der Landser, gab seit den fünfziger Jahren die publizierte Feldpost frei. Unter dem Titel „Letzte Briefe aus Stalingrad“ erschienen erstmals 1950 in einem schmalen Bändchen vermeintlich authentische Dokumente, die Stalingrad als einen Ort des Schreckens ausmalten.²⁴ Die Briefe, die ursprünglich für ein zeitgenössisches Stalingrad-Buch gedacht, von Goebbels aber als „untragbar für das deutsche Volk“ abgelehnt worden waren, galten nach dem Krieg im Inland und im Ausland, wo die Anthologie

²² Vgl. das Interview des (seit 2000) Vorsitzenden des „Bundes ehemaliger Stalingradkämpfer“, Horst Zank. In: Junge Freiheit vom 31. Jan. 2003 (<http://www.jf-archiv.de/archiv03/063yy09.htm>). Danach gab es 2000 noch etwa 150 „Stalingrader“, die Mitglied des Bundes und am Leben waren, alle über achtzig Jahre alt. Der 1919 geborene Zank, Oberst a. D. der Bundeswehr seit 1979, sah angesichts des „Propagandalärms“ rund um „die unglaubliche Wehrmachtausstellung des Herrn Reemtsma“ keine Chance auf ein nationales Stalingrad-Denkmal; eine „Genugtuung“ sei das große Medieninteresse. Zank betonte – und sprach auch für die toten Kameraden –, in gutem Glauben und voller Patriotismus für Deutschland gekämpft zu haben. Vgl. seine Memoiren *Horst Zank: Stalingrad. Kessel und Gefangenschaft*. Hamburg 2001.

²³ *Erich von Manstein: Verlorene Siege*. Bonn 1955. Nach Kriegsende inhaftierten die Briten Manstein und verurteilten ihn 1949 als Kriegsverbrecher. Nach seiner Haftentlassung 1953 beriet Manstein bis 1960 inoffiziell die neu aufgestellte Bundeswehr. Vgl. *Oliver von Wrochem: Erich von Manstein. Vernichtungskrieg und Geschichtspolitik*. Paderborn 2006.

²⁴ Vgl. mit Auszügen: Die letzten Stalingrad-Briefe. In: *Der Spiegel* 5/1949, S. 15.

in zahlreichen Übersetzungen erschien, als ein menschliches Dokument, als Ausdruck der Ängste und Hoffnungen der einfachen Soldaten. Die Briefe wurden schon bald vertont. 1961 entstand eine Schallplatte, auf welcher der deutsche Schauspieler Hansjörg Felmy einigen Briefschreibern seine Stimme lieh.²⁵ Seit den 1960er Jahren tauchten indes immer wieder Zweifel auf, ob die Briefe – die an die im Ersten Weltkrieg erschienene Sammlung „Kriegsbriefe deutscher Studenten“ erinnerte – wirklich echt oder gefälscht, zumindest aber manipuliert worden seien.²⁶

Sodann zeichneten seit den 1960er Jahren populärgeschichtliche Machwerke wie der Bestseller „Unternehmen Barbarossa“, das der ehemalige SS-Obersturmbannführer und Pressechef von Außenminister Joachim von Ribbentrop, Karl Schmidt, unter dem Pseudonym Paul Carell auf den Markt brachte, das Bild eines sinnvollen, sauberen Krieges – *mit* Heldentum, *ohne* Verbrechen.²⁷ Laut Verlag zeigte Carell, dass „Völkerschicksal“ auch Einzelschicksal gewesen sei, indem er das „unmittelbare Erleben des Frontsoldaten“ mit kriegsgeschichtlicher Darstellung verbinde. Das las sich etwa wie folgt:

Aber jetzt zeigte sich, was eine kampferfahrene und gut ausgerüstete deutsche Division zu leisten vermochte; jetzt zeigte sich auch, daß die russischen Offensivarmeen keineswegs überragende Kampfverbände waren. Die altbewährte thüringisch-hessische 29. I.D. (mot.) stand in den Tagen der Katastrophe fünfzig Kilometer südwestlich Stalingrad in der Steppe als Reserve der Heeresgruppe. [...] Am 19. November ist die voll kampffähige Division [...] ein Geschenk des Himmels. [...] Wie die wilde Jagd brausen die 29er los. Die Panzerabteilung mit fünfundfünzig Panzern III und IV voran. An den Flanken die Panzerjäger. Dahinter auf ihren Schützenpanzern die Grenadiere. Und dann die Artillerie. Trotz Nebel geht es voran. Dorthin, wo der Schlachtenlärm ertönt. Die Kommandanten stehen im offenen Turm. Die Sicht ist keine hundert Meter. Da reißt der Nebel auf. Im selben Augenblick reißt es auch die Panzerkommandanten hoch: Vor ihnen [...] rollt breitflächig die sowjetische Panzerarmada des XIII. mechanisierten Korps heran. Die Luken der Panzerkuppeln fliegen zu. Die alten Kommandos ertönen: „Turm 12 Uhr!“ – „Panzergranate“ – „400“ – Viele Feindpanzer“ – „Feuer frei!“²⁸

Der Bestseller ist ein Beispiel für die Zählebigkeit sinnstiftender Deutungsangebote über den Regimewechsel von der Diktatur zur Demokratie hinweg. Schließlich standen auch die bekannten literarischen Verarbeitungen von „Stalingrad“ eher im Zeichen der Kontinuität, wie Literaturhistoriker für Theodor Plieviers Roman „Stalingrad“ (1945) und Heinz G. Konsaliks Roman „Der Arzt von Stalingrad“ (1956) gezeigt haben. Noch der Anti-Kriegsroman blieb binären literarischen

²⁵ Hansjörg Felmy liest: Letzte Briefe aus Stalingrad. Deutsche Grammophon 1961.[Sprechplatte]

²⁶ Vgl. die Einführung von Jens Ebert im Deutschlandradio <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/feldpost-stalingrad/briefe.html>.

²⁷ Paul Carell: Unternehmen Barbarossa. Der Marsch nach Rußland. Frankfurt a. M. 1963, zahlreiche Neuauflagen bis heute. Zu Carell vgl. Wigbert Benz, Paul Carell: Ribbentrops Pressechef Paul Karl Schmidt vor und nach 1945. Berlin 2005. Carell-Schmidt schrieb u. a. für Die Zeit, Die Welt und Der Spiegel. Zum 50. Jahrestag interpretierte er den Schlachtausgang als „Sieg und Untergang“ in einem Präventivkrieg: Paul Carell: Stalingrad. Sieg und Untergang der 6. Armee. Berlin/Frankfurt a. M. 1992.

²⁸ Hier zit. nach der Ausgabe des „Deutschen Bücherbundes“ Paul Carell: Unternehmen Barbarossa. Der Marsch nach Rußland, Stuttgart o. J., S. 514.

Diskursen verhaftet, die sich zum Teil vor dem Zweiten Weltkrieg ausgebildet hatten. Dazu gehörte die Betonung von Distanz und Nähe zwischen Deutschen und Russen, die Verklärung der gemeinsamen Empfindungsart ebenso wie die rasise-ideologische Abwehr des „Asiatischen“.

Als Thema des Geschichtsunterrichts galt Stalingrad bis in die 1980er Jahre wenig, wie die Analyse von Lehrplänen und Schulbüchern gezeigt hat.²⁹ Wo die auf Kapitulation, Verlust und Kriegswende verkürzte Schlacht am Rande auf- tauchte, musste sie den Schülern weniger als eine Katastrophe für die russische Seite denn als ein Verhängnis für Deutschland erscheinen, das die Abbildung deutscher Kriegsgefangener auch visuell zum Ausdruck brachte.³⁰ Einige Lehr- bücher erweiterten das Blickfeld durch einen Perspektivenwechsel, darunter das Geschichtslehrbuch für Gymnasien „Fragen an die Geschichte“, das sich durch die weitgehende Konzentration auf Quellentexte von den eher handbuchartigen Schulbüchern der 1960er Jahre didaktisch abhob. Um Stalingrad ging es zum einen aus deutscher Sicht, zum anderen – in einem Abschnitt, der die Folgen des Krieges für die UdSSR behandelte – im Hinblick auf die sowjetische Erinne- rungspolitik am Beispiel des abgebildeten Wolgogradner Denkmals der „Mutter Heimat“: „Was ist der Sinn solcher Gedenkstätten aus sowjetischer, was aus Ihrer Sicht?“ lautete die ideologiekritische Frage an die Schüler.³¹ Einen anderen Zu- gang sollte erst 2005 „Geschichte und Geschehen“ wählen, ein Lehrbuch für die Sekundarstufe I. Die Autoren nutzten „Stalingrad“ als ein Beispiel, um die Be- deutungszuweisung in der nationalsozialistischen Propaganda mit der Erfahrung der betroffenen Soldaten im Kessel von Stalingrad zu kontrastieren. Die Gegen- überstellung verschiedener Wehrmachtberichte vom Januar 1943 mit Auszügen aus den genannten „letzten Briefen“ sollte die Helden-tod-Prosa an den Grau- samkeiten des Kessels auflaufen lassen.³²

Stalingrad und die Ostfront insgesamt blieben bis weit in die 1980er Jahre im Schatten der öffentlichen und der politischen Debatten der Bundesrepublik. Das Gegenteil war in der DDR der Fall.

²⁹ Vgl. mit weiterführender Literatur *Wigbert Benz*: Stalingrad in deutschen Schulgeschichtsbü- chern, <http://www.historisches-centrum.de/forum/benz03-1.html>.

³⁰ Vgl. zum Beispiel Geschichtsbuch. Die Menschen und ihre Geschichte in Darstellungen und Dokumenten. Allgemeine Ausgabe: Von 1917 bis heute. München 1988, S. 141 (ein Absatz: Gefangenschaft und Tod), S. 147 (Hinweis auf die Wahrnehmung als Kriegswende in einer Quelle); Grundriß der Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789. Stuttgart 1992, S. 334 (zwei Sätze zur Kapitulation der 6. Armee, die als Wende empfunden worden sei); Rückspiegel Geschich- te. Bd. 4: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Paderborn 1996, S. 163f. (Stalingrad als „Symbol“ für die Kriegswende, dazu der Hinweis auf die zeitgleiche Niederlage in Nordafrika; ein Foto zeigt deutsche Gefangene).

³¹ *Heinz Dieter Schmid* (Hrsg.): *Fragen an die Geschichte*. Frankfurt a. M. 1984, hier 4. Aufl. 1990, S. 89 (ein Satz im darstellenden Text: „In Stalingrad wurde die deutsche 6. Armee, fast 30 000 Soldaten, eingeschlossen und geriet in Gefangenschaft“) und S. 164.

³² *Daniela Bender*: *Geschichte und Geschehen*. Sekundarstufe I. Bd. 4. Leipzig 2005, S. 128.

„Stalingrad“ als Katharsis: historische Legitimation in der DDR

Im Unterschied zum Beschweigen in der Bundesrepublik war „Stalingrad“ nachgerade ein historischer Fluchtpunkt des politischen Herrschaftsdiskurses der SED, vor allem in der Ära Ulbricht. Zwei Aspekte lassen sich auseinanderhalten. Zum einen war der Sieg der Sowjetunion nach kommunistischer Lesart ein „hegelianischer Moment“ der Weltgeschichte. In Stalingrad hatte der „Weltgeist“ gewirkt, der Tod unschuldiger Landser war das Fanal der Niederlage des Faschismus. Hier ließ sich – darin lag die politische Legitimationsfunktion für die SED – die Überlegenheit des Sozialismus historisch nachweisen.³³ Das erklärt auch die glorifizierende Erinnerung an Stalingrad in der UdSSR, die der Trauer über das Massensterben keinen Platz einräumte. In dem offiziellen Stalingrad-Narrativ spiegelte sich der interpretative Schachzug der SED wider, sich und ihr Regime auf die Seite der Sieger zu schlagen. „Stalingrad“ war der ideale Fluchtpunkt einer Perspektive, die das Ergebnis der militärischen Auseinandersetzung im Sinne des historischen Materialismus auf eine ideologische Zwangsläufigkeit zurückführte. Nicht rassistische Expansion und Vernichtung, sondern die Zerschlagung des Bolschewismus war denn auch in den Augen der Kommunisten das Kriegsziel des NS-Regimes gewesen.³⁴

Zum anderen ließ sich mit Stalingrad das Problem der sozialen Integration ehemaliger Wehrmachtsoldaten lösen, vor dem die DDR genauso stand wie die Bundesrepublik. In der „roten Version“ des Wehrmacht-Mythos³⁵ geriet Stalingrad zum Ort und Moment der politischen Läuterung. Die Katharsis im Kessel und in der Kriegsgefangenschaft hatte danach die antibolschewistischen Wehrmachtsoldaten in kommunistische Kämpfer für den Frieden verwandelt, die nach 1945/49 in der SBZ/DDR ihr Betätigungsfeld gefunden hatten. Die durch „Einkehr und Umkehr“ geläuterten „Stalingrader“ wurden Mitglied in der SED oder der Nationaldemokratischen Partei (NDPD), dem Auffangbecken für nationalsozialistische Altlasten. Seit 1958 arbeiteten sie als Militärberater in der Arbeitsgemeinschaft ehemaliger Offiziere (AeO).³⁶ Der prominenteste Wehrmacht-General

³³ Vgl. *Christina Morina*: Legacies of Stalingrad. Remembering the Eastern Front in Germany since 1945. Cambridge 2011, S. 70f.; *dies.*: Der Krieg als Vergangenheit und Vermächtnis. Zur Rolle des Zweiten Weltkrieges in der politischen Kultur Ostdeutschlands, 1945–1955. In: *Jörg Echternkamp* (Hrsg.): Kriegsenden, Nachkriegsordnungen, Folgekonflikte. Wege aus dem Krieg im 19. und 20. Jahrhundert. Freiburg i. Br. 2012, S. 179–198. *Jeffrey Herf*: „Hegelianische Momente“. Gewinner und Verlierer in der ostdeutschen Erinnerung an Krieg, Diktatur und Holocaust. In: *Christoph Cornelissen, Lutz Klinkhammer, Wolfgang Schwentker* (Hrsg.): Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945. Frankfurt a. M. 2003, S. 198–209, hier S. 201.

³⁴ Vgl. die Beispiele bei *Morina*, Legacies of Stalingrad, S. 75.

³⁵ *Karen Hartewig*: Militarismus und Antifaschismus. Die Wehrmacht im kollektiven Gedächtnis der DDR. In: *Michael Th. Greven, Oliver von Wrochem* (Hrsg.): Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik. Opladen 2000.

³⁶ Vgl. *Paul Heider*: Die Arbeitsgemeinschaft ehemaliger Offiziere (AeO) – Propaganda- und Diversionsinstrument der SED. In: Militärgeschichtliche Zeitschrift 61 (2002), S. 461–487. In dem Kontext steht das Bemühen der SED am Vorabend der Aufnahme der Bundesrepublik in die NATO um westdeutsche Wehrmachtveteranen, bei der Paulus, der 1953 aus der Gefan-

a. D., Friedrich Paulus, lebte seit der Rückkehr aus seiner zehnjährigen Kriegsgefangenschaft 1953 bis zu seinem Tod 1957 in Dresden.³⁷ In ihren Memoiren konstruierten die Generäle biographische Kontinuitäten über die militärische Niederlage und den politischen Frontwechsel hinweg.³⁸ Ihre private Erinnerung stand mit der offiziellen im Einklang. Die Propaganda war ihrerseits keine aus der Luft gegriffene hohle Phrase, sondern hatte einen erfahrungsgeschichtlichen Hintergrund. Schließlich waren Teile der politischen Führung – Walter Ulbricht, Wilhelm Pieck – an der Ostfront oder im antifaschistischen Widerstand gewesen.³⁹ Dem entsprechend schwächte sich die Bedeutung Stalingrads in den 1970er und 1980er Jahren ab. Erich Honecker, Ulbrichts Nachfolger im Amt des Ersten Sekretärs des Zentralkomitees der SED, hatte die Kriegszeit nicht an der Front oder in Kriegsgefangenschaft, sondern in einem deutschen Gefängnis verbracht. Gleichwohl gab auch Honecker den historischen Gründungsmythos nicht auf, wie etwa die Gedenkveranstaltungen zum 40. Jahrestag der Schlacht zeigten.⁴⁰

Die Präsenz der Ostfront und namentlich Stalingrads in der öffentlichen Erinnerung in der DDR der 1950er und 1960er Jahre darf indes nicht mit der „Aufarbeitung“ der „Operation Barbarossa“ verwechselt werden. Weil die SED die Masse der Ostdeutschen als von Hitler verführte „Arbeiterschaft“ exkulperte, die für die Verbrechen nicht verantwortlich gewesen sei, musste man sich mit ihnen auch nicht über Gebühr befassen. In Ost- wie in Westdeutschland blieben daher die komplexeren historischen Ereignisse, vor allem die Beteiligung der Wehrmacht an Kriegsverbrechen und das Leiden der einheimischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten, im Dunkeln.

Konkretisierung und Trivialisierung seit den 1990er Jahren

Mit dem Ende des Systemkonflikts, der Vereinigung der deutschen Staaten und einem sicherheitspolitischen Paradigmawechsel, der militärische Gewalt in den

genschaft in die DDR gekommen war, eine führende Rolle spielte; *Morina, Legacies of Stalingrad*, S. 93–100.

³⁷ Vgl. *Torsten Diedrich*: Paulus. Das Trauma von Stalingrad. Eine Biographie. Paderborn 2008.

³⁸ Vgl. Wilhelm Adam (1893–1978), Heinrich Homann (1911–1994), Otto Korfes (1889–1964), Arno von Lenski (1893–1986), Vincenz Müller (1894–1961); *Jens Hüttmann*: Das Gedächtnis der Generäle. Zum Frontwechsel deutscher Soldaten auf die „Siegerseite“ der Geschichte. In: *Andreas Kahler* u. a. (Hrsg.): Gedächtnispolitik. Eine kritische Zwischenbilanz. Berlin 2003, S. 57–93. *Morina, Legacies of Stalingrad*, S. 138ff.; *Jürgen Danyel*: Die Erinnerung an die Wehrmacht in beiden deutschen Staaten. In: *Rolf-D. Müller, Hans-E. Volkmann* (Hrsg.): Die Wehrmacht: Mythos und Realität. München 1999, S. 1139–1150.

³⁹ Den Akzent auf die politische Elite setzt *Morina, Legacies of Stalingrad*. In Anlehnung an *Jeffrey Herf*: Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanys. Cambridge, MA u. a. 1997, S. 1–12, spricht Morina (ebd., S. 2) von *political memory*, um die Bilder und Narrative in den öffentlichen Reden von Politikern und Veteranen herauszuarbeiten; die *Praxis* des Erinnerns (*remembrance* als individueller oder kollektiver Akt) bleibt hier ausgespart.

⁴⁰ Vgl. *Morina, Legacies of Stalingrad*, S. 184–188.

Alltag einer postheroischen Gesellschaft zurückholte, änderten sich die Rahmenbedingungen für den „öffentlichen Gebrauch von Geschichte“. Damit verschob sich auch der Sinngehalt von „Stalingrad“. Zwei scheinbar gegensätzliche Entwicklungen lassen sich unterscheiden: die Konkretisierung des historischen Ereignisses und seine Trivialisierung.

In der Presse, in Ausstellungen⁴¹ und in den Reden der Politiker zu runden Jahrestagen wurde das Kriegsgeschehen häufiger und deutlicher in Ort und Zeit verankert. Es war, als ob sich der Nebel, der jahrzehntelang über dem „Russlandfeldzug“ gelegen hatte, immer mehr verzog und endlich den Blick auf komplexe historische Ereignisse im Kontext der rasseideologischen NS-Politik freigab. Das hing zweifellos mit der Aufarbeitung der Verbrechen der Wehrmacht zusammen, deren Ergebnisse die Wanderausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung von 1995 bis 1999 und, in einer überarbeiteten Fassung, von 2001 bis 2004 einer breiten Öffentlichkeit vor Augen führte.

Auch Stalingrad wurde zu einem „Medienereignis“. Eine sechsteilige Dokumentation des Krieges im Osten aus Sicht der Soldaten beider Seiten zeigte das Zweite Deutsche Fernsehen 1991 unter dem Titel „Der verdammt Krieg: Operation Barbarossa“, eine deutsch-sowjetische Koproduktion (und eine der ersten größeren Sendungen des ZDF-Historikers Guido Knopp).⁴² Der zweideutige Titel („verdamm“) zeugte von der Ambivalenz der öffentlichen Erinnerung. 1993 folgte als Fortsetzung der Fünfteiler „Entscheidung Stalingrad“.⁴³ Interviews mit „Zeitzeugen“, Fotos und szenische Rekonstruktionen sollten die Zuschauer aufwühlen. Zum 60. Jahrestag 2002 legte die ARD mit einem neunzigminütigen Dokumentarfilm über den „Rattenkrieg“ und den „Kessel“ von Stalingrad nach.⁴⁴ Die Dokumentationen auf ARD und ZDF waren um einen Perspektivwechsel bemüht: Auch sowjetische Soldaten, auch zivile Bewohner Stalingrads kamen nun zu Wort, die als Kinder monatelang dem Terror ausgesetzt waren. Nach 60 Jahren wurde schließlich die Erinnerung an einen Ort wie Stalingrad selbst zum Gegen-

⁴¹ So die Ausstellung „Erobern und Vernichten“; vgl. Peter Jahn, Reinhard Rürup (Hrsg.): Erobern und Vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941–1945. Berlin 1992.

⁴² Zehn Jahre zuvor, 1981, war eine amerikanisch-sowjetische Koproduktion in deutscher Übersetzung in Ost- und Westdeutschland ausgestrahlt worden. „Der entscheidende Krieg“ bzw. „Der unvergessene Krieg“ lauteten die Übersetzungen; vgl. Wulf Kansteiner: In Pursuit of German Memory. History, Television, and Politics after Auschwitz. Athens, OH 2006.

⁴³ Dazu erschienen drei Begleitbände: Guido Knopp: Der Verdammte Krieg. 3 Bde. München 1991. Bd. 2 trägt den Titel „Stalingrad 1942–1943“. Eine Sonderausgabe erschien 1998. 2006 legte Knopp mit dem 90minütigen Dokumentarfilm „Stalingrad. Die Wende an der Wolga“ nach (Regie: Sebastian Dehnhardt und Jörg Müllner, Manfred Oldenburg). Vgl. ders., Rudolf Giltner: Stalingrad. Das Drama. München 2006. Es handelte sich um einen Zusammenschlitt („Director’s Cut“) der genannten Trilogie. Vgl. auch Guido Knopp: „Der Jahrhundertkrieg“. München 2002.

⁴⁴ Regie: Christian Klemke. Vgl. die Besprechung in der FAZ: Wiederentdeckung einer Schlachterfahrung. Sechzig Jahre nach Stalingrad. Eine vorbildliche historische Dokumentation in der ARD zeigt den Krieg und die Menschen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20. Dez. 2002. Der RBB z. B. wiederholte den Film 2008. Vgl. zu den „Dokus“ zum 60. Jahrestag: Der Kampf um Stalingrad. In: Berliner Zeitung vom 9. März 2012.

stand der Geschichtsforschung und der musealen Inszenierung.⁴⁵ Das verband sich mit einem multiperspektivischen Ansatz, der das historische Ereignis nicht nur aus militär-, sozial-, kultur- und politikgeschichtlichem Blickwinkel, sondern eben auch binational thematisierte.

Der siebzigste Jahrestag der Schlacht bei Stalingrad war für das neue Militärhistorische Museum der Bundeswehr in Dresden Anlass für die von Dezember 2012 bis April 2013 präsentierte Sonderausstellung, die das Geschehen und seine Mythisierung nicht zuletzt anhand von Exponaten aus privater Hand sinnfällig werden ließ. Die Ausstellung, die in Zusammenarbeit mit dem Panoramamuseum „Stalingrader Schlacht“ in Wolgograd und weiteren russischen Museen entstand, zeigte auch den „Weihnachtsgruß Görings“: einen künstlichen Weihnachtsbaum. Das mit Lametta, einer Engelsfigur, verschiedenen Sternen und einer Kugel verzierte Exemplar hatte die eingekesselten Soldaten über die Luftbrücke zur „Kriegsweihnacht“ wohl deshalb nicht erreicht, weil ein Offizier des entsprechenden Luftgau-Kommandos ihn zuvor für sich „abgezweigt“ hatte.⁴⁶ Die subjektive Dimension sollen weiterhin Feldpostbriefe ausleuchten. Sie finden sich im Museum ebenso wie im Internet, wo etwa einzelne Briefe des 21-jährigen Ekkehard Johler an seine Familie in Hamburg auf einer privaten Website zugänglich gemacht wurden.⁴⁷ Darüber hinaus unterstreichen Memoiren aus dem Kreis der überlebenden Soldaten mit dem Blick „von unten“ die Leidenserfahrung, die sich auch auf die Kriegsgefangenschaft im GULag erstreckte und so Krieg und Nachkrieg erfahrungsgeschichtlich verklammerte.⁴⁸

Mit dieser erfahrungsgeschichtlichen Orientierung hängt eine zweite, scheinbar gegenläufige Entwicklung zusammen. Der Zuwachs an Komplexität lief mit der Komplexitätsreduzierenden Trivialisierung der Schlacht in den Massenmedien parallel. Den Auftakt machte 1993 der Spielfilm „Stalingrad“ (Regie: Joseph Vilsmaier), der das Ereignis in erster Line durch die Brille des Wehrmachtsoffiziers

⁴⁵ Peter Jahn (Hrsg.): *Stalingrad erinnern. Stalingrad im deutschen und im russischen Gedächtnis*. Berlin 2003.

⁴⁶ Weihnachtsbäumchen für Stalingrad. In: *Militärgeschichte. Zeitschrift für Historische Bildung* 2 (2012), S. 28. Zum Museum vgl. www.mhmbw.de.

⁴⁷ Vgl. http://www.lauritzen-hamburg.de/ekkehard_johler_stalingrad.html. Vgl. auch *Wulf Stratawia: Kein Friede in Stalingrad. Feldpostbriefe 1941/1942*. Wien 1994; *Wido Spratte* (Hrsg.): *Stalingrad: Feldpostbriefe des Oberleutnants Harald Bleker*. Osnabrück 2000. *Jens Ebert* (Hrsg.): *Im Funkwagen der Wehrmacht durch Europa: Balkan, Ukraine, Stalingrad. Feldpostbriefe des Gefreiten Wilhelm Moldenhauer 1940–1943*. Berlin 2008. Weiterhin wurden die „letzten Briefe aus Stalingrad“ reproduziert, etwa am Ende des Bildbandes von *Christian Zentner: Stalingrad. Wie es wirklich war*. Rastatt [2001], S. 81–92. Zur vergleichenden Analyse von Feindbildern anhand von Briefen vgl. *Alexander Proskouriakov: Feldpost aus Stalingrad. Kriegswahrnehmung und soziales Bewusstsein deutscher und russischer Soldaten*. Berlin 2004.

⁴⁸ Vgl. zuletzt *Dieter Peeters: Vermißt in Stalingrad. Als einfacher Soldat überlebte ich Kessel und Todeslager. 1941–1949*. Berlin 2005 (6. Aufl. 2012). Der Klappentext signalisiert den narrativen Tenor: „Der Autor schildere „die Wochen in der Hölle des Kessels aus der Sicht eines einfachen Soldaten. [...] Er durchlebt das Grauen in einem Todeslager und sechs lange Jahre in einem Straflager am Ural. [...] Seine ungeschminkt geschriebenen Erinnerungen sind ein Dokument des Leidens“.

Hans von Witzland zeigte. „Knalliges Kriegs-Kino, aber mit ungutem Gewissen“, kommentierte das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*.⁴⁹ 2001 eröffnete der Kriegs-film „Duell – Enemy at the Gates“ die Berlinale. Der Regisseur Jean Jacques Annaud reduzierte die Schlacht von Stalingrad zur bloßen Kulisse eines Katz-und-Maus-Spiels zweier Scharfschützen, mit viel Action, Liebesgeschichten und Happy End.⁵⁰ Die Schlacht geriet hier zu einem „pyrotechnischen Spektakel“.⁵¹

Eine ganz anders gelagerte Ablösung von dem konkreten Ereignis, die aufgrund des unterstellten historischen Wissens bis heute möglich ist, liegt in der im engeren Sinne metaphorischen Verwendung: der Übertragung des Begriffs „Stalingrad“ durch Analogieschluss auf andere historische oder tagespolitische Ereignisse. So zogen 2011 zahlreichen Schlagzeilen eine semantische Parallele zwischen der Schlacht bei Stalingrad und dem Häuserkampf der UNO-Soldaten gegen Islamisten in Somalias Hauptstadt Mogadischu.⁵² Als „Stalingrad an der Donau“ bezeichnete ein ungarischer Historiker 1999 die Schlacht zwischen Wehrmacht und Roter Armee um das belagerte Budapest; sein Rezensent nutzte die Formel „ein zweites Stalingrad“, die sich vor 1945 auf die Kapitulation des Afrika-Korps bezogen hatte.⁵³ Als Inbegriff militärischer Gewalt hält „Stalingrad“ in der politischen Populärkultur her: Der Aufdruck „STALINGRAD 43“ auf T-Shirts, wie sie im Versandhandel „für revolutionäre Bekleidung“ erhältlich sind, stellt das überkommene westdeutsche Opfernarrativ gleichsam auf den Kopf und erklärt die sowjetische Seite zum Opfer „faschistischer“ Gewalt.⁵⁴

Fazit

Welche weiterführenden Überlegungen können am Ende dieser Tour d’horizon der Sinnzuschreibungen formuliert werden? Die Historizität der Stalingrad-Metapher war, erstens, eine Funktion des Systemkonflikts. Doch das Argument lässt

⁴⁹ Urs Jenny: Fiese Fratze. „Stalingrad“. Spielfilm von Joseph Vilsmaier. Deutschland 1992. In: Der Spiegel 1/1993. Der Film preise „keine kriegerischen Tugenden, doch die schlichte Kameradschaft, die sich auch in Not und Dreck behauptet“. Eine digital überarbeitete Fassung zeigte ARTE am 21. Nov. 2010.

⁵⁰ Grundlage für die Verfilmung ist das Buch William Craig: *Enemy at the Gates. The Battle for Stalingrad*, New York 1973; deutsch unter dem Titel „Die Schlacht um Stalingrad: der Untergang der 6. Armee“, München 1974; zuletzt u.d.T. *Duell. Enemy at the Gates*. Tatsachenbericht. München 2001.

⁵¹ Jan Kucharzewski: *Duell – Enemy at the Gates*. In: Filmszene <http://www.filmszene.de/filme/duell-enemy-at-the-gates>.

⁵² Afrikas Stalingrad. In: Badische Zeitung vom 11. Apr. 2011; Das afrikanische Stalingrad. In: Berliner Zeitung, vom 11. Apr. 2011; „Wie einst die Russen in Stalingrad“. In: Financial Times Deutschland von 16. Apr. 2011.

⁵³ Krisztián Ungváry: Die Schlacht um Budapest 1944/45. Stalingrad an der Donau. München 1999; vgl. die Buchsbesprechung von Karl-Heinz Janssen: Ein zweites Stalingrad. Krisztián Ungváry über die Schlacht um Budapest. In: Die Zeit vom 2. Dez. 1999.

⁵⁴ Vgl. die Anzeige für das Shirt mit „Rippstrick-Kragen mit Nackenband für erhöhten Tragekomfort“ unter linke-t-shirts.de.

sich auch umkehren: Die Erzählungen von Stalingrad sind narrative Komponenten jener Kultur, die sich hinter der Metapher vom Kalten Krieg verbirgt und ihn, kulturgeschichtlich, ausgemacht hat. Zweitens: Über „Stalingrad“ lässt sich schon lange nicht mehr nur in der Rhetorik von Opferbereitschaft (BRD) und Katharsis (DDR) reden. „Stalingrad“ ist vielmehr zu einer Metapher des Krieges im Osten geworden und insofern des verbrecherischen Vernichtungskrieges, an dem sich die 6. Armee beteiligt hatte. Die Metapher funktionierte sowohl als Erinnerung an sinnlose Gewalt und Verbrechen als auch als rhetorisches Mittel eines weiterhin virulenten Opfernarrativs. Die Aufwertung zur Chiffre hat die Präsenz von „Stalingrad“ deutlich erhöht. Es wäre freilich ein hoher Preis, wenn dies zu Lasten der historischen Konkretion ginge. Eine dritte, letzte Überlegung ergibt sich aus der Verbindung der beiden Punkte: Nach dem Ende des ideologischen Gegensatzes und durch das *vergleichsweise* hohe Einvernehmen über den Stellenwert der Schlacht kann sich Stalingrad zu einem binationalen *lieu de mémoire* weiterentwickeln, an dem Kriegserinnerung nicht oder zumindest nicht nur nationalgeschichtlich definiert wird. Das setzt weiterhin ein „inklusives“ und emphatisches Erinnern voraus, das im Zuge der gegenwärtigen Pluralisierung und Differenzierung der Erinnerung für die verschiedenen Perspektiven, nicht nur die eigene, offen ist. Das gemeinsame Gedenken auf russischen Soldatenfriedhöfen in Deutschland und deutschen Soldatenfriedhöfen in Russland, nicht zuletzt in Rossoschka bei Wolgograd, weist einen Weg in diese Richtung.⁵⁵

⁵⁵ Dort wurden bis 2006 rund 48 000 Soldaten bestattet, deren Gebeine Mitarbeiter des VDK seit 1992 in und um Wolgograd geborgen hatten. Etwa 50% der Gefallenen konnte identifiziert werden; die Namen sind an der Ringmauer zu lesen, die das Feld umfasst.

Aleksandr Epifanov

Das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen aus Stalingrad: Sowjetische Propaganda, Zeitzeugen und Akteure

Das Schicksal der in Kriegsgefangenschaft geratenen Wehrmachtsangehörigen, die bei Stalingrad eine vernichtende Niederlage erlitten hatten, ist bis heute in der Vorstellung ihrer Angehörigen und Landsleute präsent, beschäftigt Publizisten und Wissenschaftler. Die in den letzten Jahren erfolgte Öffnung der Archive hat maßgeblich zur Erhellung dieser bedeutenden Aspekte des Zweiten Weltkrieges beigetragen. Große Authentizität und Objektivität wurde den Ereignissen auch durch die Erinnerungen von Zeitzeugen verliehen,

Ohne auf die in der Literatur bereits hinlänglich beschriebene Organisation und Tätigkeit der Lager und Spezialazariette für kriegsgefangene Wehrmachtssoldaten näher einzugehen, wird in der vorliegenden Arbeit der Versuch unternommen, das Schicksal der in Kriegsgefangenschaft geratenen Wehrmachtsangehörigen so zu zeigen, wie es von den direkt mit ihnen befassten sowjetischen Propagandaorganen, aber auch den unmittelbaren Akteuren und Zeitzeugen aus den Reihen der Roten Armee und des NKVD sowie der einheimischen Bevölkerung und den Kriegsgefangenen selbst, dargestellt wird. Das Hauptaugenmerk gilt dabei jenen, die im Zuge der eigentlichen Schlacht um Stalingrad in Kriegsgefangenschaft gerieten und nicht nach deren Beendigung, denn dieses Thema ist am wenigsten erforscht.

Bekanntlich kam den sowjetischen Propagandaorganen bei der Demoralisierung der Wehrmachtsangehörigen während der Schlacht um Stalingrad – unter anderem in deren Anfangsphase – eine wichtige Rolle zu. In der Roten Armee war dafür speziell die 7. Abteilungen der Politabteilungen ihrer Truppenteile und Verbände zuständig, deren Hauptaufgabe darin bestand, die moralische Zersetzung, Kapitulation und massenhafte Ergebung der feindlichen Soldaten und Offiziere herbeizuführen. Von Anfang an galt die vordringliche Aufmerksamkeit den Rumänen und Italienern. Wie bekannt, ergaben sich mehr als 30 000 rumänische Militärgehörige ohne irgendwelche Gegenwehr. Nach Angaben der Gefangenen hätten sie bereits vor dem Durchbruch ihrer Verteidigung die Flugblätter der Russen gelesen und ihre mündlichen Propagandadurchsagen gehört, woraufhin sie beschlossen hätten, bei der ersten Gelegenheit in Gefangenschaft zu gehen.

Am Vorabend und besonders im Laufe der Novemberoffensive der Roten Armee im Jahr 1942 bei Stalingrad wurden von den sowjetischen Propagandaorganen großangelegte und subtile Maßnahmen mit dem Ziel unternommen, die Soldaten und Offiziere des Gegners dazu zu bewegen, sich zu ergeben. Um sie zu „zersetzen“, wurde eine Kombination aus Elementen der Einschüchterung, Überredung, der „sentimentalen Thematik“ des Klassenansatzes, aber auch der Desin-

formation angewandt.¹ Die unterschiedlichen Formen und Methoden des propagandistischen Kampfes waren für die sowjetischen Politarbeiter dadurch diktiert, dass bei Stalingrad zahlreiche Einheiten deutscher Elitetruppen kämpften. Im Laufe der Schlacht um Stalingrad war die Sonderpropaganda gegenüber dem Gegner komplexer Natur und ging von einem einheitlichen Plan aus. Die entsprechenden Maßnahmen wurden auf Divisions-, Armee- und Frontebene von operativen Sondergruppen durchgeführt. Ihnen gehörten Spezialisten an, die über die notwendigen Fertigkeiten und über Fremdsprachenkenntnisse verfügten. Die Gruppen der Sonderpropaganda wurden mit speziellen technischen Hilfsmitteln in Form leistungsstarker Grabenlautsprecher, typografischer Maschinen, Megafone und Schalltrichter ausgestattet.

In der Zeit von November 1942 bis Februar 1943 wurden über den Stellungen der Wehrmacht im Gebiet von Stalingrad 18 131 000 Flugblätter abgeworfen und 318 Sendungen aus Lautsprecheranlagen sowie – nach unvollständigen Angaben – 1514 Durchsagen aus Schalltrichtern durchgeführt² 58 Gefangene (darunter 11 Deutsche) wurden von den sowjetischen Propagandaoffizieren in den Rücken der Gruppe Paulus eingeschleust.³ Sie sollten ihre Landsleute dazu überreden, sich zu ergeben. Die Lösung, in Kriegsgefangenschaft zu gehen, wurde zum zentralen Element der gesamten sowjetischen Propaganda. In Massenauflagen wurden Passierscheine für die Gefangennahme herausgegeben. Auf der Rückseite waren die Bedingungen für die sowjetische Kriegsgefangenschaft angegeben – Dauer der Arbeit, Verpflegungsnormen, usw. An der Stalingrad-Front waren Gruppen deutscher Antifaschisten aktiv. Zu ihnen gehörten einer der Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands, Walter Ulbricht, der Dichter Erich Weinert und der Schriftsteller Willi Bredel sowie die ebenfalls kriegsgefangenen antifaschistischen deutschen Offiziere Ernst Hadermann, Eberhard Charisius, und Friedrich Reyher. Unter Anwendung aller genannten Propagandamittel riefen auch sie ihre Landsleute aktiv dazu auf, in Gefangenschaft zu gehen. Die mündlichen Appelle der antifaschistischen Patrioten verliehen der Sonderpropaganda Nationalkolorit und emotionalen Charakter. Die deutschen Antifaschisten beteiligten sich außerdem engagiert an der Ausbildung von Aktivisten aus den Reihen der Kriegsgefangenen und halfen bei der Anbahnung „reger Verbindungen“ mit den deutschen Soldaten im Kessel. Überall an vorderster Linie wurden von den sowjetischen Streitkräften Propagandaschilder aufgestellt, die den Weg „zu den Verpflegungs- und Wärmestellen für die Gefangenen“ wiesen.⁴

¹ Central'nyj archiv Ministerstva oborony RF (im Folgenden CAMO RF), f. 232, op. 612, d. 90, l. 91.

² CAMO RF, f. 232, op. 612, d. 90, l. 105.

³ Nach anderslautenden Angaben wurden 330 „gefangen genommene Antifaschisten“ in den Kessel geschickt, die in ihre Abteilungen zurückkehrten und von dort über 2000 Soldaten und Offiziere mitbrachten (Vgl. Boris Chil'ko: Organizacija psichologičeskoj bor'by s vojskami protivnika v chode Stalingradskoj bitvy. In: Stalingradskaja bitva. Materialy naučnyh konferencij, prošedšich v Moskve i Volgograde k 50-letiju sraženija. Volgograd 1994, S. 147).

⁴ Ebd.

Trotz aller Bemühungen musste die sowjetische Militärführung mit Bedauern feststellen, dass nur eine Minderheit der deutschen Armeeangehörigen sich mit dem Gedanken der unvermeidlichen Gefangenschaft befasste. Hingegen hoffte der Großteil auf einen Ausbruch, zumal diese Hoffnung von den Propagandisten und der Führung der Wehrmacht immer wieder mit Nachdruck „aufgewärmt“ wurde. Zur gleichen Zeit – darauf sollte hingewiesen werden – prügeln sich die rumänischen Soldaten um die Scheine für die Gefangennahme, trieben Handel mit ihnen, usw. Die Bedenken der Widerstand leistenden deutschen Truppen wurden besonders dadurch verstärkt, dass sie nicht wussten, welches Schicksal sie nach der Gefangennahme erwartete. Der in Gefangenschaft geratene Angehörige der 16. Panzer-Division Wilhelm Schierbach sagte beim Verhör, dass es sehr viel mehr Kriegsgefangene geben würde, wenn die Deutschen sicher sein könnten, dass die Russen ihr Leben erhalten würden. „Die Soldaten sagten oft untereinander, dass sie schon lange in Gefangenschaft gegangen wären, wenn sie gegen die Engländer kämpfen würden. Die erschießen keine Kriegsgefangenen“, erklärte etwa der Pionier Paul Mehnert beim Verhör.

Viele der in Kriegsgefangenschaft geratenen hitlerdeutschen Soldaten und Offiziere sorgten sich um das Schicksal ihrer Angehörigen, die aus diesem Grund möglicherweise nachteilige Konsequenzen zu befürchten hätten. So fragte zum Beispiel der Unteroffizier Rudolf Bormann bei einer Kriegsgefangenen-Befragung besorgt: „Stimmt es, dass im Moskauer Radio täglich die Namen der von der Roten Armee gefangen genommenen Deutschen durchgegeben werden, wie das die deutsche Propaganda behauptet?“

Je weiter die eingekesselten deutschen Soldaten und Offiziere von der eigentlichen Frontlinie entfernt waren, desto mehr Beachtung schenkten sie den sowjetischen Flugzetteln. Besonderen Eindruck auf die Eingekesselten machten die Flugblätter mit dem Appell zweier sowjetischer Oberbefehlshaber: der Don-Front, Konstantin Rokossovskij und der Stalingrad-Front, Andrej Eremenko. Zum ersten Mal wurde der Aufruf am 30. November 1942 verbreitet. Insgesamt wandten sich die sowjetischen Oberbefehlshaber dreimal an die eingekesselten Truppen des Gegners.⁵

In den genannten Aufrufen wurden genaue Angaben zu den Verlusten der deutschen und rumänischen Streitkräfte in den ersten Tagen der Offensive der Roten Armee bei Stalingrad gemacht, aufgrund derer sich die 6. Armee und die 4. Panzer-Armee der Wehrmacht in einem festen Belagerungsring befanden. Rokossovskij und Eremenko suchten die Eingekesselten davon zu überzeugen, dass weiterer Widerstand nur zu ungeheuren und sinnlosen Opfern führen würde. Nach ihren Worten würde ein deutscher Soldat, der in einer ausweglosen Situation in Gefangenschaft gehe, keine unehrenhafte Handlung begehen, sondern einen Akt der Vernunft. In dem Aufruf hieß es, wer sich ergebe, sei kein Feind mehr. Dadurch wurde jeder Gedanke an Rache zurückgewiesen, der den deutschen Soldaten und Offizieren so große Furcht einflößte. Viele Soldaten, so die deutschen

⁵ CAMO RF, f. 232, op. 612, d. 102, l. 92.

Kriegsgefangenen, hätten den Flugblättern zwar geglaubt, jedoch Angst gehabt, sich zu ergeben, weil ihre Offiziere ständig wiederholt hätten, dass Gefangene von den Russen erschossen würden.

Die Feindseligkeiten zwischen den unter den Besatzern vertretenen Nationalitäten wurden von der sowjetischen Propaganda gekonnt und wirkungsvoll geschürt. Eine antideutsche Propagandalinie in den Reihen der rumänischen und der anderen nationalen Streitkräfte, laut der die Deutschen als Feinde ihrer Völker dargestellt wurden, zog sich wie ein roter Faden durch die gesamte Arbeit der 7. Abteilungen. Als zum Beispiel General Friedrich Paulus in einem seiner Befehle erklärte, man sei eingekesselt, trage daran aber keine Schuld (schuld seien angeblich die Rumänen, die die Front geöffnet hätten), gelang es den sowjetischen Propagandisten, diesen Umstand effektiv zur Zersetzung der gegnerischen Truppen auszunutzen und den Hass der Rumänen gegenüber den Deutschen erheblich zu steigern. Dazu trug auch die von den deutschen Soldaten und Offizieren in den Truppenteilen der Wehrmacht an den Tag gelegte Verachtung für ihre rumänischen Verbündeten bei. Aus diesem Grund hielten die Rumänen in der Gefangenschaft den Zeitpunkt für gekommen, um mit den Deutschen abzurechnen. Ein äußerst bezeichnender Vorfall ereignete sich bei der Überfahrt einer großen Gruppe kriegsgefangener Rumänen und Deutscher über die Wolga. In der Mitte des Flusses stürzten sich die Rumänen auf Letzere mit den Worten: „Ihr wolltet die Wolga – da habt ihr sie!“ und warfen sie in das eiskalte Wasser.

Diese Episode findet nicht nur in der Korrespondenz der Politarbeiter der Roten Armee Erwähnung. Geht man nach den Erinnerungen der einheimischen Bevölkerung und der Kriegsveteranen, so kamen derartige Fälle öfter vor und führten zum Tod vieler deutscher Kriegsgefangener, vor allem Offiziere.

A. Efremov, ein Politarbeiter einer der in diesem Gebiet aktiven Truppenteile des NKVD, beobachtete persönlich, wie die Rumänen bei der Überfahrt der Kriegsgefangenen mindestens Hundert Deutsche aus dem Lastkahn warfen. Eine ähnliche Situation spielte sich vor den Augen von I. Plotkin ab, einem Politarbeiter einer der Truppenteile der Roten Armee, der die Evakuierung von Kriegsgefangenen von der Front leitete. Er erzählt auch, dass die Rumänen den Deutschen mit einem derartigen Hass begegneten, dass man ihnen häufig sogar deren Eskortierung anvertraute.

Die Einwohner der Siedlungen in der Wolgo-Achtubinsker Flussniederung denken bis heute an die schrecklichen Szenen, als in ihrer Gegend von Stalingrad her riesige Massen von feindlichen Kriegsgefangenen auftauchten. Der Bewohner des Weilers Grači, V. Pjatibratov, vor dessen Augen sich die Überfahrt abspielte, erinnert sich ebenfalls, wie die Rumänen im Spätherbst 1942 die Deutschen zu Dutzenden von der Fähre in die Wolga warfen. Er berichtet auch, dass die Gefangenen in einem endlosen Strom vorbeizogen, dürrtig bekleidet, die Füße in Lumpen gewickelt. Da sie hungrig waren, versuchten sie, in die Höfe der Einheimischen zu gelangen und baten um etwas zu essen. Man hatte jedoch Angst vor ihnen und jagte sie davon. Der gesamte Weg, den die Kolonnen der

Kriegsgefangenen zurücklegten, war mit Leichen übersät. Wer zu schwach war, wurde von den Begleitsoldaten seinem Schicksal überlassen oder mit dem Bajonet erstochen.

Der Bewohner des in der gleichen Gegend gelegenen Weilers Koročin, N. Kurbatov, weiß noch, wie Tausende von rumänischen Kriegsgefangenen in den Viehkoppeln der Gehöfte der Wolga-Niederung lebten – ohne jegliche Aufsicht. Ohne Nahrung und abgeschnitten durch die Flut, aßen sie anfangs die Kadaver verendeter Pferde, die schon mehrere Monate dort gelegen hatten und starben dann selbst. Ihre Leichen wurden vom Hochwasser in das Kaspische Meer gespült.

Sowjetische Militärs haben später darauf hingewiesen, dass aufgrund der Tatsache, dass bis zu diesem Zeitpunkt (bis November 1942. – A.E.) die Anzahl der von der Roten Armee gemachten Kriegsgefangenen äußerst gering war, es auch keinerlei Praxis gab, ihre Aufnahme in großen Mengen zu organisieren. Daher waren die Institutionen im Hinterland auf das massenhafte Eintreffen von in Kriegsgefangenschaft geratenen Soldaten und Offizieren des Gegners nur „ungenügend vorbereitet“.⁶

Die Gefangenen hielten sich längere Zeit bei den Truppenteilen der Roten Armee auf. Auf dem Weg zu Eisenbahn-Verladestellen legten sie nach ihrer Gefangenennahme 200–300 km zu Fuß zurück, fast ohne etwas zu essen. Ein beträchtlicher Teil von ihnen verfügte über keinerlei eigene warme Kleidung und wurde – trotz strenger Anweisungen – nicht damit ausgestattet, auch nicht aus Beuteständen. Bewachung für die Kriegsgefangenen wurde in ungenügender Anzahl abgestellt, sodass sie in die Siedlungen der Umgebung ausschwärmt.

Die Sammel- und Weiterleitungsstellen der Armee sowie die Frontaufnahm- und Durchgangslager des NKVD der UdSSR, die laut den Gepflogenheiten von den Frontverbänden mit Lebensmitteln, Uniformen und Transportkapazitäten ausgestattet hätten werden sollten, erhielten diese in nur sehr begrenztem Umfang, der nicht einmal ihre geringsten Bedürfnisse befriedigte. Aus diesem Grund wurden die kriegsgefangenen Soldaten nicht gemäß den festgelegten Normen verpflegt und griffen nicht selten zu den äußersten Mitteln, um sich Nahrung zu verschaffen. Das den Militärtransportorganen der Roten Armee für ihre Evakuierung zugewiesene rollende Material war überhaupt nicht auf den Transport von Menschen ausgelegt. Es gab keine Pritschen, keine Öfen, keine Abortschüsseln, noch nicht einmal Brennholz oder Betriebsinventar. Entgegen der „Verordnung über die Kriegsgefangenen“, wurden Verwundete und Kranke nicht in die Frontspitäler aufgenommen und mit allgemeinen Transporten in die NKVD-Lager und in die Armeeaufnahmestellen geschickt. Daher war ein beträchtlicher Teil der Gefangenen bei der Ankunft vollkommen erschöpft und starb noch vor dem Weitertransport in das rückwärtige Gebiet, aber auch unterwegs.

Es bedurfte geraumer Zeit und außerordentlicher Maßnahmen seitens der sowjetischen Militärführung und der Organe des NKVD der UdSSR, um die erfor-

⁶ Vgl. Andrey Eremenko: Stalingrad. Zapiski komandujuščego frontom. Moskva 1961, S. 355.

derliche Ordnung bei Aufnahme und Versorgung der feindlichen Kriegsgefangenen herzustellen.⁷

Unterdessen gelang es der deutschen Militärführung in den ersten Dezembertagen 1942, Ordnung in ihren Truppenteilen zu schaffen und die ins Wanken geratene Disziplin zu festigen. Es wurde eine Rundumverteidigung organisiert. Der Widerstand der Eingekesselten wuchs, da sie den Versprechungen ihrer Kommandeure und Propagandaleute auf Hilfe von außen oder einen erfolgreichen Ausbruch aus dem Kessel glaubten. Die weitere Offensive der Einheiten der Roten Armee und die sich ständig verschlechternde Lage der eingekesselten Truppenteile führten dazu, dass sich immer mehr eingekesselte Soldaten ergaben, insbesondere Rumänen und Wehrmachtssoldaten polnischer Herkunft. Erstmals gab es auch Fälle, in denen einzelne deutsche Soldaten freiwillig in Gefangenschaft gingen. Jedoch hatte der Großteil von ihnen unter den herrschenden Bedingungen und dem Einfluss der Goebbels-Propaganda Angst, sich zu ergeben und war überzeugt, dass Gefangene in der Roten Armee erschossen würden. Den sowjetischen Agitatoren ist es nie gelungen, „diesen Betrug aus der Welt zu schaffen“. Offensichtlich wurde der Widerstand der eingekesselten deutschen Truppenteile durch die Tatsache willkürlicher Handlungen und eigenmächtiger Erschießungen von Gefangenen seitens einiger sowjetischer Kommandeure und Angehöriger der Roten Armee, auch der höheren Führungsebene, verstärkt.

Es ist bekannt, dass das Hauptquartier des höchsten Oberkommandos (Stavka) im Zuge der Ausarbeitung von Plänen zur Zerschlagung der hitlerdeutschen Kräfte, dem Oberbefehlshaber der Don-Front und seinem Vertreter gestattet hatte, der deutschen Militärführung ein Ultimatum zu stellen. Darin wurde der Gegner aufgefordert, jeglichen Widerstand zu beenden und den gesamten Personalbestand, Waffen, technische Kampfmittel und Kriegsmaterial in einwandfreiem Zustand abzuliefern. Gemäß den Normen des Völkerrechts wurde den hitlerdeutschen Soldaten und Offizieren in diesem Ultimatum Leben und Sicherheit sowie die Rückkehr nach Deutschland oder in ein anderes Land ihrer Wahl nach Kriegsende garantiert. Außerdem sollten sie ihre Uniformen, Rangabzeichen und Orden, persönlichen Gegenstände und Wertsachen behalten, die höheren Offiziersränge auch ihre blanken Waffen. Allen wurde eine normale Verpflegung, den Verwundeten, Kranken und Erfrierungsopfern medizinische Hilfe garantiert.⁸

Bekanntlich wurde das Ultimatum gemäß der kategorischen Forderung Hitlers von Paulus strikt abgelehnt. Da das Ultimatum und die Möglichkeiten, die es den Todgeweihten zur Erhaltung ihres Lebens verhieß, von der hitlerdeutschen Militärführung verschwiegen wurde, versuchte die sowjetische Sonderpropaganda mit allen verfügbaren Mitteln, den eingekesselten Soldaten und Offizieren des Gegners seinen Inhalt zu offenbaren. Aus der Luft wurden mehr als zwei Millionen

⁷ Vgl. dazu ausführlicher: Aleksandr Epifanov: *Istorija i pravovoe položenije voennoplennych vermačta v Stalingrade, 1942–1956 gg.* Volgograd 2007.

⁸ Nikolaj Bernikov (Hrsg.): *Oružiem pravdy. Listovki k vojskam i naseleniju protivnika 1941–1945 gg.* Moskva 1971, S. 142–143.

Exemplare eines Flugblattes mit dem Text des Ultimatums über ihnen abgeworfen. Über 6000 Mal wurde den Deutschen über Funk, Schalltrichter und Lautsprecheranlagen mitgeteilt, dass der einzige sichere Weg zum Leben – das Ultimatum der sowjetischen Militärführung – auf Befehl Hitlers abgelehnt worden sei.

Wie sich der Hauptmarschall der Artillerie Nikolaj Voronov erinnert, fiel der sowjetischen Militärführung Ende Januar 1943 einer der Befehle für die 6. deutsche Armee in die Hände, der davon zeugt, dass die feindlichen Generäle und Offiziere ihre Truppen auf jede erdenkliche Art einschüchterten, um sie daran zu hindern, sich zu ergeben. Im genannten Befehl, der von Oberbefehlshaber Paulus unterzeichnet worden war, hieß es: „In letzter Zeit haben die Russen mehrmals versucht, in Verhandlungen mit untergeordneten Truppenteilen der Armee einzutreten. Ihr Ziel ist ganz klar – auf dem Wege von Versprechungen und im Zuge von Verhandlungen über eine Kapitulation unseres Willen zum Widerstand zu brechen. Wir wissen alle, was uns droht, wenn die Armee den Widerstand einstellt: Die meisten von uns erwartet der sichere Tod entweder durch eine feindliche Kugel oder durch Hunger und Qual in schändlicher sibirischer Gefangenschaft. Aber eines ist sicher – wer sich ergibt, der wird seine Angehörigen nie wiedersehen. Wir haben nur einen Ausweg: Kämpfen bis zur letzten Patrone, ungeachtet der wachsenden Kälte und des Hungers. Daher sind jedwede Versuche, zu verhandeln, abzulehnen und Parlamentäre mit der Waffe davonzujagen. Im Übrigen werden wir auch weiterhin fest auf die Rettung hoffen, die bereits auf dem Wege zu uns ist.“⁹

Was waren die eigentlichen Folgen der Ablehnung des sowjetischen Ultimatums für das Schicksal der Wehrmachtangehörigen im Kessel von Stalingrad? Dazu schreibt Joachim Wieder, der die Ereignisse miterlebt hat: „Angesichts der mehrmaligen, entschiedenen Ablehnung der russischen Angebote zur Kapitulation und der offensichtlichen Absicht der Führung der 6. Armee, bis zum letzten Mann Widerstand zu leisten, traf die sowjetische Militärführung allem Anschein nach keinerlei ernsthafte Vorbereitungen zur Versorgung einer großen Anzahl von Gefangenen. Für Zehntausende erschöpfte und ausgehungerte Menschen, für Gesunde und Kranke, bedeutete dies eine neuerliche, entsetzliche Katastrophe und den sicheren Tod.“¹⁰

Zugleich verweist er „um der Gerechtigkeit willen“ auf die folgende „unbestreitbare Tatsache“: „Die überlebenden Soldaten der 6. Armee, die Ende Januar und Anfang Februar 1943 in Gefangenschaft gingen, trugen zum Großteil bereits das Siegel des Todes. Die erschöpften, extrem ausgezehrten Menschen waren mit typhusinfizierten Läusen übersät – nach kurzer Zeit brachen in den Durchgangslagern in Bketovka, Krasnoarmejsk und Frolovo heftige Flecktyphusepidemien aus. So war die russische Gefangenschaft für die meisten derjenigen, die im Kessel

⁹ Vasilij Čujkov (red.): Stalingrad: uroki istorii. Vospominanija učastnikov bitvy. Moskva 1976, S. 210. Zitat aus dem Russischen durch die Redaktion ins Deutsche rückübersetzt.

¹⁰ Joachim Wider [Joachim Wieder]: Katastrofa na Volge. Vospominanija oficera-razvedčika 6-j armii Pauljusa. Moskva 1965, S. 155.

von Stalingrad überlebt hatten, nur ein kurzer Epilog der Tragödie. Sie entgingen ihrem Verhängnis nicht. Indem sie nicht rechtzeitig in Verhandlungen mit den Russen über eine Kapitulation eintrat, handelte die Führung der 6. Armee verantwortungslos und verschlimmerte die Auswirkungen der Katastrophe. Sie verdammte damit ihre mit dem Leben davongekommenen Soldaten zu neuen Qualen und beraubte damit im Grunde genommen viele von ihnen von vornherein jedweder Chance, die ersten und schwersten Monate der Gefangenschaft zu überstehen.¹¹

Letztlich erkennt Wieder an, dass in der Folge – ungeachtet der Schwierigkeiten mit dem Transportwesen und der Misere der eigenen Zivilbevölkerung, kurz gesagt, trotz zahlreicher objektiver Gründe – die russische Militärführung sich dennoch bemühte, den Gefangenen nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten zu helfen und ihre Situation zu verbessern.¹²

Wesentlich kategorischer äußerte sich diesbezüglich Generalfeldmarschall Erich von Manstein. Der Grund für die ungemein hohe Todesrate unter den bei Stalingrad gefangen genommenen Deutschen lag seiner Meinung nach hauptsächlich im fehlenden guten Willen der Sieger. In Wieders Buch „Spustja 20 let. Kritičeskie razdum’ja. Feldmaršal Manštejn i bitva v ‚kotle‘“ („20 Jahre später. Kritische Be trachtungen. Feldmarschall Manstein und die Schlacht im ‚Kessel‘“) wird die Ansicht Mansteins zitiert, dass Hitler „im Großen und Ganzen recht behielt“, als er davon sprach, dass eine Kapitulation keinerlei Sinn mache, da die Russen ihre Versprechungen nicht halten würden. So hätten von den 90 000 Gefangenen letzten Endes nur einige Tausend überlebt. Der Tod der übrigen laste, nach den Worten Mansteins, auf dem Gewissen der Russen, die ihnen nicht die notwendige Hilfe geleistet hätten.

Mithin ist die Frage nach dem Grad der Vorbereitung der Führung der Roten Armee auf die Aufnahme und Versorgung der Kriegsgefangenen, die aus der im Gebiet von Stalingrad zerschlagenen Gruppe der Wehrmacht kamen – wenn auch naheliegend – bis heute Gegenstand zahlreicher Diskussionen. Hier muss darauf hingewiesen werden, dass diese Vorbereitung unzweifelhaft erfolgte, jedoch in einem Umfang, der dem dringenden Bedarf absolut nicht gerecht wurde. Dafür könnte man viele Ursachen anführen, die Hauptgründe sind jedoch fraglos die erbitterte Gegenwehr der 6. Paulus-Armee und die Unkenntnis der sowjetischen Militärbehörden hinsichtlich der wahren Ausmaße des bevorstehenden Aufwandes für die Kriegsgefangenen, die in der Endphase der Schlacht um Stalingrad, also im Januar und Februar 1943, gefangen genommen werden sollten.

Bekanntlich war in der Kriegszeit die gesamte politische Erziehungsarbeit der Roten Armee auf die Durchführung der von Iosif Stalin ausgegebenen Anweisungen hinsichtlich des hitlerdeutschen Vernichtungskrieges ausgerichtet.¹³ Die daraus resultierende Haltung der sowjetischen Soldaten und Kommandeure gegen

¹¹ Vgl. Ebd., S. 208.

¹² Ebd., S. 209.

¹³ Pravda vom 07. Nov. 1941.

über den feindlichen Soldaten wurde nicht selten auch auf die Gefangenen übertragen. Viele der Deutschen verhielten sich nach ihrer Gefangennahme aufgrund des ihnen eigenen Fanatismus überaus aggressiv, was die Sieger in Wut versetzte. Die genannten Umstände trafen besonders auf die äußerst erbittert geführte Schlacht um Stalingrad zu.

Dem Autor steht das originale Tagebuch des 76. selbständigen Strafbataillons der Stalingrad-Front zur Verfügung, in dem dessen Kampfhandlungen in der Zeit vom 29. Dezember 1942 bis zum 12. Januar 1943 im Bereich des Flusses Červlenaja beschrieben werden. Die der genannten sowjetischen Einheit gegenüberliegenden deutschen Truppenteile des 370. Infanterieregimentes hatten in der Nähe des Dorfes Cibenko Stellung bezogen. Der Schreiber des Tagebuchs, einer der Offiziere des Bataillonsstabes, schilderte den Ablauf des Gefechtes äußerst realistisch und versuchte sogar, seinem Tagebuch eine gewisse literarische Form zu verleihen. So enthält es unter anderem eine Reihe interessanter Wahrnehmungen hinsichtlich der psychologischen Auseinandersetzung mit den feindlichen Militärangehörigen sowie der Einstellung der sowjetischen Soldaten und Kommandeure gegenüber den in den heftigen Kämpfen in Kriegsgefangenschaft geratenen Deutschen. Hier einige dieser Beobachtungen:

„8. Januar 1943: Der Stabschef des Bataillons hat einen Appell an die Deutschen verfasst und sie dazu aufgerufen, sich zu ergeben. Der Text wurde drei Mal per Sprachrohr durchgegeben. Die „Fritzen“ eröffneten zunächst heftiges Gewehrfeuer und sind dann verstummt. In der Nacht kamen dann zwei deutsche Soldaten in voller Lebensgröße und näherten sich den Schützengräben einer der Kompanien. Zu diesem Zeitpunkt hatten die sowjetischen Soldaten die Propagandatätigkeit ihres Stabschefs bereits vergessen und eröffneten das Feuer. Ein Deutscher wurde getötet, der andere flüchtete. Der Tote war voller Läuse, schrecklich abgemagert und trug Sommeruniform.“

11. Januar 1943: An diesem Tag entbrannte ein erbittertes Gefecht um die Höhe 111,6. Der Angriff der russischen Truppen war schlecht vorbereitet und sie erlitten große Verluste. Besonders heftige Gegenwehr leistete die Besatzung eines Unterstandes, die so lange das Feuer erwiderte, bis sie von den Rotarmisten vollständig eingekreist war. Von den im Unterstand gefangen Genommenen wurden sechs auf der Stelle erschossen, die restlichen wurden zum Stab gebracht. Auf dem Weg zog einer der Gefangenen eine versteckte Parabellumpistole und schoss aus der Bewegung auf einen Begleitsoldaten, den er verfehlte. Der sowjetische Soldat jedoch feuerte voller Hass eine MP-Salve in die Kolonne der Gefangenen und mähte 11 von ihnen nieder. Auf diese Weise kamen nur drei beim Stab an. Im gleichen Gefecht war einer der Offiziere des Strafbataillons von einem deutschen MG-Schützen verwundet worden. Als er zum Stab kam, befand sich dort bereits ein Trupp Gefangener, unter ihnen drei Offiziere. Einer von ihnen, ein Blondschoß mit blauen Augen, ein „reinblutiger“ Deutscher, hatte vor seiner Gefangennahme bis zu letzten Minute zurückgeschossen. Die Rotarmisten, die ihn gefangen genommen hatten, wollten ihn sogleich mit ihren Bajonetten „aufspießen“, ließen ihn aber am Leben, um Informationen von ihm zu erhalten. Nachdem er zu dem

Schluss gekommen war, dass es genau jener Gefangene war, der ihn verwundet hatte, führte der genannte sowjetische Offizier ihn an den Rand einer Schlucht, ließ ihn niederknien und spannte den Hahn seines „Nagant“-Revolvern. Bevor er abdrückte, sagte er: „So, jetzt wird abgerechnet. Heute früh hast du mit dem Maschinengewehr auf meinem Kopf gezielt. Du wolltest mich umbringen, meine Soldaten, die russischen Kameraden und unsere Familien versklaven! Du bist gekommen, um unser Land auszulöndern und um seine Ehre in den Schmutz zu ziehen. Du bist mit der MP in der Hand gekommen, um Lebensraum im Osten zu erobern ... Aber es reicht. Mir dröhnt der Kopf und mir ist schwarz vor Augen, ich kann nicht mehr. Und deinen Lebensraum, den hast du gefunden!“

Wie eine Analyse des Materials – vor allem des Archivmaterials – ergibt, waren die Ursachen und Voraussetzungen für die Willkür gegenüber den Kriegsgefangenen solche Umstände wie das Fehlen selbst einer elementaren Erfassung der von der Front kommenden Soldaten. Beim Begleitschutz der Gefangenentransporte wurden nicht nur keine Namenslisten erstellt, es gab auch keine Begleitbriefe, aus denen zumindest die Gesamtzahl der Transportierten hervorgegangen wäre. Als Beispiel werden hier die Ereignisse angeführt, die sich am 14. Januar 1943 an einer Aufnahmestelle im Dorf Zaplavnoe abspielten, als vom Standort der 57. Armee eine Gruppe von gegnerischen Kriegsgefangenen eintraf. Einer von ihnen wurde als Kranker von der Stelle nicht angenommen und die Begleitsoldaten angewiesen, ihn in ein Lazarett zu bringen. Wovon sich die Rotarmisten leiten ließen – von Hass auf die Hitlerdeutschen, Barmherzigkeit gegenüber einem unheilbar Kranken, oder, was am wahrscheinlichsten ist, vom Wunsch, sich von einer Last zu befreien, lässt sich heute schwer beurteilen, aber anstatt die Anweisung zu befolgen, führten die Begleitsoldaten den kranken Gefangenen um die Ecke der örtlichen Gaststätte und erschossen ihn. Nach Angaben des Leiters der Stelle, Unterleutnant P. Sagajdak, wurden am 17. und 18. Januar 1943 noch vier weitere Gefangene auf ähnliche Weise außerhalb des Dorfes erschossen.

Gleichzeitig soll darauf hingewiesen werden, dass Vorkommnisse schlechter Behandlung von Kriegsgefangenen des Gegners lediglich Exzesse seitens einzelner undisziplinierter Soldaten und Offiziere der Roten Armee sowie des NKVD der UdSSR darstellten, die systematisch strafrechtlich und disziplinarisch verfolgt wurden. Außerdem beseitigte die Führung der Einheiten und Verbände der Roten Armee, aber auch die Verwaltung der Lager für Kriegsgefangene – ungeachtet der extremen Verhältnisse im Frontgebiet – mit Nachdruck Ursachen und Zustände, die derartigen verbrecherischen Handlungen Vorschub leisteten. Vor allem wurde die geordnete Aufnahme, die Ernährung und der Transport der Gefangenen, die Aufsicht über ihre Bewegungen in den Lagern, aber auch die Kontrolle der Tätigkeit der für ihre Versorgung arbeitenden Personen in die Wege geleitet.

Nachdem das sowjetische Radio am 2. Februar 1943 die Kapitulation der im nördlichen Teil Stalingrads verbliebenen hitlerdeutschen Truppen gemeldet hatte, verfassten die sowjetischen Propagandaorgane zwei Flugblätter, die nicht nur über der gesamten sowjetischen-deutschen Front, sondern auch über deutschem Reichsgebiet abgeworfen wurden. Das erste war ein Appell „An das deutsche

Volk!“ Es enthielt in knapper Form eine Mitteilung von „Sovinformbjuro“ über die Zerschlagung der 6. Armee und der 4. Panzerarmee bei Stalingrad. Insbesondere wurde die Gefangennahme von Generalfeldmarschall Paulus, der Tod von 240 000 und die Gefangennahme von 91 000 deutschen Militärangehörigen bekannt gegeben. Im zweiten Flugblatt wurde konkreter über die Gefangennahme von 2725 Offizieren, darunter 200 Obersten und 24 Generäle, berichtet (samt Auflistung ihrer Namen und Funktionen). Außerdem wurden alle gegnerischen Truppenteile und Verbände aufgeführt, die zerschlagen worden waren oder kapituliert hatten, aber auch die Kriegsbeute. Angesichts dieser Informationen wurde in dem Flugblatt der Schluss gezogen, dass die Lage der Hitlerarmee aussichtslos sei und dass Hitler den Krieg verloren habe. Diese Überzeugung hätten die in Kriegsgefangenschaft gegangenen Offiziere gewonnen.¹⁴ Von Experten für die hier behandelte Fragestellung werden die Resultate der sowjetischen Sonderpropaganda unter den beschriebenen Umständen mit Verweis auf maßgebliche Quellen relativ hoch bewertet.¹⁵

Um die Objektivität zu wahren, sollte dabei auch die Meinung der unmittelbaren Akteure zu diesem Thema angeführt werden. Eine Bilanz der Tätigkeit zur moralischen Zersetzung der gegnerischen Truppen, die im Gebiet von Stalingrad eingekesselt waren, wurde im April 1943 bei einer armeeübergreifenden Versammlung der Spitzen der 7. Abteilungen der Politorgane der Roten Armee gezogen. Ungeachtet der Ergreifung einer ungeheuren Anzahl von hitlerdeutschen Kriegsgefangenen wurden die Resultate der Aktivitäten äußerst skeptisch beurteilt. „Die Bedingungen waren ideal für uns und es ist uns dennoch nicht gelungen, die Kampfoperationen unserer Soldaten maßgeblich zu gewährleisten, denn die Deutschen haben gekämpft, bis ihnen die Munition und die Verpflegung ausgingen.“¹⁶

Bekanntlich weigerte sich Paulus in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, den geforderten Befehl zur vollständigen Kapitulation der ihm anvertrauten Truppen zu geben und hat zugleich darum gebeten, sich um die zahlreichen verwundeten und kranken deutschen Kriegsgefangenen zu kümmern, ihnen nach Möglichkeit medizinische Hilfe angedeihen zu lassen und sie gut zu verpflegen. Der Vertreter des Hauptquartiers des Oberkommandos, Nikolaj Voronov, antwortete mit folgender Erklärung: „Die Rote Armee war immer human gegenüber ihren Gefangenen, besonders gegenüber Verwundeten und Kranken. Wir erfüllen in Bezug auf die Gefangenen strikt die Haager Konvention. Allen wird Hilfe geleistet.¹⁷

Aufgrund der Tatsache, dass sich Paulus entschieden weigerte, seiner Nordgruppe den Befehl zur Kapitulation zu geben, wurden die Kampfhandlungen in Stalingrad noch zwei Tage lang fortgesetzt und am 2. Februar 1943 um 16.00 Uhr beendet. Zeitzeugen und Akteure erinnern sich: „Wie die Leute im Spätherbst die

¹⁴ Michail Burcev: Prozrenie. Moskva 1981, S. 159.

¹⁵ Vgl. z. B. Chil'ko, Organizacija psichologičeskoy bor'by, S. 149–150.

¹⁶ CAMO RF, f. 232, op. 612, d. 102, l. 20.

¹⁷ Aleksandr Voronin: Ščit i meč Stalingrada. Volgograd 1982, S. 186.

matten, halbtoten Fliegen mit der Hand wegfegen, so sammelten die Russen die Massen der ausgezehrten, von unendlicher Qual erschöpften und apathisch ihrem Schicksal ergebenen Soldaten ein und führten sie fort. Diejenigen von ihnen, die sich noch auf den Beinen halten konnten, krochen aus den Ruinen, Bunkern und Kellern und formierten sich auf den Wegen zu langen, trostlosen Ketten [...] Warm angezogene, wohlgenährte und glänzend ausgerüstete Rotarmisten mit ihren breiten, zum Großteil rotbackigen Gesichtern bildeten einen verblüffenden Kontrast zu unseren leichenblassen, ungewaschenen, bärtigen, vor Kälte zitternden und kläglichen Figuren. Entkräftet und erschöpft trugen wir zusammengewürfelte, kunterbunte Uniformen: Mäntel und Pelze jeglicher Art, Decken, Tücher, grau-grüne Helmkapuzen, Wolllumpen; und unser Schuhwerk war für den russischen Winter völlig ungeeignet. Dieses unerwartete Zusammentreffen und der scharfe Kontrast machten sofort deutlich, wie tief wir gesunken und wie wenig wir auf den tödlichen Kampf vorbereitet waren.“¹⁸

Nur wenigen ist heute bekannt, dass die Agonie der deutschen Truppen bei Stalingrad von zahlreichen Versuchen fanatisch eingestellter Soldaten und Offiziere der Wehrmacht begleitet war, der Kriegsgefangenschaft zu entrinnen und zu den eigenen Leuten durchzudringen. Dies wiederum erforderte besondere Wachsamkeit seitens der Soldaten der Roten Armee, selbst im tiefen Hinterland. Obwohl der Großteil der Hitlertruppen im Bereich Stalingrad am 2. Februar 1943 die Waffen niederlegte, gab es noch lange Zeit einzelne Widerstandsnester. Wie die Führung der NKVD-Truppen zum Schutz des Hinterlandes feststellte, fuhren „deutsch-faschistische Banditen“, die sich in Unterständen und Schützengräben verborgen hielten, bis zum 15. Februar fort, bewaffneten Widerstand zu leisten – in einigen Regionen bis zum 20. Februar 1943. Einige organisierte, bewaffnete „Banditengruppen“ der Hitlerdeutschen waren sogar noch im März zerschlagen worden.

Abschließend muss darauf hingewiesen werden, dass viele wichtige Aspekte der Tätigkeit der sowjetischen Organe zur Zersetzung der gegnerischen Truppen in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges, insbesondere in der Zeit der Schlacht um Stalingrad, bislang unerforscht sind. Die wissenschaftliche Aufbereitung dieses Themas hat große Bedeutung sowohl für die Rekonstruktion der objektiven Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges als auch für die Weiterentwicklung der Organisationsstruktur und Tätigkeit ähnlicher Einrichtungen unter den heutigen Bedingungen.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

¹⁸ Wider, Katastrofa na Volge, S. 151–153.

Bert Hoppe

Königsberg/Kaliningrad nach 1945 aus deutscher Sicht

Im Dezember 1955 widmete „Merian – das Monatsheft der Städte und Landschaften“ seine Ausgabe der Stadt Königsberg. Einem unkundigen Leser wäre beim flüchtigen Durchblättern dieser Nummer wahrscheinlich gar nicht aufgefallen, dass diese Stadt damals schon seit über zehn Jahren nicht mehr in der beschriebenen Form existierte. Die Beiträge des Hefts behandelten die Lebensgewohnheiten und die Kultur, die Sehenswürdigkeiten und kulinarischen Besonderheiten des alten Königsbergs – nur die praktischen Reisetipps, sonst Bestandteil jedes Merian-Hefts, fehlten. Die Geschichte seit 1945 hingegen wurde nur am Rande behandelt, lediglich ein Beitrag beschäftigte sich mit der aktuellen Lage der Stadt. Nur wer die einzelnen Beiträge genau durchlas, fand Hinweise auf die jüngste Vergangenheit – eine Vergangenheit allerdings, mit der sich die Autoren noch längst nicht abfinden konnten. Karl von Bauriedel etwa beschrieb in seinem Beitrag, wie er „in alten Bildern der Stadt spazieren“ geht, und erwähnte erst ganz zu Schluss, dies seien Bilder einer Stadt, die schon längst nicht mehr existiere: „Es sind Fotografien aus dem tiefsten Plusquamperfekt.“ Die Dichterin Agnes Miegel, die von der Redaktion gebeten wurde, über den Dom zu schreiben, schloss ihren Text mit einer Beschreibung der Zerstörung des Doms und der Innenstadt bei den Luftangriffen vom Sommer 1944 – die allerdings so nicht genannt werden. Königsberg geht in ihrem Text im Feuer „der apokalyptischen Reiter“ unter, als sei der Krieg von sagenhaften Gestalten und nicht von Menschen entfesselt worden. Das ist in ihrem Fall umso bemerkenswerter, als sie selbst in der Zeit des Nationalsozialismus den Höhepunkt ihrer Karriere als Dichterin erlebte, 1939 den Ehrenpreis der Hitlerjugend erhielt und 1940 in die NSDAP eintrat.¹ Fritz Gause, ein weiterer Autor des Hefts, argumentierte in seinem Beitrag zur Geschichte Königsbergs kaum reflektierter: Der deutsche Überfall auf Polen sowie auf die Sowjetunion oder überhaupt die Zeit des Nationalsozialismus kommen in seinem Text nicht vor, er springt gleich vom Versailler Vertrag zur Kapitulation des Königsberger Kommandanten Otto Lasch am 10. April 1945. In den Jahrhunderten zuvor hätten die Deutschen in Königsberg mit allen Nachbarstaaten – „auch mit Russland“ – stets im „wirtschaftlichen und geistlichen Austausch“ gestanden, schreibt er, und fährt fort: „Was 1945 aber seine harte Hand auf Königsberg legte, war nicht das Russland, dass der Kaufmann, der Offizier und der Gelehrte gekannt und geschätzt hatten. Es war eine unheimliche, fremde Gewalt als den Tiefen Asiens. Sie machte ‚Kaliningrad‘ zu einer Grenzfestung ihrer Herrschaft.“

Das Merian-Heft erschien zu einer Zeit, als längst noch nicht abzusehen war, wann sich die Deutschen mit den neuen Grenzen abfinden würden, die es erst seit wenigen Jahren gab. Zwar trug Königsberg im Jahre 1955 schon seit neun Jahren

¹ Jürgen Manthey: Königsberg. Geschichte einer Weltbürgerrepublik. München 2005, S. 576–585.

den Namen „Kaliningrad“, und fast alle der bei Kriegsende dort noch lebenden Deutschen waren schon 1948 deportiert worden – Königsberg als deutsche Stadt existierte somit nicht mehr. Trotzdem lebte sie als solche im Gedächtnis der Deutschen weiter – und natürlich vor allem in dem der Vertriebenen. Als die Vertriebenenverbände von 1948 an sogenannte Stadtgemeinschaften gründeten, verstanden sich diese als eine Art Kommunalparlamente im Exil. In den deutschen Atlanten wurde Kaliningrad weiterhin unter seinem Namen Königsberg geführt, und groß war die Empörung der Wochenzeitung „Die Zeit“, als sie in den Amerikahäusern Karten fand, in denen dieser deutsche Name bestenfalls in Klammern als Ergänzung zu finden war.² Trotzig feierte man in Duisburg, der sogenannten Patenstadt Königsbergs, im Jahr 1955 den 700. Jahrestag der Gründung Königsbergs. Das *Merian*-Heft, das im gleichen Jahr erschienen war, entsprach somit dem vorherrschenden Trend: Statt Trauerarbeit wurde eine Art Geisterbeschwörung betrieben.

Dieser schizophrene Umgang mit der Stadt und die Verweigerung, die Gegenwart anzuerkennen, waren jedoch nicht nur ideologisch bedingt, sondern lagen auch darin begründet, dass diese Gegenwart beinahe unerreichbar fern lag. Bis 1989 gab es im Westen nur wenige Bilder des gegenwärtigen Kaliningrad, hingegen mehrere Bildbände mit Aufnahmen Königsbergs vor seiner Zerstörung.³ Weil über die neue Gestalt der Stadt weitgehend Unklarheit herrschte, ließ sich über das deutsche Königsberg umso leichter fantasieren. Königsberg wurde zu einem deutschen Atlantis.

Informationen über die aktuelle Lage in Kaliningrad waren auch kaum zu bekommen. Lange Zeit waren die Aussagen der nach Deutschland Deportierten die einzige Informationsquelle – entsprechend fiel mancher der Berichte aus. Im Jahr 1954 meldete beispielsweise die Wochenzeitung „Die Zeit“, in Kaliningrad hätten die sowjetischen Behörden gezielt „asiatische Fischer“ angesiedelt, weil diese angeblich politisch besonders zuverlässig seien. In Ostpreußen herrsche seit 1947 eine Wolfsplage, es seien „besonders diejenigen Rudel gefürchtet, die von alten, erfahrenen Tieren angeführt werden. Ihnen ist sehr schwer beizukommen, obwohl man sogar Scharfschützenabteilungen der Roten Armee gegen sie einsetzte.“⁴

Das sowjetische Kaliningrad blieb jahrzehntelang ein weißer Fleck, eine *Terra incognita* – zwischen 1945 und 1989 reichte das verfügbare Material für kaum ein Dutzend Berichte in deutschen Zeitungen über diese Stadt. Selbst die recht dürren Auskünfte eines schwedischen Matrosen⁵ oder amerikanischer Diplomaten, die Kaliningrad auf der Durchreise besucht hatten, stießen auf Interesse. Kaliningrad zu betreten, war für deutsche Journalisten bis weit in die Zeit der Perestrojka hinein eines der letzten Abenteuer, die der europäische Kontinent zu bieten hatte.⁶

² *H[ans] B[ender]:* Der fortschrittlichste Atlas der Welt. In: *Die Zeit* Nr. 20 vom 20. Mai 1954, S. 3.

³ Z. B. *Martin Kakies: Königsberg in 144 Bildern.* Leer 1954.

⁴ In Ostpreußen heulen die Wölfe. In: *Die Zeit* Nr. 2 vom 14. Jan. 1954, S. 11.

⁵ *Jan Sörensen: Königsberg: Deutsche Stadt heute Sperrzone der Sowjets.* In: *Berliner Morgenpost* vom 12. Juli 1970.

⁶ *Olaf Ihlau: Einmal Kaliningrad bitte! Neun Stunden in einer verbotenen Stadt.* In: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 245 vom 24. Okt. 1987.

Beispielhaft dafür ist ein großer Artikel im Magazin „Stern“ aus dem Jahr 1980: Der Korrespondent fuhr illegal in Begleitung zweier litauischer Freunde heimlich nach Kaliningrad und veröffentlichte seinen Artikel anschließend unter Pseudonym. Der Autor sah sich in erster Linie nach den Resten des alten Königsberg um und fand wenig davon: „Wo sich vor 40 Jahren eine Vielzahl von Straßen, Gassen und Stegen entlang des Neuen Pregel verästelte, gibt es jetzt nur eine breite Rollbahn: den Moskauer Prospekt.“⁷

Gut zehn Jahre zuvor hatte der Kreml dem Moskau-Korrespondenten des „Stern“ Dieter Stein, einem gebürtigen Königsberger, noch offiziell gestattet, seine einstige Heimatstadt zu besuchen. Sein Text zeichnet sich dadurch aus, dass er zwar auf das weitgehende Verschwinden der deutschen Stadt eingeht (u. a. erwähnt er den Trümmerhaufen des gerade eben zerstörten Stadtschlosses) sowie auf die langen Jahre der Stagnation, den schleppenden Wiederaufbau hinweist, aber auch die neue Stadt als einen lebendigen Ort darstellt, der in vielem freier und liberaler sei als die Hauptstadt Moskau: „Die Menschen geben sich selbstbewusster, ungezwungener, lockerer“, beschrieb Stein seine Eindrücke, die Jugend sei frecher, ziehe sich bunter und schicker an als in der sowjetischen Hauptstadt, „Jungens mit Beatles-Haarschnitt sind keine Seltenheit.“⁸ Es war die Zeit, als der Moskauer Vertrag zwischen den Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland vorbereitet wurde. Im Zeichen der Entspannungspolitik waren für einen kurzen Moment beide Seiten um eine gewisse Offenheit bemüht.

In der Spätphase der Perestrojka wurde Kaliningrad schließlich im August 1990 (zunächst vorübergehend) für Touristen zugänglich. Die ersten Berichte aus dieser Zeit schildern die Einfahrt in das Gebiet und die Stadt noch als eine Art Safari, voller Gefahren und Unwägbarkeiten für die Reisenden – einige waren offensichtlich fast ein wenig enttäuscht, als sie, von Litauen her in das ehemalige Sperrgebiet einreisend, auf keine Schlagbäume trafen: „Je näher wir dem „Grenzübergang“ bei Tilsit kommen, umso größer wird die Spannung. Sind unsere Visa einwandfrei?“, heißt es in einem Bericht der „Zeit“ vom August 1990. „Doch welche Überraschung: Das Milizhäuschen ist verwaist, niemand versperrt uns den Weg, niemand will unsere Papiere sehen.“⁹ Diese Erfahrung machten alle deutschen Reisepioniere; wie der erwähnte Stern-Bericht von 1980 zeigt, war das geschlossene Gebiet auch in den Jahrzehnten zuvor gar nicht so hermetisch verschlossen, wie es aus westlicher Sicht schien.

Mit der spät-sowjetischen Wirklichkeit der Stadt konfrontiert, zerplatzten all die Träume, die sich mit Königsberg noch verbunden hatten – zu deutlich war der Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Marion Gräfin Dönhoff, die Kaliningrad als eine der ersten Deutschen bereits im August 1989 besuchen durfte, schilderte den Schock, der wohl die meisten Deutschen überkam, die noch das alte Königsberg gekannt hatten. In ihrem Reisebericht prägte sie eine Formulie-

⁷ In: Der Stern (1980), S. 164–172, 181.

⁸ Dieter Steiner: Kaliningrad ist nicht Königsberg. In: Der Stern 29 (1969), S. 26–36, 138f.

⁹ Armin Guhl: Stadt ohne Seele. In: Die Zeit Nr. 34 vom 17. Aug. 1990, S. 57.

rung, die das deutsche Bild der Stadt für die kommenden Jahre prägen sollte. „Würde ich hier in dieser Stadt von einem Fallschirm abgesetzt und befragt, wo ich sei“, schrieb sie über ihren Besuch, „so würde ich antworten: vielleicht in Irkutsk. Nichts, aber auch gar nichts erinnert mehr an das alte Königsberg. Ich hätte an keiner Stelle sagen können: Dies war früher der Paradeplatz, oder: Hier stand das Schloss. Es ist, als ob ein Bild übermalt worden ist, niemand weiß, dass sich darunter eine andere Szenerie befand.“¹⁰

Kaliningrad und das Gebiet erschienen umso deprimierender, als der gegenwärtige Zustand mit einem verklärten Bild der Vergangenheit verglichen wurde. In dem bereits zitierten Artikel aus der „Zeit“ vom August 1990 heißt es beispielsweise: „Verwilderte Gärten, mit niedrigem Gestrüpp überwachsenes Ackerland, versumpfte Wiesen – wenig erinnert daran, dass hier einmal eine Kornkammer Deutschlands war.“ Übersehen wurde dabei, dass Ostpreußen schon vor dem Ersten Weltkrieg seine Funktion als „Kornkammer“ eingebüßt hatte, weil die Landwirtschaftsbetriebe nicht konkurrenzfähig arbeiteten, und die Region spätestens in der Zwischenkriegszeit als „strukturschwache Region“ gelten musste.

Aus deutscher Sicht erschien Kaliningrad in den 1990er Jahren allerdings als eine Art schwarzes Loch an der Ostsee, als die Stadt mit der höchsten Rate an HIV-Infektionen Russlands und soziales Notstandsgebiet. Bezeichnend für diese Sichtweise war, dass die Fotoredaktion der Süddeutschen Zeitung zwei Artikel über Kaliningrad hintereinander mit dem gleichen Foto illustrierte: Darauf war ein beinloser Bettler auf einem Rollbrett zu sehen, der vor dem Dohnaturm, einem Überrest der alten Stadtbefestigung, auf Almosen wartete.

Der deutsche Blick auf Kaliningrad und das Gebiet wurde aber auch durch die Konzentration der Presse auf die geopolitischen Probleme beeinflusst, die nach dem Zerfall der Sowjetunion entstanden waren. So hielt sich lange das skurrile Gerücht, Gorbačev habe der deutschen Regierung im Jahr 1990 das nördliche Ostpreußen für 70 Milliarden DM zum Kauf angeboten, Genscher habe die Offerte aber aus Gründen der *Political correctness* und wegen der absehbaren finanziellen Belastungen durch die Wiedervereinigung mit der DDR abgelehnt. Im November 1991 schlug Marion Gräfin Dönhoff vor, das Gebiet um Kaliningrad bis zur Herstellung einer Konföderation Ost- und Westeuropas unter die gemeinsame Verwaltung von Russland, Polen, Litauen und Deutschland (beziehungsweise Schweden) zu stellen. Gerade in dieser Zeit sprachen sich auch einige Bundestagsabgeordnete der CDU offen dafür aus, den Russlanddeutschen im Gebiet um „Königsberg“ die Möglichkeit zur Ansiedlung zu geben, und der Deutsche Ostdienst des Bundes der Vertriebenen kommentierte wohlwollend die Forderung der rechtsradikalen „Republikaner“ nach einer „Vollendung der deutschen Einheit“ einschließlich der ehemaligen deutschen Ostgebiete. Solche Vorstöße waren zwar Außenseiterpositionen (die erwähnten Bundestagsabgeordneten waren Hinterbänkler), doch erzeugten sie nicht nur auf russischer Seite Misstrauen, sondern sorgten auch dafür, dass das Thema „Königsberg/Kaliningrad“ auf deutscher Seite

¹⁰ Marion Gräfin Dönhoff: Reise ins verschlossene Land. In: Die Zeit Nr. 36 vom 1. Sept. 1989, S. 3.

auf Jahre hinaus ein Nischenthema blieb – kaum jemand wollte mit solch politisch zweifelhaften Ideen in Verbindung gebracht werden.¹¹

Es blieben neben den Abenteurern also vorerst vor allem die Heimwehtouristen, die mit dem Bus oder dem neu eingerichteten Königsberg-Express in die ehemalige Hauptstadt Ostpreußens fuhren und sich dort auf die Suche nach den Überresten ihres alten Lebens machten. Verständlicherweise blieb ihr Blick in erster Linie auf die deutsche Vergangenheit gerichtet – sie begaben sich auf die Reise durch eine virtuelle Stadt. Das sowjetische Kaliningrad wurde demgegenüber kaum als eigenständige Epoche wahrgenommen, oder wenn doch, so als ein Schleier, der sich über die Vergangenheit gelegt hatte und den man zerreißen musste. Das erste Buch, das in Deutschland in einem größeren Umfang Bildmaterial aus dem modernen Kaliningrad präsentierte, stellte diese Fotos neben Vergleichsaufnahmen aus dem alten Königsberg. Dieser Vergleich von „damals und heute“ war zuweilen erstaunlich. Auf einigen der aktuellen Fotos war „nichts“ zu sehen, jedenfalls nichts, was einem gewöhnlichen Besucher auffallen würde, der nicht wüsste, das auf der abgebildeten Brache dieses oder jenes Gebäude gestanden hatte.¹² Es ist bezeichnend, dass einer der Artikel aus dieser Zeit mit dem Titel „Unter dem Pflaster die Stadt“ versehen wurde. Dass sich auch über dem Pflaster eine Stadt befand, wurde von dem Autor völlig ausgeblendet.¹³ Paradoxerweise schwächte sich der Mythos vom „preußischen Atlantis“ durch die Konfrontation mit der Gegenwart also nicht ab, sondern verstärkte sich noch weiter. Zum Symbol wurden in dieser Zeit die gusseisernen Kanaldeckel aus deutscher Zeit, auf denen noch der Namenszug des ehemals wichtigsten Industriebetriebs der Vorkriegszeit prangt: „Firma Steinfurth aus Königsberg in Ostpreußen“.

In Deutschland stieg Königsberg/Kaliningrad jedoch erst nach der Jahrtausendwende zu einem Thema auf, das breitere Schichten interessierte. Mit der Aufnahme Litauens und Polens in die EU und in den Schengen-Raum ergaben sich für die russischen Staatsbürger im Kaliningrader Gebiet zwar im Alltag zunächst eine ganze Reihe von Problemen, die leidigen Phantastereien der postsowjetischen Phase aber waren auf europäischer Ebene endlich kein Thema mehr: Von dieser Last befreit, war es nun sowohl Russen als auch Deutschen möglich, sich in aller Offenheit der Geschichte der Stadt zuzuwenden. Passenderweise klärten sich diese Verhältnisse rechtzeitig zum Doppeljubiläum in den Jahren 2005/2006 als zunächst der 750. Gründungstag der Stadt und dann ihre Umbenennung in Kaliningrad gefeiert wurden. Bezuglich der deutschen Sicht war zweierlei bemerkenswert: Das moderne Kaliningrad wurde erstmals als eine aufstrebende Stadt wahrgenommen, und das Bild des alten Königsberg wurde gewissermaßen von einer dicken Schicht süßlichen Marzipans befreit. Hier ist in erster Linie das gewaltige Werk von Jürgen

¹¹ Michael Kumpfmüller: Königsberg und andere Kleinigkeiten. In: *Die Zeit* Nr. 14 vom 1. Apr. 1994, S. 49.

¹² Willi Scharloff: Königsberg – damals und heute. Bilder aus einer verbotenen Stadt. Leer 1992.

¹³ Per Landin: Unter dem Pflaster die Stadt. Spurensuche in dunklem Land. Besuch in Königsberg. In: *Kulturpolitische Korrespondenz* 950 (1995), S. 5–8.

Manthey zu nennen, der das traditionelle Bild Königsbergs kräftig gegen den Strich bürstete. Die Stadt, die in den Erinnerungen der Deutschen oftmals als eine Biedermeieridylle gezeichnet wurde, und die sowohl Deutsche wie Russen vor allem als Sitz des Deutschen Ordens und Krönungsort der preußischen Könige in Erinnerung hatten, zeichnete Manthey in ganz neuen Farben – als die „Hauptstadt einer Weltbürgerrepublik“ nämlich. In einem Interview erklärte er dazu, Königsberg sei „eine einzige Geschichte der Opposition gegen den Preußengeist, gegen die Monarchie, gegen den preußischen Absolutismus. Es ist eine Bürgeropposition, eine ewige Auseinandersetzung mit den zentralistischen Kräften erst in Preußen und später in Deutschland.“ Johann Gottlieb Fichte, der im Königsberger Exil 1806 seine pathetische „Rede an die deutsche Nation“ vorbereitet hatte, war in der damals weltoffenen Stadt auf wenig Sympathie gestoßen, wie Manthey nachweisen konnte; später klagte der Philosoph, die Königsberger hätten kein Herz, sondern an dessen Stelle nur einen „erweiterten Magen“. Manthey brachte in seinem großen Buch auch eine Reihe von Personen wieder mit Königsberg in Verbindung, deren Herkunft und Prägung in Vergessenheit geraten war. Reformer Theodor von Schön, Sozialdemokraten wie Hugo Haase und Otto Braun, Preußens Ministerpräsident in der Weimarer Republik, und insbesondere Hannah Arendt. Sie hatte 1964 im Gespräch mit Joachim Fest über ihre Jugenderinnerungen an Königsberg erklärt: „In meiner Art zu denken und zu urteilen komme ich noch immer aus Königsberg.“ Manthey widerstand zugleich der Versuchung, Königsberg erneut in allzu freundlichen Tönen zu zeichnen. Die politische Entwicklung in der Hauptstadt Ostpreußens nach dem Ersten Weltkrieg, als an der die „Grenzlanduniversität“ Albertina schließlich Gelehrte wie Theodor Schieder, Werner Conze oder Arnold Gehlen den Ton angaben, und die literarische Szene von völkischen Dichter wie Ernst Wiechert oder Agnes Miegel beherrscht wurde, ist wohl noch nie so umfassend in einem populärwissenschaftlichen Buch dargestellt worden.

Valerij Gal'cov

Der Krieg und Ostpreußen im Gedächtnis der Einwohner des Gebietes Kaliningrad

Verglichen mit dem gesamtrussischen Gedächtnis an den letzten Weltkrieg weist das lokale kollektive Gedächtnis der Einwohner des Gebietes [russ.: oblast'] Kaliningrad Besonderheiten auf. Es versteht sich, dass diese vor allem mit der Geschichte der Entstehung des Gebietes als Bestandteil der UdSSR verbunden sind. Gerade das Kriegsende in Ostpreußen und der Sieg über Deutschland waren ja die Ausgangspunkte für die Geschichte des Gebietes Kaliningrad. Mit anderen Worten, der Große Vaterländische Krieg mit Deutschland und der siegreiche Ausgang dieses Krieges sind nicht nur das Fundament der sowjetisch-russischen Präsenz in dieser Region, sondern auch die wichtigste ideologische Stütze der Staatsmacht und der Gesellschaft seit der Entstehung des Gebietes nach dem Krieg bis hinein in die Gegenwart. Diese grundlegenden Umstände bestimmen den Platz des Gedächtnisses an den Krieg und den Sieg, aber auch an Ostpreußen, im gesellschaftlichen Bewusstsein der Kaliningrader.

Das kollektive Gedächtnis bildet sich unter dem Einfluss vieler Faktoren heraus, jedoch liegen ihm bei alledem die Gesellschaft selbst, deren Unterscheidungsmerkmale und deren Geschichte zugrunde. Die Kaliningrader Gesellschaft hat sich nicht natürlich gebildet, sondern auf künstlichem Wege durch massenweise Umsiedlung von Menschen innerhalb kurzer Zeit und unter den extremen Bedingungen der Nachkriegszerstörungen.

Die vollständige Auswechslung der Bevölkerung auf dem Territorium des früheren Ostpreußen, das der Sowjetunion angegliedert wurde, erfolgte von 1946 bis 1948 mittels planmäßiger Massenzuwanderung von Sowjetmenschen anstelle der damals aus dem Gebiet nach Deutschland ausgesiedelten deutschen Staatsangehörigen (über 100 000). Anfang der 1950er-Jahre, als der Prozess der Massenbesiedlung des Gebietes abgeschlossen war, lebten dort mehr als 500 000 Menschen. Den Grundstock der Umsiedler bildeten Auswanderer aus Russland (70%), Weißrussland (11%), der Ukraine (7%) und Litauen (4%). Der Großteil von ihnen waren Bewohner jener Gebiete, die sich in den Kriegsjahren in der Besatzungszone befanden.

Im Wesentlichen waren dies elende, während des Krieges obdachlos gewordene, von Krieg und Zerstörung erschöpfte Menschen, die ihre Angehörigen und Freunde verloren hatten. Sie hofften darauf, die schwierige Nachkriegszeit zu überstehen, indem sie die Beihilfen der Regierung für Umsiedler in Anspruch nahmen. Aus diesem Grund ist es nicht verwunderlich, dass viele von ihnen ihren neuen Wohnort als nur zeitweilig betrachteten und das ehemalige Ostpreußen für sie noch lange Jahre fremd blieb. Daraus röhrt eines der schwerwiegenden psychologischen Probleme der ersten Kaliningrader Generation – das Problem nicht einfach nur des Wiederaufbaus und der Umgestaltung der Wirtschaft des neuen

Bodens, sondern auch die Schwierigkeit der Eingewöhnung, des sich Einlebens am neuen Ort.

Ihr Familiengedächtnis, das den wichtigsten Teil des kollektiven Gedächtnisses darstellt, hat Ereignisse der Kriegszeit bewahrt, die mit anderen Orten zu tun haben, die sich entweder in der Besatzungszone oder im Hinterland befanden. Gerade mit jenen konkreten Heimatorten war die Erinnerung an die umgekommenen oder verstümmelten Angehörigen und Freunde verbunden, an die Schrecken der Besatzung, an ein Leben in ständigem Hunger und an harte Arbeit. Zum Gedächtnis an den Krieg kamen die Eindrücke und später auch die Erinnerungen an das Leben auf dem neuen Boden. Dies alles entwickelte sich unter dem beträchtlichen Einfluss der offiziellen Propaganda, die zu Beginn vor allem die Teilnehmer der Kämpfe in Ostpreußen betraf, die weiterhin auf dem eroberten Boden lebten.

Im Jahr 1945 hatten der Hass auf den Feind und die Rachegefühle hier ihren Höhepunkt erreicht. Gerade zu jenem Zeitpunkt wurde von der Kriegspropaganda ein bedrohliches Bild von Ostpreußen und dessen Bewohnern gezeichnet, das nach dem Krieg von den Massenmedien und in der propagandistischen Literatur verstärkt wurde: „Gewaltiger militärischer Brückenkopf“, „Höhle des Feindes“, „Herz des preußischen Militarismus“. In den Zeitungen hieß es: „Im Verlauf seiner jahrhundertelangen Geschichte war Preußen der Erzfeind der gesamten freiheitsliebenden Menschheit. Seine Hauptstadt Königsberg war eine Kriegsfabrik“, usw. Wie der über die Geschichte des Gebietes Kaliningrad forschende Historiker Jurij Kostjašov anmerkt, wurden vor diesem Hintergrund die „über Jahrhunderte entstandenen lokalen Traditionen und die auf ihrer Grundlage geschaffenen materiellen Werte nicht nur als minderwertig und wenig geeignet für Gebrauch und Reproduktion dargestellt, sondern auch als der bedingungslosen Zerstörung unterliegend, seien sie doch die Verkörperung all dessen, was in der Weltgeschichte am reaktionärsten und menschenfeindlichsten sei. In diesem Kontext wurde die völlige Zerstörung Ostpreußens (und der Tod seiner Einwohner) im Zuge der Kampfhandlungen als unzweifelhafter Segen ausgelegt.“¹ Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie sich die Beziehung der Sieger und ersten Umsiedler zu der ihnen feindlich erscheinenden Umwelt gestaltete. Die von der Staatsmacht aufgezwungene, vollkommene Loslösung vom Erbe praktisch der gesamten materiellen und geistigen Kultur Ostpreußens sowie die von der Bevölkerung im Großen und Ganzen unterstützte Idee der Schaffung eines wahrhaft sozialistischen, sowjetischen Gebietes an einem „sauberen Ort“ – all das führte einerseits zum gegenwärtigen armseligen Zustand der materiellen Überreste der früheren Zivilisation und bildete andererseits die Grundlage für die offizielle Version der Geschichte und des Bildes von Ostpreußen.

¹ Jurij Kostjašov: Izgnanie prusskogo ducha: kak formirovalos' istoričeskoe soznanie nasele-nija Kaliningradskoj oblasti v poslevoennye gody. In: Jurij Kostjašov, Eckhard Mattes (Eckhard Matthes): Izgnanie prusskogo ducha. Zaprešennoe vospominanie. Kaliningrad 2003, S. 14–15.

Die siegreichen Ereignisse des Jahres 1945 waren Dreh- und Angelpunkt der militärisch-patriotischen Erziehung und der gesamten Arbeit des sowjetischen Propagandaapparats auf dem Territorium des Gebietes, wo die Propagandisten ihre Kräfte nicht für die Popularisierung der ruhmreichen Seiten der sowjetischen Vorkriegsvergangenheit zu verschwenden brauchten, weil es sie in dieser Region ganz einfach nicht gegeben hatte. Zudem kann man sagen, dass die Geschichte der ostpreußischen Kampfhandlungen von 1945 zusammen mit den Episoden des Siebenjährigen Krieges und den Schlachten der antinapoleonischen Koalition zu Beginn des 19. Jahrhunderts eines der wenigen Themen der Geschichte der Region war, die man in der Sowjetzeit mit Erlaubnis der Partei- und Staatsmacht erforschen und popularisieren konnte. Daher war die gesamte historische Heimatkunde im Gebiet Kaliningrad bis zum Ende des 20. Jahrhunderts im Grunde genommen eine militärgeschichtliche.

Die Kampagne zur militärisch-patriotischen Erziehung war auch deshalb ohne Beispiel, weil es im Gebiet eine beträchtliche Gruppierung der sowjetischen Armee und der Kriegsflotte gab. Hinzu kommt, dass ein Großteil dieser militärischen Einheiten 1945 an den Kriegsoperationen in Ostpreußen teilgenommen hatte und in ihnen natürlich die Erinnerung daran aufrechterhalten wurde. Die militärischen Kollektive selbst bildeten das Fundament der militärisch-patriotischen Erziehung.

In der Sowjetzeit war das Gedächtnis an den Krieg das markanteste Element des gesellschaftlichen Bewusstseins der Kaliningrader, wozu der äußerst militarisierte „Garnisonscharakter“ der Region beitrug. Gleich nachdem die militärische Führung die Verwaltung des neuen Gebietes in die Hände der außerordentlichen zivilen Machtorgane gelegt hatte, gab der Leiter der Gebietsverwaltung für zivile Angelegenheiten, Vasilij Borisov, am 5. September 1946 den streng geheimen Erlass Nr. 131 „Über die verbotene Grenzzone auf dem Territorium des Gebietes Kaliningrad“ heraus, laut dem diese Zone „zum Zwecke der Verbesserung des Grenzschutzes“ das gesamte Territorium des Gebietes umfassen sollte. De facto bedeutete dies eine beträchtliche Einschränkung der Bewegungsfreiheit und anderer Bürgerrechte der Kaliningrader und der Besucher des Gebietes. Auf der Grundlage dieses Befehls wurde im Gebiet im Laufe eines Monats eine durchgängige Passpflicht in die Tat umgesetzt, die sich übrigens auch auf die ländliche Bevölkerung erstreckte – etwas, was es damals in der Sowjetunion bekanntlich sonst nirgends gab. Unter den Bedingungen des beginnenden „Kalten Krieges“, des „eisernen Vorhangs“ und der „Spionomanie“ wurde im Dezember 1950 sogar ein behördlicher Feiertag – der „Tag des Grenzsoldaten“ – durch eine Sonderverordnung des Gebietskomitees der KPdSU zu einem der wichtigsten Feiertage im Gebiet gemacht.² In der Nach-Stalin-Ära, als das Grenzregime „milder“ wurde, blieben den Kaliningradern vier höchst geachtete, offizielle, jährliche Feiertage erhalten: der 9. April (Tag der Einnahme von Königsberg), der „Tag der Kriegsflotte“ (letzter Sonntag im Juli), der „Tag des Fischers“ (erster Sonntag im Juli) und natürlich der

² Ebd., S. 20, 24.

„Tag des Sieges“ am 9. Mai, der im postsowjetischen Russland zum „Feiertag der Feiertage“ wurde, oder, wie der Schriftsteller Aleksandr Prochanov es ausdrückte, zum „Russischen Osterfest“.

Das strenge Sperr- und Grenzregime des Gebietes blieb bis Mitte der 1950er-Jahre bestehen, danach galt es für Sowjetbürger noch teilweise, für Ausländer jedoch war es in vollem Umfang bis 1991 in Kraft. Nach dem Zerfall der UdSSR ergab sich für das Gebiet, das durch zwei Staatsgrenzen von Russland abgeschnitten war, erneut ein Sonderstatus. Ab Mai 2004, als sich das Gebiet innerhalb der Europäischen Union wiederfand, senkte sich abermals ein Vorhang herab, der „samten“ wie er heute manchmal genannt wird. Der Sonderstatus des Gebietes übte einen wesentlichen Einfluss auf das gesellschaftliche Bewusstsein seiner Bewohner und ihr kollektives historisches Gedächtnis aus und wird dies auch in Zukunft tun.

In den 1960er und 1970er-Jahren entstand im Gebiet ein System der patriotischen Erziehung mittels eines Netzwerks historisch-heimatkundlicher Museen und Recherche-Gruppen auf schulischer Basis. Bis zur Perestroika gab es 104 Ruhmesmuseen in Schulen, in denen in der Regel Material zu den an den ostpreußischen Kriegsoperationen beteiligten militärischen Verbänden zusammengetragen wurde. Das indirekte Gedächtnis an den Krieg fand seinen Niederschlag auch in den damals populären wehrsportlichen Spielen für Kinder „Zarnica“ und „Orlenok“, die meist von Kriegsteilnehmern geleitet wurden. Insgesamt unterschied sich das kollektive Gedächtnis an den Krieg in Kaliningrad typologisch nicht vom offiziellen gesamtsovjetischen Bild des Krieges, außer durch dessen grundlegende Bedeutung für die gesamte Geschichte des Gebietes. Während der Perestroika und in den ersten postsowjetischen Jahren begann sich die Lage jedoch zu ändern.

In der Sowjetzeit bewegte sich die Selbstdefinition der Kaliningrader hauptsächlich im Rahmen ihrer Identifikation mit der Natur des Gebietes sowie mit der sowjetischen Geschichte und Kultur. Ende der 80er/Anfang der 90er-Jahre brach der Totalitarismus zusammen, der „eiserne Vorhang“ fiel, die Nachbarn Polen, Deutschland und andere Länder wurden frei zugänglich, es eröffneten sich große Möglichkeiten, alles über die Geschichte der Region zu erfahren, die alten Häuser der Kaliningrader wurden von ihren ehemaligen Besitzern besucht. Unter dem Einfluss dieser und anderer Faktoren keimten im Bewusstsein eines Teils der Gesellschaft neue Empfindungen und Ideen auf. Es begann ein langwieriger und mühsamer Prozess, im Laufe dessen man sich seiner Teilhabe am kulturhistorischen Erbe der Vorkriegszeit und seiner Mitwirkung am Schicksal der von diesem Boden vertriebenen Menschen bewusst wurde. Dabei muss berücksichtigt werden, dass es bereits drei Generationen gebürtiger Kaliningrader gibt und dass von den ca. 940 000 hier lebenden Menschen mehr als 600 000 im Gebiet Kaliningrad zur Welt gekommen sind.

Lange Zeit war es schwierig, sich ein aussagekräftiges Bild vom Alltag der Umsiedler zu verschaffen, da ein Großteil der Archivdokumente unter Verschluss gehalten wurde. Aber selbst als sie frei zugänglich wurden, stellte sich heraus, dass

sich ohne „lebendige“ Zeugnisse der ersten Zuwanderer deren Nachkriegsleben auf dem neuen Boden einseitig-offiziös ausnehmen würde. Eine systematische Aufzeichnung dieser Zeugnisse wurde unter den Bedingungen von Glasnost und Perestroika in den Jahren von 1988 bis 1991 von Studenten und Dozenten der historischen Fakultät der Universität Kaliningrad unter der Leitung von Professor Kostjašov vorgenommen. Die veröffentlichten Erinnerungen der Umsiedler waren nicht nur eine einzigartige Auskunftsquelle über die Geschichte des Nachkriegsalltags im Gebiet Kaliningrad, sondern lieferten auch wertvolles Material, um die Evolution in der Einstellung der Zuwanderer zu den Problemen zu erforschen, mit denen sie sich zu Beginn ihres neuen Lebens auseinanderzusetzen hatten und für die sie eine Lösung finden mussten.³

Hier einige wenige Betrachtungen von Veteranen aus dem Gebiet: Jekaterina Koževnikova (geb. 1924) erinnert sich: „Es gab keine Wut auf die Deutschen. Es war uns irgendwie schwer ums Herz für dieses Volk. [...] Wir empfanden keinen Hass ihnen gegenüber. Nur ein Gefühl des Mitleids, dass es ihnen auch schwer gefallen sein muss, das zu verlassen, was sie sich erworben hatten, den Boden, auf dem sie lebten. Natürlich, ihre Kultur ist bewundernswert. [...] Diese Kultur hätte man nicht zerstören, sondern sie erhalten und zur Erziehung der Jugend nutzen sollen. Ich denke, die Deutschen müssen hierherfahren und wir dorthin, auch unsere Kinder und Enkel. Sie lieben die Arbeit und die Sauberkeit – ein prächtiges Volk, alle Achtung! Dass fanatische Führer geboren werden – die können in jedem Volk geboren werden, nicht nur bei den Deutschen. Ich möchte nicht alles ausradieren, wie das momentan viele Leute machen. Wir hatten viele dunkle Flecken auf unserer Geschichte, aber es gab auch Gutes. Auch wenn wir bescheiden lebten, so haben wir doch gedacht, dass es uns gut geht, wir haben nicht umsonst gelebt.“ (S. 307)

Aleksandr Furmanov (geb. 1926) hat an den Kämpfen in Ostpreußen teilgenommen: „Damals habe ich gedacht, das die Deutschen zu Recht ausgesiedelt werden: Sie hatten ausgekämpft und dieser Boden gehörte rechtmäßig uns. Jetzt aber beginne ich zu verstehen, dass wir sündhaft einfach all das zerstört haben, was die Deutschen zurückgelassen haben, auch das Gute. Das war natürlich barbarisch. Aber man muss auch uns verstehen. In jenen Jahren war alles hier fremd, war deutsch. Und alle strebten danach, Faschismus und Preußentum für alle Zeiten auszurotten.“ (S. 305)

Anna Bojko (geb. 1924): „In der ersten Zeit war unsere Beziehung zum neuen Territorium wie zu fremder Erde. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Wir haben hier gleiche Häuser gebaut, anders als die deutschen Gebäude, die sich von einander unterschieden. Wir haben unsere Kultur hierhergebracht und die Kultur der wahren Eigentümer vollständig zerstört. Und wir haben begonnen, unser sowjetisches Leben zu leben. Jetzt ist es schwer, über Fehler zu reden, die gemacht

³ Svetlana P. Gal'cova et al. (Hrsg.): *Vostočnaja Prussija glazami sovetskikh pereselencev: Pervye gody Kaliningradskoj oblasti v vospominanijach i dokumentach*. 2. izd., ispr. i dop. Kaliningrad 2003.

wurden. Das war eine andere Zeit, unsere Einstellung zu allem war eine völlig andere. [...] Damals schien uns, dass wir alles richtig machen. Aber wie auch immer – welchen Sinn hat es, über die Fehler zu reden, die gemacht wurden? Jetzt müssen wir versuchen, das zu retten, was noch in unseren Kräften steht. Und außerdem – nachdem ich mein ganzes Leben im Gebiet Kaliningrad verbracht habe, kann ich es nicht anders betrachten, als als meine Heimat. Diese Erde hat das Recht, böse auf uns zu sein, aber mir scheint, dass wir ihr trotz alledem lieb und teuer geworden sind.“(308)

In den letzten Jahren haben sich neue Töne in die Wahrnehmung des Krieges und des Sieges gemischt, vorwiegend bei den jungen Kaliningradern. Die Diskussionen über das Thema Gewalt und die von den Rotarmisten gegen die Zivilbevölkerung in Ostpreußen verübten faktischen Verbrechen werden hauptsächlich im russischsprachigen Internet geführt. Es gibt Teams, die aktiv nach sterblichen Überresten von Teilnehmern der Gefechte und von Kriegsopfern suchen. In Kaliningrad und im Gebiet Kaliningrad wurden einige neue deutsche und internationale Friedhöfe eröffnet. Man kann sagen, dass sich das Motiv der Aussöhnung im allgemeinen Chor der Verherrlichung des Sieges von 1945 immer lauter bemerkbar macht.

Eine nicht unwesentliche Rolle spielt dabei das Verhältnis zum früheren Ostpreußen. Derzeit kann diese Frage als aktuell angesehen werden, da die Antwort darauf direkt mit dem weiterhin andauernden Prozess der Selbstdefinition der Kaliningrader verbunden ist. Allein die Tatsache, dass das Gebiet Kaliningrad auf einem Teil des Territoriums von Ostpreußen geschaffen wurde und die für die Bevölkerung offiziell verbotene vorsowjetische Geschichte der Region machten das Thema „Ostpreußen“ marginal und geheimnisvoll. Daher wurde es mit der Zeit (seit Ende der 80er-Jahre) zwangsläufig zum Gegenstand erhöhter und wachsender Aufmerksamkeit. Mehr noch, sobald im Land Meinungs- und Redefreiheit aufkamen, begannen dahingegangene Erscheinungen des menschlichen Lebens wie „Ostpreußen“ und „Königsberg“ nicht einfach nur Beachtung zu finden, sondern sich bis zu einem gewissen Grad auf das Leben im Gebiet Kaliningrad auszuwirken.

Das neue sowjetische Gebiet war nach dem Krieg ein Territorium der besonders aktiven antideutschen (antiwestlichen, antikapitalistischen) Propaganda, die sich de facto in der praktisch vollständigen Ablehnung alles Deutschen sowohl auf verbaler als auch auf materieller Ebene manifestierte. Seit Beginn der 90er-Jahre fand keine gezielte Zerstörung der Überbleibsel der deutschen Zivilisation aus ideologischen Gründen mehr statt (teilweise auch deshalb, weil es kaum noch etwas zu zerstören gab), aber das heißt nicht, dass auch der Kampf der Ideen rund um die deutsch-preußische Vergangenheit ein Ende gefunden hätte. Im Gegenteil, dieser Kampf hat genau damals, mit der aufkommenden Gedankenfreiheit erst richtig begonnen und dauert bis heute an, wobei er manchmal abklingt und von Zeit zu Zeit wieder aufflammmt. Die antikapitalistische Propaganda und die von den Machtorganen deklarierte „ideologische Geschlossenheit der Gesellschaft“ sind Dinge der Vergangenheit; was geblieben ist, ist die ideologische Spaltung

tung der Kaliningrader Gesellschaft, bei der das Verhältnis zur deutschen Vergangenheit der Region und zu den Überresten der deutschen materiellen Kultur einen zentralen Platz einnimmt. Einerseits spielen sie eine wichtige Rolle für diejenigen, die der Ansicht sind, dass sich im Gebiet Kaliningrad eine spezielle ethnische Gemeinschaft herausbilde. Andererseits stellen sie eine Gefahr für die Bewahrer der traditionellen russischen Kulturwerte dar, also für jene, die der Überzeugung sind, dass nur sie echte russische Patrioten sind.

Die Kaliningrader Patrioten unterscheiden sich von ihren Gesinnungsgenossen in anderen Regionen dadurch, dass sie sich an „vorderster Front des Kampfes um die Seelen der Menschen“ empfinden. Sie teilen sie in „Eigene“ und „Fremde“ ein und fürchten nicht ohne Grund den (ihrer Meinung nach zersetzen) Einfluss der Geschichte Ostpreußens und der Überbleibsel der deutschen Zivilisation auf die Kaliningrader. Dieser Einfluss stellt nach den Grundsätzen der traditionellen russischen-orthodoxen Werte die größte Gefahr für die Selbstdefinition der Kaliningrader dar; für diejenigen, die sich russische Patrioten nennen, kann von einer speziellen „Kaliningrader Identität“ keine Rede sein und schon gar nicht von der Identität einer „europreußischen“ oder Kaliningrader „Ethnie“.

Die „Patrioten“ haben hier in vielem recht – die Überlegungen hinsichtlich einer Kaliningrader „Ethnie“ sind meiner Ansicht nach naiv. Vielmehr kann man vorsichtig von einer speziellen Kaliningrader Identität sprechen – die Grundlagen und wesentlichen Kennzeichen der Mentalität der heutigen Kaliningrader, auch der jungen Leute, sind dieselben wie bei der Bevölkerung im übrigen Russland. Doch gibt es dabei natürlich auch Besonderheiten, die mit der Enklave-Situation und mit dem ostpreußischen Erbe zu tun haben. Eine andere Frage ist, inwieweit diese Besonderheiten die lokale Identität beeinflussen. Hierzu haben in Kaliningrad in erster Linie die Mitarbeiter der Baltischen Föderalen Immanuel-Kant-Universität bereits etliche Arbeiten publiziert, in denen das Thema aus Sicht der Kulturwissenschaft, der Soziologie, der Sozialphilosophie, der Geschichtswissenschaft, der Psychologie usw. untersucht wird.

Hier einige Ergebnisse dieser Forschungen: Von 1991 bis 2000 hat die Fakultät für slawische Philologie und Journalistik im Gebiet volkskundliche Expeditionen mit dem Ziel durchgeführt, festzustellen „auf welche Weise sich eine neue Kultur in der Region Kaliningrad entwickelt, welcher Faktor für die Herausbildung neuer kultureller Klischees am wichtigsten ist, ob ein Nivellierungsprozess der ethnischen Kulturen stattfindet und wenn ja, wie er verläuft“. Besonderes Interesse im Hinblick auf die Entwicklung eines eigenen folkloristischen Milieus erweckten bei den Teilnehmern der Expedition die (vor relativ kurzer Zeit) entstandenen volkstümlichen Erzählungen, welche die Vorstellung von der Geschichte Ostpreußens reflektieren. „In ihnen vollzieht sich eine Rekonstruktion der deutschen mythischen Vorstellungen von Bewohnern der Unterwelt (Gnomen bzw. Barstücken), Zwergen, dem deutschen Gespenst, den Geheimnissen von Königsberg, dem Geist der Königin Luise und unterirdischen Gängen und Schätzen. Mythische Motive wie jenes von den vier noch von den Preußen gepflanzten Eichen oder der Entstehung einzelner Festungen und Flüsse werden wiederbelebt oder

neu geschaffen. Die Stadtgeschichte selber wird von den volkstümlichen Erzählungen als großes Geheimnis betrachtet, das sich in rätselhaften Gebäuden (Dom Sovetov), alten und neuen Brücken, Befestigungsanlagen und in der Errichtung oder der Zerstörung von Kirchen offenbart“ (in Texten über die Demolierung der deutschen Kirchen stößt man häufig auf das Motiv der Verfluchung, mit dem „zuweilen die Gründe für das schlechte Leben der Umsiedler im Gebiet Kaliningrad in der heutigen Zeit erklärt werden“).⁴ Die Ergebnisse, zu denen die Forscher gelangen, lassen sich wie folgt zusammenfassen: „Die multinationale Zusammensetzung des Gebietes und eine Reihe von historischen, politischen und geographischen Ursachen, die die Entwicklung des kulturellen Milieus der Region beeinflusst haben, legen Zeugnis davon ab, dass das Gebiet in ethnischer und kultureller Hinsicht ein einzigartiges Mosaik aus Volkstraditionen darstellt.“⁵ „Auf dem Territorium des Gebietes Kaliningrad können wir in der Tat die Entstehung einer neuen folkloristischen Subkultur beobachten, in der sich Elemente der slawischen, baltischen und deutschen Kultur organisch miteinander verbunden haben,“⁶ wobei diese allerdings auf dem genannten Territorium noch keine nachhaltige Existenz und keinerlei strenge Genreformen angenommen haben.

Soziologen und Kulturwissenschaftler beobachten eine für die Kaliningrader Mentalität charakteristische Grundeigenschaft – eine stark ausgeprägte Paradoxie, deren merkwürdiger Kern „der ständige Vergleich/die ständige Gegenüberstellung/Verbindung von Altem und Neuem, Deutschem und Russischem, Vorkriegszeit und Nachkriegszeit, Eigenem und Fremden ist. Zwischen ihnen hat sich eine versteckte Konfrontation/Rivalität bewahrt, aber auch das Bestreben, Verbindung mit der Vergangenheit zu halten, auf deren langes Zurückreichen und historischen Stellenwert man stolz ist. Es gibt den Wunsch, dies als „Eigenes“ zu begreifen. Das wichtigste Element dieser Geisteshaltung – ihr unabänderliches Merkmal – ist das Gedächtnis an den Zweiten Weltkrieg als Ursache für die unmittelbare Existenz des Gebietes Kaliningrad und all seiner Besonderheiten.“⁷

Der Krieg hat die Geschichte des Bodens jäh abreißen lassen, der heute „Gebiet Kaliningrad“ heißt und ihn unter dem Druck der staatlichen Organe für lange Jahre zu einem Boden ohne Vergangenheit gemacht. Daher spielt die Antwort auf die Frage, wie eine Beziehung zur fremden Vergangenheit aufgebaut werden kann, im Prozess der Selbstdefinition eine wichtige Rolle. Die Existenz dieses Problems hat das mit Traumata behaftete historische Gedächtnis der Kaliningrader Gesellschaft geformt. Die Versuche, die Vorkriegsvergangenheit der Region kennenzulernen und zu verstehen, um sie bis zu einem gewissen Grad zu seiner eigenen zu

⁴ Larisa Rubcova: Mežetničeskie otноšenija v russkom fol'klore Kaliningradskoj oblasti. In: Andrej P. Klemešev (red.): Na perekrestke kul'tur: russkie v Baltijskom regione. Vyp. 7, Č. 1. Kaliningrad 2004, S. 200, 201.

⁵ E.A. Galkina: Fol'klor v kontekste regional'nych cennostej i svjazej. In: Vestnik Baltijskogo naučnogo centra 1996. Nr. 1 (6), S. 67.

⁶ Rubcova, Mežetničeskie otnošenija, S. 202, 203.

⁷ Larisa Gavrilina: Kaliningradskij tekst kak metatekst kul'tury. In: Kantovskij sbornik 2010. Nr. 3 (33), S. 73-74.

machen bzw. in dieser fremden Vergangenheit Fragmente seiner eigenen, vertrauten Geschichte zu finden, haben das Dilemma zwischen dem „Eigenen“ und dem „Fremden“ in den Vordergrund gerückt.

In der Praxis werden die Bilder von Königsberg und Ostpreußen von den verschiedenen Schichten der Kaliningrader Gesellschaft unterschiedlich genutzt. Für die staatlichen und politischen Entscheidungsträger werden diese Phantome manchmal zu so etwas wie einer „Spielfigur“ in der Politik; dies ist ein wichtiger Faktor in der ideologischen und politischen Auseinandersetzung in der Region (rund um die vermeintliche „Germanisierung“ des Gebietes, im Kontext der Beziehungen Russlands zu Europa, „Eigenem“ und „Fremdem“, des Schutzes der russischen Kultur und der „Entlarvung“ ihrer „Verräter“, usw.). Für die Kaliningrader Kulturschaffenden (insbesondere Schriftsteller, Maler und Dichter) ist das eine ihrer Inspirationsquellen. Unter den Bedingungen der völligen Kommerzialisierung des Lebens (bei vielen auch der Seelen) der Menschen und der Herrschaft der internationalen Massenkultur ist „Ostpreußen“ eine attraktive, gewinnbringende und für russische Verhältnisse exklusive „Marke“: In Kaliningrad und im Gebiet Kaliningrad gibt es Dutzende Handelsmarken, Organisationen und Firmen, in deren Bezeichnung ostpreußische Ortsnamen oder historisch-kulturelle Symbole vorkommen; gerade in Bezug auf Marken und Konsum werden Königsberg und Ostpreußen von den Kaliningradern in erster Linie wahrgenommen. Dies muss bei der Analyse der Besonderheiten der lokalen Identität berücksichtigt werden, ohne die Bedeutung dieser Besonderheiten für den schwierigen Prozess der Selbstdefinition zu übertreiben. Zu guter Letzt ist „Ostpreußen“ für Geistesarbeiter ein vielgestaltiges, komplexes, interessantes und langfristiges Forschungsobjekt, wofür unter anderem der vorliegende Artikel als Beleg dienen kann.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

Christoph Rass

Die besetzten Gebiete in der Sowjetunion als Erinnerungslandschaft deutscher Veteranen

Beginnen wir mit der Geschichte von vier Soldaten und einem Eisenbahner. Der erste ist ein Komponist und hat vor dem Krieg für das Radio gearbeitet. Als er mit über vierzig noch eingezogen wird, versetzt man ihn nach Finnland. Er verbringt fast den ganzen Krieg bei einer Propagandakompanie in Rovaniemi und gestaltet das Musikprogramm für einen Soldatensender, ohne auch nur einen Schuss abzufeuern. Der zweite ist ein Stahlarbeiter, der 1939 zur Infanterie kommt und in Frankreich, Afrika und Russland kämpft. Er kommt schwer traumatisiert zurück, geht wieder ins Stahlwerk und spricht nie ein Wort über den Krieg. Als er stirbt, hängt ein Portrait von Adolf Hitler neben seinem Bett. Der dritte hat unter den Nazis eine kleine Karriere in der SA gemacht und wird Adjutant von Hanns Elard Ludin in Bratislava. Als er einen Unfall mit dem Dienstwagen verursacht, muss er an die Ostfront, zur Artillerie. Der Krieg ist für ihn ein großes Abenteuer. Der vierte ist eigentlich Violinist. Er tritt, protegiert von einem Onkel, der Wehrmachtsoberpfarrer ist, 1930 als Berufssoldat in die Reichswehr ein, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Als Feldwebel kämpft er im Zweiten Weltkrieg bei einer Infanteriedivision erst im „Westfeldzug“ und dann von 1941 bis zum Ende an der Ostfront. Er gerät 1945 in sowjetische Gefangenschaft und kehrt 1947 nach Deutschland zurück. Als er zehn Jahre später stirbt, haben Militär, Krieg und Gefangenschaft sein halbes Leben bestimmt. Der Eisenbahner schließlich verbringt die Jahre 1941 bis 1944 bei der Reichsverkehrsdirektion in Minsk. Er ist eigentlich Lithograph und zeichnet Fahrpläne. Daneben fängt er als Kriegsmaler der Reichsbahn in Bildern und Fotografien das Leben unter deutscher Besatzung in Weißrussland ein.

In den Erinnerungen des ersten dominierten die ruhige Landschaft Lapplands und das beschauliche Leben in der Etappe. *Sein* Krieg begann eigentlich erst mit dem Rückzug und der Gefangenschaft bei den Amerikanern. Der zweite hielt seine Erinnerungen tief in sich vergraben. Sie müssen furchtbar gewesen sein. Der dritte schuf in Erzählungen die Erinnerungsorte eines Landsknechts zwischen wildem Soldatenleben „im Osten“ und verwegener Tapferkeit „an der Front“. Die Erinnerungslandschaft des vierten prägte das Soldatenleben in kleinen Bauerndörfern, Idyllen zwischen dem Dienst in den vorderen Stellungen und Fahrten über Land zur Erkundung oder zum Requirieren. Der fünfte hat vier sich überlagernde Schichten von Erinnerung hinterlassen. Seinem Tagebuch vertraut er Aufzeichnungen über die Erschießung russischer Gefangener vor dem Fenster seines Büros in Minsk und über andere Kriegsverbrechen an. In seinen Bildern zeigt er einmal ein unberührt verklärtes, einmal ein von der deutschen Besatzung überformtes Weißrussland. In Fotos positioniert er sich selbst als Maler – den Erschaffer von Erinnerungsartefakten bei der Arbeit – vor seinen Motiven. Mit gleicher

Intention inszeniert er den „Partisanenkampf“ in einer als Souvenir gedachten Fotomappe als harmloses Abenteuer, das die Routine des Dienstes durchbricht. Weder Feinde noch zivile Opfer kommen vor. Auch in den tradierten Erinnerungen der anderen findet sich der Schrecken des Krieges – der verursachte und der erlittene – nur unterschwellig. Ihre Erzählungen und deren imaginierte Orte bestehen aus Kommuniziertem und Beschwiegenem.

In sich hat jeder dieser Männer seine ganz eigenen Erinnerungen an den Krieg und den Kriegsalltag mit zurückgebracht, hat Teile davon bewusst oder unbewusst für immer in sich verschlossen, Teile davon in der Familie oder unter „alten Kameraden“ besprochen. Jeder hat dabei immer wieder seine „Geschichte“ bis zu einer schließlich „stabilen“ und nur noch schwer zu durchbrechenden Erzählung über „den Krieg“, „die Front“, oder welche Chiffre auch immer als Metapher für das Erlebte diente, geformt. In meiner Familie, zu der diese fünf Männer gehört haben, bündelten sich die so geschaffenen Bilder bei meiner Großmutter. Durch die Weitergabe der von ihr wieder veränderten Geschichten entstanden dann Bilder dieser Erinnerungsorte des Zweiten Weltkrieges im Gedächtnis der nächsten und übernächsten Generation. Ein Vorgang, der sich seit 1945 ganz ähnlich in vielen deutschen Familien vollzogen hat.¹

Sind aber diese aus erzählten Erinnerungen geschaffenen flüchtigen Gebilde tatsächlich bereits Erinnerungsorte einer Familie, einer Generation oder von ehemaligen Soldaten?² Die Schauplätze von Kriegserzählungen existieren als reale Orte von Erlebtem, die durch die ihnen zugemessene Verbindung mit Erinnerungen an Ereignisse, Handlungen und Personen – und deren Wiedergabe – ihre besondere Qualität erhalten. Sie lassen sich durchaus unter die Definition subsumieren, mit der Pierre Nora seine *lieux de mémoire* als „bedeutungstragende Einheit [...], die durch menschlichen Willen oder durch das Werk der Zeiten zu einem symbolischen Element des Gedächtniserbes einer Gemeinschaft gemacht worden ist“, entworfen hat.³ Dabei charakterisiert Nora seine Erinnerungsorte als Schauplätze eines Konflikts zwischen den von milieuspezifischer sozialer Praxis getragenen Erinnerungen an Vergangenes und dem Unternehmen der Geschichtsforschung, ein durch wissenschaftliche Methoden objektiviertes und Vergangenes kritisch hinterfragendes Bild von „Geschichte“ zu erzeugen.⁴ Das von Erinne-

¹ Die Angaben zu den skizzierten Biografien sind Ergebnis einer stets parallel zu meinen Forschungen zum Zweiten Weltkrieg betriebenen Spuren suche in der eigenen Familie. Siehe zur Weitergabe von Erinnerungen an den Krieg über Generationen in anderem Zusammenhang auch Michael Heinlein: Die Erfindung der Erinnerung. Deutsche Kriegskindheiten im Gedächtnis der Gegenwart. Bielefeld 2010, oder Harald Welzer: Krieg der Generationen. Zur Tradierung von NS-Vergangenheit und Krieg in deutschen Familien. In: Klaus Naumann (Hrsg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg 2001. S. 552–571.

² Tilmann Robbe: Historische Forschung und Geschichtsvermittlung. Erinnerungsorte in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft. Göttingen 2010.

³ Pierre Nora: Pour une histoire au second degré. In: Le Débat 122 (2002), S. 24–31, zit. nach: Robbe, Historische Forschung und Geschichtsvermittlung, S. 16.

⁴ Pierre Nora: Between Memory and History. Les Lieux de Mémoire. In: Representations 26 (1989), S. 7–14, sowie auch Etienne François, Hagen Schulze: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 1. München 2001, S. 9–26, hier S. 15.

rungsorten schließlich repräsentierte kollektive Geschichtsbild einer Gesellschaft blendet dann, darauf hat bereits Maurice Halbwachs hingewiesen, konfliktgeladene Erinnerungsobjekte aus, um die aus dem kollektiven Gedächtnis gewonnene Identität nicht zu gefährden.⁵ Zugleich kann es sich immer wieder mit Herausforderungen des tradierten Bildes durch alternative Erinnerungen oder kritisches Hinterfragen konfrontiert sehen.⁶

Bereits diese knappen Betrachtungen geben wichtige Hinweise für die Suche nach den sich auf die besetzten Gebiete beziehenden Erinnerungsorte deutscher Veteranen des Zweiten Weltkrieges. Erstens ist jeder kommunikative Akt ein von seinen eigenen Rahmenbedingungen in hohem Maß beeinflusster Prozess individueller Konstruktion von Erinnerung, der weniger über real Erlebtes als über dessen Verarbeitung aussagt.⁷ Zweitens bleibt es wichtig, bei der Analyse vergangener Erinnerungskontexte auf der überindividuellen Ebene durchaus noch nach den von Nora für ausgestorben erklärten *milieux de mémoire* und ihren spezifischen Erinnerungspraktiken zu suchen, in denen sich die Veteranen des Zweiten Weltkrieges bewegt und ihre kollektiven Erinnerungen formiert haben.⁸ Drittens kann die Vermutung vom sukzessiven Ausschluss konfigurerender Erinnerung im Aufstiegsprozess von der individuellen auf die kollektive Ebene des Gedächtnisses, das Fehlen von Erinnerungsorten an den „Alltag“ in den besetzten Gebieten im kollektiven Gedächtnis der deutschen Gesellschaft erklären, obwohl sich zwischen 1941 und 1944/45 Millionen von Deutschen durch diesen Erfahrungsraum bewegt haben und er dadurch zu einem von ebenso vielen Erinnerungen ausgefüllten Gedächtnisraum geworden ist.⁹

Die Gedächtnis- und Erinnerungsforschung hat in der Zwischenzeit ein breites Spektrum von geschichtswissenschaftlichen, soziologischen, politologischen und psychohistorischen Ansätzen zur Erklärung kollektiver Erinnerungsprozesse erarbeitet.¹⁰ Ein Angebot zum Entstehen von Erinnerungstopoi zwischen Individuum

⁵ Waltraud Kannonier-Finster, Meinrad Zielger: Erinnern ohne Gedenken. In: Harald Welzer (Hrsg.): Nationalsozialismus und Moderne. Tübingen 1993, S. 61-104, hier S. 66.

⁶ In der Debatte um das Entstehen eines kollektiven Gedächtnisses „Europas“ gilt das Zulassen strittiger Erinnerungen als entscheidender Schritt. Claus Leggewie: Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt. München 2011. S. 7.

⁷ So auch bereits Welzer in seiner Kritik am Umgang mit den Aussagen von Zeitzeugen. Harald Welzer: Verweilen beim Grauen. Essays zum wissenschaftlichen Umgang mit dem Holocaust. Tübingen 1997, S. 52f.

⁸ Dazu exemplarisch auch Sebastian Lehmann: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Reichskommissariat Ostland. Tatort und Erinnerungsobjekt. Paderborn u. a. 2012, S. 9-34, hier S. 28, sowie Clemens Wischermann: Kollektive, Generationen oder das Individuum als Grundlage von Sinnkonstruktionen durch Geschichte: Einleitende Überlegungen. In: Ders. (Hrsg.): Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung. Stuttgart 2002, S. 9-24, hier S. 18f.

⁹ Unter den von François und Schulze zusammengestellten deutschen Erinnerungsorten finden sich nur „Stalingrad“ und „Auschwitz“, siehe François, Schulze (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte.

¹⁰ Aleida Assmann: Vier Modelle für den Umgang mit traumatischer Vergangenheit. In: Kerstin von Lingen (Hrsg.): Kriegererfahrung und nationale Identität in Europa nach 1945. Erinnerung, Säuberungsprozesse und nationales Gedächtnis zwischen Mythos und Wahrheit. Paderborn 2009, S. 42-50; dies.: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und

und Gesellschaft hat Helmut König mit seinen Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Gedächtnis und Identität vorgelegt, das er auf die Neukonstituierung von Identitätsmustern in Deutschland nach 1945 bezieht.¹¹ Es bietet einen analytischen Rahmen für unsere Betrachtung, da es die unterschiedlichen Ebenen der Gedächtnisbildung in einem Dialog sieht und externe wie interne Faktoren mit ihren Einflüssen auf diesen Prozess zulässt.¹²

Auch in diesem Modell bezieht sich Erinnern immer auf die Gegenwart einer Gemeinschaft und speist sich aus dem Handeln einer unüberschaubaren Anzahl von Akteuren. Bei der Konstitution eines kollektiven Gedächtnisses werden Erinnerungen durch Denkmäler, Rituale oder andere Institutionen in Sinnliches übersetzt. Auf der so geschaffenen Grundlage werden Gedächtnisinhalte als Stützen einer gemeinschaftlichen Identität geformt und tradiert.¹³ Auf einer dem gesellschaftlichen Gedächtnis vorgelagerten Ebene dienen solche Mechanismen auch den Partikulargemeinschaften einer Gesellschaft ihrer eigenen Konturierung als Erinnerungsgemeinschaften durch die Verbreitung, Ritualisierung und Kanonisierung gemeinsamer Erinnerung in einem kommunikativen Prozess. In einem solchen Prozess der Gedächtnisbildung interagieren also zwei überindividuelle Gedächtnisformen,¹⁴ die König als das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis erfasst.¹⁵

Das kulturelle Gedächtnis einer Gesellschaft nimmt aus deren kommunikativem Gedächtnis jene Elemente auf,¹⁶ die sich im Wettbewerb um eine dauerhafte iden-

Geschichtspolitik. Bonn 2007; *dies.*: Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung. München 2007; Thomas Schaaerschmidt (Hrsg.): Historisches Erinnern und Gedenken im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert. Frankfurt a. M. u. a. 2008; Peter Bender: Erinnern und Vergessen. Deutsche Geschichte 1945 und 1989. In: Sinn und Form 5 (2008), S. 581–592; Michael C. Frank, Gabriele Rippl (Hrsg.): Arbeit am Gedächtnis. Paderborn/München 2007; Harald Welzer, Hans J. Markowitsch (Hrsg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006; Johannes Fried: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. Darmstadt 2004; Volkhard Knigge, Norbert Frei (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München 2002; Jacques Le Goff: Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt a. M./ New York 1992. Zur chronologischen Entwicklung der gesellschaftlichen Debatten über den Nationalsozialismus vgl. Torben Fischer, Matthias N. Lorenz (Hrsg.): Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld 2007.

¹¹ Helmut König: Politik und Gedächtnis. Weilerswist 2008, S. 501, sowie *ders.*: Die Zukunft der Vergangenheit. Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Bundesrepublik. Frankfurt a. M. 2003.

¹² Siehe ähnlich auch Susan Rubin Suleiman: Crises of Memory and the Second World War. Cambridge, MA/London 2008, S. 5f.

¹³ Vgl. dazu hinsichtlich des verblässenden historischen Kerns solcher Einrichtungen Walter L. Bühl: Das kollektive Unbewusste in der postmodernen Gesellschaft. Konstanz 2000, S. 123f., sowie zur sinnlichen Wahrnehmung König, Politik und Gedächtnis, S. 395.

¹⁴ Vgl. zu den Dimensionen des Gedächtnisses vor allem Assmann, Der lange Schatten, S. 31ff.

¹⁵ König, Politik und Gedächtnis, S. 418f., sowie Hans-Günter Hockerts: Zugänge zur Zeitgeschichte. Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft. In: Konrad H. Jarausch, Martin Sabrow (Hrsg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt. Frankfurt a. M./New York 2002, S. 39–74, hier S. 44.

¹⁶ Auch Assmann sieht mit dem Soziologen Zygmunt Bauman die Funktion des kulturellen Gedächtnisses in der Übersetzung von Vergänglichem in Unvergängliches, vgl. Assmann, Der lange Schatten, S. 52.

titätsstiftende Wirkung durchsetzen.¹⁷ Die Erinnerungstopoi des kommunikativen Gedächtnisses suchen also nach einem dauerhaften Platz im kulturellen Gedächtnis einer Erinnerungsgemeinschaft. Dabei können Ereignisse im kommunikativen Gedächtnis durchaus unterschiedlich erinnert werden. Es ist nicht gefestigt und integriert verschiedene Sichtweisen auf Vergangenes, ohne sie in einen scharfen Gegensatz oder Widerspruch zu setzen.¹⁸ Die von dort in das kulturelle Gedächtnis gelangenden Topoi verfestigen sich dann allerdings zu einem stabilen Bild.

Dieser Normalzustand, in dem Inhalte aus dem kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis wandern und sich dort festsetzen, kann durch Einschnitte und Umbrüche gestört werden. Das kommunikative Gedächtnis gerät durch solche Schocks in Bewegung. Dadurch können von außen herangetragene Inhalte und externe Akteure Teil der Neuverhandlung werden und verschieben die Anordnung gewohnter und bekannter Erinnerungselemente, die in Relation mit neuen Topoi gesetzt werden müssen.¹⁹ Das Ende des „Dritten Reiches“ markiert einen solchen Umbruch, der eine bis dahin gewachsene nationale Identität in Deutschland ins Wanken brachte, denn kaum ein Element des kulturellen Gedächtnisses konnte nach dieser Zäsur noch uneingeschränkt positiv erinnert werden. Im kommunikativen Gedächtnis der Nachkriegszeit lassen sich zwei Reaktionen erkennen: Durch das Beschweigen der Rolle des Einzelnen im „Dritten Reich“ verwandelte sich eine Gemeinschaft des Erinnerns in eine Gemeinschaft des Vergessens.²⁰ Flankierend trat neben solche Verdrängungspraktiken nach 1945 die Selbststilisierung der Deutschen zu den ersten und letzten Opfern des Naziregimes, an die auch die Selbstdeutung der Veteranen unproblematisch anschließen konnte.²¹ Nachdem sich auf diese Weise in der Nachkriegszeit eine westdeutsche Identität rekonstruiert hatte, brachte eine Reihe von Herausforderungen das nunmehr verankerte Geschichtsbild ins Wanken.²²

Mit Blick auf den Ort der Wehrmacht im kulturellen Gedächtnis zählen hierzu etwa die mit der pazifistischen Wende Ende der 1960er Jahre verbundene Neubewertung des militärischen Widerstandes auf breiterer gesellschaftlicher Ebene, die mit Blick auf die von seinen Akteuren unter Beweis gestellten Handlungsoptionen die identitätsstiftende Wirkung des Opfer-Narrativs in Frage stellte.²³ Als ein

¹⁷ König, Politik und Gedächtnis, S. 526.

¹⁸ Assmann unterscheidet vom kulturellen Gedächtnis das sog. soziale Gedächtnis, das ähnlich wie das kommunikative Gedächtnis unter anderem auch von Kommunikation geprägt und zeitlich aufgrund seiner Verortung bei biologischen Trägern, die dieses Gedächtnis intergenerational weitervererben können, auf einen Zeitraum von circa 80 bis 100 Jahren befristet ist; vgl. Assmann, Der lange Schatten, S. 26–29, 54.

¹⁹ König, Politik und Gedächtnis, S. 418f.

²⁰ Der Begriff des *komunikativen Beschweigens* geht ursprünglich auf Hermann Lübbe zurück, vgl. König, Politik und Gedächtnis, S. 524.

²¹ Ebd., S. 516.

²² Norbert Frei: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit. München 1996.

²³ Winfried Heinemann: Der militärische Widerstand und der Krieg. In: Jörg Echternkamp (Hrsg.): Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. München 2004, S. 743–892.

zweiter bedeutender Katalysator für eine Neuordnung der Erinnerungstopoi des kulturellen Gedächtnisses erwies sich die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944“ des Hamburger Instituts für Sozialforschung.²⁴ Sie hielt ungeachtet ihrer Mängel dem nationalen Erinnern den Spiegel vor und verhalf den bereits in den 1960er Jahren einsetzenden und sich bis in die 1980er immer lauter vernehmbaren Stimmen zum Durchbruch, die forderten, nicht nur die NS-Verbrechen, sondern auch die Mittäterschaft der Wehrmacht *und* ihrer Soldaten im Geschichtsbild der deutschen Öffentlichkeit zu verankern.²⁵

Von diesem Modell lässt sich eine Perspektive auf die Verhandlung von Erinnerungen an den Kriegseinsatz im kommunikativen Gedächtnis der Veteranen ableiten und exemplarisch mit Leben füllen. Sie wird im Folgenden in drei Schritten Akteuren und Mustern des kommunikativen Gedächtnisses nachspüren. Dabei unterscheiden wir die Jahre vor 1945 als Zeitraum, in dem nicht nur das Primärmaterial der Erinnerung, sondern auch erste Erinnerungstopoi entstanden sind, von der Nachkriegszeit, in der diese Erinnerungen neu ausgehandelt und gestaltet werden mussten.

Zunächst lenkt die Bildproduktion des eingangs genannten Kriegsmalers Aufmerksamkeit auf das Entstehen materieller Erinnerungsartefakte in geringer zeitlicher Distanz zum Erlebten. Damit gelingt der Blick auf den Beginn kommunikativer Konstruktion von Erinnerung vor dem ersten großen Umbruch des kulturellen Gedächtnisses durch das Kriegsende und die Konfrontation mit den deutschen Verbrechen. Es folgt eine Skizze von Erinnerungspraktiken ehemaliger Soldaten von den 1950er bis in die 1970er Jahre am Beispiel von Veteranenorganisationen, die ein Schlaglicht auf die Konstruktion einer kollektiven Erinnerung an Krieg und Wehrmacht im kommunikativen Gedächtnis einer Erinnerungsgemeinschaft wirft. Abschließend kontrastiert die Frage nach dem aus der Realgeschichte von Krieg und Besatzung in der Sowjetunion Herauslesbaren, also den obwohl im kommunikativen Gedächtnis möglicherweise eingeschränkt präsenten, im kulturellen Gedächtnis ausgeblendeten – beschwiegenen – Erinnerungen.²⁶ In diesem Beitrag steht bei der Reflektion über Erinnerungsorte, die einen „Alltag“ mit und unter der deutschen Besatzungsmacht repräsentieren, das konventionelle Konzept eines Erinnerungsortes als geografischem Raum, zentralem

²⁴ Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944 [Ausstellungskatalog]. Hamburg 1996.

²⁵ König, Politik und Gedächtnis, S. 531f. Siehe dazu auch Maja Zehfuss: Wounds of Memory. The Politics of War in Germany. Cambridge u. a. 2007, S. 129.

²⁶ Siehe zum Bruch des Beschweigens innerhalb der soldatischen Erinnerungsgemeinschaft nun auch Michaela Christ: „Das wird sich alles einmal rächen.“ Gewalt und Verbrechen in den Gesprächen deutscher Kriegsgefangener im amerikanischen Verhörlager Fort Hunt. In: Harald Welzer u. a. (Hrsg.): „Der Führer war wieder viel zu human, viel zu gefühlvoll.“ Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht deutscher und italienischer Soldaten. Frankfurt a. M. 2011, S. 266–298, sowie zu den traumatisierenden Erinnerungen der Veteranen nach 1945 Svenja Goltermann: Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg. München 2009, Teil I.

Ereignis oder Institution also nicht im Vordergrund. Wo sollte auch dieser Ort sein, an dem eine Erinnerung an die Gegenwart kristallisiert, die viele Millionen Soldaten durch den Raum und die Zeit des Zweiten Weltkrieges erlebt haben? Nicht von ungefähr finden sich unter den von Etienne Francois und Hagen Schulze versammelten „deutschen Erinnerungsorten“ keine Ankerpunkte für den Alltag in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten der Sowjetunion.²⁷

Imaginierte Erinnerungsorte in Weißrussland

Zwischen 1939 und 1945 erlebten die Soldaten der Wehrmacht die Schrecken des Krieges, während sie selbst einen unbarmherzigen Eroberungs- und Vernichtungskrieg führten, der in seiner verbrecherischen Dimension auch die „einfachen Soldaten“ vielfach zu Akteuren bzw. Tätern ungezählter Kriegsverbrechen machte. Dabei entstanden nicht nur Erinnerungen, sondern auch Artefakte, die diese Erinnerungen repräsentieren und als Illustrationen der aus Erinnerungen resultierenden Erzählungen dienten. Es handelte sich beispielsweise um Briefe, Tagebücher und Fotografien, aber auch Zeichnungen oder Souvenirs. Die mit und von diesen Artefakten erzählten Geschichten dienten den Soldaten ebenso zur Rekonstruktion des Erlebten und dessen Verarbeitung, wie für eine Repräsentation des Krieges, die ihren Angehörigen ein ertragbares Bild der Lebenswirklichkeit bieten sollte, in der sich die Soldaten selbst befanden.²⁸

Aus der Vielfalt der möglichen Beispiele für diese materielle Erinnerungskultur auf einer zeitlich mit dem Erleben noch dicht verwobenen Ebene, auf der das Kriegserleben unmittelbar zu einem Gegenstand des kommunikativen Gedächtnisses wird, greifen wir die Bilder des Kriegsmalers Hans Nicola heraus. Geboren 1910 in Saarlouis, damals preußische Rheinprovinz, durchlief Nicola in den 1920er Jahren zunächst eine Ausbildung zum Lithographen und nahm privat Malunterricht, bevor er zwischen 1932 und 1935 an der Staatlichen Kunst- und Gewerbeschule in Saarbrücken ein Studium der Malerei und Werbegrafik absolvierte. Ab 1935 arbeitete er als Fahrplanzeichner bei der Reichsbahndirektion Saarbrücken und wurde von 1941 zur Reichsverkehrsdirektion (RVD) Minsk versetzt, der er bis 1944 angehörte. Während er dort ebenfalls als Fahrplanzeichner tätig war, avancierte er durch seine künstlerische Ausbildung zum Reichsbahn-

²⁷ Bernd Ulrich: Stalingrad. In: *François, Schulze* (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 2, S. 332–348.

²⁸ Dieter Pohl: Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941–1944. München 2008; Christian Hartmann: Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42. München 2009; Timm C. Richter: Krieg und Verbrechen. Situation und Intention. Fallbeispiele. München 2006; Christian Hartmann u. a. (Hrsg.): Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte. München 2005; Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944. Hamburg 2004.

Kriegsmaler und entfaltete eine rege Produktion entsprechender Zeichnungen und Aquarelle.²⁹

Erinnerungsartefakte entstanden dabei auf drei Ebenen: erstens fertigte Nicola Auftragswerke für die Kriegspropaganda und dokumentierte künstlerisch den „Osteinsatz“ der Reichsbahn. Einige dieser Werke zeigte der Sächsische Kunstverein 1944 im Rahmen der Ausstellung „Fronteisenbahner berichten mit Pinsel, Stift und Kamera“ in Dresden. Zweitens produzierte er ohne offiziellen Auftrag Memorabilien, die er offenbar plante, an Kameraden zu verkaufen. Aus diesem Kontext sind etwa Postkarten mit Tuschezeichnungen von Minsk aber auch eine Fotomappe unter dem Titel „Schnappschüsse vom Einsatz des Selbstschutzes der RVD Minsk – Bandenbekämpfung im Unternehmen Cottbus“ erhalten. Drittens schuf Nicola in seiner knappen Freizeit über drei Jahre seiner Tätigkeit in Minsk hinweg eine große Zahl von eigenen Zeichnungen und Aquarellen, die er in seinem Besitz behielt und später mit nach Hause brachte. Ihre Spannweite reicht von Landschaften bis zu Portraits und spiegelt jenseits des Propagandabetriebes den Blick eines Künstlers auf sein Leben in Weißrussland.

Diese Bildproduktion entstammt also einer Zeit, in welcher der Maler durchaus glauben konnte, in den besetzten Gebieten am Aufbau eines vom „Dritten Reich“ beherrschten Imperiums, dem „Lebensraum“, mitzuarbeiten.³⁰ Wie selbstverständlich ist auf den Postkarten im Vordruck der Absender „Minsk (Ostland)“ angegeben. Die Bildseite einer Postkarte aus dem Jahr 1941 zeigt, wie viele andere Karten und Zeichnungen, das Hochhaus von Minsk zentral und mächtig aus dem Stadtpanorama aufragend, versehen mit Hakenkreuzflagge und Emblem als usurpiertes Symbol deutscher Präsenz und Mittelpunkt des Lebens des deutschen Herrschaftspersonals in der besetzten Stadt.³¹

Viele seiner fast immer menschenleeren und handlungslosen Zeichnungen zeigen Ansichten von Minsk, auf anderen blickt der Betrachter in scheinbar idyllische

²⁹ Der umfangreiche Nachlass von Hans Nicola befindet sich in Obhut seiner Familie und konnte zur Vorbereitung dieses Beitrages erstmals eingesehen werden.

³⁰ Thomas Kühne: Todesraum. War, Peace and the Experience of Mass Death. 1914–1945. In: Helmut Walser Smith (Hrsg.): The Oxford Handbook of Modern German History. Oxford 2011, S. 528–547, hier S. 544.

³¹ Stephan Lehnstaedt: Okkupation im Osten. Besatzeralltag in Warschau und Minsk 1939–1944. München 2010; Den Alltag im besetzten Minsk erweckt Paul Kohl in seinem Roman „Schöne Grüße aus Minsk“ zum Leben. Den Besatzungsalltag in anderen Regionen Weißrusslands analysieren ferner Bernhard Chiari: Alltag hinter der Front. Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weißrussland 1941–1944. Düsseldorf 1998; Christian Gerlach: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrussland 1941 bis 1944. 2. Aufl. Hamburg 1999; Pohl, Die Herrschaft der Wehrmacht; Alexander Brakel: Unter Rotem Stern und Hakenkreuz. Baranowicze 1939 bis 1944. Das westliche Weißrussland unter sowjetischer und deutscher Besatzung. Paderborn u. a. 2009; Martin Dean: Collaboration in the Holocaust. Crimes of the Local Police in Belorussia and Ukraine, 1941–1944. Basingstoke u. a. 2001; Jörn Hasenclever: Wehrmacht und Besatzungspolitik in der Sowjetunion. Die Befehlshaber der rückwärtigen Heeresgebiete. 1941–1943. Paderborn u. a. 2010. Eine Geschichte der Stadt Minsk und ihrer wichtigsten Bauten bietet Thomas M. Bohn: Minsk – Musterstadt des Sozialismus. Stadtplanung und Urbanisierung in der Sowjetunion nach 1945. Köln u. a. 2008.

weißrussische Dörfer und Landschaften, die den Krieg ebenso wie jede deutsche Präsenz ausblenden. In den Propagandabildern dagegen dominieren martialische deutsche Eisenbahnanlagen, deren Sicherungsanlagen die ständige Furcht vor den Angriffen der Partisanen auf diese sensible Infrastruktur repräsentieren, während zum Feuern aufgefahrene Eisenbahngeschütze die Nähe der Front andeuten. Nur einmal ist der Krieg unmittelbar präsent, in einer Zeichnung, die einen kurz zuvor von Partisanen gesprengten Zug zeigt. Gleichwohl stehen auf allen drei Ebenen die ihrer Akteure beraubten Kompositionen als Bühne für ganz unterschiedliche Geschichten oder Erinnerungen bereit, die ihre Betrachter – vor oder nach 1945 – auf sie projizieren konnten. Was zu erzählen wäre und was zu verschweigen, welche Erinnerungen sich also manifestieren und kommuniziert werden, lässt sich für jede Geschichte, die auf diesen Tableaus erzählt wird, neu bestimmen.

Die „Division“ als Erinnerungsort der Veteranen

Das Ende des „Dritten Reiches“ und die vollständige militärische wie moralische Niederlage Deutschlands zerstörten den ursprünglichen Deutungs- und Erinnerungskontext, in dem das kommunikative Gedächtnis Kriegserinnerungen in Erwartung eines deutschen Sieges verhandelt hatte. Die Befreiung vom Nationalsozialismus erforderte neue Sinnkonstruktionen und damit auch neue Erinnerungsorte. Die Herausforderung, nicht nur mit ihren Erinnerungen umzugehen, sondern ihnen auch einen Platz im kulturellen Gedächtnis zu verschaffen, betraf in besonderer Weise die rund 12 bis 13 Millionen überlebenden Angehörigen von Wehrmacht und Waffen-SS.³² Die Suche nach einer Deutung des Erlebten und des eigenen Handelns betraf also keineswegs nur die ehemaligen militärischen Eliten des „Dritten Reiches“, sondern ebenso auch die Masse der Mannschaften, Unteroffiziere, subalternen Offiziere und Truppenkommandeure.³³ Zeitgleich mit den mühsamen ersten Versuchen der deutschen Nachkriegsgesellschaft, sich mit dem Nationalsozialismus mehr oder minder kritisch auseinanderzusetzen,³⁴ entstand ein zentraler Kommunikationszusammenhang, in dem die ehemaligen Soldaten ihre Erinnerungsorte zu gestalten begannen: die Veteranenverbände.³⁵

³² Rüdiger Overmans: Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg. München 1999, S. 254ff.

³³ Zur Wehrmachtsgeneralität nach 1945 siehe exemplarisch Alaric Searle: Wehrmacht Generals, West German society, and the debate on rearment, 1949–1959. Westport, CT u. a. 2003 oder Frank Pauli: Wehrmachtsoffiziere in der Bundeswehr. Das kriegsgediente Offizierskorps der Bundeswehr und die Innere Führung 1955 bis 1970. Paderborn u. a. 2010.

³⁴ Frei, Vergangenheitspolitik, sowie Edgar Wolfrum: Die beiden Deutschland. In: Frei (Hrsg.), Verbrechen erinnern, S. 133–149.

³⁵ Birgit Schwellung: Krieger in Nachkriegszeiten: Veteranenverbände als geschichtspolitische Akteure der frühen Bundesrepublik. In: Claudia Fröhlich, Horst-Alfred Heinrich (Hrsg.): Geschichtspolitik. Wer sind ihre Akteure, wer ihre Rezipienten? Stuttgart 2004, S. 69–80, sowie dies.: Heimkehr – Erinnerung – Integration. Der Verband der Heimkehrer, die ehemaligen Kriegsgefangenen und die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft. Paderborn u. a. 2010, Kapitel

Bereits wenige Jahre nach Kriegsende überzog ein dichtes Netz von Vereinen die Bundesrepublik Deutschland, in denen sich die Veteranen der Wehrmacht, meist nach ihren ehemaligen Divisionen gegliedert, organisierten.³⁶ Diese Traditionenverbände bildeten neben den Kriegsopferverbänden und den Verbänden der Kriegsheimkehrer eine der drei wichtigen Säulen der Interessenorganisation ehemaliger Angehöriger von Wehrmacht und Waffen-SS.³⁷ Während die Veteranen noch kaum mit ihren Familien über ihre Kriegserlebnisse sprachen und eine breitere Öffentlichkeit ihnen wenig Raum in einer sich wandelnden deutschen Identität gewährte, sprachen die alten Soldaten bereits miteinander.³⁸ Unter sich versuchten sie ihre Traumata durch meist affirmative Kommunikation zu verarbeiten³⁹ und formulierten die zentralen Topoi ihrer Geschichte so, wie sie aus ihrer Sicht vom kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis übergehen sollte. Harte Kämpfe, der Verlust von Kameraden, die eigenen Entbehrungen und das eigene

III, und *James M. Diehl*: The thanks of the fatherland. German veterans after the Second World War. Chapel Hill, NC u. a. 1997; *Frank Biess*: Homecomings. Returning POWs and the legacies of defeat in postwar Germany. Princeton u. a. 2006 bzw. *Bert-Oliver Manig*: Die Politik der Ehre. Die Rehabilitierung der Berufssoldaten in der frühen Bundesrepublik. Göttingen 2004. Neuere Ergebnisse sind von der im Erscheinen begriffenen Habilitationsschrift von Jörg Echternkamp zu erwarten (Soldaten im Nachkrieg. Historische Deutungskonflikte und westdeutsche Demokratisierung, angekündigt für 2013). Siehe dazu bereits *Jörg Echternkamp*: Von Opfern, Helden und Verbrechern. Anmerkungen zur Bedeutung des Zweiten Weltkriegs in den Erinnerungskulturen der Deutschen 1945–1955. In: *Jörg Hillmann, John Zimmermann* (Hrsg.): Kriegsende 1945 in Deutschland. München 2002, S. 301–316, sowie *ders.*: Arbeit am Mythos. Soldatengenerationen der Wehrmacht im Urteil der west- und ostdeutschen Nachkriegsgesellschaft. In: *Naumann*, Nachkrieg in Deutschland, S. 421–443 und *ders.*: Mit dem Krieg seinen Frieden schließen. Wehrmacht und Weltkrieg in der Veteranenkultur (1945–1960). In: *Thomas Kühne* (Hrsg.): Von der Kriegskultur zur Friedenskultur? Zum Mentalitätswandel in Deutschland seit 1945. Münster 2000, S. 80–95. Weiterführend auch *Alaris Searle*, Veterans Associations and Political Radicalism in West Germany, 1951–1954. A Case Study of the Traditionsgemeinschaft Großdeutschland. In: Canadian Journal of History, 34 (1999), S. 221–248, und *Thomas Kühne*: Zwischen Vernichtungskrieg und Freizeitgesellschaft. Die Veteranenkultur der Bundesrepublik (1945–1995). In: *Naumann*, Nachkrieg in Deutschland, S. 90–113.

³⁶ Dazu knapp *Jörg Echternkamp*: „Verwirrung im Vaterländischen?“ Nationalismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft 1945–1960. In: *Ders., Sven Oliver Müller* (Hrsg.): Die Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen (1760–1960). München 2002, S. 219–246, hier S. 231. Zur DDR siehe *Dorothee Wierling*: Krieg im Nachkrieg. Zur öffentlichen und privaten Präsenz des Krieges in der SBZ und frühen DDR. In: *Jörg Echternkamp, Stefan Martens* (Hrsg.): Der Zweite Weltkrieg in Europa. Erfahrung und Erinnerung. Paderborn u. a. 2007, S. 237–252.

³⁷ *Krafft Schenck zu Schweinsberg*: Die Soldatenverbände in der Bundesrepublik. In: *Georg Picht* (Hrsg.): Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr. Witten 1965, S. 96f. Der Autor spricht Mitte der 1950er Jahre von rund einer halben Million organisierter Veteranen in rund 1000 Vereinen. Thomas Kühne schätzt die Zahl der Vereine dagegen auf rund das Doppelte, vgl. *Kühne*, Zwischen Vernichtungskrieg und Freizeitgesellschaft, S. 93.

³⁸ *Ute Mank*: Zwischen Trauma und Rechtfertigung. Wie sich ehemalige Wehrmachtssoldaten an den Krieg erinnern. Frankfurt a. M. 2011, S. 295f.

³⁹ Auf die Bedeutung der Vergemeinschaftung von Veteranen in diesem Kontext verweist aus medizinischer Perspektive *Helga Spranger*: Rauchschwaden – Soldaten nach zwei Weltkriegen in Europa. In: *Kurt Hondrich* (Hrsg.): Vererbt Wunden. Traumata des Zweiten Weltkriegs – die Folgen für Familie, Gesellschaft und Kultur. Lengerich u. a. 2011, S. 65–79, hier S. 77.

Leid, aber auch Ruhephasen im vertrauten Kreis der eigenen Einheit, die Verbindungen in die Heimat durch die Feldpost und eine gewisse abenteuerliche Romantik des Lebens „im Osten“ sowie vor allem die „Kameradschaft“ figurierten prominent in den kommunizierten Erinnerungen dieser Veteranen, die sich nun zu den tragischen, getäuschten und missbrauchten Helden ihrer Generation stilisierten. Zu einem ihrer zentralen Erinnerungsorte wurde der militärische Großverband, dem sie sich zugehörig fühlten. Dieser Erinnerungsort bot ihnen eine Rahmung ihres Erlebens, die ihr Handeln weitgehend aus der Komplexität der sozialen Wirklichkeit des Krieges und der Funktion der Wehrmacht als eines entscheidenden Machtinstruments des „Dritten Reiches“ herauslöste. Die Rolle des Einzelnen im Vernichtungskrieg ließ sich so auf die Geschichte einer Gemeinschaft und auf bestimmte Topoi reduzieren.⁴⁰

Zu einem über Jahrzehnte praktizierten Bestandteil der Veteranenkultur gerten die großen Treffen der Traditionssverbände. Viele der größeren Vereine ehemaliger Wehrmachtssoldaten unterhielten nicht nur regionale Gruppierungen, die oft ein reges Vereinsleben führten, sondern organisierten im Abstand von einem oder zwei Jahren auch große, oft mehrtägige Veranstaltungen, zu denen sich bisweilen mehrere Tausend Veteranen versammelten.⁴¹ Die bei solchen Gelegenheiten stattfindenden Kameradschaftsabende dienten der Selbstvergewisserung. In öffentlichen Reden bestätigte die alte Generalität die dort gefestigte erinnerte Geschichte der Veteranen und gab sie an die Gesellschaft weiter. Mit den Ritualen des Totengedenkens, öffentlicher „Appelle“ und Aufmärsche beanspruchten die Veteranen ihren Platz im öffentlichen Raum der deutschen Nachkriegsgesellschaft.⁴²

Zu einem wichtigen Kanal dieser Erinnerungsarbeit entwickelte sich die Publizistik der Veteranen und ihrer Organisationen. Auf der individuellen Ebene deuteten diejenigen der ehemaligen Soldaten, die sich an der kommunikativen Formung von Erinnerung beteiligten, ihr Kriegserleben und gaben es in Gesprächen mit Familienmitgliedern ebenso wie mit Dritten weiter.⁴³ Miteinander korres-

⁴⁰ Hans-Ulrich Thamer: Vom Wehrmachtsmythos zur Wehrmachtsausstellung. In: Harald Schmid, Justyna Krzymianowska (Hrsg.): Politische Erinnerung. Geschichte und kollektive Identität. Würzburg 2007, S. 123–131.

⁴¹ So beispielsweise beim Treffen des Traditionssverbandes der 116. Panzerdivision in Aachen im Juni 1963, vgl. Christoph Rass, René Rohrkamp, Peter M. Quadflieg: General Graf von Schwein und das Kriegsende in Aachen. Ereignis, Mythos, Analyse. Aachen 2007, S. 83.

⁴² Diese Zusammenhänge offenbart eine exemplarische Analyse der Mitteilungsblätter von Traditionssvereinen, hier: Der Eisbär meldet. Nachrichtenblatt des Kameradschaftsringes der ehemaligen 24. Infanteriedivision; Rundbrief des Kameradschaftsverbandes der 8. Infanterie/Jägerdivision; Der Windhund. Nachrichtenblatt der 116. Panzerdivision. Der Mord an sowjetischen Kriegsgefangenen 1941/42 wird beispielsweise weder in den Ausgaben des „Eisbären“ noch im „Rundbrief“ thematisiert, obgleich sich beide Divisionen in diesem Kontext radikal verhielten; vgl. hierzu Pohl, Herrschaft der Wehrmacht, S. 208f.

⁴³ Mank, Zwischen Trauma und Rechtfertigung, sowie mit Bezug auf die Bedeutung interpersonaler Kommunikation, Moritz Föllmer: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert. Stuttgart 2004, S. 9–44, hier S. 39.

pondierend oder bei ihren kleineren oder größeren Zusammenkünften besprachen die Veteranen ihre Geschichten, wobei sich – etwa mit Bezug auf ihre Einheiten – bestimmte Erzählmuster und Deutungen verfestigten.⁴⁴ Den sich dabei herausbildenden Kanon von Kriegsgeschichten und Kriegsdeutungen unterstützten die in den Vereinspublikationen regelmäßig abgedruckten Abhandlungen und Darstellungen einzelner Episoden, die vielfach entsprechendes Bildmaterial – Fotografien und Zeichnungen – illustrierte.⁴⁵ In eine breitere Öffentlichkeit gelangte dann das Kondensat dieser Erzählyramide über Hunderte während der ersten drei Nachkriegsjahrzehnte erscheinende Divisionsgeschichten und Kriegsdarstellungen aus Veteranenhand.⁴⁶

Nicht nur, aber auch auf diesem Weg verfestigte sich ein bestimmtes Bild, das den deutschen Soldaten eher als Opfer, selten als Gewaltakteur und nie als Täter in einem verbrecherischen Krieg zeigte, und machte sich auf den Weg ins kollektive Gedächtnis einer Nation. Erst die Erschütterung der auf diese Weise geschaffenen Erinnerungsorte durch die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944“ des Hamburger Instituts für Sozialforschung verhalf Mitte der 1990er Jahre den immer lauter vernehmbaren Stimmen zum Durchbruch, die forderten, auch die Verbrechen der Wehrmacht und ihrer Soldaten nicht nur auf wissenschaftlicher, sondern auch auf einer breiten öffentlichen Ebene zur Kenntnis zu nehmen und ins kulturelle Gedächtnisses aufzunehmen. Ein weiteres Mal mussten nun Erinnerungsorte neu vermessen werden, ein Prozess, in dem sich die deutsche Gesellschaft gegenwärtig noch befindet.⁴⁷

Beschwiegene Erinnerungen und die Erinnerungsorte der Opfer

Die Lebenswirklichkeit und die Primärerfahrung der Soldaten selbst, aber auch derjenigen Menschen, die im Operationsgebiet ihrer Herrschaft unterworfen waren, spiegeln solche Erinnerungstopoi indes nur partiell und bedingt.⁴⁸ Welchen

⁴⁴ Die Bemühungen von Veteranenvereinen sowohl nach innen als auch nach außen geschichts-politisch Einfluss zu nehmen, lassen sich am Beispiel der organisierten Veteranen der 116. Panzerdivision im Kontext der Auseinandersetzung um die Rolle des Verbandes und ihres Kommandeurs bei der Verteidigung von Aachen im Herbst 1944 nachvollziehen; vgl. Rass u. a., General Graf von Schwerin, S. 90ff.

⁴⁵ Zur Bedeutung der Bilder für die Verankerung der Geschichten und der Geschichten zur Verfestigung von Bilddeutungen siehe Harald Welzer (Hrsg.): Das Gedächtnis der Bilder: Ästhetik und Nationalsozialismus. Tübingen 1995.

⁴⁶ In den untersuchten Fällen erschienen unter anderem von: Die Geschichte der 24. Infanteriedivision, Stolberg/Rhld. 1956; Kameradschaftsbund *Hans von Tettau*, Kurt Versock (Hrsg.): Die Geschichte der 8. Infanterie-/Jäger-Division, 1979; Heinz-Günther Guderian: Das letzte Kriegsjahr im Westen. Die Geschichte der 116. Panzer-Division 1944–1945. Sankt Augustin 1994.

⁴⁷ Arnd Bauerkämper: Das umstrittene Gedächtnis. Die Erinnerung an Nationalsozialismus, Faschismus und Krieg in Europa seit 1945. Paderborn u. a. 2012.

⁴⁸ Zum Begriff der Primärerfahrung siehe Hockerts, Zugänge zur Zeitgeschichte, S. 41.

Erfahrungsraum verarbeiteten also die Veteranen in ihren Erinnerungen.⁴⁹ Von einem Alltag im besetzten Gebiet, damit soll hier die Zone jenseits des Gefechtsfeldes gemeint sein, wie er sich aus Mikrostudien zu deutschen Kampfverbänden rekonstruieren lässt, können wir zwischen 1942 und 1944 immer dann sprechen, wenn sich die Frontlinie stabilisierte und Großverbände der Wehrmacht eigene Besatzungsregime errichteten.⁵⁰ Zeitweise konnte sich dort tatsächlich eine gewisse Stabilität, gar „Normalität“ einstellen. Die Divisionen der Wehrmacht strukturierten den ihnen unterworfenen Raum nach ihren Bedürfnissen. Sie räumten Dörfer zur Unterbringung der Soldaten, beuteten die Ressourcen ihres Divisionsgebietes zu deren Versorgung aus, zogen die verbliebene Zivilbevölkerung zur Zwangsarbeit heran und sorgten rigoros für die Sicherung der eigenen Einrichtungen gegen Angriffe von Partisanen.⁵¹

Diese Handlungsfelder brachten die Soldaten in engen Kontakt mit der Zivilbevölkerung. Soldaten und Zivilisten lebten zusammen, die Zivilbevölkerung arbeitete für ihre neuen Herren und versuchte, zu überleben. Für die Soldaten waren sie manchmal dienstbare Geister, manchmal ein Familienersatz, der sie vom Fronteinsatz ablenkte, manchmal Zielscheiben ihrer Wut und ihrer Frustration, manchmal Konkurrenten um knappe Ressourcen. Für die Wehrmacht waren die Zivilisten nützliche Arbeitskräfte oder eine Belastung als „unnütze Esser“, „seuchenhygienisches“ Problem oder „Bandenhelfer“.⁵² Jede Kategorie verband sich mit entsprechender Behandlung, die die Zivilbevölkerung jederzeit mit ungeheuerer Brutalität treffen konnte. Es entwickelte sich ein Alltag, den ein extremes Machtgefälle kennzeichnete. Die Soldaten mussten sich der unerbittlichen militärischen Disziplin unterwerfen, die sie immer wieder aufs Schlachtfeld zwang und zu Exekutoren des Besetzungsregimes ebenso wie des Vernichtungskrieges machte. Ihnen unterworfen war die Zivilbevölkerung, die sie Tag für Tag unter das Joch der deutschen Herrschaft zwangen.⁵³

Zu dieser Normalität gehörte die gnadenlose Rekrutierung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, es gehörte dazu, nur für diejenigen Menschen zu sorgen, die sich als nützlich erwiesen, es gehörte dazu, alle Arbeitsunfähigen, Kranken oder aus anderen Gründen Unerwünschten auszugrenzen, zu vertreiben oder gar zu ermorden. Geiseln wurden genommen und exekutiert, Dorfbewohner als lebende Minensuchgeräte über Wege und Straßen getrieben, Menschen aus nichtigen Anlässen getötet. Zu diesem Alltag gehörte es für die Soldaten, in einer ihnen feindlichen Umgebung zu leben, in der sie Verwundung oder Tod jederzeit

⁴⁹ Pohl, Herrschaft der Wehrmacht; Hartmann, Wehrmacht im Ostkrieg; Wolfram Wette: Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden. Frankfurt a. M. 2005.

⁵⁰ Christoph Rass: Verbrecherische Kriegsführung an der Front. Eine Infanteriedivision und ihre Soldaten. In: Hartmann, Verbrechen der Wehrmacht, S. 80–90.

⁵¹ Ders.: „Menschenmaterial“. Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939–1945. Paderborn u. a. 2003, S. 348ff.

⁵² Dazu auch Christoph Rass, Alexander Dalhauski: Die Deportationen von Ozarichi. Ereignis und Erinnerungsort in der Geschichte Weißrusslands. In: Thomas M. Bohn (Hrsg.): Bunte Flecken in Weißrussland 2013.

⁵³ Rass, „Menschenmaterial“, S. 263ff.

treffen konnten. Für die Zivilbevölkerung war es ein Alltag, den Gewalt, Gefahr, Willkür und vollkommene Unsicherheit prägten. Natürlich hat es in diesem Universum des Schreckens auch kleine Momente der Menschlichkeit gegeben. Versuche von Soldaten, das Los der Zivilisten zu verbessern, sie vor dem Schlimmsten zu bewahren oder ihnen einfach Lebensmittel für den nächsten Tag zuzustecken; Entscheidungen gegen Raub, Mißhandlung, Vergewaltigung, Mord. Im Vordergrund stand indes meist das gehorsame Mittun in Herrschaftsapparat und Kriegsmaschine. Gewonnen hat viel zu häufig das Streben nach dem eigenen kleinen Vorteil gegen ein wenig Mitleid – gerechtfertigt von einer oft rassistisch eingefärbten Perspektive auf die „primitiven Untermenschen“ in den besetzten Gebieten.⁵⁴

Und genau zwischen diesen beiden Polen liegt der Übergang zwischen den schwiegerigen Erinnerungen und den Geschichten aus den Erinnerungsorten der Veteranen. Denn die ungezählten verbrecherischen Akte gegen die Zivilbevölkerung im Besetzungsalltag der Fronttruppen, der tagtägliche Horror des Lebens unter deutscher Herrschaft, sollten keinen Eingang ins kollektive Gedächtnis finden. Dort gehörten vielmehr zur Geschichte von den „tragischen Helden“, die die Veteranen kommunikativ erinnerten,⁵⁵ auch Versatzstücke eines zwar harten, aber auch menschlichen Besetzungsalltages mit der Zivilbevölkerung.

Diese Geschichten erzählten die Überlebenden in den besetzten Gebieten freilich vollkommen anders, wie drei Beispiele verdeutlichen:⁵⁶ Wenn sich Veteranen der 253. Infanteriedivision nach dem Krieg daran erinnerten, wie sie 1941/42 im Dorf Seližarovo, einem kleinen Dorf etwa 100 Kilometer nordwestlich von Ržev in der Oblast Twer', überwinterten und die erste große Katastrophe des Ostkrieges überstanden, wo waren da die Einwohner der Häuser, die den Soldaten Schutz boten, wo die Besitzer des Viehs, das sie schlachteten? Den Menschen von Seližarovo hatten die Soldaten zuvor die Winterbekleidung abgenommen und sie dann hinaus in den Schnee getrieben. Wenn sich die Veteranen der 253. Infanteriedivision bei ihren Kameradschaftstreffen Geschichten über die vielen Einquartierungen bei Bauernfamilien in Polen, Weißrussland und Russland erzählten,

⁵⁴ Siehe allgemein *Gerlach*, Kalkulierte Morde; *Pohl*, Herrschaft der Wehrmacht, sowie als Fallstudie *Rass*, „Menschenmaterial“, Kapitel V.

⁵⁵ Siehe zu diesem Topos auch *Axel Schildt*: Die langen Schatten des Krieges über der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft. In: *Echternkamp, Martens*, Der Zweite Weltkrieg in Europa, S. 223–236, hier S. 233.

⁵⁶ Zur Frage der Wandlungen in der Erinnerungskultur zum Zweiten Weltkrieg in der ehemaligen Sowjetunion, siehe im Überblick *Nina Tumarkin*: *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*. New York 1994, sowie neuer *Martin Hoffmann*: Der Zweite Weltkrieg in der offiziellen sowjetischen Erinnerungskultur. In: *Helmut Berding* u. a. (Hrsg.): *Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert*. Göttingen 2000, S. 129–143; *Bernd Bonwetsch*: „Ich habe an einem völlig anderen Krieg teilgenommen.“ Die Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ in der Sowjetunion. In: *Berding* (Hrsg.), *Krieg und Erinnerung. Den Ansatz eines Vergleichs zwischen Deutschland und Russland* bieten die Beiträge in *Withold Bonner*: *Recalling the past – (Re)constructing the past. Collective and Individual Memory of World War II in Russia and Germany*. Helsinki 2008.

erinnerten sie sich dann an die Alkoholexzesse, die Vergewaltigungen und den Tag, an dem ein paar Soldaten im August 1944 einen Bauern, mit dem sie gerade noch am Tisch gesessen hatten, einfach totschlugen, weil er sich ein paar Zuckerrübwürfel genommen hatte? Amüsierten sie sich darüber, dass sie seiner Frau weismachen konnten, ihr Opfer wäre zur Kommandantur gebracht worden, um sich nicht den Rest des Abends durch ihr Entsetzen über den Tod ihres Mannes zu verderben?⁵⁷ Erinnerte sich der zum Unteroffizier gewordene Violinenspieler an den Tag, an dem seine Division im März 1944 in der Region um Pariči Frauen, Kleinkinder, Alte und Kranke zusammentrieb und in die Lager bei Ozariči schickte? Wahrscheinlich nicht. Zu alltäglich waren Zwangsrekrutierungen, Vertreibungen, Deportationen, zu viele die Orte, an denen sich ähnliches vollzog.⁵⁸ Für die Soldaten der 253. Infanteriedivision blieben die Deportationen im März 1944 – so wie für die Soldaten aller Divisionen der 9. Armee – eine Episode, von wenigen erinnert und kaum erzählt.⁵⁹ Als Erinnerungsort hat Ozariči, das sich in die Geschichte Weißrusslands eingekettet hat als der Standort dreier Lager, in denen 50 000 nach dort verschleppte Menschen Schreckliches erlebten, weder im kommunikativen Gedächtnis der deutschen Veteranen noch im kollektiven Gedächtnis der sie umgebenden Gesellschaft einen Platz gefunden. Beschweigen, verdrängen, beschönigen hat dafür gesorgt. In Weißrussland nimmt die Erinnerung an die gleichen Orte, dieselben Ereignisse eine zentrale Stelle ein.⁶⁰

Erkenntnisse

Bau und Umbau der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg im kollektiven Gedächtnis ist ein sich bis in unsere Gegenwart und über sie hinaus fortsetzender Prozess. Seine Inhalte werden inzwischen ebenso in den Diskursarenen unserer Gesellschaft verhandelt, wie von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ganz unterschiedlicher Disziplinen in seiner historischen Dimension untersucht und zugleich mitgestaltet. Dieser Beitrag hat auf drei Sachverhalte in diesem Kontext hingewiesen und damit zugleich Perspektiven für weiterführende Fragen aufgezeigt.

Nachdem sich mittlerweile ein breites Spektrum von Untersuchungen mit dem individuellen Erinnern ehemaliger Soldaten befasst und das Verhältnis zwischen dem Ort des Zweiten Weltkrieges im kommunikativen und im kollektiven Gedächtnis zunehmend Aufmerksamkeit erfährt, lassen sich vier Themenbereiche

⁵⁷ Rass, „Menschenmaterial“, S. 271.

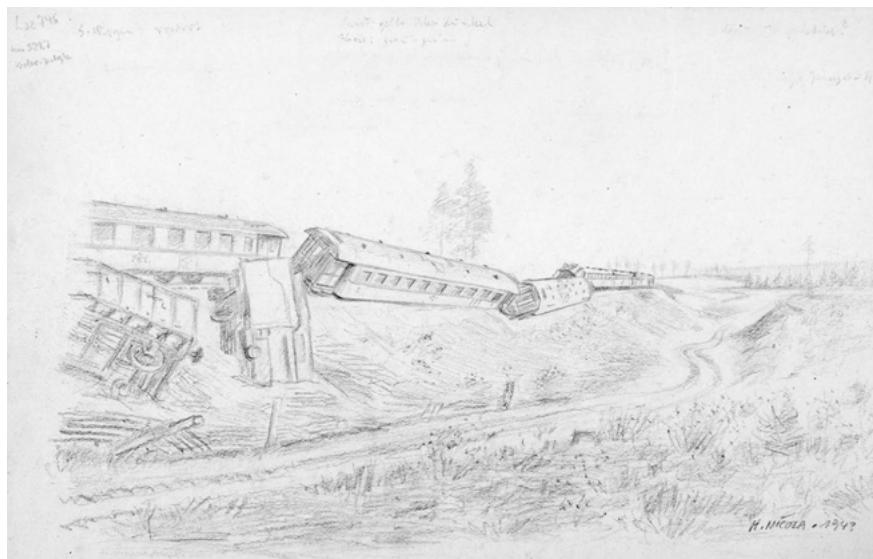
⁵⁸ Rass, „Menschenmaterial“, S. 386ff.

⁵⁹ Siehe dazu auch die „offizielle“ Divisionsgeschichte Clemens von Boenninghausen: 253. Infanterie Division. Weg und Ende einer rheinisch-westfälischen Division im Osten 1941–1945. Coesfeld 1972

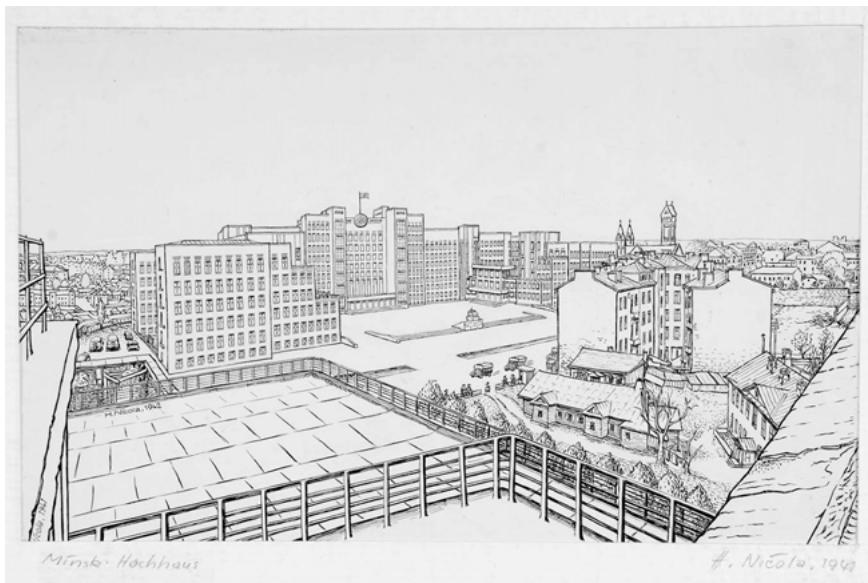
⁶⁰ Christoph Rass: Kinder und Kranke als „unnütze Esser“. Der Umgang der deutschen 9. Armee mit der Zivilbevölkerung Weißrusslands 1943/44. In: Rainer Hudemann (Hrsg.): Behinderten-, Kranken- und Säuglingsmorde in Belarus 1941–1944 (im Erscheinen).

identifizieren, in denen sich die Analyse der Erinnerungslandschaften der Veteranen des Zweiten Weltkrieges weiter vorantreiben lässt. Erstens kann die Auseinandersetzung mit den Anfängen einer den Primärerfahrungen nahen Erinnerungskultur von Wehrmachtangehörigen vor der Zäsur des Jahres 1945 durch eine vergleichende Analyse von Fotografien, Tagebüchern, Briefen und anderen Egodokumenten einerseits, ersten Produkten erinnerungspolitischer Publizistik des NS-Regimes selbst andererseits, die über das Kriegsende hinausweisenden Anfänge kommunikativen Erinnerns freilegen. Dabei werden sich solche Fälle als besonders aufschlussreich erweisen, bei denen sich die Produktion entsprechender Erinnerungartefakte mit unterschiedlicher Intention und in unterschiedlichen Medien in der Person eines Erlebenden bzw. Erinnernden verbinden. Zweitens sind die Veteranenvereine in der Forschung bisher vor allem als Lobbyorganisationen oder geschichtspolitische Akteure und in erster Linie über ihre Spitzerverbände und prominenten Akteure wahrgenommen worden. Flankierend kann eine Untersuchung des fast schon rituellen Erzählens von Kriegserleben, eines in den Vereinsorganen teils über Jahrzehnte hinweg formulierten Kanons von Erinnerungen und Deutungen sowie der sich davon ableitenden Kommunikationsstränge in weitere gesellschaftliche Zusammenhänge, Praktiken des Erinnerns im Spannungsfeld zwischen individuellem, kommunikativem und kulturellem Gedächtnis sichtbar machen. Hierbei gilt es, der Überlieferung der Traditionenverbände, die vielfach neben ihrer Publizistik eigene Archive bildeten, größere Aufmerksamkeit zu schenken. Drittens ist es durchaus möglich, die Distanz der von ehemaligen Wehrmachtsangehörigen geformten Gedächtnisinhalte zu ihren zentralen realhistorischen Referenzpunkten zu bestimmen. Dabei wäre zum einen an das Verhältnis zwischen dem immer wieder sehr genau rekonstruierbaren Gewalthandeln und -erleben von Wehrmachtsoldaten und ihren Erinnerungstopoi zu denken. Gleichermaßen gilt für ihr Alltagshandeln und -erleben. Zum anderen aber gilt es auch, die Erinnerungen von Wehrmachtspersonal und russischer Zivilbevölkerung oder Soldaten der Roten Armee miteinander in Beziehung zu setzen und vor dem Hintergrund von Realgeschichte ebenso wie im Kontext sich wandelnder Erinnerungskulturen miteinander verbunden zu deuten. Dies kann sich insbesondere dann nicht nur wissenschaftlich als fruchtbar erweisen, sondern auch einen Beitrag zum europäischen Erinnern leisten, wenn beide den gleichen Ort von Erinnerung betreffen.

Hans Nicola vor dem Motiv eines Propagandabildes (1942).



Skizze des gesprengten Zuges, Hans Nicola (1942).



Postkartenmotiv Minsk, Hans Nicola (1941).

Boris Kovalev

Alltag im besetzten Gebiet der RSFSR

Der Zweite Weltkrieg bedeutete für viele Millionen Menschen eine tragische Heimsuchung. Tod und Zerstörung, Hunger und Not wurden zu Bestandteilen des täglichen Lebens. Besonders schwer war dies alles in den vom Feind annexierten Gebieten zu ertragen. Keine Armee, die ein Land besetzt hält, kommt ohne Zusammenarbeit mit den Behörden und der Bevölkerung dieses Landes aus. Ohne diese Kooperation kann das Besatzungssystem nicht funktionieren. Man benötigt Dolmetscher, Verwaltungsfachleute, Wirtschaftsexperten, Kenner der politischen Strukturen und lokalen Bräuche. Das Beziehungsgeflecht zwischen ihnen macht das Wesen der Kollaboration aus.

Im Fremdwörterbuch wird der Begriff „Kollaborateur“ folgendermaßen definiert: „(aus dem Französischen – collaboration – Zusammenarbeit) – Verräter, Vaterlandsverräter, Person, die mit den deutschen Invasoren in den von diesen besetzten Ländern in den Jahren des Zweiten Weltkrieges (1939–1945) zusammengearbeitet hat.“¹ Allerdings begann man den Terminus „Kollaboration“ bereits während des Ersten Weltkrieges auf diese Weise zu interpretieren. Man gebrauchte ihn getrennt vom Wort „Zusammenarbeit“, sodass er nur mehr „Verrat“ bedeutete. In Russland wird der Begriff „Kollaborateur“ zur Bezeichnung von Menschen, die in verschiedenen Formen mit dem nationalsozialistischen Besatzungsregime zusammengearbeitet haben, erst in letzter Zeit verwendet. In der sowjetischen Geschichtswissenschaft wurden meist Begriffe wie „Verräter“, „Vaterlandsverräter“ und „Helfershelfer“ benutzt. Gründe für diese Zusammenarbeit lassen sich zahlreich finden. Einige hegten einen abgrundtiefen Hass auf die Sowjetmacht und träumten davon, es „den Bolschewiken und den Juden heimzuzahlen“. Es gab Leute, die immer „obenauf“ sein wollten. Und es war in keiner Weise ausschlaggebend, welches Regime im Lande herrschte: rot oder braun, kommunistisch oder demokratisch. „Macht um der Macht willen“ – das war, wonach sie strebten und wofür sie bereit waren, jedem Regime zu dienen.

Diejenigen, die in der einen oder anderen Form mit den Besatzern zusammenarbeiteten, waren dafür zweifellos in unterschiedlichem Maß verantwortlich. Das hat die Führung des sowjetischen Widerstandes bereits in der Anfangsphase des Krieges eingeräumt. Unter den Ältesten und anderen Vertretern der „neuen russischen Administration“ waren Menschen, die diese Funktionen nur unter Zwang, auf Bitte ihrer Dorfgenossen und im Auftrag der sowjetischen Geheimdienste ausübten.

Unter den Bedingungen der Besetzung der westlichen Regionen unseres Landes sollte die Tätigkeit der Personen, die eine Waffe in die Hand nahmen oder den Besatzern ihr intellektuelles Potential zur Verfügung stellten, als Verrat nicht nur im strafrechtlichen, sondern auch im moralischen Sinn des Wortes bezeichnet werden.

¹ Sovremennyj slovar' inostrannych slov. Moskva 1993, S. 287.

Wenn wir jene verurteilen, die mit dem Feind effektiv zusammengearbeitet haben, müssen wir uns der ganzen Schwierigkeit der Lage von Millionen Landsleuten bewusst sein, die sich im annexierten Gebiet befanden. Denn in dieser Situation kam alles zusammen: der Schock über den blitzartigen Vormarsch der Hitlertruppen, die ausgeklügelte und erstklassige Propaganda der Nationalsozialisten, die Erinnerung an die sowjetischen Repressionen des Vorkriegsjahrzehnts. Dabei war die deutsche Besatzungspolitik gegenüber der russischen Bevölkerung in erster Linie eine Politik der „Peitsche“, wobei das Territorium selbst als Agrar- und Rohstoffbasis für den Bedarf des Reiches betrachtet wurde.

Man darf jedoch nicht vergessen, dass die russische Bevölkerung auch überhaupt nicht auf eine Politik des „Zuckerbrots“ vorbereitet war: die Ausgabe von Waren aus den Geschäften an die Einwohner, die Öffnung der Kirchen, die Versprechungen, die Kolchose aufzulösen und in den Städten und auf dem Land private Betriebe zu erlauben. Mit derartigen Aktionen zog die Besatzungsverwaltung eine beträchtliche Anzahl von Leuten jeglicher Art auf ihre Seite.

Aber nicht jede Zusammenarbeit mit dem Feind kann als Verrat klassifiziert werden. Wenn es so wäre, dann könnten alle Völker der besetzten Länder, darunter auch die bis zu 80 Millionen Bürger der UdSSR, als Helfershelfer der Hitlerdeutschen angesehen werden. Übrigens wurde letztere These von der nationalsozialistischen und kollaborationistischen Presse aktiv verbreitet, vor allem vor dem Rückzug der Wehrmacht aus diesem oder jenem Gebiet.

Wer heute die Geschichte des Zweiten Weltkrieges erforscht, muss sich darüber im Klaren sein, dass all diese Menschen, die sich in der Gewalt der Besatzer befanden, mit ihnen in irgendwelcher Form kooperieren oder zusammenarbeiten mussten, um wenigstens ihr eigenes Leben oder das ihrer Angehörigen zu bewahren. Darin bestand in vielerlei Hinsicht die Realität ihres Alltags.

Es ist unabdingbar, bei der Untersuchung dieses Problems die sozialpolitischen und nationalen Hintergründe der verschiedenen Arten von Kollaboration zu berücksichtigen, aber auch die persönlichen Motive, die einzelne Bürger dazu gebracht haben, mit den Besatzern zusammenzuarbeiten.

Die Gründe, die unsere Landsleute zur Zusammenarbeit mit den Besatzern veranlasst haben, waren komplex und keineswegs eindeutig. Sie hatten ihren Ursprung in den jeweiligen Lebensumständen, aber auch in verschiedenen psychologischen und weltanschaulichen Faktoren. Unter diesen Leuten gab es unzweifelhaft eine beträchtliche Gruppe von antisowjetisch eingestellten Bürgern, die den Besatzern gewissenhaft und ergeben dienten. Aber sie bildeten nicht die Mehrheit.

Unter Besatzungsbedingungen waren Millionen von Bürgern mit dem Problem des physischen Überlebens konfrontiert. Dabei muss man bedenken, dass es sich zum Großteil um alte Menschen, Frauen und Kinder handelte. Daher war auch ihr Alltag als solcher unter der Besatzung keineswegs so simpel und unterschiedslos.

Die russische Bevölkerung unter nationalsozialistischer Besatzung kann in vier Gruppen eingeteilt werden. Der ersten gehörten Menschen an, die eine Waffe in die Hand nahmen oder mit den Geheimdiensten des Feindes zusammenzuarbeiten begannen. Als Polizisten oder Angehörige von Strafkommandos nahmen sie

an verschiedenen Aktionen teil, die gegen die friedliche Bevölkerung und gegen Mitglieder der Widerstandsbewegung gerichtet waren.

Die deutsche Militärführung teilte die Sowjetbürger, die von der Wehrmacht für ihre Ziele eingesetzt wurden, in folgende Kategorien ein:

1. Als gleichberechtigte Verbündete betrachtete Angehörige der Turkvölker und Kosaken, die die als Sonderkampfverbände – wie die Turkestanischen Bataillone, die Kosakeneinheiten und die Formationen der Krimtataren – zusammen mit den deutschen Soldaten gegen den Bolschewismus kämpften.

2. Aus Freiwilligen bestehende lokale Sicherungskräfte einschließlich in die Freiheit entlassener estnischer, lettischer, litauischer, finnischer, ukrainischer, belorus-sischer und volksdeutscher Kriegsgefangener, die zur Aufrechterhaltung der Ord-nung und zum Kampf gegen die eingekesselten Gruppen der Roten Armee und gegen Partisanen eingesetzt wurden.

3. Aus lokalen Freiwilligen und freigelassenen Kriegsgefangenen bestehende Einheiten, die zum Polizeidienst herangezogen wurden.

4. Freiwillige aus der Zivilbevölkerung und freigelassene Kriegsgefangene, die bei den deutschen Einheiten als Hilfspersonal tätig waren.

5. Sowjetische Staatsbürger, die der deutschen Armee bei Straßenbau-, Befesti-gungs- und anderen Arbeiten behilflich waren.

6. Sowjetische Kriegsgefangene, die für die deutsche Armee Versorgungsarbei-ten verrichteten.²

Auf dem besetzten russischen Territorium agierten zahlreiche Spitzel-, Polizei- und Straforgane: Gestapo, SS-Einheiten, Polizeibataillone, Sicherungsdivisionen im Hinterland, Feldgendarmerie, Geheime Feldpolizei und Sicherheitspolizei. Alle diese deutschen Instanzen bedienten sich aktiv der lokalen „russischen Hilfspolizei“. Formal unterstand die Hilfspolizei dem Dorfältesten oder dem Bürgermeister, in den Städten und großen Ortschaften der Stadtverwaltung. Faktisch jedoch arbeitete die Hilfspolizei im Auftrag und unter der Kontrolle der deut-schen Kommandantur, der Gestapo, etc.

Als Schwerpunkt der Tätigkeit der Polizei galt die Aufdeckung und Verfolgung aller gegen die deutschen Interessen gerichteten Handlungen und Intentionen. Die Polizeiangehörigen nahmen mit der Waffe in der Hand direkt am Kampf ge-gegen den sowjetischen Widerstand teil und unterstützten die deutschen Militär-kommandanturen bei der Bewachung von Produktions- und Lagerobjekten.

Dem sowjetischen Widerstand war sehr wohl bewusst, dass ein bewaffneter Po-lizist, der das Vertrauen der Besatzungsbehörden besaß, eine ernst zu nehmende Kraft darstellte. Daher wurde alles unternommen, um die aktivsten Helfershelfer des Feindes physisch zu vernichten oder in den Augen der Nationalsozialisten zu diskreditieren. Darüber hinaus schleusten die Tschekisten ihre Agenten in den Po-lizeiapparat ein und trieben außerdem den Aufstieg unserer Nachrichtenleute in die Führung dieser Organe voran.³

² Samuel J. Newland: Cossacks in the German Army. 1941–1945. London 1991. S. 58.

³ Gosudarstvennyj archiv Smolenskoj oblasti, f. 8, op. 2, d. 356, l. 30.

Der Gegner war in unser Land eingedrungen, um es zu erobern. Wer ihn unterstützte, konnte unter keinen Umständen Anteilnahme oder Sympathie erregen. Daher wurden die Erschießungen oder Hinrichtungen durch den Strang von Kollaborateuren, die während der Offensive gefasst worden waren, von der Bevölkerung als absolut gerechte Strafe empfunden.

In die zweite Gruppe fallen Menschen, die der Besetzungsverwaltung ihren Intellekt oder ihre beruflichen Fertigkeiten in gutem Glauben oder aus Eigennutz zur Verfügung stellten. Sie waren bei den Behörden tätig, arbeiteten bei kollaborationistischen Zeitungen mit. Einige von ihnen standen mit kulturellen Einrichtungen in Verbindung, aber auch mit der Kirche.

Manche Menschen entwickelten den Deutschen und ihren Verbündeten gegenüber ein Gefühl der Dankbarkeit für die „Befreiung vom verfluchten Joch des jüdischen Bolschewismus“. Nicht selten entsprang es dem Einfluss der massiven deutschen Propaganda. Am Vorabend des Großen Vaterländischen Krieges zählten die Propagandaorgane des faschistischen Deutschland zu den effektivsten der Welt. Im Laufe der zwei Jahre andauernden Kampfhandlungen in Europa hatten die deutschen Propagandisten einen reichen Schatz an Arbeitserfahrung nicht nur mit den Soldaten des Gegners sammeln können, sondern auch mit der Zivilbevölkerung, die in den von den Nationalsozialisten besetzten Gebieten lebte.

Wie die Angehörigen des sowjetischen Widerstandes später anmerkten, versuchten die Nationalsozialisten bei den Menschen – den Einwohnern der besetzten Gebiete – den Glauben an einen möglichen Sieg der Roten Armee auszulöschen, ihren Willen zum Kampf gegen den Hitlerfaschismus zu lähmen und sie so weit wie möglich auf ihre Seite zu ziehen. Die nationalsozialistischen Propagandastellen rechneten damit, dass es ihnen leicht gelingen werde, die sowjetische Gesellschaft zu spalten. Und das nicht nur dank ihrer Erfolge an den Fronten und ihrer geschickten Propaganda, sondern auch wegen der Ereignisse der Vorkriegsjahre: der Zwangskollektivierung, der grundlosen Massenrepressionen und des Konflikts des Staates mit der Kirche.

In ihrer propagandistischen Arbeit setzten die Besatzer alles daran, um möglichst viele Vertreter der diversen kreativen Berufe für sich einzunehmen. Auf den Seiten der kollaborationistischen Presse erschienen regelmäßig Artikel mit bezeichnenden Überschriften: „An die Intelligenz!“, „Dem befreiten Volk – seine Volkskunst“, „Über den Platz der russischen Intelligenz in diesem Krieg“. Die nationalsozialistische Propaganda forderte, dass die russischen Literaten und Maler, Schauspiele und Musiker die künstlerischen Positionen vollständig revidierten, die „von den Bolschewiken zwangswise eingeführt wurden“. Die Künstler wurden aufgerufen „... die Kunst von allen schädlichen Ablagerungen, die sich in den Jahren der jüdischen Vorherrschaft gebildet haben, zu reinigen“.⁴

Ab 1941 fanden sich in praktisch allen kollaborationistischen Publikationen „Kultturecken“. Dort wurden die Werke der russischen Klassiker abgedruckt – Aleksandr Puškin, Michail Lermontov, Fedor Dostoevskij u. a. Kommentare wiesen die Leser

⁴ Zeitung „Reč“ vom 15. März 1942.

auf jene Aspekte ihrer Werke hin, die unter der Sowjetmacht totgeschwiegen oder herabgemindert worden waren: Religiosität, Antisemitismus und Nationalismus.⁵

Bereits 1942 wurde auf dem besetzten Gebiet Russlands mit der Herausgabe spezieller literarisch-künstlerischer Zeitschriften begonnen. In Berlin befand sich die Redaktion der Zeitschrift „Mir“ (eine seit November 1942 erscheinende Monatszeitschrift zu politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Themen). „Vol’nyj Pachar“ (eine vierteljährliche Zeitschrift zu Fragen der Politik und der „zivilisierten Bodennutzung“) wurde in Pskov herausgebracht. In der kollaborationistischen Presse wurde eine noch größere Anzahl von Periodika angekündigt.

Zu einer Art Literaturhauptstadt auf dem besetzten Territorium Russlands entwickelte sich Smolensk. Hier erschienen die Zeitschriften „Bič“ (satirisch, mit antisowjetischer Tendenz, seit 1942, vierteljährlich), „Na perelome“ (künstlerisch-publizistisch, seit 1942, vierteljährlich), „Škola i vospitanie“ (pädagogisch, seit 1942, vierteljährlich), Škol’nik (für Kinder, seit 1942, vierteljährlich) sowie die Zeitungen „Novyj put“ (seit 1941, vierseitig, drei Mal in der Woche, Auflage: 150 000–200 000 Exempl.), „Golos naroda (1941–1943), „Za svobodu“ (1943) und „Kolokol“ (kam ab 22. März 1942 zweimal im Monat für die Bauern der besetzten Gebiete heraus. Auflage: 150 000 Exempl.).⁶

Die Mitarbeiter des Propagandaministeriums des Dritten Reiches waren sich der Rolle sehr wohl bewusst, die den Massenmedien bei der ideologischen Manipulierung der Bevölkerung zukommen konnte. Im Buch des bekannten deutschen Generals Heinz Guderian „Vospominanija soldata“ wird die Kathedrale von Smolensk in den ersten Stunden der Besetzung der Stadt durch die Nationalsozialisten so geschildert: „Beim Eintritt fiel dem Besucher ein antireligiöses Museum ins Auge, das sich im zentralen Teil und auf der linken Seite der Kathedrale befand. [...] Im Innenraum standen Wachsfiguren in Lebensgröße, die in übertriebener Form zeigten, wie die Bourgeoisie das Proletariat ausbeutet und unterdrückt. Die rechte Seite der Kirche war dem Gottesdienst vorbehalten.“⁷

Die russische Bevölkerung, insbesondere in den ländlichen Gebieten, war 1941 mehrheitlich religiös geblieben. Der beginnende Krieg hatte dieses Gefühl noch verstärkt.

Die Hitlerdeutschen betrachteten die Kirche und die Priester als ihre potentiellen Verbündeten. Sie bauten bei der Durchführung ihrer Besatzungspolitik auf dem Gebiet der UdSSR auf umfassende Hilfe seitens der Geistlichkeit. Interessant ist, dass Alfred Rosenberg bereits 1921 bei einer Begegnung mit russischen Monarchisten Pläne zur Schaffung eines Priesterkaders für das künftige Russland erörterte.⁸

⁵ Central’nyj gosudarstvennyj archiv istoriko-političeskich dokumentov (im Folgenden CGA IPD SPb), f. 0-116, op. 1, d. 131, l. 17.

⁶ Igor’ Ivlev, Andrej Judenkov: Oružiem kontrpropagandy. Moskva 1988, S. 262–278.

⁷ Heinz Guderian: Vospominanija soldata. Rostov-na-Donu 1998, S. 160. Hier Rückübersetzung des Zitats aus der russischen Ausgabe der Erinnerungen von Heinz Guderian (Anm. der Redaktion).

⁸ Harvey Fireside: Icon and Swastika. The Russian Orthodox Church under Nazi and Soviet Control. Cambridge 1971, S. 59.

Die deutschen Plakate und Flugblätter zum Thema Kirche, die in den ersten Tagen der Besatzung herauskamen, stellten in erster Linie auf den Kontrast ab, wobei viel Fotomaterial verwendet wurde. Ein Flugblatt zeigte Rotarmisten, die „auf Befehl E. Jaroslavskij Kirchengeräte aus einem Gotteshaus tragen“ und „deutsche Soldaten, die den Einwohnern helfen, ihre in Brand gesteckten Häuser zu löschen“.⁹ Auf allen Ebenen wurde der Bevölkerung der Gedanke suggeriert, dass Religion und Moral mit der Sowjetmacht unvereinbar seien. Feierlichkeiten anlässlich der Einweihung neuer Kirchen begannen mit folgenden Worten der Priester: „Entweder gibt es Gott – dann müssen die bolschewistischen Verbrecher vernichtet werden oder es gibt die Bolschewiken und man wird die Kirchen zerstören.“¹⁰ Bei allen derartigen Veranstaltungen waren Vertreter der deutschen Propagandastellen anwesend.

Diese Politik wurde aus einer Reihe von Gründen verfolgt. Erstens wurden durch sie die Interessen der Wehrmacht und Deutschlands, wirtschaftlich gesehen, kaum berührt. Zweitens war der Ambo in der Kirche der ideale Ort zur Durchführung von Propaganda und drittens war dies eine wohl durchdachte kontrapropagandistische Aktion, denn die sowjetische Seite betrachtete die Kirche in den ersten Monaten des Krieges aus reiner Gewohnheit als ihren ärgsten Feind.

Es steht außer Zweifel, dass sich die Nationalsozialisten von Beginn der Besetzung an dem geistlichen Leben Russlands gegenüber ambivalent und äußerst inkonsequent verhielten. Sie trieben ihr Spiel mit der Kirche und nutzten sie aus. Was hat die russischen Geistlichen dennoch dazu gebracht, aktiv mit den deutsch-faschistischen Besatzern zusammenzuarbeiten? Viele von ihnen antworteten nach ihrer Verhaftung durch die sowjetischen Organe der Staatssicherheit folgendermaßen auf diese Frage: „Erstens waren das materielle Interessen. Wir waren durch das Amt abgesichert und erhielten dafür wesentlich mehr materielle Güter als unter der Sowjetmacht. Zweitens hat uns gefallen, dass wir wieder angesehene Mitglieder der Gesellschaft wurden und drittens waren praktisch alle von uns Repressionen seitens der Kommunisten ausgesetzt gewesen.“¹¹

Die Intensität der Zusammenarbeit der verschiedenen Gruppen von Bürgern unseres Landes mit den Hitlerdeutschen stand in vielerlei Hinsicht im Zusammenhang mit der Lage an den Fronten des Vaterländischen Krieges. Es ist verständlich, dass – nachdem die Pläne für einen Blitzkrieg gescheitert waren und sich die russische Bevölkerung vom menschenfeindlichen Charakter des nationalsozialistischen Besetzungsregimes überzeugt hatte – sehr viele der Kollaborateure versuchten, als der sowjetische Widerstand im Hinterland des Feindes aktiviert wurde, ihre Schuld gegenüber ihren Landsleuten wiedergutzumachen.¹²

⁹ Emel'jan Jaroslavskij – Vorsitzender des „Vereins der kämpfenden Gottlosen“ (Sojuz vonstvujučich bezbožnikov) von 1925–1943, Herausgeber der Zeitung „Bezbožnik“ (Anm. der Redaktion).

¹⁰ CGA IPD SPb, f. 0-116, op. 9, d. 131, l. 2.

¹¹ Archiv Upravlenija FSB po Smolenskoj oblasti, d. 9335, l. 38 Rücks.

¹² Sergej Kulik: Antifašistskoe dviženie Soprotivlenija v Rossii. 1941–1944. Problemy političeskogo i ideologičeskogo protivoborstva. Sankt Peterburg 2006, S. 118.

Der dritten Gruppe gehörten Menschen an, die sowohl auf dem Land als auch in verschiedenen Industriebetrieben arbeiteten, um sich selbst, aber auch ihre Verwandten und Freunde vor dem Hungertod zu retten.

So erzählt in dem gut gemachten Film von Leonid Bykov „Aty-baty, šli soldaty ...“ einer der Helden – der Soldat Glebov – dem Leutnant, dass er in der Besetzungszeit Pflüger war. Zwischen ihnen entspinnst sich folgender Dialog:

„Du hast also für die Deutschen gearbeitet?“
 „Ja, wir haben bei den Deutschen Zuteilungen bekommen.“
 „Seltsam, seltsam. Und waren da bei euch viele solche Pflüger?“
 „Ja, das gab's eben ...“

Für Leutnant Suslin, der kurz zuvor noch ein sowjetischer Schüler war, ist das fast ein Verbrechen. Aber Glebov ist nicht bange, als er das erzählt: „Sie waren nicht unter deutscher Herrschaft. Aber ich schon. Und es war nicht einfach. Ich habe bei ihnen gepflügt. Ich bin böse und habe vor nichts Angst.“

Man kann es nicht „Verrat“ nennen, wenn jemand die Soldaten des Gegners bei sich einquartierte oder ihnen kleine Gefälligkeiten erwies (Flicken der Wäsche, Waschen etc.). Man kann Menschen schwer einen Vorwurf machen, die – bedroht von feindlichen Maschinengewehren – Schienenwege und Straße räumten, ausbesserten oder bewachten.

Die genannte Art der zivilen Kollaboration trug meist unfreiwilligen Charakter, da die friedlichen Bewohner, insbesondere in den Städten, keine andere Möglichkeit hatten, die Mittel zum Überleben ihrer Angehörigen aufzutreiben. Es gibt auch keinen Grund, alle Kriegsgefangenen als Vaterlandsverräter einzustufen. Schließlich befand sich der Großteil von ihnen nicht freiwillig dort (insbesondere 1941), sondern aufgrund nicht von ihnen abhängender Umstände wie etwa Verwundung, Einkesselung oder Verlust der Verbindung mit ihrer Einheit.

Die Nationalsozialisten umwarben intensiv Vertreter nationaler Minderheiten, die Ende der 1930er-Jahre schwer unter den unbegründeten Repressionen gelitten hatten. Folglich wurden Esten, Letten und Finnen von ihnen als potentielle Verbündete innerhalb der Bevölkerung angesehen. Eine Sonderstellung hatten die Volksdeutschen inne – Menschen mit deutschen Wurzeln. Die nationalsozialistische Rassentheorie verschaffte ihnen eine privilegierte Position.

Einen besonderen Platz bei den Beziehungen der Bevölkerung zu den Soldaten der Besetzungsarmee nimmt das Problem der Begegnung russischer Frauen mit deutschen Männern ein. Hier gab es alles: Fälle von Vergewaltigung, das Bestreben, durch Beziehungen Brot für sich und seine hungrigen Kinder zu beschaffen, aber auch echte Liebesgeschichten à la „Romeo und Julia“. 1941 wurden alle diese Vorkommnisse (außer natürlich Vergewaltigungen) von sowjetischer Seite als Vergehen der Frauen betrachtet. Man zog sie in der Folge jedoch nicht zur strafrechtlichen Verantwortung. Es konnte nur um eine moralisch-sittliche Bewertung ihres Verhaltens gehen.

Wer besonders unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Besatzung zu leiden hatte, waren die Kinder. Bereits in den ersten Wochen des Krieges stellten

die staatlichen Sicherheitsorgane fest, dass die nationalsozialistischen Geheimdienste Kinder und Jugendliche einsetzten. So wurde in einer Sondermeldung des UNKVD für das Gebiet Smolensk an die Spezialabteilung des NKVD der Südfront vom 4. September 1941 über den Einsatz von Kindern und Jugendlichen durch die deutsche Aufklärung berichtet.

Als eines der Hauptprobleme, die von der kollaborationistischen Verwaltung angegangen werden sollten, bezeichnete die deutsche Militärführung die „Deboschewisierung der Bevölkerung und vor allem der Kinder“. Dies sollte mit Hilfe der Lehrkräfte geschehen.

Die gesamte Politik der Besatzer im Bereich des Bildungswesens für die russische Bevölkerung wurde durchweg zu den Propaganda-Aktionen gezählt und weitgehend von den entsprechenden nationalsozialistischen Stellen überwacht. Man darf auch nicht vergessen, dass die Besatzungsdienste vor Ort die aktive Unterstützung der Kollaborateure brauchten. Die „neue russische Schule“ sollte die Menschen deutschfreundlich und propagandistisch ausgerichtet erziehen. Besonders aktuell wurde dies nach dem Scheitern des geplanten deutschen Blitzkrieges gegen die Sowjetunion. Unter diesen Bedingungen sollten die Schulen und deren Mitarbeiter für die Nationalsozialisten zu jener Kraft werden, die es ermöglichen würde, die russische Jugend zu kontrollieren und den Einfluss der Vertreter des sowjetischen Widerstandes auf sie zu schwächen.

Die vierte Gruppe bildeten die Angehörigen der Widerstandsbewegung: Partisanen und Untergrundkämpfer.

Das große Verdienst der Mitglieder des sowjetischen Widerstandes besteht darin, dass sie im Laufe der Kampfhandlungen auf eine strengen Trennung der Gesellschaft in „Eigene“ und „Fremde“ verzichteten. Der sowjetischen Seite war sehr wohl bewusst, dass ein Sieg nur möglich war, wenn alle Kräfte vereinigt würden. Das Land hatte einen einzigen Feind – die ausländischen Eroberer – und diese galt es zu vernichten.

Was die übrigen betrifft, so wurde bei ihnen aktive Aufklärungsarbeit betrieben. Diese erstreckte sich sowohl auf die friedliche Bevölkerung – Arbeiter, Bauern, Intellektuelle, Geistliche – als auch auf Polizisten, Legionäre und Vlasov-Anhänger. Viele derjenigen, die auf der Seite des Feindes gewesen waren, zeigten Reue und schlossen sich dem Kampf gegen die Invasoren an. Wer bis zum Ende bei den Nationalsozialisten blieb, teilt voll und ganz ihre Verantwortung für die blutigen Verbrechen gegen die Menschheit.

Alle diese vier Gruppen waren in keiner Weise statisch und geschlossen. So schlügen sich zu Beginn des Krieges nicht selten ins Hinterland eingeschleuste Mitglieder von Partisanenabteilungen und Sabotagegruppen auf die Seite der Hitlerdeutschen. Nachdem sie den Glauben an den Sieg der Roten Armee verloren hatten, liefen sie zum Feind über.

1943 war die Situation umgekehrt. Da boten ehemalige Polizisten und Mitarbeiter kollaborationistischer Strukturen dem antifaschistischen Widerstand bereits ihre Dienste an.

Eine beträchtliche Anzahl von Menschen, die zu Beginn nur darauf bedacht waren, den Krieg zu überleben, schlug später den Weg des aktiven Kampfes gegen den Feind ein.

Der Alltag eines Menschen unter Besetzungsbedingungen sollte als „Überleben“ bezeichnet werden. Nicht alle hatten das Glück, die Befreiung von der feindlichen Invasion zu erleben. Viele Menschen starben an Hunger und Krankheiten oder wurden während diverser Strafaktionen vernichtet.

Der Sieg über das nationalsozialistische Deutschland wurde nicht nur an der Front und nicht nur im sowjetischen Hinterland erkämpft. Er wurde auch von jenen errungen, die sich in den langen Monaten der Besatzung selbst treu blieben, nicht auf eine Zusammenarbeit mit dem Gegner einließen, weder Tod noch Gefahr fürchteten und sich von den Versprechungen und Zusicherungen nicht beeinflussen ließen, die von den nationalsozialistischen Propagandisten so überreichlich gegeben worden waren.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

Das Schicksal einzelner Nationalitäten und Gruppen der sowjetischen Bevölkerung im historischen Gedächtnis

Beate Fieseler

Die Invaliden des „Großen Vaterländischen Krieges“ der Sowjetunion, 1941–1991

Man könnte die Sowjetunion nach dem siegreich beendeten Zweiten Weltkrieg als traumatisierte Gesellschaft bezeichnen. Denn dass es sich vor dem Hintergrund der furchtbaren Kriegsverluste um eine solche handelte, liegt auf der Hand. Zu beklagen waren rund 27 Millionen Tote. Zu den überlebenden Opfern des Krieges gehörten Millionen von Kriegswaisen, Kriegswitwen und Kriegsinvaliden. Doch in der Stalinzeit waren diese schier unermesslichen Opferzahlen nicht bekannt, der Toten, Versehrten, Waisen und Witwen wurde nicht öffentlich gedacht. Die Gesellschaft sollte nach vorn schauen, sich nicht mit ihren traumatischen Erfahrungen beschäftigen.¹ Dabei war das Heer der Kriegsversehrten in der unmittelbaren Nachkriegszeit kaum zu übersehen. Eduard Kočergin, der sich in den Kriegsjahren als Waisenkind in der Sowjetunion herumgetrieben hat, kannte das Milieu der Außenseiter gut:

Vielleicht erinnern Sie sich an die vierziger Jahre nach dem Krieg, an die Schwarzmärkte in großen und kleinen Städten, an die Lawine der „Stümpfe“, „Rollbretter“, „Krücken“ und an das kriegsverehrte Volk in den Kneipen und auf den Straßen... Der Bahnhof... war bevölkert von „Stümpfen“, Armlosen, Beinlosen, Verbrannten, Blinden... Man konnte alle Formen menschlicher Verkrüppelung sehen, die der letzte Vaterländische Krieg dem Volk gebracht hatte. Da gab es Beinlose auf Rollbrettern mit aufgenähten Arschledern; in Panzern oder Flugzeugen „Gebackene“ mit verschrundeten Gesichtern und Händen; von Granatsplittern Entstellte; von Hirnkontusionen unterschiedlichster Art Gezeichnete ... Kurzum, von allem was.²

Ähnliche Eindrücke waren Mitte der vierziger Jahre von Ausländern vermittelt worden, die sich bei Kriegsende in der Sowjetunion aufhielten. Erst seit den achtziger Jahren sind sie auch aus der einheimischen russischen wie der Exil-Literatur bekannt.³ Angehörige der Kriegsgeneration erinnern sich aber durchaus an die unheimliche Präsenz von Kriegsversehrten im Straßenbild. In zeitgenössischen Film- und Fotodokumenten tauchen solche Kriegsopfer, wie sie in den autobiographisch inspirierten Erzählungen von Kočergin beschrieben werden, jedoch nicht auf, es gibt überhaupt sehr wenig visuelle Darstellungen und wenn doch, dann zeigen sie keine Elendsgestalten, sondern schmucke Offiziere – wie etwa die weithin bekannte Fotografie von Evgenij Chaldej.⁴ An das Leid und die Not der kriegsversehrten Opfer des „Großen Vaterländischen Krieges“ erinnern keine offiziellen sowjetischen Aufnahmen, Dokumentarfilme oder sonstige Bildmedien aus

¹ Vgl. z. B. *Anna Krylova*: „Healers of Wounded Souls“: The Crisis of Private Life in Soviet Literature, 1944–1946. In: *Journal of Modern History* 73 (2001), S. 307–331.

² Éduard Kočergin: *Angelova kukla. Rasskazy risoval'nogo čeloveka*. Sankt-Peterburg 2007, S. 41–46, hier S. 42f.

³ *Juri Nagibin*: *Terpenie*. In: *Novyj Mir*. 1982. Nr. 2, S. 25–53; *Andrei Makine*: Das Französische Testament. Hamburg 1997.

⁴ *Jewgeni Chaldej*: Am Rande der Siegesparade auf dem Roten Platz in Moskau, 24. Juni 1945. [Foto]. Sammlung Ernst Volland und Heinz Krimmer, Berlin.

den Jahren des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit. Das war im Ersten Weltkrieg und im Bürgerkrieg noch ganz anders gewesen. Damals hatten vor allem staatliche Plakate an die Solidarität der Bevölkerung mit den Kriegsverwundeten appelliert, sie um Spenden und Unterstützung gebeten und zur aktiven Hilfe aufgefordert.⁵ Im Gegensatz dazu tauchen auf den offiziellen Plakaten, die während des „Großen Vaterländischen Krieges“ publiziert wurden, zwar gelegentlich verletzte Rotarmisten (meist mit Kopfverband, der eine eher leichte Verletzung suggeriert) auf, die von einer Krankenschwester betreut werden.⁶ Doch insgesamt wird der Anschein erweckt, als hätten die Verwundeten die Lazarette später zumeist als gesunde Männer verlassen und an die Front zurückkehren können. Von bleibenden Kriegsschäden und lebenslanger Versehrtheit künden die Plakate jedenfalls nicht. Sie wollen kein Mitgefühl erheischen, sondern beschwören die Tapferkeit und den Durchhaltewillen der sowjetischen Soldaten sowie des Sanitätspersonals. Der Soldat wird in diesen Darstellungen stets als gesunder, allenfalls als wieder gesundeter Mann konstruiert, nicht als Invalide – eine Sichtweise, die das offizielle visuelle Gedächtnis an den Zweiten Weltkrieg in der Sowjetunion entscheidend geprägt hat.

Als ein Aktivist der kleinen sowjetischen Behindertenbewegung, die im Kontext der Menschenrechtsbewegung entstanden war, im Jahr 1986 ein Buch mit dem vielsagenden Titel „In der Sowjetunion gibt es keine Invaliden“ veröffentlichte,⁷ waren die mehrfach amputierten, schwer verletzten Veteranen des „Großen Vaterländischen Krieges“ längst aus dem Straßensbild der großen sowjetischen Städte verschwunden, obwohl viele von ihnen damals ja noch lebten. In jedem Metrowaggon waren Plätze für sie reserviert, in allen Geschäften wiesen Metalltafeln auf das Invalidenprivileg hin, außerhalb der Warteschlangen bevorzugt bedient zu werden. Doch trotz dieser symbolischen Anerkennung waren Kriegsteilnehmer mit sichtbaren Behinderungen (wie etwa Amputationen) im öffentlichen Raum so gut wie nie zu sehen. Auch von der Geschichtswissenschaft wurde die Problematik nicht aufgearbeitet, sondern allenfalls gestreift. Die wenigen Sätze, die die mehrbändigen seit der Chruščev-Zeit entstandenen Gesamtdarstellungen zur Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg dazu enthielten, übergingen die Verwundeten- und Invalidenthematik zwar nicht völlig, wiesen aber mitnichten auf immer noch ungelöste Probleme hin, sondern stattdessen vor allem dem Staat Dank für die zügige und erfolgreiche Lösung der Invalidenversorgung ab.⁸ Dies ist nicht weiter ver-

⁵ Siehe z. B. zum Ersten Weltkrieg: *Karen Petrone*: Family, Masculinity, and Heroism in Russian Posters of the First World War. In: *Billie Melman* (ed.): *Borderlines: Genders and Identities in War and Peace, 1880–1930*. New York 1998, S. 95–119; zum Bürgerkrieg: [unbekannter Graphiker]: Ne zastavlja Krasnogo geroja stojat' s protjanutoj rukoj. In: *Maria Lafont*: Soviet Posters. The Sergo Grigorian Collection. München u. a. 2007, S. 49.

⁶ Z. B.: *Viktor Koreckij*: Družinnicy krasnogo kresta! Ne ostavim na pole boja ni ranenogo, ni ego oružija. In: *Aleksandr Snopkov* u. a.: Naša pobeda. Plakaty Velikoj otečestvennoj vojny 1941–1945 godov. Moskva 2010. Plakat 140.

⁷ *Valerij Fefelov*: „V SSSR invalidom net!“. London 1986.

⁸ *Petr N. Pospelov* et al. (Hrsg.): *Istorija Velikoj otečestvennoj vojny Sovetskogo Sojuza 1941–1945* gg. 6 Bde. Moskva 1960–1965; *Vladimir A. Zolotarev* (Hrsg.): *Velikaja otečestvennaja*

wunderlich, denn diese Werke entstanden ja in einer Zeit, in der sich auch der Kult um den „Großen Vaterländischen Krieg“ entfaltete und schnell zu seiner vollen Größe entwickelte. Riesige Gedenkkomplexe waren errichtet worden, die historischen Darstellungen zum Krieg füllten bald ganze Bibliotheken. Doch diese vor allem dem Heroischen verpflichtete Kriegsdeutung konnte und wollte sich nicht mit den verheerenden sozialen Erblasten auseinandersetzen, die der Krieg dem Land und seiner Bevölkerung aufgebürdet hatte. Wo Leidensbilder fehlten und stattdessen das heroische Pathos die Darstellungen dominierten, kamen auch Kriegsversehrte allenfalls als Fußnote vor. Von ihren Traumata, ihren bleibenden Körperschäden war nicht die Rede. Was war seit den späten vierziger/frühen fünfziger Jahren mit ihnen geschehen?

Diese Frage führt uns zu den staatlichen Ansprüchen, die der Staat an seine nunmehr versehrten Verteidiger stellte und zum staatlichen Umgang mit diesem Personenkreis.

Dimension

Stalin erwähnte in seinen ohnehin seltenen Reden der Kriegs- und Nachkriegsjahre das Riesenheer der Kriegsversehrten mit keinem Wort.⁹ Denn die bloße Existenz unzähliger verkrüppelter Veteranen hätte die Basis für einen Vorwurf, vielleicht sogar eine Bedrohung für das Regime und seinen Führer bilden können, der seinerseits das alleinige Verdienst für einen in jeder Beziehung angeblich glorreichen Sieg beanspruchte. Kriegsinvaliden passten schlecht in dieses strahlende Bild, denn neben den Millionen von Toten „verkörperten“ sie allzu augenfällig den furchtbaren Preis, den die sowjetische Bevölkerung für den Sieg zu entrichten hatte.

Laut offiziellen Angaben des Generalstabs der Streitkräfte waren bereits während des Krieges rund 2,6 Millionen Rotarmisten als „Invaliden“ aus der Armee entlassen worden.¹⁰ Nach Kriegsende stieg die Zahl zwar noch leicht an, erreichte aber höchstens rund 8% der gesamten Armeestärke von 34 Mio. Soldaten. Dieser Anteil war angesichts des mit unglaublicher Brutalität geführten deutschen Vernichtungskrieges, aber auch des schonungslosen Umgangs der Roten Armee mit Menschenleben, ausgesprochen niedrig. Die geringe Quote spiegelt jedoch nicht die tatsächliche Zahl von Kriegsverletzungen und -erkrankungen wider – diese lag bei mehr als 22 Millionen Fällen.¹¹ Sie war auch nicht das Ergebnis der grandiosen Leistung des sowjetischen Sanitätswesens während der Kriegsjahre, son-

vojna. 1941–1945 gg. Voenno-istoričeskie očerki. V 4 kn. Moskva 1998–1999. Kn. 3, S. 356–358. Hingegen enthält der Dokumentenband *Elena Ju. Zubkova et al. (Hrsg.): Sovetskaja žizn' 1945–1953*. Moskva 2003, erstmals einige beredete Dokumente zum Thema „Kriegsversehrte“.

⁹ Josef Stalin: Über den Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion. Berlin 1952.

¹⁰ Grigoriy Krivosheev (ed.): Soviet Casualties and Combat Losses in the Twentieth Century. London 1997, S. 91–92.

¹¹ Grigorij Krivošeev et al. (red.): Velikaja Otečestvennaja bez grifa sekretnosti. Kniga poter'. Moskva 2010, S. 57.

dern Folge einer bewusst rigide gehandhabten Anerkennungspraxis. Unter dem Rubrum „Kriegsinvalid“ erfasst zu sein, hieß nicht, im Krieg physische oder psychische Erkrankungen bzw. bleibende Schäden davongetragen zu haben, sondern es bedeutete, zu einer kleinen Gruppe Privilegierter zu gehören, die nach erfolgreichem Durchlaufen eines rigorosen Anerkennungsverfahrens staatliche Leistungen in Anspruch nehmen durften. Die oben genannten Zahlen meinen diesen Personenkreis, nicht die Zahl derjenigen, die faktisch an irgendeiner Form von Kriegserkrankung oder -invalidität litten.

Verändertes Verständnis von Invalidität – rechtliche Konsequenzen

Die gesetzlichen Grundlagen für die staatlichen Anerkennungsverfahren von Invalidität waren bereits 1932 geschaffen worden, und zwar im Kontext des Stalinischen Programms der forcierten Industrialisierung und damit eindeutig im Hinblick auf Zivilisten, also Arbeitsinvaliden. Ihre eigentlich praktische Bedeutung erlangten die neuen Regelungen aber erst während des Zweiten Weltkriegs, als sie eins zu eins auf Millionen verwundeter Soldaten angewendet wurden.

Bis in die dreißiger Jahre galt in der Sowjetunion ein aus dem Zarenreich übernommenes gesundheitsbezogenes Verständnis von Invalidität. Es sah Rentenzahlungen für Kriegsversehrte vor, die je nach Schwere der Verletzung gestaffelt waren.¹² Natürlich versuchten sich die Bolschewiken als Vorkämpfer einer umfassenden sozialen Sicherung zu profilieren und erließen schon kurz nach ihrer Machtübernahme (1918) die ersten Sozialgesetze, die die Bestimmungen aus der Zarenzeit in den Schatten stellen sollten. Das war allerdings nicht weiter schwer, denn die staatliche Invalidenversorgung steckte noch in den Kinderschuhen. Es war ein sehr grobmaschiges, ja löcheriges soziales Netz, welches die Bolschewiken aus den Zeiten der Autokratie geerbt hatten. Eine solide Grundlage, auf der man hätte aufbauen können, fehlte. Eigentlich gab es nichts außer kleinen Renten. Immerhin versprachen die neuen Machthaber den „roten“ Bürgerkriegsinvaliden, die die Sowjetmacht zu sichern geholfen hatten, eine deutlich höhere Rente als sie etwa den Invaliden des Ersten Weltkrieges zustand. Aufgrund leerer Kassen (Krieg, Revolution, Bürgerkrieg, Hungersnot, zerrüttete Wirtschaft) hatte diese Maßnahme jedoch mehr propagandistisch-symbolische als praktische Bedeutung.¹³ Solange die Versorgungsrealität ihr nicht entsprach, behalf man sich mit Spendenkampagnen und Benefizaktionen (und griff auch damit auf Methoden aus der Zarenzeit zurück), um die Versorgungsversprechen wenigstens irgendwie einzulösen. Die Mängel der staatlichen Invalidenversorgung waren jedenfalls in den

¹² Bernice Q. Madison: Social Welfare in the Soviet Union. Stanford, CA 1968, S. 5–6; Emily E. Pyle: Village Social Relations and the Reception of Soldiers' Family Aid Policies in Russia, 1912–1921. [Ph. D. dissertation, University of Chicago, IL 1997].

¹³ Pyle, Village Social Relations, S. 311–316.

zwanziger Jahren kein Tabu, sondern sollten mit gesellschaftlicher Unterstützung beseitigt werden.¹⁴

In den dreißiger Jahren verschlang dann das gigantische stalinistische Industrialisierungsprogramm alle verfügbaren Ressourcen (die Sozialkassen blieben also leer). Zugleich stieg der Bedarf an Arbeitskräften rapide an. In diesem Kontext kam es zu einschneidenden Änderungen, die den Zugang zu den meisten Sozialleistungen an reguläre industrielle Arbeitsverhältnisse band. Im Jahr 1932 änderte sich das offizielle Verständnis von Invalidität. Die neue Konzeption schränkte den Kreis zukünftiger Rentenempfänger erheblich ein. Ab sofort reichte es zur Anerkennung nicht mehr aus, entsprechende Körperschäden aufzuweisen, sondern der Betroffene musste einen völligen oder schwerwiegenden Verlust der Arbeitsfähigkeit erlitten haben. Praktisch hieß das: wer trotz körperlicher Beeinträchtigung noch seinen alten Beruf ausüben konnte, sollte nicht als Invalid anerkannt werden und erhielt demzufolge weder eine Rente, medizinische Spezialbehandlung, Umschulungskurse, Prothesen noch Krücken. Damit war die alte *gesundheitsbezogene* Konzeption von Invalidität durch eine neue *produktionsbezogene* ersetzt worden. Verantwortlich dafür waren im Wesentlichen zwei staatliche Vorgaben, nämlich a) die Mobilisierung möglichst vieler Arbeitskräfte für den sozialistischen Aufbau und b) die Begrenzung der staatlichen Sozialausgaben.

Die arbeitspolitisch zugespitzte Auffassung von Invalidität spiegelte sich in dem 1932 eingeführten Drei-Kategorien-System zur Einstufung von Invaliden. Der neuen Definition nach umfasste die erste Kategorie alle Personen, die vollkommen arbeitsunfähig und zudem auf ständige Pflege angewiesen waren. Zur zweiten Kategorie gehörten diejenigen, die zwar vollständig arbeitsunfähig, aber nicht pflegebedürftig waren. Die dritte Kategorie schließlich versammelte die noch teilweise Arbeitsfähigen, die zwar nicht mehr ihren alten Beruf ausüben, aber gering qualifizierten Tätigkeiten bei entsprechend niedrigerem Verdienst und unter erleichterten Bedingungen nachgehen konnten.¹⁵ War es früher Aufgabe der untersuchenden Ärzte gewesen, den Grad der Verletzung festzustellen, so sollten sie fortan die verbliebene Arbeitsfähigkeit ermitteln. In den Handreichungen für die Ärztekommisionen hieß es: „In der bedeutenden Mehrheit der Fälle entzieht eine Krankheit dem Betroffenen nicht die Arbeitsfähigkeit und begrenzt sie nicht einmal, und wenn sie sie einschränkt, dann nur im Hinblick auf einzelne Arbeitsbedingungen und Sparten...“¹⁶ Damit wurde die bisher anerkannte Beziehung zwischen Krankheit (*bolezn’*) und Arbeitsfähigkeit (*trudospособност’*) aufgehoben. Entsprechend erlangte die Rückführung von Invaliden in den Arbeitsprozess (*trudoustrojstvo*) von nun an die höchste Priorität unter allen sozialfürsorgerischen Maßnahmen, ja sie avancierte zu deren eigentlichem Ziel.¹⁷

¹⁴ Staatsarchiv der Russländischen Föderation (GARF), f. 4347, op. 1, d. 135 (Bjulleten’ Vserokom-poma).

¹⁵ Trudovoe ustrojstvo invalidov. Posobie dlja inspektorov otdelov social’nogo obespečenija. Moskva 1952, S. 56.

¹⁶ Ebd., S. 56.

¹⁷ Ebd., S. 29.

Literarische Vorbilder – zur Nachahmung empfohlen

Die „sozialistische Offensive“ gegenüber den zukünftigen (Arbeits- und Kriegs-) Invaliden wurde aber nicht nur mit rechtlichen Mitteln vorangetrieben, sondern auch mit literarischen. Es war der sozialistisch-realistische Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde“, der ein entsprechendes Vorbild schuf und dieses dann populärierte. Das Buch von Nikolaj Ostrovskij, das (zufällig) ebenfalls 1932 publiziert wurde lieferte mit der Gestalt seines Protagonisten, eines kriegsversehrten Bürgerkriegsinvaliden, genau den „passenden Helden“ für die Ideologie, die das neue, stalinistische Verständnis von Invalidität geprägt hatte. Die ganze Gesellschaft sollte zugunsten des sozialistischen Aufbaus auf Enthusiasmus, Optimismus und Heroismus eingeschworen werden. Kurz zum Roman: der Held stammt, wie sein Autor, aus der Arbeiterklasse, nimmt (wie dieser) am Bürgerkrieg teil, wird an Kopf und Rückgrat schwer verwundet, doch sein revolutionärer Geist bleibt genau so intakt wie sein Kampfeswille. Er stellt sich nämlich unbeirrt in den Dienst der Partei. Obwohl er in Folge seiner Verletzungen unheilbar erkrankt und erblindet, erfüllt er alle Parteiaufträge und verfasst mit letzter Kraft einen Roman (genau wie der Autor), der sein politisches Vermächtnis darstellt. Die Botschaft des Romans lautet. Willenskraft und heldenhafte Anstrengung, also eiserner Wille ermöglicht trotz körperlichen Verfalls Höchstleistungen:

Wozu leben, wenn er das Wertvollste verloren hatte – die Fähigkeit zu kämpfen? Womit sollte er sein Leben rechtfertigen – jetzt und in der noch freudloseren Zukunft? Womit das Leben ausfüllen? Einfach nur essen, trinken und atmen? Als ohnmächtiger Zeuge zuzusehen, wie die Genossen kämpfen und vorwärts dringen? Ihnen zur Last fallen? ...

Erst jetzt begriff er, dass es ziemlich leicht war, bei gesundem Körper und in der Blüte der Jugend fest zu sein, doch standhaft zu bleiben, wenn das Leben einen mit seinen eisernen Ringen umklammert – das war, fühlte er, Ehrensache...

Sein Herz schlug höher. Der ersehnte Traum war Wirklichkeit geworden! Der eiserne Ring war gesprengt. Abermals – und mit neuen Waffen – war er in die Kampfreihe und zum Leben zurückgekehrt.¹⁸

Das Buch erlebte Millionenauflagen, gehörte bald zu den meistgelesenen Romanen der Sowjetzeit und wurde zweifach verfilmt.¹⁹ Es huldigte dem Kampf, dem bolschewistischen Willen und lieferte eine heroische Entwicklungsgeschichte, die ihre Leser zur Nachahmung aufrief, ja sie geradezu darauf verpflichtete. Der Protagonist des Romans nahm bald eine zentrale Position im totalitären Heldenkreis ein und wurde damit auch für viele Sowjetbürger zum wirkungsmächtigen Leitbild.²⁰

Jetzt lag das wesentliche Instrumentarium zum zukünftigen Umgang mit Invalidität bereit: Sozialfürsorge sollte in erster Linie produktionsorientiert wirken. Da vor dem Hintergrund der forcierten Industrialisierung eine Steigerung der So-

¹⁸ Nikolai Ostrowski: Wie der Stahl gehärtet wurde. Berlin 1946, S. 460–461, 475, 481.

¹⁹ Evgeny Dobrenko: The Making of the State Reader. Social and Aesthetic Contexts of the Reception of Soviet Literature. Stanford, CA 1997, S. 284–287.

²⁰ N. Ljubovič: N. Ostrovskij i ego čitateli. In: Novyj mir. 1937. Nr. 7, S. 255–262.

zialausgaben nicht in Frage kam, erhöhte man die staatlichen Anforderungen an die zukünftigen Anspruchsteller und unterwarf sie enormem Anpassungs- und Leistungsdruck: sie sollten ihre Invalidität durch eigene Anstrengung „überwinden“, wie der Romanheld rasch ins Arbeitsleben zurückkehren und selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen, anstatt dem Staat auf der Tasche zu liegen. Bereits die erste Sowjetverfassung hatte ja gedroht: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“. Arbeit wurde damit zum Allheilmittel, auch für die Behinderten und Versehrten in der sowjetischen Gesellschaft. Die Sozialstaatsidee wurde deshalb aber nicht aufgegeben. Im Gegenteil, das Pensionsgesetz von 1940 sah für verwundete und kranke Soldaten der Roten Armee (nach ihrer Anerkennung als Invaliden) eine Rente vor, die deutlich über den bisherigen Invalidenpensionen lag.²¹

Anerkennungspraxis

Was zu Beginn der dreißiger Jahre theoretisch formuliert, aber erst ansatzweise praktiziert worden war, erfuhr dann unter Kriegsbedingungen erstmals massenhafte Anwendung. Nach den neuen produktionsorientierten Kriterien wurden im „Großen Vaterländischen Krieg“ Millionen verwundeter Soldaten beurteilt. Dabei forderte das Volkskommissariat für Sozialfürsorge die verantwortlichen Ärzte (Militär- bzw. Arbeitsärztliche Expertenkommissionen) in immer neuen Instruktionen zu „äußerster Härte“ und restriktiver Handhabung der Verfahren auf.²² Wer noch seinen alten Beruf ausüben konnte, sollte überhaupt keine Anerkennung erhalten, wie schwer die Kriegsverletzung auch immer war. Folgendes Beispiel wurde angeführt: Ein früherer Buchhalter, dem jetzt Gliedmaßen fehlten und der auf einem Auge blind war, galt als weiterhin voll arbeitsfähig und wurde deshalb nicht als Kriegsinvaliden anerkannt, bekam also keine Rente (zahlreiche weitere Beispiele sind in zeitgenössischen Ärztehandbüchern aufgeführt).²³

Vielmehr wurde der möglichst frühzeitigen und umfassenden Rückführung versehrter Veteranen in den Arbeitsprozess (*trudoustrojstvo*) selbst heilende Wirkung zugeschrieben. Nach sowjetischem Verständnis erlangte damit Arbeit an sich den Charakter einer Rehabilitationsmaßnahme. Wie weit der dadurch ausgelöste „Gesundungsprozess“ fortgeschritten war, wurde anfangs zweimal, später einmal jährlich in Kontrolluntersuchungen überprüft. Dies galt sogar für Amputierte, die wie alle anderen Antragsteller ebenfalls nur vorübergehend als Invaliden anerkannt wurden. Dies stieß bei den Betroffenen auf äußerste Ablehnung, wurde als absichtliche Demütigung, ja als schikanös empfunden:

²¹ Postanovlenie SNK SSSR N 1269. In: SP SSSR 19, 1940, N 465.

²² GARF (RSFSR), f. A-413 (Volkskommissariat für Sozialfürsorge), op. 1, d. 234, l. 182–183.

²³ Naum M. Oboden (red.): *Vozvraščenie k trudovoj dejatel'nosti invalidov Otečestvennoj vojny i invalidov truda*. Leningrad 1945, S. 24; Abram Ja. Averbach (otv. red.): *Èkspertiza trudospособnosti i pokazanija k trudoustrojstvu invalidov Otečestvennoj vojny*. Moskva 1945.

Es gab so eine Anordnung, daß Du jedes Jahr zu einer Ärztekommision gehen solltest ... Und sie verlängerten Dir dort nach einer Masse von Gängen, einer Masse von Quälereien, einer Masse von bürokratischen Untersuchungen Deine Invalidität bis zum nächsten Jahr, als ob Dir in dieser Zeit Arme und Beine wachsen könnten... Es verging ein Jahr – und wieder zur Kommission... Warum taten sie so viel Schlimmes in diesem Land? ... Du hast eine Verletzung an der Hand, am Arm, in der Brust oder am Rücken, Du warst in eine bestimmte Invaliditätsgruppe eingestuft, Du hast eine gewisse Zeit verlebt, Deine Wunde ist verwachsen... In diesem Fall nahmen sie die Einstufung zurück und sagten, daß Du jetzt gesund bist. Also geh' so wie alle anderen und arbeite ... Jedes Jahr riefen sie Dich, obwohl sie alle sehr gut wußten – angefangen mit Stalin bis zum einfachen Arzt – daß Dir übers Jahr die Beine nicht wieder wachsen. Eine regelrechte Gemeinheit! Das ist ein regelrechtes Vergehen am Volk, an den Invaliden, ... da waren welche ganz ohne Arme und Beine. Beide Arme weg und trotzdem wurdest du gerufen.²⁴

Vermutlich wollte man auf diese Weise die Zahl der Rentenempfänger kleinhalten und die staatlichen Sozialausgaben begrenzen. Denjenigen, die überhaupt in den Genuss der Anerkennung kamen, boten die kleinen staatlichen Renten zum Sterben zu viel, zum Leben meist zu wenig. Der Staat kalkulierte also von vornherein familiäre Unterstützung in großem Umfang ein, ja forderte sie ausdrücklich von den weiblichen Familienmitgliedern.²⁵ Aber längst nicht alle Kriegsversehrten erhielten diese Hilfe auch. Manche verzichteten freiwillig, etwa weil sie ihren Verwandten nicht zur Last fallen wollten, andere wurden im Stich gelassen. Um die schlimmste Not zu lindern, gewährte eine Reihe von Städten den Kriegsversehrten einmalige Unterstützungen oder man veranstaltete Kleidersammlungen und organisierte Wohltätigkeitsveranstaltungen.²⁶

Für die große Masse der Kriegsversehrten blieb – abgesehen von Bettelei – nur die Rückkehr an die Arbeit, um den Lebensunterhalt zu sichern. Dafür sorgte auch die staatliche Politik. Während ein Regierungsbeschluß von November 1941 noch das *Recht* der Kriegsinvaliden auf Beschäftigung in Betrieben, Behörden und Kooperativen bestätigt hatte, wandelte sich dieses binnen kurzer Zeit nicht nur zu einer *Pflicht*, sondern sogar zu einem *Zwang*. Denn im Fall der Invaliden der 3. Kategorie wurde die Auszahlung der kleinen staatlichen Rente mit dem Nachweis einer Arbeitstätigkeit verknüpft.²⁷ In diesem Zusammenhang wurden zahllose Invaliden der ersten und vor allem der zweiten Kategorie in die dritte Gruppe herabgestuft, wie sich an den folgenden Zahlen ableSEN lässt:

²⁴ Sabine R. Arnold: „Schwierige Momente können auch wunderschön sein.“ Interview mit Viktor Petrovič Litz am 1. Febr. 1992 in seiner Wohnung in Moskau. In: Deutsche Studien. 1993. Bd. 118, S. 142–143.

²⁵ Lisa Kirschenbaum: „Our City, Our Hearths, Our Families“: Local Loyalties and Private Life in Soviet World War II Propaganda. In: Slavic Review 59. Nr. 4 (Winter 2000), S. 825–847.

²⁶ Wolfram Eggeling: Das Sowjetische Informationsbüro. Innenansichten einer sowjetischen Propagandainstitution, 1945–1947. In: Osteuropa 50 (2000), S. 210; Michail A. Vylcan: Prikaz i propoved': Sposoby mobilizacii resursov derevni v gody vojny. In: Otečestvennaja istorija 3 (1995), S. 69–80.

²⁷ SP SSSR 1944, N 3, Art. 47.

Verteilung der Kriegsinvaliden nach Gruppen, RSFSR 1942–1948 (in %)²⁸

	September 1942	Oktober 1944	Januar 1945	April 1948
1. Gruppe:	1,6%	1,53%	1,5%	1,9%
2. Gruppe:	52,7%	35,4%	33,9%	21,1%
3. Gruppe:	45,7%	63,1%	64,6%	77,0%

Abgesehen von der Senkung der Rentenkosten ging es vorrangig um die Mobilsierung möglichst vieler Kriegsversehrter in reguläre Arbeitsverhältnisse sowie um die Erhöhung der staatlichen Kontrolle über das Heer der versehrten Kriegsteilnehmer. Betroffen waren Hunderttausende von Kriegsinvaliden. Unter welchen Bedingungen fand deren forcierte Rückführung ins Arbeitsleben statt?

Verpflichtung zur Arbeit

Nach Kriegsende sollte die ganze Bevölkerung, vor allem aber die demobilisierten Soldaten, den Blick nach vorn auf den Wiederaufbau des Landes richten, anstatt sich ihren Kriegstraumata hinzugeben. Das war auch zentrales Propagandathema.

Doch es war eine Sache, staatlicherseits solche Vorschriften zu machen und eine ganz andere, tatsächlich einen Arbeitsplatz zu finden. Es fehlte allenthalben an qualifizierten Ausbildungs- und Umschulungskursen, die Produktion von Prothesen und anderen Hilfsmitteln kam nicht voran und die wenigen Hilfsmittel, die hergestellt wurden, spotteten jeder Beschreibung. Viele Amputierte bewegten sich deshalb mühsam auf selbstgefertigten Krücken oder Rollbrettern und bekamen die Ablehnung von Fabrikmanagern zu spüren, die sich weigerten, „Krüppel“ einzustellen. Dies hätte den Planerfüllungsdruck, der auf allen Betrieben lastete, ja noch erhöht. Also nahmen es manche Unternehmen mit der Pflicht zur Invalidenintegration nicht gar so ernst. Als im Zuge der Demobilisierung Millionen voll arbeitsfähiger Männer auf den Arbeitsmarkt zurückströmten, blieben den versehrten Veteranen vor allem die unqualifizierten, schlechtbezahlten Stellen wie z. B. als Pförtner, Wächter, Garderobenbewacher etc. Auf staatliche Unterstützung konnten die wenigsten bei der Jobsuche zählen, sie mussten selbst zurechtkommen. Rein quantitativ betrachtet, gelang das tatsächlich den meisten recht zügig. Nach offiziellen Angaben waren bereits 1948/49 über 90% aller Kriegsversehrten in reguläre Arbeitsverhältnisse zurückgekehrt.²⁹ Kein Wunder, dass dieses Ergebnis propagandistisch bejubelt und als großer Erfolg der sowjetischen Sozialpolitik gefeiert wurde. Jedenfalls verschwanden im Resultat viele Kriegsinvaliden von der Straße und wurden damit als solche „unsichtbar“. Die beeindruckenden Zahlen schweigen allerdings darüber, dass die gefeierte „Rückkehr ins Arbeitsle-

²⁸ GARF (RSFSR), f. A-413, op. 1, d. 234, l. 85; d. 460, l. 2, 4; Russländisches Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte (RGASPI), f. 17 (Zentralkomitee der Kommunistischen Partei), op. 122, d. 21, l. 84–86; d. 71, l. 195–198; op. 131, d. 36, l. 3, 10.

²⁹ Trudovoe ustroystvo invalidov, S. 35.

ben“ für die meisten Statusverlust und sozialen Abstieg bedeutete, oft sogar ein Leben in Not.

Gewiss, die Unternehmen brauchten Arbeitskräfte, standen aber gleichzeitig unter extremem Druck, die ehrgeizigen Produktionspläne zu erfüllen. Versehrte Arbeitskräfte waren dafür kaum zu gebrauchen. Es war viel einfacher, diese auf unqualifizierte Arbeitsplätze mit niedrigen Löhnen abzuschieben. Und eigentlich war ja laut Gesetz schlechter bezahlte Arbeit unter vereinfachten Bedingungen die Voraussetzung für die Anerkennung als Kriegsinvaliden.

Jedenfalls wurde nach Kriegsende die Sozialstaatspropaganda („allumfassende staatliche Fürsorge für unsere versehrten Soldaten“) deutlich leiser und Schritt für Schritt durch eine neue Heldenrhetorik ersetzt. Das jetzt propagierte Arbeitsheldentum machte staatliche Sozialfürsorge praktisch überflüssig. Wieder wurde der eiserne Wille zur Selbstüberwindung gefeiert, die Entschlossenheit, an den zahllosen Wiederaufbauplätzen neue Siege zu erringen. Diese propagandistische Transformation der Kriegsinvaliden von hilflosen Krüppeln zu Helden des Wiederaufbaus diente nicht zuletzt der Legitimation des Sowjetsystems und seiner Sozialpolitik. Wenn die Presse jetzt über hervorragend versorgte Kriegsinvaliden berichtete, so handelte es sich in der Regel um Kriegs- und Arbeitshelden in einer Person, die für ihre Leistung mit extrem begehrten Gütern wie etwa einer neuen Wohnung belohnt wurden (exemplarische Versorgung).

Literatur und Film griffen diese Thematik sofort auf. Das wohl bekannteste Beispiel ist der berühmte Roman „Der wahre Mensch“ aus dem Jahr 1946, der 1948 zu einem äußerst populären Film verarbeitet wurde.³⁰ Erzählt wird (als real life story) die Geschichte eines Fliegers, der sich beim Absturz seiner Maschine auf deutsch besetztem Gebiet so schwere Verletzungen zugezogen hatte, dass ihm beide Beine amputiert werden mussten. Er verfällt daraufhin in tiefe Depression („Ein Flieger ohne Beine ist wie ein Vogel ohne Flügel“), bis ihm der legendäre Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde“ wieder neue Hoffnung verleiht. Er begreift jetzt, dass man keine Beine braucht, um ein Held zu sein. Von nun an macht seine Heilung rapide Fortschritte. Nach täglichem Training auf seinen neuen Prothesen „geschaffen von Meisterhand, besser als echte Beine“ kann er die Ärzte rasch von seiner wieder erlangten Fronttauglichkeit überzeugen und in den Krieg zurückkehren. Der dramatische Höhepunkt des Romans/Films ist die Szene, in der er mit einem temperamentvollen Volkstanz tatsächlich den Beweis seiner Einsatzfähigkeit erbringt. Natürlich ist die Rolle des kriegsverehrten Fliegers mit dem populären Schauspieler Pavel Kadočnikov besetzt, nicht mit einem Kriegsinvaliden (wie es in zeitgenössischen amerikanischen Filmen mitunter vorkam).

Tatsächlich gab es Nachahmer, die sich vom Heroismus des Roman-/Filmhelden inspirieren ließen; allerdings war ihre Zahl weitaus geringer als die zeitgenössische Propaganda vermuten ließ. Zur Illustration mag ein Beispiel von vielen ge-

³⁰ Christine Engel (Hrsg.): Geschichte des sowjetischen und russischen Films. Stuttgart/Weimar 1999, S. 338.

nügen: „In unserer Fabrik erfüllen die gesunden Arbeiter die Norm in der Regel zu 120–130 Prozent, aber die Kriegsversehrten liefern 180–200 Prozent. Unter ihnen sind 15 Blinde, Invaliden der 1. Gruppe und fünf Invaliden der 2. Gruppe.“³¹

Doch längst nicht alle Kriegsversehrten konnten oder wollten derart heldenhaft ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Überlebensstrategien der Nichtintegrierbaren und Integrationsunwilligen

In der Beschreibung der Kriegsversehrten im Eingangszitat beschrieben wurden war dort von regulärer Arbeit keine Rede. Man konnte sich nämlich auch auf andere, vielleicht sogar einträglichere Weise durchschlagen, beispielsweise durch aggressives Betteln, Musizieren oder „Spekulationstätigkeit“. Die Schattenwirtschaft wurde in den Kriegs- und den ersten Nachkriegsjahren nur sporadisch polizeilich verfolgt, da sie eine wichtige Rolle bei der Versorgung der Bevölkerung mit dem Allernötigsten spielte. Erst Anfang der fünfziger Jahre gingen die Milizorgane immer härter gegen diejenigen vor, die sich in solchen gesellschaftlichen Nischen eingerichtet hatten.

Natürlich gab es nicht nur die Cleveren, sondern auch diejenigen, die der Krieg zerstört hatte. Zahlen über Selbstmorde unter Kriegsinvaliden liegen nicht vor, aber man kann davon ausgehen, dass sich viele zu Tode tranken. Insbesondere junge Kriegsversehrte ergaben sich aus Resignation darüber, dass sie so früh schon „überflüssig“ geworden waren, dem Alkohol. Aber heruntergekommene schwer-verletzte oder entstellte Veteranen, die die Gesellschaft noch lange nach Kriegsende mit dem Grauen des Krieges (und dem Versagen der staatlichen Sozialfürsorge) konfrontierten, passten nicht ins Bild einer „Generation der Sieger“, wie es die staatliche Propaganda pflegte.

Als aus dem Chaos des Krieges, der Demobilisierung und der Repatriierung zunehmend wieder die alte stalinistische Ordnung erstand, wurden solche nicht-integrierbaren Kriegsopfer (mitunter auch gegen ihren Willen) in entlegene Gegend/Inseln verbracht. Viele landeten in ehemaligen Klöstern, die zu sog. „Invalidenheimen“ umfunktioniert worden waren, in Wahrheit aber katastrophale Lebensbedingungen boten. Doch selbst unter sehr dürftigen Bedingungen konnten sich manche eine eigensinnige „Gegenkultur“ bewahren:

Ganz erstaunlich und überraschend war, dass unser Vasilij, in Goricy angekommen, keineswegs verzogte, sondern sich im Gegenteil voll entfaltete. In das ehemalige Nonnenkloster wurden aus dem ganzen Nordwesten des Landes Totalamputierte gebracht, also Menschen ohne Arme und Beine, im Volksmund „Samoware“ genannt. Vasilij mit seiner Leidenschaft für den Gesang machte aus diesen Rumpfmenschen einen Chor – den „Samowar“-Chor – und fand darin den Sinn seines Lebens... Abends, wenn unten Dreideckdampfer... mit Passagieren an Bord an- oder ablegten, gaben die „Samovare“ unter Vasilijis Leitung ein Konzert... Die satten, schick ge-

³¹ Očerednye zadači organov social'nogo obespečenija. Materialy Vserossijskogo soveščanija rukovodjaščich rabotnikov social'nogo obespečenija (maj 1945 g.). Moskva 1945, S. 8–9.

kleideten Dreideckspassagiere erstarrten vor Schreck und Überraschung ob der Kraft und Leidenschaft des Gesangs. Sie stellten sich auf Zehenspitzen und gingen auf die oberen Decks ihres Dampfers, um zu sehen, wer dieses Klangwunder vollbrachte. Doch im hohen Vologdaer Gras und im Ufergebüsch waren die menschlichen Rümpfe, die dort sangen, nicht zu sehen.³²

So wurden sowjetische Touristen noch gelegentlich mit den in pittoreske Gegenden verbrachten Kriegsinvaliden konfrontiert, doch aus den wieder hergerichteten sowjetischen Metropolen waren sie verschwunden.

Helden ohne Stimme

Während man für die schwerstversehrten Kriegsinvaliden von einer staatlichen Politik der Unsichtbarmachung sprechen kann, sollten sich die noch arbeitsfähigen unter ihnen sich nicht selbstständig zu einer Erinnerungsgemeinschaft zusammenschließen dürfen. Obwohl es entsprechende Anfragen immer wieder gab. Bis ins Entstalinisierungsjahr 1956 (20. Parteitag der KPdSU) blieb die Bildung von Veteranen- und Invalidenorganisationen in der Sowjetunion verboten. Es gab zwar informelle Treffpunkte und Informationsbörsen, doch keine Vereinigungen, die als Sprachrohr für kollektiven Unmut hätten dienen können. Den Unzufriedenen blieb vorerst nur der (vormoderne) Weg der individuellen Eingabe, der Beschwerde, zumal gegen die üblichen Anerkennungs- und Rentenentscheidungen keine Rechtsmittel eingelegt werden konnten. Nicht alle bekamen eine Antwort. Manche erhielten eine Medaille, eine Handvoll Rubel oder einen Mantel, in der Regel nicht einmal das.

Erst als im Tauwetter unter Chruščev auch die Schattenseiten des Krieges und seine gewaltige soziale Erblast thematisiert werden konnten, waren es in erster Linie die Künstler, die sich mit den tragischen Aspekten des Krieges auseinandersetzten und in diesem Zusammenhang auch mit dem Thema Invalidität (Literatur, Film, Malerei und Skulptur). Und es kam zur Gründung einer Veteranenorganisation, des Sowjetischen Komitees der Kriegsveteranen, das sich später zu einer wahrlich affirmativen Organisation entwickelte, anfangs aber über eine recht kämpferische „Invalidensektion“ verfügte. Diese konnte die größten Mängel der Invalidenversorgung zwar benennen, zu deren Behebung fehlte ihr jedoch die Kraft und die personelle Stärke.

Fortdauer der Mangelversorgung

Insgesamt verbesserte sich die Invalidenversorgung nur im Schneckentempo, vor allem wenn man sie mit der Entwicklung des Kultes um den „Großen Vaterländischen Krieg“ kontrastiert, der immer bombastischer und sakraler wurde. Zwar erweiterte die Regierung ab 1965 (20. Siegesjubiläum) alle fünf Jahre den Katalog

³² Kočergin, Angelova kukla, S. 174-175.

von Vergünstigungen für Kriegsteilnehmer und insbesondere für Invaliden, gewöhnlich zu den „runden“ Jahrestagen des Sieges. Vorgesehen war die kostenlose Benutzung des öffentlichen Nahverkehrs, ferner eine jährliche Freifahrt mit der Eisenbahn, verschiedene Steuervorteile, die bevorzugte Versorgung mit Wohnraum und Telefon, Nachlässe bei Mieten und Nebenkosten sowie die beschleunigte Annahme von Bestellungen für Möbel, Teppiche, Fernseher, Kühlschränke und Invalidenfahrzeuge.³³ Ob mit diesen propagandistisch groß herausgestellten Leistungen allerdings die beruflichen Nachteile und Lohneinbußen sowie der gesellschaftliche Abstieg ausgeglichen werden konnten, den viele Kriegsverletzte in den vergangenen zwanzig Jahren hatten hinnehmen müssen, ist mehr als zweifelhaft.³⁴ Aber immerhin erkannte der Staat den Anspruch auf nachholenden Ausgleich jetzt an und löste sich damit erkennbar von den Dogmen der Stalinzeit. Auch wenn sie vielen Außenstehenden als materiell Begünstigte des Regimes erschienen, blieben viele Kriegsinvaliden „arme Sieger“ und litten unter der Diskrepanz zwischen sozialpolitischen Versprechen und ihrer mangelnden Einlösung. Dies galt vor allem für die Versorgung mit funktionstüchtigen Prothesen und Rollstühlen, wohl der gravierendste Schwachpunkt der sowjetischen Sozialfürsorge. Erst in Folge des Afghanistan-Krieges und dem lautstarken Protest der sowjetischen Veteranen dieses Militäreinsatzes verbesserte sich die Lage etwas.

Wie die erneuten Appelle im Rahmen der Feierlichkeiten zur 65. Wiederkehr des Siegestages im Jahr 2010 gezeigt haben, sind viele der immer wieder erneuerten Versorgungsversprechen (Wohnung, Telefon usw.) bis heute nicht eingelöst worden. Für einen Großteil der versehrten Kriegsteilnehmer wäre es jetzt ohnehin zu spät. Sie sind längst nicht mehr am Leben.

³³ Aleksandr Glazunov: *Zabota Sovetskogo gosudarstva ob invalidach vojny*. Moskva 1981, S. 49–64. Die am 1. Januar 2005 in Kraft getretene Abschaffung solcher Vergünstigungen und ihre Ersetzung durch Geldzahlungen hat zahlreiche Demonstrationen hervorgerufen: Hans-Henning Schröder: Landesweite Proteste gegen die Monetarisierung von Sozialleistungen. In: *Russland-Analysen* 53 (2005), S. 7–11.

³⁴ Sergei Voronitsyn: The Lot of Disabled Servicemen and War Widows in the USSR Thirty-Five Years after Victory over Germany. In: *Radio Liberty Research* 167 (1980), S. 1. Im Vergleich zu den von Geburt an oder infolge von Unfällen Behinderten genossen die Kriegsinvaliden allerdings eine ganze Reihe von Privilegien.

Pavel Polian

„Das unbekannte Denkmal des namenlosen Repatriierten“: Repatriierte aus Deutschland im gesellschaftlichen Gedächtnis der Sowjetunion und Russlands

Zum Andenken an Georgij Aleksandrovič Chol’nyj

I.

Erinnern wir uns zunächst daran, wer die Repatriierten sind, über die wir sprechen werden. Die beinahe sechs Millionen umfassende Gemeinschaft – die Summe der Sowjetbürger, welche sich zum Kriegsende außerhalb der Grenzen der UdSSR befanden – stellt keinesfalls eine homogene Masse, sondern eine sehr heterogene und kompliziert strukturierte Menschengruppe dar. Dabei zeigt sich ein zweifaches Strukturierungsprinzip, dem erstens zugrunde liegt, in welcher Eigenschaft diese [Menschengruppe] die Sowjetunion verlassen hatte, als sie im Dritte Reich eintraf (Tab. 1.) und zweitens, in welcher Eigenschaft dieselben Menschen das Dritte Reich und einige andere europäische Länder bei ihrer Rückkehr in die UdSSR verließen (Tab. 2).

Infolge der Kriegshandlungen gerieten innerhalb kurzer Zeit fast neun Millionen Sowjetbürger und Bewohner (d. h. fast jeder zwanzigste Einwohner der UdSSR!) in Territorien außerhalb Grenzen der UdSSR (nach deren Verlauf zum 22. Juni 1941) und unter die harte Kontrolle des Aggressors (Deutschlands), von denen 5,7 Mio., oder fast zwei Drittel später repatriiert, d. h. in die Heimat zurückgebracht wurde.

Tabelle 1. Vor dem Krieg auf dem Gebiet der UdSSR lebende Personen, die in Kriegszeiten ins Ausland verbracht wurden (in das Territorium des Deutschen Reichs, das dessen Verbündeter oder in die von ihnen okkupierten Länder).

No.	Kategorien	Quantität	
		Mio. Men.	%
I	Zivile Internierte	0,005	0,0
II	Kriegsgefangene	3,24	37,2
III	(Ostarbeiter), „Vostotschniki“	3,2	36,8
IV	„Zapadniki“	0,85	9,8
V	Volksdeutsche	0,35	4,0
VI	Ingermanland-Finnen	0,06	0,7
VII	„Flüchtlinge“	1,0	11,5
VIII	„Evakuierte“		
Gesamt		8,7	100,0

Quelle: Pavel M. Poljan: Žertyv dvuch diktatur. Žizn', trud, uniženie i smert' sovetskich voenno-plennych i ostarbajterov na čužbine i na rodine. 2-e izd. Moskva 2002, S. 135–136.

Tabelle 2. Personen, welche vor dem Krieg im Gebiet der UdSSR lebten und während des Krieges in Ausland verbracht wurden (in das Territorium des Deutschen Reichs, das dessen Verbündeter oder in die von ihnen okkupierten Länder) in Bezug auf die Repatriierung in die UdSSR.

No.	Kategorien	Quantität	
		Mio. Men.	%
	Gesamt, darunter:	8,7	100,0
A	Gestorben oder getötet	2,1	24,1
B	Repatriiert durch die Deutschen („Rückkehrer“)	0,15	1,7
C	Selbst-initiiert Repatriierte	0,4	4,6
D	Vom Staat Repatriierte	5,35	61,5
E	Repatriierungsverweigerer („Nichtrückkehrer“)	0,7	8,1

Quelle: *Poljan: Žerty dvuch diktatur*, S. 141.

Der Menschenstrom Richtung Westen (Tab. 1.) lässt sich in insgesamt acht Kontingente aufteilen, welche sich in Qualität und Quantität grundlegend voneinander unterscheiden. Nämlich: I. Internierte Bürgerliche; II. Sowjetische Kriegsgefangene; III. Ostarbeiter – „Vostočniki“; IV. Ostarbeiter – „Zapadniki“; V. Sowjetische Deutschstämmige (Volksdeutsche); VI. Ingermanland-Finnen (Volksfinnen); VII. „Flüchtlinge“ und VIII. „Evakuerte“. Man kann von ungefähr 5,45 Mio. Zivilisten und 3,25 Mio. Kriegsgefangenen sprechen. Insgesamt betrug die Zahl der umgesiedelten sowjetischen Bürger nach unserer Berechnung ungefähr 8,7 Mio. Menschen.¹

Doch was geschah mit diesen knapp neun Millionen, welche Schicksale haben sie in der Fremde erwartet und wie begegneten sie dem 9. Mai 1945?

Ungefähr 6,6 Mio., das heißt fast drei Viertel der 8,7 Mio. Verschleppten haben bis zum Tag des Sieges überlebt, welcher übrigens für einen Teil von ihnen, für die Kollaborateure, zum Tag der Niederlage wurde. Mit Berücksichtigung (d. h. abzüglich) der Nichtrückkehrer sowie der „Rückkehrer“ waren von der eigentlichen Repatriierung ca. 5,75 Mio., oder zwei Drittel der von den Deutschen verschleppten Personen, eingeschlossen auch der 1,15 Mio. der sogenannten „im Inneren verschleppten Personen“, das heißt von der Roten Armee, wenngleich nicht zuhause, aber auch nicht westlicher der sowjetischen Grenzen befreiten und der gleichen strikten Prozedur der Repatriierung und der Filtration wie die Befreiten im Ausland unterworfenen, betroffen.²

Ungefähr drei Fünftel der Sowjetbürger, welche vom Krieg ins ehemalige Reich vertrieben worden waren landeten in dessen westlichen Gebieten, die von England, den USA und Frankreich okkupiert waren. Ungeachtet der Abkommen von Jalta und der im Ganzen auf Befriedung ausgelegten Politik der drei Länder gegenüber der UdSSR, entfielen auf ihre Zone praktisch 100% der ideologischen

¹ Pavel M. Poljan: *Žerty dvuch diktatur. Žizn', trud, uniženie i smert' sovetskikh voennopoplennych i ostarbajterov na čužbine i na rodine*. 2-e izd. Moskva 2002.

² Dabei ist unbekannt, ob diese Zahl Sowjetbürger miteinschließt, welche in dem Teil des ehemaligen Ostpreußen gelandet sind, der im August 1945 zur Kaliningrader Oblast' wurde.

„Nichtrückkehrer“. Daher waren bis zu 56% der in die UdSSR zurückgebrachten Bürger aus den Gebieten repatriiert worden, welche von der Roten Armee befreit wurden.

Diese Repatriierten lassen sich wiederum in Bezug auf die Strukturierung der nach Westen verschleppten Sowjetbürger betrachten (wie in Tab. 1). Jedoch vereinfacht sich diese Struktur hier beträchtlich – hauptsächlich dadurch, dass die Kontingente I, III, VII und VIII faktisch ihre individuellen Spezifika verloren und nun ein neues Kontingent bildeten – das der Sowjetbürger. Statistisch beinhaltete es scheinbar auch die Kontingente V und VI, obwohl diese nach der Aussonderung ein anderes Schicksal erwartete, welches eindeutig Deportationscharakter hatte und statistisch mehr oder weniger abgesondert und fixiert war (siehe unten).

Als einheitliche Kontingente, wenn auch nur annähernd, verblieben dementsprechend nur die folgenden Kategorien bewahren: ehemalige zivile Arbeitskräfte, ehemalige sowjetische Kriegsgefangene³, die Ostarbeiter – „Zapadniki“, sowjetische Deutsche (Volksdeutsche) und die Ingermanland-Finnen („Volksfinnen“).

Die Repatriierung betraf mehr als fünf Millionen Menschen, und ihr Leben wurde künftig dadurch geprägt, dass diese einen Zwangs- oder zumindest unfreiwilligen Charakter hatte. Das hatte keinesfalls zu bedeuten, dass Jeder und Jede zwangsrepatriiert wurde, nach dem brutalen Szenario der innerstaatlichen Deportation und Konvoiierung. Dafür bestand praktisch keine Notwendigkeit, denn die große Mehrheit der Repatriierten wollte nach Hause zurückkehren – zu ihren Häusern oder deren Trümmern, zu ihren Verwandten oder zu deren Gräbern. Die Unfreiwilligkeit bestand darin, dass die Organe, welchen die Durchführung der Repatriierung anvertraut wurde, sich nicht mit den entsprechenden Wünschen und Stimmungen auseinandersetzen: Laut dem Abkommen von Jalta mit Großbritannien und den USA (später wurde ein analoger Vertrag auch mit Frankreich unterzeichnet) betraf die Repatriierung alle Sowjetbürger ohne Ausnahme. Deswegen wäre der richtige grammatischen Begriff im Russischen nicht etwa der „sich Repatriierende“ (repatriujućijsja) sondern der „repatriiert Werdende“ (repatriiruemj) (die Literatur kennt beide Formen).

Die Möglichkeit, sich gesetzestreu nicht zu repatriieren zu lassen, bestand nur für diejenigen, die keine Sowjetbürger gewesen sind. Diejenigen, die Versuche unternahmen, sich der Repatriierung zu entziehen und für immer im Westen zu bleiben, d. h. die sogenannten „Nichtrückkehrer“, wurden einfach als Gesetzlose und a priori als Verräter und Verbrecher gebrandmarkt, welche der Auffindung, der Erfassung und der Deportation unterlagen.

Neue Akzente, die von der Filtration diktiert wurden, waren – erstens: Bist du ein Sowjetbürger oder nicht? Und zweitens: Bist du ein Kollaborateur oder nicht?

Die Kriterien der Filtration wandelten sich im Laufe der Zeit, diese hingen von der Phase des Krieges, der Auslastung von Kapazitäten der Filtrationsorgane in den Filtrationsgebieten, vor allem aber von der Zugehörigkeit zu den typologi-

³ Kurz vor dem Ende des Krieges konnte ein Teil der Kriegsgefangenen aus ihren Lagern in die der Zivilisten gelangen und dadurch ihren Repatriierten-Status aufwerten.

schen Merkmalen ab (Mann oder Frau, ehemaliger Kriegsgefangener oder ehemaliger Ostarbeiter usw.). Aus zahlreichen Zeugnissen der ehemaligen Konzentrationslagerinsassen folgt, dass der bloße Aufenthalt in diesen Anstalten das Misstrauen der Filtrationsorgane nicht gesenkt hatte: wenn du schon die Hölle überlebt hast, wurde dir dabei vielleicht geholfen und bist du dann nicht ein Agent der Faschisten? Noch zynischer war das Misstrauen gegenüber den überlebenden Juden (zum Beispiel jüdischen Kriegsgefangenen): „Wie hast du, Abraham, denn bloß überlebt?“ – das war die erste Frage, die ihnen in einem vorschriftsgemäßen Anfall des Misstrauens gestellt wurde.

Anhand der beiden gemeinsamen Direktiven (beide vom 18. Januar 1945) des Oberbefehlshabers des Hinterlandes der Roten Armee T. Chruljew und des Beauftragten der SNK der UdSSR in Sachen Repatriierung F. Golikov⁴, sollten die Repatriierten in folgende Kategorien aufge- und verteilt werden:

- ehemalige Kriegsgefangene (Soldaten und Unteroffiziere): in die SDP (Sammel- und Durchgangspunkte) der Armee, nach der Überprüfung durch die SMERŠ – in Reserven der Armee- und Fronteinheiten;
- ehemalige Kriegsgefangene Offiziere: in die Speziallager des NKVD;
- Kriegsgefangene und Zivilisten, welche in den deutschen Spezialformationen gedient haben, Angehörige der Vlasovarmee, Polizeieinheiten und andere Verdächtige: in die Sonderlager des NKVD;
- Inhaftierte Zivilbevölkerung (d. h. die Ostarbeiter): in die Kontrollpunkte der Front und in die Grenzkontroll- und Filtrationspunkte des NKVD (proveročno-filtracionnye punkty NKVD, PFP). Nach der Überprüfung durch die Kommission bestehend aus den Vertretern des NKVD, NKGB und SMERŠ – Männer im Einzugsalter in die Reserveeinheiten der Front oder der Bezirke, der Rest – an den ständigen Wohnort (aber mit dem Verbot der Ansiedlung in Moskau, Leningrad und Kiew);
- Einwohner im Grenzbereich: in die PFPs;
- Waisenkinder: in die Kinderheime und Herbergen der Volkskommissariate für Bildung und Volkskommissariate für Gesundheit der verbündeten Republiken.

Die Überprüfung sollte zehn bis 15 Tage dauern, doch ihr Charakter und ihre Gründlichkeit waren von Kontingent zu Kontingent unterschiedlich: Die Überprüfung der Kriegsgefangenen dauerte bis zu zwei Monaten, die der Zivilbevölkerung hingegen zwischen fünf und 15 Tagen, allerdings im Wissen, dass jeder zusätzlich von den Organen des NKVD am Wohnsitz überprüft werden würde (und verdächtige Personen sollten sowieso in die Speziallager des NKVD verfrachtet werden, wo man sie dann ohne Eile und anständig überprüfen würde⁵). Faktisch

⁴ Poljan, Žertyv dvuch diktatur, S. 359–360.

⁵ Viktor N. Zemskov: Repatriacija sovetskikh graždan i ich dal'nejšaja sud'ba (1944–1956 gg.). In: Socialiogicheskie issledovaniya 5/1995, S. 3–13 mit Verweis auf: GARF Moskau, f. 9408, op. 1, d. 7, l. 3. Den Anweisungen nach unterlagen folgende Kategorien der Verhaftung und dem Prozess: Kommandeure der Polizeieinheiten, der „Volkswache“, der Volkspolizei, der Russischen Befreiungsarmee, der Nationalallegionen u. a.; Mannschaften der obigen Organisationen,

wurden die geplanten Fristen selbstverständlich überzogen und die Menschen wurden deutlich länger an den Kontrollpunkten festgehalten.

II.

Es muss betont werden, dass praktisch dem ganzen Kontingent der Repatriierten das staatlich auferlegte Stigma der Unzuverlässigkeit anhaftete. Das Wort „Repatriierter“ hat einen fest etablierten negativen Beigeschmack erhalten.⁶ Wie das Merkmal, unter der Okkupation gelebt zu haben, oder Verwandte im Ausland zu haben, so war die Zugehörigkeit zu den Repatriierten ein schwerwiegender bürokratischer „Schwarzer Fleck“ und zog zahlreiche Beschränkungen in der Karriere und im Alltag nach sich. Dabei war die Palette der ihnen zur Last gelegten „Sünden“ breit: vom Vorwurf des „Verrats“ gegen alle ehemaligen Rotarmisten bis zur „Kollaboration“, gerichtet an alle zivilen Arbeitskräfte; Ostarbeiter-Frauen, wie auch Frauen, welche der Okkupation ausgesetzt waren, mussten sich des Öfteren den Vorwurf der Prostitution gefallen lassen („Bettvorleger der Deutschen!“ u. Ä.).

Unter den Millionen Repatriierten waren mehrere Hunderttausend Menschen, die im Grunde zu denselben Kontingenten gehörten, welche während des Krieges brutalen ethnischen Deportationen ausgesetzt wurden. Vor allem sind das Vertreter jener „repressierter Völker“, deren Gros in den Jahren 1941–1942 oder 1943–1944 deportiert wurde. Zuallererst entledigte man sich der Deutschen und Finnen: Sie wurden nicht demobilisiert, jedoch aus den Militäreinheiten abgezogen und in die Arbeitskolonnen des NKVD befördert.⁷ Dabei wurden ihnen ihre Militärpapiere abgenommen und durch zeitweilige Bescheinigungen ersetzt.

Die Vertreter dieser aus dem Kaukasus oder der Krim in den Jahren 1943–1944 deportierten Ethnien wurden nach Alma-Ata verbracht und der Abteilung Sondersiedlungen des NKVD der Kasachischen SSR unterstellt, welche ihnen die weitere Richtung vorgab. Im Mai 1944 wurden aber ca. 11 000 Reservisten – Tschetschenen, Inguschen und Karatschaier – der NKVD-Verwaltung der Jaroslavskaja und Ivanovskaja Regionen unterstellt.⁸ Insgesamt wurden ca. 157 000 Menschen, Vertreter der „bestraften Völker“, darunter 5943 Offiziere, 20 209 Feldwebel und 130 691 Soldaten in die Sondersiedlung aus der Armee aufgenommen.⁹

die sich aktiv an den Bestrafungsaktionen beteiligt haben; ehemalige Rotarmisten, die die Seite gewechselt hatten; Bürgermeister, Große NS-Funktionäre, Mitarbeiter der Gestapo und anderer deutscher Straf- und Geheimdienstorgane; Dorfälteste, die aktive Kollaboratoren der Okkupanten gewesen sind. (GARF Moskau, f. 9408, op. 1, d. 7, l. 3).

⁶ Die negative Konnotation ließ erst Anfang der 1960 Jahre nach, zu Zeiten einer gänzlich anderen klassischen Repatriierungswelle – die der armenischen Repatriierung aus Frankreich und den Nahostländern in die Armenische SSR.

⁷ Zum Beispiel datiert GKO (Staatskomitee für Verteidigung) Verordnung über die Finnen in der Armee auf den 03. 04. 1942.

⁸ Nikolaj F. Bugaj: L. Berija – I. Stalini: „Soglasno vašemu ukazaniju ...“. Moskva 1995, S. 109–111.

⁹ Nikolaj F. Bugaj: Pravda o deportacii čečenskogo i ingušskogo narodov. In: Voprosy istorii 1990. Nr. 7. S. 32–44, S. 41.

Rechnet man die Zivilisten mit ein, so stellt sich heraus, dass das größte Kontingent zweifelsfrei von sowjetischen Deutschen gestellt wird. Zum Ende des Krieges zählte man 949 829 Deutsche in Sondersiedlungen und in den Reihen der Arbeiterarmee, in der Nachkriegszeit stieg die Zahl um 120 192 Repatriierte, d. h. ungefähr um ein Drittel der ca. 350 000 „Volksdeutschen“, welche vom Dritten Reich in den von der Wehrmacht okkupierten und in die Privilegien des deutschen Lebens miteingeschlossenen (z. B. mit dem Recht auf und mit der Pflicht zum Dienst in der Administration oder sogar in der SS und SD) Territorien registriert wurden.¹⁰ Die restlichen zwei Drittel kamen entweder um oder hatten Gründe, sich nicht so sehr um die Rückkehr in die UdSSR zu bemühen und waren mit der kategorischen Ablehnung ihrer Repatriierung erfolgreich.

Das zweite Massenkontingent bildeten die sowjetischen Finnen, genauer die Ingermanland-Finnen. Zusammen mit den Deutschen wurden sie von Deportationen mit präventivem Charakter erfasst: Bereits 1935 wurden sie zum ersten Mal aus den Grenzgebieten des Leningrader Bezirks und Kareliens ausgesiedelt, zum zweiten Mal im September 1941, zusammen mit den Deutschen, aus dem Leningrader Bezirk. Dennoch wurden nicht alle Finnen damals evakuiert und die Verbliebenen wurden im März 1942, insbesondere am 9. und 26. März, entsprechend dem Beschluss des Militärrates der Leningrader Front aus Leningrad und Umgebung ausgesiedelt. So wurden vom 27. bis 29. März 1942 3 500 Familien, oder ca. 9000 Menschen ausgesiedelt.¹¹ Diese wurden zum Großteil in weit entlegene Gebiete umgesiedelt – in die Regionen Irkutsk, Krasnojarskij Kraj und in die Jakutische ASSR, viele wurden in den Fischereikolchosen an der Lena und deren Zuflüssen eingesetzt. Dabei zählten die Finnen zu den Administrativ-Ausgesiedelten, erst ab dem 29. Dezember 1944 wurden sie als Sonderumgesiedelte erfasst.¹²

Dennoch gelangten etwa 65 000 Ingermanland-Finnen unter die deutsche Okkupation. Als Vertreter der Titularnation eines Verbündeten Deutschlands genossen sie wie die „Volksdeutschen“ große Privilegien. Als sich 1943/44 ein Umbruch im Krieg abzeichnete, wurden sie von den Deutschen über Estland nach Finnland „evakuiert“.

Unter den Angriffen der Roten Armee hat Finnland bereits am 4. September 1944 die Beziehungen zu Deutschland abgebrochen, am 15. September Deutschland sogar den Krieg erklärt. In Moskau wurde am 19. September ein Waffenstillstand zwischen Finnland und der UdSSR sowie England vereinbart. In diesem Licht erscheint der Beschluss über die Repatriierung von ungefähr 62 000 sowjetischen Ingermanland-Finnen in die UdSSR vollkommen natürlich. Entsprechend des Beschlusses des Staatlichen Verteidigungskomitees vom 19. November 1944¹³

¹⁰ Viktor N. Zemskov: K voprosu o repatriaci sovetskikh graždan 1941–1955 gg. In: Istorija SSSR 4/1 1990. S. 26–41., S. 8.

¹¹ Laut anderer Angaben ca. 40 000 Finnen (siehe: Kurapceva N. „...I Muchin, syn Suokasa“. // Smena (Leningrad). – 1991.– 26 Juni).

¹² Nikolaj F. Bugaj: L. Berija – I. Stalinu, S. 192.

¹³ Beschluss des Staatlichen Verteidigungskomitee der UdSSR (GKO) Nr. 6973.

sollten sie in die UdSSR zurückgebracht werden, jedoch nicht in ihre Wohnstätten vor dem Krieg, sondern in die Regionen Jaroslavl', Kalinin (Tver'), Novgorod, Pskov und Vele Luki: Sie erhielten den Status der Administrativ-Ausgesiedelten, diese Aussiedlung war aber im Grunde eine milde Form der ethnischen Deportation nach dem Muster der „bestraften Völker“.¹⁴

Die Sowjetische Repatriierungsmission, mit Oberst Filatov an der Spitze, wurde am 3. November 1944 aufgestellt und hat bereits am 14. November ihre Tätigkeit in Helsinki aufgenommen. Die Finnische Seite in Gestalt des Inspektors der Kriegsgefangenenlager Oberst Spåre hatte 62 000 Ingermanland-Finnen deklariert. Dass sie „nach ihrem Wunsch in Finnland aufgenommen wurden“ sorgte für Skepsis und Kritik seitens der sowjetischen Offiziere. Auf finnischem Gebiet wurden 23 SDPs und 1 Weiterleitungspunkt (Nurmi) eingerichtet; Auf sowjetischer Seite arbeiteten der SDP in Wyborg und die GFPs in Wyborg und Sortawala.

Faktisch begann die Repatriierung auf diesem Gebiet noch früher – am 13. Oktober 1944, als am Kontrollpunkt in Wyborg die erste Partie, 916 Internierte aus Schweden, ankam. Strenggenommen begann sie mit einer anderen Kategorie sowjetischer Bürger – den ehemaligen Kriegsgefangenen, von denen in Finnland ca. 47 000 weilten.¹⁵ In der Zeit zwischen 13. und 20. Oktober wurden 12 551 Menschen aufgenommen, darunter 11 727 Kriegsgefangene und 724 Zivilisten. Zum 5. November erreichte die Zahl der aus Finnland Repatriierten 43 040 Menschen, darunter 1475 Zivilisten. Alle Kriegsgefangenen, ausgenommen der Kranken und Verwundeten, wurden unverzüglich in die Speziallager des NKWD gebracht. Von den Zivilisten wurden 1010 Menschen (oder 68,5%) in die Wohnsitze weitergeleitet, mit dem Rest hat man sich im GFP Wyborg und Sortawala auseinanderge setzt.¹⁶

Der Hauptstrom der Ingermanland-Finnen setzte etwas später ein. Diese wurden zwar nicht in ihre Heimat gebracht, jedoch auch nicht ins Niemandsland,

¹⁴ An der Stelle sollte erwähnt werden, welch bitteres Schicksal die Ingermanland-Finnen und Finnen erwartete, die die Sowjetmacht im März 1942 noch aus Leningrad und dessen Umgebung aussiedeln konnte. Insgesamt wurden 44 737 „Finnen-Sonderaussiedler“ (so ist das Kontingent in den NKVD-Akten vermerkt) in Speziallager gebracht, von ihnen mehr als 2/3 nach Sibirien (17 837 — Krasnojarskaja, 8267 — in die Irkutskaja und 3602 — in die Omskaja Regionen), der Rest in Volgorodskaja und Kirovskaja Regionen. Vgl. *Viktor N. Zemskov: Specposeleny (1930-1960 gg.)*. In: *Jurij A. Poljakov (Hrsg.) Naselenie Rossii v 1920-1950-e gody: čislennost', poteri, migracii. Sbornik naučnych trudov. Moskva 1994*, S. 145-194, S. 159, mit Verweis auf: GARF Moskau, f. 9479, op. 1, d. 107, l. 23-70. Erst am 28.01.1946 wurden die Finnen und Ingermanland-Finnen per Beschluss des NKVD aus den Sondersiedlungen entlassen, doch später rückwirkend nach der POS Verordnung (Präsidium des Obersten Sowjets) vom 22.06.1941 als Administrativ-Deportierte wieder aufgenommen (sprich als „Sozial gefährliches Element, welches aus den sich im Kriegszustand befindenden Regionen ausgewiesen wurde“).

¹⁵ Erinnern wir uns, dass laut finnischen Angaben die finnische Armee im Krieg mit der UdSSR 1941-1944 64.188 sowjetische Soldaten und Offiziere gefangen genommen hat. Von ihnen starben 19 016 (oder 29,6%) in Gefangenschaft, 712 (1,1%) entkam aus der Gefangenschaft, 2048 (3,2%) verblieb bei den Deutschen, 42 412 (66,1%) wurde repatriiert.

¹⁶ Berija an Stalin, vom 18. 10. 1944, 21. 10. 1944 und 07. 11. 1944 (GARF, f. 9401, op. 2, d. 67, l. 8, 46, 300).

sondern in die europäischen Regionen der UdSSR, welche unter Krieg und Okkupation stark gelitten hatten (mit Ausnahme allenfalls der Region Jaroslavl'). Auf diese Weise wurden 15 800 Familien oder 63 200 Menschen auf die Gebiete Kalinin (4500 Familien/18 000 Menschen), Jaroslavl' (5500/22 000), Novgorod (2800/9800), Pskov (1500/6000) und Velikie Luki (1500/6000) verteilt.¹⁷ Am 23. November 1944 leitete Černyšev eine Kopie des Regierungstelegramms No. 2236 des Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare der Finnisch-Karelischen SSR, des Ge-nossen Prokkonen, an Golikov weiter, in dem Prokkonen gegen die Ansiedlung der aus Finnland zurückkehrenden, ersten zweieinhalb Tausend Ingermanland-Finnen in andere Regionen der UdSSR protestiert und auf ihrer Rückkehr in die Finnisch-Karelische SSR bestanden hatte. Unter dem Beschluss litt auch die Leningrader Region.¹⁸

In der Zeit zwischen dem 5. Dezember 1944 und dem 15. Januar 1945 wurden insgesamt 97 104 Menschen aus Finnland repatriiert, darunter 55 738 Ingermanland-Finnen und deren Familienangehörige,¹⁹ 41 374 ehemalige Kriegsgefangene und in den folgenden dreizehneinhalb Monaten – nochmals 3791 Menschen, unter ihnen 1409 Kriegsgefangene.

Finnland wurde 1944 zum wichtigsten Lieferanten von Repatrianten in die UdSSR (23 955 Menschen). Dahinter lagen Italien und Frankreich (entsprechend 4470 und 1347).²⁰

Die Idee der „Repatriierung“ erwies sich auch im innersowjetischen Maßstab als verlockend: 1946 taten sich Initiativen zur „Korrektur des Übereifers“ der Vergangenheit und zur Rückkehr der einen oder anderen Kategorie der deportierten

¹⁷ Allein zur Aussiedelung aufs Land und „im Rahmen der Aufstockung“ in die Kolchosen in die Kalininskaja Region waren ursprünglich 3,5 Tausend Familien vorgesehen. Siehe: Beschluss Nr. 166 des Büros des Kalininskij Obkom (Regionalverwaltung) KPdSU(b) und des Ispolkom (Exekutivkomitees) des Regionalen Sowjets der Volksdeputierten vom 22. 11. 1944 über die „Repatriierung aus Finnland der zuvor in der Leningrader Oblast sesshaften ingermanländischen Bevölkerung“. Im begleitenden Briefwechsel ist zudem ein vom 04. 12. 1944 datierter, an Golubev adressierter Brief vom Sekretär des Kalininskij Obkom Bojcov enthalten, mit dem Vorschlag der Ansiedelung von zusätzlich 1000 weiteren Familien Ingermanland-Finnen. Dieser Vorschlag wurde, den Resolutionen zufolge, angenommen. (GARF, f. 9526, op. 1, d. 21, ll. 19-22, 32, 52-54).

¹⁸ So ist in einem Schreiben vom 21. 05. 1946 des Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Leningrader Regionalsoviets N. Solov'ev an den Stellvertreter des Vorsitzenden des SNK (Rat der Volkskommissare) V. Molotov von einem großen Mangel an Arbeitskräften die Rede. Dieser kam durch die Aussiedlung sowie die Nichtrückkehr eines Teils der ingermanländischen Bevölkerung aus Deutschland zustande: Von den Zwangsausgesiedelten 275 Tausend kehrten stand 01. 01. 1946 nur 155 Tausend zurück (AVP RF, f. 082, op. 30, p. 128, d. 12, l. 52).

¹⁹ Nach anderen Angaben (Zemskov: Specposelency (1930-1960 gg.), S. 160) – 55 942 Menschen anhand des Berichts-1, 44 246 Menschen, letztere beinhaltet aber offenbar nur ethnische Ingermanland-Finnen. (Bericht -1, l. 228-229).

²⁰ Zemskov, K voprosu o repatriaci sovetskikh graždan 1941-1955 gg, S. 30. Die restlichen Länder: Schweden (533), das damals noch nicht existierende Polen (318), Ägypten (282), Rumänien (261), Deutschland (195), Ungarn (153), Griechenland (41), Dänemark und die Niederlande (1-2 Menschen). Diese Angaben sind möglicherweise zu niedrig und bestimmt unvollständig, da sie offensichtlich mindestens nicht die Repatriierten aus den USA und England von 1944 beinhalten.

Kontingente auf der Ebene der Sowjetrepubliken auf. So wandten sich der Vorsitzende des Rats der Volkskommissare der Lettischen SSR Vilis Lacis, sowie der Sekretär des ZK KP(b) Lettlands, Jan Kalnberzin, mit einem Brief an Molotov, in welchem sie die Notwendigkeit der Rückkehr von Letten, die in der Wehrmacht gedient hatten, aus der Verbannung in ihre Heimat deutlich machten. Das Vorhaben wurde vom sowjetischen Innenminister Kruglov unterstützt, der seinerseits vorschlug, diese Initiative auf Litauen, Estland und Moldawien auszuweiten und sogar den entsprechende Beschlusseentwurf des Ministerrates vorbereitet hatte.²¹ Auch der Sekretär des ZK KP(b) Georgiens Čarkviani wandte sich am 9. Juli 1946 mit einem Brief an Berija: Er bat um die Umsiedlung der Repatriierten Georgier, Armenier und Aserbaidschaner aus entlegenen Lagern in der UdSSR in analoge Einrichtungen in Georgien, Armenien und Aserbaidschan. Zum 14. August wurde sogar ein entsprechender Beschlusseentwurf des Ministerrates²² vorbereitet, Berija hat diese Anfänge jedoch scheinbar nicht unterstützt.

Die repressive Politik, darunter auch die Zwangsumsiedlungen, wurden 1947 wieder aufgenommen und haben sich 1948 deutlich verstärkt. Eine außerordentliche Bedeutung hatte die Verordnung des Präsidiums des Obersten Sowjet vom 21. Februar 1948 „Über die Aussiedelung besonders gefährlicher Staatsverbrecher nach der Strafverbüßung in entlegene Gebiete der UdSSR“. Personen, die ihre Strafe noch in den Sonderlagern und Gefängnissen verbüßten, erwartete nach Ablauf der Gefängnisstrafe automatisch eine neue Bestrafung: Die Aussiedlung in solche „Kurorte“ wie Kolyma, Sibirien (Krasnojarskij Kraj und Region Novosibirsk, jedoch mindestens 50 km nördlich der Transsibirschen Eisenbahnlinie) und Kasachstan (mit Ausnahme der Regionen Alma-Ata, Gurevsk, Süd-Kasachstan, Aktjubinsk, Ost-Kasachstan und Semipalatinsk)

Von besonderer Bedeutung ist die Tatsache, dass die Verordnung *rückwirkend* galt und sich auch auf diejenigen ausweitete, welche in dem Zeitraum zwischen Kriegsende und dem Inkrafttreten der Verordnung aus den Lagern und Gefängnissen freigekommen waren (über diese Personen wurde in einer Sonderberatung des MGB entschieden). Eben diese Verordnung führte zum erneuten Freiheitsentzug für viele Repatriierte, welche ihre „Schuld“ gegenüber der Heimat, möchte man meinen, bereits beglichen hatten. Die erneuten Verhaftungen begannen bereits im Herbst 1948.

III.

Wenn man über die Memorialisierung der sowjetischen Repatriierten spricht, so muss man konstatieren, dass die wissenschaftliche Untersuchung fast ihre einzige

²¹ Vgl. *Wladimir A. Kozlov* (Hrsg.): „Osobaja papka“ L.P. Berii : iz materialov Sekretariata NKBD – MBD SSSR, 1946 – 1949 gg. Moskva 1996, S. 31 mit Verweis auf GARF, f. R-9401, op. 2, d. 145, l. 386–392.

²² Vgl. Ebd., S. 91, im Bezug auf GARF, f. R-9401, op. 2, d. 145, l. 200–207.

Erscheinungsform darstellt. In den 1990er und 2000er Jahren erschienen die ersten der Repatriierung gewidmeten Arbeiten von Viktor N. Zemskov, Pavel M. Polian sowie etwas später Jurij N. Arzamaskin, Ulrike Goeken u. a.

Was die Aufbereitung der Repatriierungsthematik in den Museen betrifft, so kann man dieser lediglich in polnischen Museen begegnen. Im Museum der Kriegsgefangenschaft in Łambinowice (ehem. Lamsdorf), in der Gedenkstätte Oświęcim (Auschwitz)²³, zukünftig auch im Museum des Zweiten Weltkrieges in Gdańsk (Danzig), wo Ausstellungen, die sich mit den sowjetischen Kriegsgefangenen beschäftigen bereits vorhanden oder in Planung sind, wobei in Gdańsk auch ihre Repatriierung ausgeleuchtet werden soll.

Was Russland selbst betrifft, so sind temporäre Ausstellungen, die der Zwangsarbeit und den sowjetischen Kriegsgefangenen gewidmet sind, das einzige was bis jetzt geschah. Initiiert in der Regel von der deutschen, nicht der russischen Seite entfiel die Finanzierung gänzlich auf die deutschen Partner. Dauerhafte Musealierung nicht nur der Repatriierung, sondern auch der Kriegsgefangenschaft und der Zwangsarbeit ist in Russland kaum vorhanden. Und das bei den Millionenkontingenten und den Millionen Opfern!

Im Museum des Großen Vaterländischen Krieges auf Poklonnaja Gora findet man die winzige Abteilung „Tragödie der Völker“ mit Schautafeln über Kriegsgefangene und Ostarbeiter (praktisch ohne Exponate). In anderen Moskauer Museen, im Zentralmuseum der Russischen Streitkräfte, im Staatlichen Historischen, im Museum der Sozialgeschichte Russlands sowie im Militär-Medizinischem Museum in St. Petersburg ist die Präsentation der Thematik verschwindend gering (dabei befinden sich in ihrem Besitz sehr interessante Exponate).

Die vermutlich einzige Ausnahme bildet eine kleine Ausstellung im Museum der Deutschen Antifaschisten in Krasnogorsk. In den 1990er Jahren aufgekommen, stellt die Thematik der sowjetischen Kriegsgefangenen als Konzept immer noch auf tönernen Füßen. Die Versuche des ehemaligen Direktors des Museums Arkadij Krupennikov das Museum zum einzigartigen Museum der „Tragödie der Gefangenschaft“ umzugestalten, trafen auf den geschlossenen Widerstand des Kultur- sowie des Verteidigungsministeriums, welchen der schon in die Jahre gekommene Krupennikov nicht überwinden konnte.

So ist es nicht verwunderlich, dass keine „Glorifizierung“ der Repatriierten in der UdSSR und Russland stattfindet, dass es keine einzige Gedenkstätte oder wenigstens eine Erinnerungstafel zu ihren Ehren gibt. Es gibt sie allerdings auch weder in der Ukraine noch in Weißrussland.

Die Hauptursache dafür ist das vollkommene Fehlen einer „Lobby“ der repatriierten Kontingente. Weder oben, in den Regierungskreisen, wo das Bewusstsein sich seit der Sowjetära nicht verändert hat (wo man sie immer noch als Verräter und Kollaborateure wahrnimmt), noch im gesellschaftlichen Bewusstsein. Selbstständige Organisationen ehemaliger Ostarbeiter sind schon immer klein und schwach gewesen (unmittelbar in Russland gab es gar keine, von der „Assoziation

²³ Und das seit nicht allzu langer Zeit.

der Opfer zweier Diktaturen“ mal abgesehen, welche von der ehemaligen Ostarbeiterin Al’dona Vladimirovna Volynskaja gegründet worden war). Die einzige Organisation der ehemaligen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion war die Vereinigung „Blumen für Stukenbrok“²⁴, welche von dem einzigartigen Enthusiasten, dem im Sommer 2013 verstorbenen Georgij Aleksandrovič Chol’nyj geschaffen wurde. Die Abteilung der ehemaligen Kriegsgefangenen bei dem Sowjetischen (Russischen) Komitee der Kriegsveteranen hatte einen geächteten Status und hat sich in den 2000er Jahren faktisch selbst aufgelöst. Die einzigartige Gelegenheit, auf der Basis der russischen Stiftung „Verständigung und Aussöhnung“ ein Forschungszentrum zu errichten, welches sich Zwangsarbeit der Sowjetbürger widmen würde, wurde mit deren Auflösung Anfang 2011 stillschweigend und fahrlässig vertan.²⁵ Daher röhrt auch der Titel des Aufsatzes: Das unbekannte Denkmal des namenlosen Repatriierten²⁶

Wie wenig zufällig all das ist, kann man an der Konzeption des historisch-kulturellen Standards erkennen, der vom Institut für Russische Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften (RAN) für das kommende, sogenannte „einheitliche“ Lehrbuch der russischen Geschichte entworfen wurde. Zwar wird die Repatriierung dreimal auf dessen Seiten erwähnt, jedoch völlig losgelöst von der ganzen Fülle und vom Maßstab des Geschehenen als historisches Ereignis.²⁷

IV.

Mit gutem Grund wachsen heute die Zweifel an der die Idee eines gesamteuropäischen historischen Gedächtnisses, da die geschichtliche Erinnerung wesentlich durch nationale Wahrnehmungsmuster geprägt wird. Ein Konsens zwischen Deutschland und Russland in diesen Fragen besteht nicht und es ist kaum anzunehmen, dass er erreicht wird.

Doch das Wichtigste: Auch innerhalb Russlands besteht kein Konsens (wie vermutlich auch innerhalb Deutschlands) und im Kontext und aus dem Blickwinkel

²⁴ In Anlehnung an die deutschen Arbeitskreis „Blumen für Stukenbrok“; vgl. den Beitrag von Jürgen Zarusky in diesem Band.

²⁵ In Weißrussland und in der Ukraine wurden Schwesternorganisationen gegründet. Glücklicherweise verschwand das Archiv der russischen Stiftung nicht, sondern wurde teilweise ins GARF übergeben.

²⁶ Wobei man, unter Berücksichtigung der Tatsache, dass unter den Millionen Repatriierten Hunderttausende deportierte Kontingente waren, die ersten kleinen Schritte auf dem Weg der Memorialisierung der Deportation, die in Russland dennoch vorhanden sind, erwähnen muss. Vgl. dazu Pavel M. Poljan: Uvekovečivanie pamjati o deportirovannyh – delo ruk samich deportirovannyh. Zametki o memorializacii total'nych nasil'stvennych migracij. In: Neprikosnovennyj zapas 3/2010. S. 30–48. 2010; Pavel M. Poljan, Irina Flige: Rukotvornaja pamjat' ob étniceskich deportacijach: nacionál'nye obrazy. In: Istorija stalinizma: repressirovannaja rossijskaja provincija. Materialy mezhd. konferencii (Smolensk 9–11 okt. 2009 g.) Moskva 2011. S. 212–236.

²⁷ Vgl. <http://www.iriran.ru/?q=node/1039> (Stand 17.03.2014).

des herrenlos gewordenen, aber dennoch „vorherrschenden“ historischen Gedächtnisses des „Einigen Russland“ fehlt er sowieso.

Manchmal muss man hören oder lesen: Die Authentizität des Holocaust ist in der Ukraine eine andere als in Russland. Doch von wem und wie lässt sich das messen. Die Shoah ist ein gesamteuropäisches Ereignis und dessen Wesen ist das Gleiche in Auschwitz, Babij Jar, Zmievskaja Balka, im Stalag, wo sich versteckende Juden ständig enttarnt wurden, und im Ghetto, wo keiner erst entlarvt werden musste.

Dennoch ist die Geschichtsschreibung an sich ein außerordentlich wichtiges Gebiet, nicht nur für die Suche, sondern auch für das Erreichen eines Konsenses. Das sollte nicht den Historikern, sondern den Politikern Kopfschmerzen bereiten.

Die Historiker haben ihren Platz in den Archiven und auf den Konferenzen, wo sie für die Allgemeinheit forschen und sich untereinander über die Erkenntnisse austauschen, neue und alte Tatsachen interpretieren können. Die Basis auf dem Weg zu ihrem Konsens sind frei zugängliche Archive und andere Primärquellen.

Nur Historiker, die nicht nach Fakten, sondern nach bereits vorhandenen Interpretationen suchen, die keine vielseitige sondern eine flache, engstirnige Geschichtsschreibung betreiben, die von der Politik beauftragt wurden und nicht gemeinsam nach der Wahrheit suchen, sondern ihren billigen Auftrag abarbeiten, „streiten“ sich buchstäblich.

Der Geschichtsschreibung und den Historikern könnte die theoretische Erfahrung der Geographie und der Geographen zugutekommen, mit ihrem Verständnis von Maßstab und Polydimensionalität. Lokale, regionale, nationale und über nationale (z. B. paneuropäische) Geschichtsschreibungen mit unterschiedlichen Maßstäben im Rahmen eines einheitlichen Paradigmas. Sie können sich widersprechen, sogar zueinander im Konflikt stehen, sie können sich aber nicht gegenseitig ablehnen, da sie auf ein und derselben Faktenbasis beruhen.

Das Schicksal schenkte mir eine einzigartige Erfahrung in Form einer Mitgliedschaft im Aufsichtsrat des Museums des Zweiten Weltkriegs in Gdańsk, welcher nach einem Beschluss der polnischen Regierung ins Leben gerufen wurde. Von Anfang an war der angewendete Maßstab des Konzeptionskernes paneuropäisch: Selbst bei den bestehenden Konflikten zwischen den nationalen Geschichtsschreibungen kann man eine gesamteuropäische Lösung finden. Im schlimmsten Fall lassen sich die Gebiete, auf denen Dissens und entsprechende „abweichenden Meinungen“ herrschen, bestimmen und als solche darstellen.

Die Geschichtsschreibung ist kein Instrument der Politik und sollte sich unter keinen Umständen dazu erniedrigen lassen.

Aus dem Russischen übersetzt von Lev Milstein

Nina Vaškau

Die Russlanddeutschen und der Krieg: Erinnerungen und Empathie

Ich habe zwei Dokumente in der Hand: Das erste ist der Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets vom 28. August 1941 „Über die Umsiedlung der Deutschen, die in den Wolga-Rayons leben“, auf dessen Grundlage sie in der kurzen Zeit von September bis Oktober 1941 in Gebiete Sibiriens, Kasachstans und der Region Altaj deportiert wurden. Das zweite Dokument ist der Erlass des Präsidenten der UdSSR Michail Gorbačev „Über die Verleihung der Medaille „Für heldenmütige Arbeit im Großen Vaterländischen Krieg 1941–1945“ an in Arbeitskolonnen mobilisierte Sowjetbürger“. Darin heißt es: „Zum Zwecke der Wiederherstellung der historischen Gerechtigkeit und in Hinblick darauf, dass die deutschen Sowjetbürger und Sowjetbürger anderer rechtswidrig der Zwangsumsiedlung unterworfenen Völker, die in der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges 1941–1945 in Arbeitskolonnen mobilisiert wurden, mit ihrer redlichen Arbeit zur Erringung des Sieges beigetragen haben sowie geleitet von der Erklärung des Obersten Sowjets der UdSSR vom 14. November 1989 „Über die Anerkennung der Repressionen gegen die der Zwangsumsiedlung unterworfenen Völker als gesetzeswidrig und verbrecherisch und über die Sicherstellung deren Rechte“, erlasse ich den Beschluss über die Verleihung der Medaille „Für heldenmütige Arbeit im Großen Vaterländischen Krieg 1941–1945“ an in Arbeitskolonnen mobilisierte Sowjetbürger. Die Überreichung der Medaille erfolgt im Namen des Präsidenten der UdSSR durch die Exekutivkomitees der Stadt- und Rayonssowjets der Volksdeputierten am Wohnsitz des Auszuzeichnenden anhand der Dokumente, die seine redliche Arbeit in den Arbeitskolonnen belegen.“ Unterzeichnet wurde der Erlass am 21. Juni 1991.

Zwischen diesen beiden Dokumenten liegen genau fünfzig Jahre – ein halbes Jahrhundert der Erinnerung und des Schmerzes. Das Gedächtnis war im Milieu der Russlanddeutschen, die diese Zeit erlebt hatten, über die Jahrzehnte latent vorhanden. Die Träger des Gedächtnisses – Angehörige der älteren Generation (die der Arbeitsarmee angehört hatten) und die Generation der umgesiedelten Kinder (die die Belastungen der Sonderansiedlung erduldet hatten) – waren durch ein Schweigegelübde gebunden (Verpflichtung zur Kenntnisnahme des Erlasses des Obersten Sowjets vom 26. November 1948 „Über die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Personen, die während des Vaterländischen Krieges in ferne Regionen der UdSSR ausgesiedelt wurden, für die Flucht aus den Pflicht- und ständigen Ansiedlungsorten“). Sie haben an ihre Kinder und Enkel keine Erinnerungen an das Erlebte weitergegeben und es auch nicht bewertet. Die Erinnerung zwischen den Generationen war zerrissen. In unserem Land war das Gedächtnis an den Krieg nahezu ausschließlich ein heroisches Gedächtnis – zur Veröffentlichung freigegeben und der Zensur unterworfen. Und doch sind jedem Menschen seine eigenen Erinnerungen geblieben.

Im Milieu der Russlanddeutschen gab es verschiedene Ebenen der Erinnerung: Das *Männergedächtnis*, das mit Veränderungen des Status verbunden ist: Der Mann verlor seine Rolle als Hausherr, das gewohnte häusliche Leben war nicht mehr vorhanden, der Aufenthalt in der Arbeitsarmee war verbunden mit dem Erlernen eines fremden Berufs, mit Erniedrigung, der Abhängigkeit von Vorgesetzten, von der Kommandantur. Das *Frauengedächtnis* bewahrte die Bilder des jäh verlassenen Haushalts, der Sorge um die Kinder, der Arbeitsarmee und der Gewalt seitens der Männerwelt (Vorgesetzte und Lagerwachen). Das *Kindergedächtnis* hielt die letzten Bilder des Abschieds von Zuhause fest. Erika Sysenko (Bauer) aus dem Dorf Sarepta in der Oblast Stalingrad sind die den Nachbarn überlassenen Wertgegenstände in Erinnerung geblieben – eine Pfanne und ein Spiegel.¹ Marija Mejder denkt an den Geruch von Äpfeln zurück.² Das Bildungswesen wurde zerstört (in den deutschen Schulen wurde der Unterricht eingestellt, an den Orten der Deportation wurden die Kinder nicht unterrichtet), die religiösen Bindungen aufgelöst (es gab keine Großmutter, die betete; die Familienfeste Weihnachten und Ostern wurden nicht begangen), die Familienbande zerrissen – häufig für immer (beide Eltern waren in der Arbeitsarmee, viele von ihnen kehrten nicht zurück oder starben einige Jahre nach der Rückkehr an den Verbanungsort der Familie an Auszehrung). Man erinnert sich an Spott und Bedrohung, Prügeleien mit Altersgenossen, Hunger und Ungerechtigkeiten in der Siedlung. Die Kinder verstanden die Gründe nicht, warum sie umgesiedelt wurden, was bei ihnen zu einem Gefühl der Schutz- und Perspektivlosigkeit führte. Als sie erwachsen wurden, schämten sie sich und hatten den Eindruck, ihre Nationalität sei weniger wert als andere. So wuchs eine von 1939 bis hinein in die Fünfzigerjahre geborene Generation von Kindern ohne eigene Familiengeschichte auf – im Gegensatz zu den anderen Bürgern des Landes, die den Krieg auf die eine oder andere Weise überstanden hatten und stolz darauf waren, an ihm an der Front oder im Hinterland teilgenommen zu haben.

Erst Anfang der 1990er-Jahre erhielt das Gedächtnis der Russlanddeutschen die Möglichkeit, sich mit staatlicher Unterstützung zu artikulieren: Es wurden Erlasse zur Rehabilitation der unterdrückten Völker herausgegeben, es entstanden gesellschaftspolitische Bewegungen, die Gesellschaft „Wiedergeburt“ wurde gegründet.

Die Frage der Wiederherstellung der Republik der Wolgadeutschen an früherer Stelle wurde breit diskutiert, es gab ein gesteigertes Interesse der Russlanddeutschen an ihrer eigenen Geschichte und Kultur – all das führte dazu, dass man sich dem archivalischen Erbe zuwandte. Es wurde bekannt, dass das Staatliche Historische Archiv der Wolgadeutschen bereits über ein halbes Jahrhundert in der Stadt Engel's in der Oblast Saratov lagerte. Dies eröffnete den Historikern die Möglichkeit, mit der systematischen Erforschung der Vergangenheit der deutschen ethnischen Gemeinschaft in Russland zu beginnen. In der Folge wurden unter Zugang zum Materialbestand der Abteilung für Sondersiedlungen des Mi-

¹ Zitiert nach: Nina Vaškau: Sarepta. Stranicy istorii rosijskikh nemcev. Volgograd 2006, S. 191.

² Ebd., S. 146.

nisteriums für Innere Angelegenheiten der UdSSR im Staatlichen Archiv der Russischen Föderation Dokumentensammlungen veröffentlicht, wobei in erster Linie Gesetze und Verfügungen der Partei- und Staatsorgane dokumentiert wurden. Dies veranlasste junge Forscher dazu, schwierige Themen für ihre Studien zu wählen – sie untersuchten den Ablauf der Deportation, das Dasein in den Sondersiedlungen, die Schaffung der Arbeitsarmee sowie die Lebensbedingungen dort und in den Siedlungen.

Die Diskussionen Anfang der 1990er-Jahre über den Status der ehemaligen Angehörigen der Arbeitsarmee und ihre Gleichstellung mit den Kriegsveteranen (Verleihung der Medaille „Für heldenmütige Arbeit im Großen Vaterländischen Krieg“ an Arbeitsarmisten) stieß bei der älteren Generation oft auf Unverständnis. Denn die Gesellschaft hatte keine Kenntnis von den Ereignissen der Jahre 1941 bis 1956 und wusste auch nicht, dass das Volk als Ganzes an den im Umsiedlungserlass angeführten Taten keine Schuld trug. Die politische Führung des Landes machte den nächsten Schritt – einfachen Bürgern deutscher Nationalität wurde ermöglicht, Anfragen an die Organe des Innenministeriums und des FSB zum Schicksal ihrer Angehörigen zu stellen und sich selbst als Repressionsopfer anerkennen zu lassen. Von den Archiven des Innenministeriums wurden von 1989 bis 1994 Massenrecherchen durchgeführt und Bescheinigungen ausgestellt, aufgrund derer man die Menschen rehabilitieren und sie von Schuldgefühlen für Verbrechen, die sie nie begangen hatten, befreien konnte. Für die Russlanddeutschen tat sich die Möglichkeit der Emigration in die Bundesrepublik auf und – was am Wichtigsten war – die Menschen konnten anfangen, zu reden. Was wir heute tun ist, dass wir „dieses Gedächtnis hervorholen, es öffentlich machen“, unter anderem deshalb, weil die Menschen von uns gehen. Wie eine der Zeitzeuginnen sagte: „Ich habe schon keine Angst mehr!“ Einige Erinnerungen sind so schrecklich, dass man sie gar nicht glauben möchte...

Nachdem die Historiker die erste Schicht der offiziellen Dokumente untersucht und den Ablauf der Ereignisse rekonstruiert hatten, wie er sich aufgrund der offiziellen örtlichen Berichte der Parteiorgane und Organe des NKVD darstellte, wandten sie sich den Erinnerungen der Menschen im Rahmen der Alltagsgeschichte zu. Das Gedächtnis der deutschen Volksgruppe war durch die „Verpflichtung zur Geheimhaltung“ gehemmt, die alle erwachsenen Sonderumsiedler bei den Kommandanturen abgegeben hatten. Das Leben einer ganzen Generation wurde für viele Jahrzehnte aus der Familiengeschichte gestrichen.

Die Einsicht, dass es unmöglich war, an den früheren Wohnort zurückzukehren (die Führung des Landes hatte dies durch ihre Erlasse von 1945, 1955 und 1964 vor Augen geführt) fand ihren Ausdruck in einer für eine ethnische Minderheit beispiellosen Anzahl von Ehen zwischen den Nationalitäten, in der Annahme nicht-deutscher Familiennamen bei der Eintragung der Eheschließung, im Wechsel der Nationalität bei Erhalt eines Reisepasses und in der fehlenden Bereitschaft, die deutsche Sprache als Muttersprache zu erlernen. All diese tagtäglich bekundeten Festlegungen sprachen keineswegs für die feste Absicht, die jeweilige Familiengeschichte von Generation zu Generation weiterzugeben. Die seltenen Beispiele,

in denen ein Vater seinem Sohn von der Arbeitsarmee erzählte, bestätigten lediglich die allgegenwärtige Praxis des Verschweigens.

Die Möglichkeit, endlich die Wahrheit zu sagen und der Last des Erlebten Ausdruck zu verleihen, ergab sich zunächst auf den Seiten der deutschsprachigen Zeitung „Neues Leben“ sowie in den Jahren 1985 und 1987 in zwei Ausgaben des Almanachs „Heimatliche Welten“ und stürmte 1991 buchstäblich auf die Leser ein, als das Buch von Gerhard Wolter „Zona polnogo pokoja“³ („Die Zone der totalen Ruhe“) erschien. Der Titel beschreibt sehr akkurat den Zustand einer Gesellschaft, die mit zusammengebissenen Zähnen lebte. Der Autor, der bei „Bakalstroj“ (Oblast Sverdlovsk) arbeitete, dessen Belegschaft Stalin 1943 seine Dankbarkeit „für redliche Arbeit“ übermittelte, erzählt im Vorwort, dass auf ihn eine Lawine von Briefen ehemaliger Arbeitsarmisten und ihrer Kinder hereingebrochen sei, die ihm ihr Herz ausgeschüttet hätten und fürchteten, dass sie es nicht rechtzeitig schaffen würden, die ganze Wahrheit zu sagen (!), wie sie wirklich sei. Insgesamt finden sich in dem Buch die Erinnerungen von 148 Verfassern, frapierend in ihrer schrecklichen Wahrheit, Alltagsbanalität und Authentizität.

Diese kollektive Erzählung wurde in den folgenden Jahren durch die Herausgabe von Erinnerungen von Autoren ergänzt, die aufgrund ihres Berufes und hohen Bildungsgrades im Stande waren, ihr Leben selbst zu schildern (Vladimir Fuks, Vil'jam Gergert, Rudolf Pljukfel'der)⁴ oder die Erinnerungen der Menschen wurden für sie von Historikern aufgeschrieben (Viktor Brul', Viktor Kirillov, Nina Vaškau).⁵

Erinnerung – das ist kommunikatives Gedächtnis: Man spricht mit dem Zeitzeugen, zieht seine Erinnerungen aus den Winkeln seines Gedächtnisses hervor. Manchmal ist der Gesprächspartner nicht in der Lage, seine Emotionen zu beherrschen. Er erinnert sich an die Ereignisse mit großem Schmerz, öffnet sich seinem Interviewer von einer unschönen Seite oder erzählt solche Vorkommisse aus seinem Leben, die man aus der abgehobenen Sicht der Jetzzeit nur schwer glauben kann.

Die Aufzeichnungen der Zeitzeugen legen die Impersonalität der Erinnerung offen: „Sie haben uns aufgeladen, getrieben, aufgerufen“, „sie haben uns das und das gegeben“, „sie haben uns das und das genommen“, usw. Das ist das Gedächtnis der einfachen Menschen, ihr Alltagsgedächtnis. Die Kommunikationsmittel, Übermittlungskanäle und Darstellungsebenen waren äußerst unterschiedlich: Die erste Schicht bestand aus Gedichten und Zeichnungen aus der Zeit der Deportation und der Arbeitsarmee – sehr seltene und daher besonders wertvolle Gedichte

³ Gerhard Wolter: *Zona polnogo pokoja*. Moskva 1991. Deutsche Ausgabe des Buches: *Gerhard Wolter: Die Zone der totalen Ruhe. Die Russlanddeutschen in den Kriegs- und Nachkriegsjahren. Berichte von Augenzeugen*, Augsburg 2003.

⁴ Vil'jam Gergert: *Mečta i grešnaja zemlja*. Perm' 1994; Vladimir Fuks: *Rokovye dorogi povolžskich nemcev. 1763–1995*. Krasnojarsk 1995; Rudolf Pljukfel'der: *Čužjoj sredi svoich*. Kniga 1. Nevyezdnoj. Moskva 2008.

⁵ Viktor Brul': *Nemcy in Zapadnoj Sibiri. Časti 1–2*. Topčicha 1995; Viktor Kirillov u. a. (Hrsg.): *Gedenkbuch. Gordoe terpen'e. Kniga pamjati sovetskikh nemcev-uznikov Tagillaga*. Ekaterinburg 2004; Vaškau, Sarepta.

aus dem Jahr 1943 von Roza Pfljug (Rosa Pflug) und Zeichnungen des Künstlers Peter Dik. Die Lyrikerin Rosa Pflug, die nach Deutschland ausgewandert ist, war in der Arbeitsarmee in der Oblast Archangelsk beim Bau eines Zellulose- und Papierkombinats eingesetzt. Ihr Gedicht „Istorija povsednevnosti, ili Tretij barak (Alltagsgeschichte oder Die dritte Baracke) aus dem Jahr 1943 beginnt sie folgendermaßen:

Wann dürfen fahren wir *domoj*
 In unser Elternhaus?
 Die Zeit in dieser Trudarmee
 Ziet *dolgo* sich hinaus...
 Doch irgendwann *nastupit denj*,
 dann rufen wir *proschtschaj!*
 Leb wohl *naweki*, Trudarmee,
 Wir sind allendlich frei.
 Und fahren heim *na Rodinu*
 In schone Wolgaland,
gde wsjo dem Herzen *dorogo*,
 wo unsre Wiege stand.⁶

In ihren Erinnerungen bewerten die Autoren ihre eigene Rolle für die Geschichte des Landes nicht, sie erzählen von jenen Seiten der Ereignisse, die in der offiziellen Dokumentation entweder nicht aufscheinen bzw. nicht untersucht oder verwendet werden konnten, da sie den Forschern nicht zugänglich waren. Die Erinnerungen der 50 Einwohner der Kolonie Sarepta, die ich im Laufe der letzten zehn Jahre aufgezeichnet habe, sind dermaßen schrecklich, dass man sie nicht glauben will. Stellt man sie jedoch der offiziellen Dokumentation gegenüber, so erweitern sie lediglich den Rahmen der trockenen Berichte des Führungspersonals der NKVD-Lager. Gerade die Unbedarftheit der Erzählungen, ihre einfache Sprache, die Beschreibung des ganz normalen Arbeitsalltags, erschüttern durch ihre Authentizität.

Teodor Gercen erinnert sich so an den Abtransport der Frauen zur Arbeitsarmee: „Sowohl die Mütter als auch die Kinder und diejenigen, die zum Abschied gekommen waren, schluchzten laut. Es war schlimmer als bei einer Beerdigung. Emma, die Frau von Javov Dik, starb dann auch auf dem Fuhrwerk. Sie hat die Trennung von ihren drei Kindern nicht verwunden. Jakov kam auch nicht zurück, er starb auf der Baustelle des Čeljabinsker Hüttenwerks. Ihre Kinder wuchsen als Waisen auf.“⁷ Aus den Erinnerungen von Erna Vallert: „Die Häftlinge wurden dreimal pro Tag verpflegt. Um die Kessel nicht auswaschen zu müssen, haben sie uns ein wenig Suppe oder Brei darin gelassen und uns zu Essen gegeben. Aber wir waren auch darüber froh.“⁸

Eine völlig neue Quelle sind Dokumente, die die Erinnerung aufwühlen und die Generation der heute betagten Menschen in ihre Kindheit zurückversetzen. Es handelt sich um die Listen der deportierten Deutschen, die bei der Umsiedlung

⁶ Neues Leben, 08. 05. 1991.

⁷ Volter, Zona, S. 191.

⁸ Ebd., S. 200.

erstellt worden sind. Es ist mir gelungen, mit Unterstützung der Verwaltung für Innere Angelegenheiten der Oblast Volgograd einen Satz dieser einzigartigen Quellen zu untersuchen – genaue Listen der aus den Gebieten der ehemaligen Republik der Wolgadeutschen deportierten Deutschen. Das sind Listen, die der Oblast Stalingrad zugefallen waren. Sie werden im Informationszentrum der Verwaltung für Innere Angelegenheiten der Oblast Volgograd aufbewahrt. Die Dokumente sind unterschiedlich gut erhalten. Die Liste zur ehemaligen Kolonie Sarepta ist auf der Maschine getippt worden. In anderen Fällen sind es Listen, die mit Bleistift oder mit im Laufe der Zeit verblasster Tinte geschrieben wurden.

In den Archivmappen finden sich als Begleitdokumente Protokolle zur Übergabe der umgesiedelten Menschen, Meldungen über die Verladung auf Lastkähne oder in Eisenbahnwaggons, Telegramme über die Zusammenstellung von Zuggarnituren, über Beförderungswege und die Sammlung der Menschen auf Ausgangs- oder Zwischenbahnhöfen. Wie die Deportation vor sich ging und welche Rechtsnormen verletzt wurden, habe ich in zwei Büchern dargelegt, die in den Jahren 2006 und 2008 erschienen sind.⁹ Man muss dazu anmerken, dass die Listen aus den Siedlungen die Rubriken „Familienname“, „Vorname“, „Vatersname“, „Alter“ und „Verwandtschaftsverhältnisse“ enthalten. In der Liste der Einwohner von Sarepta scheint außerdem noch die vollständige Adresse auf. Die Liste für die Stadt Stalingrad beinhaltet Angaben zu Beruf und Arbeitsplatz der umgesiedelten Person. Allein aus Stalingrad wurden 3979 Deutsche umgesiedelt. Aus Sarepta waren es 2320. Ohne besondere Vorkommnisse, ohne Fälle von Widersetzlichkeit... Die genannten Listen sind unwiderlegbares Zeugnis einer gut geplanten und exakt durchgeführten Massenoperation des NKVD zur Deportation Tausender von Menschen ohne jede Erklärung, ohne materielle Versorgung, ohne irgendwelche Anzeichen einer humanen Einstellung ihnen gegenüber.

Die beiden Arten von Quellen – die Erinnerungen und die Listen – ergänzen einander. Viele Kinder, die ihre Eltern oder älteren Geschwister verloren hatten, wissen gar nicht, wie viele Mitglieder in ihrer Familie waren. Diese Quelle hilft dabei, die Familiengeschichten zu rekonstruieren.

Heute brauchen die Russlanddeutschen dringend eine Möglichkeit, die Erfahrungen, die sie in ihrem eigenen Leben gemacht haben, in die fortlaufende Textur des historischen Gedächtnisses einzuweben – und nicht nur im Rahmen des Familiengedächtnisses. Sie sollten eine öffentliche Tribüne und die Chance erhalten, einem möglichst großen Kreis von Menschen von jenen Ereignissen zu erzählen, deren Zeugen und Opfer sie waren.

Die abtretende Generation der Russlanddeutschen ist sich darüber im Klaren, dass die Erfahrungen ihres eigenen Lebens auch deshalb unschätzbar sind, weil nach sechs Jahrzehnten des Schweigens die Angst und das Verbot nun aufgehoben sind und sie die Möglichkeit haben, über das zu berichten, was sie durchgemacht

⁹ Vaškau, Sarepta; *Dies.: Put' domoj dlinoju v gody*. In: Sarepta: territorija pamjati. Sbornik dokumentov. Volgograd 2008.

haben. Dies erlaubt es ihnen, die Ereignisse und ihre Rolle dabei nicht zu beschönigen, sondern ehrlich und objektiv zu sein.

Die Erinnerungen werden von uns mit privaten Quellen verglichen, die in Form von Tagebüchern oder Briefen bewahrt worden sind. Aber solche Quellen sind äußerst selten, da die Aufenthaltsbedingungen in der Arbeitsarmee und in den Sondersiedlungen die schiere Möglichkeit ausschlossen, ein Tagebuch zu führen und die Briefe censuriert wurden. Der von uns durchgeführte Abgleich der Erinnerungen deutscher Frauen (einige der Befragten waren in denselben Lagern) mit offiziellen Dokumenten, die in den Dokumentensammlungen publiziert wurden, aber auch mit den von uns untersuchten Dokumenten des Staatlichen Archivs der Russischen Föderation, lassen die Behauptung zu, dass es bei der Beurteilung der Ereignisse praktisch keinerlei Abweichungen gibt.

Man kann heute konstatieren, dass die Erinnerung an das Schicksal der Russlanddeutschen bei der derzeitigen Jugend gefragt ist. Die Studenten der Volgograd-Universität nehmen an Zeitzeugengesprächen teil und wirken bei dem Projekt zur Herausgabe der Listen der Deportierten mit, das vom Forschungszentrum für Deutsche Geschichte der Universität Volgograd unter meiner Leitung realisiert wird. Die Forscher nutzen aktiv die lokalen Seiten im Internet, vor allem die Seite des Deutschen Brüder-Langerfeld-Kulturzentrums in Sarepta (Volgograd) und die Seite des Zentrums für Deutsche Kultur im Dorf Pobočino in der Oblast Omsk. Diese Art der Wissensvermittlung – der Vermittlung des Gedächtnisses – von der älteren an die jüngere Generation, geht bereits von der Jugend aus, was die Hoffnung auf die Weitergabe der Erinnerung an die künftigen Generationen nährt.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

Aleksej Bezugol'nyj

Der Große Vaterländische Krieg im historischen Gedächtnis der Völker des Nordkaukasus

Der Große Vaterländische Krieg stellt für das heutige Russland eines der Fundamente des historischen Bewusstseins und der nationalen Identität der Russen dar. Dabei gibt es hinsichtlich des historischen Bildes des Krieges und der historiographischen Traditionen regionale Unterschiede. Am interessantesten sind dabei wohl die nationalen Gebiete der Völker des Nordkaukasus. Die gemeinsamen spezifischen Merkmale der historischen Auseinandersetzung mit dem Großen Vaterländischen Krieg und seiner Historiographie sind hier ein Positivismus sowjetischer Prägung, die Betonung der heroisch-patriotischen Thematik sowie mit dem Prestigegedanken verbundene Sujets.

Die meisten akademischen Studien, Aufsätze und auf wissenschaftlichen Konferenzen präsentierten Beiträge beschränken sich in der Regel auf die Biographien der Kriegsteilnehmer aus den Bergen, die Darstellung der Heldenaten der mit Orden und Medaillen ausgezeichneten Helden der Sowjetunion und die Darstellung der Leistungen der Werktätigen des Hinterlandes. Häufig machen die Autoren es sich zur Aufgabe, ein umfassendes Verzeichnis der Kriegsteilnehmer nach diesem oder jenem Kriterium (Einwohner eines bestimmten Gebietes, Angehörige einer bestimmten Ethnie etc.) zu erstellen und widmen diesem Thema einen Großteil ihrer Arbeiten.¹ Von besonderer Bedeutung für die lokalen historischen Schulen ist es, die Zahl derjenigen zu berechnen, die vom Territorium dieser oder jener Republik aus an die Front einberufen wurden. So wird behauptet, dass in Nordossetien

¹ Vgl. z.B. *Vladimir Beslaneev: Malokabardinci na frontach Velikoj Otečestvennoj vojny 1941–1945 godov*. Nalčik 1995; *Askerbij Kojčuev: Syny i dočeri Karačaja – fronty*. Čerkessk 1995; ders.: *Slavnye syny Karačaja. Karačaevsk* 1998; *Muchammed Šebzuchov: Syny i dočeri Adygei v Velikoj Otečestvennoj...* Majkop 1995; *Oleg Dauson, Vladimir Ostapenko (Hrsg.): Sozvezdie slavných: Geroi Sovetskogo Sojuza Stavropol'ja i Karačaevo-Čerkessii (1938–1988)*. Stavropol' 1996; *Mar'jam Jandieva: Inguši na frontach Vtoroj mirovoj vojny*. Nazran'/Moskva 2004; *Movsur Ibragimov, Islam Chatuev: Vklad čečenskogo naroda v pobedu nad fašizmom v gody Velikoj Otečestvennoj vojny 1941–1945 gg.* Groznyj 2005; *Michail Tchajcu-chov (Hrsg.): Abaziny v Velikoj Otečestvennoj vojne 1941–1945 gg. (o komandirach i voinach, stojavšich nasmrť vo imja žizni)*. Čerkessk 2005; *Svetlana Akkieva, Nikolaj Bugaj (Hrsg.): Oni sražalis za Rodinu. Predstaviteli repressirovannyh narodov SSSR na frontach Velikoj Otečestvennoj vojny: kniga-chronika*. Moskva 2005; *Chačim Kaufov: Pamjat' o podvige*. Nalčik 2005; *Tauby Meziev: Alim Bajultanov – legenda Baltiki*. Nalčik 2005; *Šachrudin Gapurov, Movsur Ibragimov: Realii i mify ob učastii čečenskogo naroda v Velikoj Otečestvennoj vojne*. In: *Velikaja Otečestvennaja vojna v prostranstve istoričeskoy pamjati rossijskogo obščestva. Materialy Meždunarodnoj naučnoj konferencii*. Rostov-n/D 2010, S. 71–76; *Batyř Boromangnaev (Hrsg.): Vklad repressirovannyh narodov SSSR v Pobedu v Velikoj Otečestvennoj vojne 1941–1945 gg. T. 1: Sovetskie nemcy, karačaevcy, kalmyki, čečency, inguši, balkarcy*. Ēlista 2010; *Tamara Jandieva (Hrsg.): Ingušetija v Velikoj Otečestvennoj vojne*. V 2 kn. Rostov-n/D 2010.

1941 mehr als 40 000 Personen einberufen worden seien.² In Tschetscheno-Inguischenien seien zu Kriegsbeginn über 17 000 Personen entweder einberufen worden³ oder hätten sich lediglich als Freiwillige⁴ eintragen lassen. Bis zu 50% von ihnen seien Angehörige von Titularvölkern gewesen. Wie behauptet wird (unter vager Berufung auf irgendwelche „unvollständige Angaben des Archivs des tschetscheno-inguischenischen Gebietskomitees der Partei“), seien während der Kriegsjahre insgesamt 18 500 Tschetschenen und Inguschen in die Armee einberufen worden.⁵ Des Weiteren wird vorgerechnet, dass sich zu Kriegsbeginn bereits mindestens 9000 Tschetschenen und Inguschen (im Ganzen bis zu 6% der Bevölkerung der Republik) in den aktiven Verbänden befunden hätten.⁶ In Kabardino-Balkarien seien 25 300 Personen einberufen worden⁷, wobei behauptet wird, dass die Balkaren mehr als 10 000 an die Front geschickt hätten.⁸ Aus dem autonomen Gebiet Karatschaj seien 15 600 Einheimische eingezogen worden (bei einer Gesamtbevölkerungszahl von ca. 80 000)⁹, was lokale Historiker zur Behauptung veranlasst, das karatschaische Volk habe hinsichtlich der Anzahl an Kriegsteilnehmern einen der landesweit ersten Plätze unter den Völkern der UdSSR belegt (22%).¹⁰

Der Großteil der angeführten Daten aus regionalen Publikationen wird nicht durch Archivverweise untermauert. Man kann der Ansicht von Tat'jana Chlynnina nur zustimmen, wenn sie schreibt, darin bestehe wohl einer der wenigen Unterschiede der heutigen regionalen Historiographie zur sowjetischen – und zweifellos zu Ungunsten ersterer.¹¹ Der äußerst halbherzige Rückgriff der regionalen Forscher auf archivalische Primärquellen wird durch Verweise auf Fachkollegen und sogar auf eigene frühe Arbeiten „kompensiert“, was die mehrfach angeführten Fakten, deren Primärquelle sich in den Querverweisen verliert, gleichsam legitimiert. So kann die 1960 erschienene Monographie des ehemaligen Ersten Sekretärs des tschetscheno-inguischenischen Gebietskomitees der KPdSU, Vasilij

² Temirsoltan Chudalov: *Severnaja Osetija v Velikoj Otečestvennoj vojne 1941–1945*. Vladikavkaz 1992, S. 314–315.

³ Juša Ajdaev (Hrsg.): *Čečenija: istorija i sovremennost'*. Moskva 1996, S. 235.

⁴ Mowsur Ibragimov (Hrsg.): *Istorija Čečni c drevnejšich vremen do našich dnej. T. 2: Istorija Čečni XX i načala XXI vekov*. Groznyj 2008, S. 485.

⁵ Ebd., S. 492.

⁶ Vasilij Fil'kin: *Čečeno-Ingušskaja partijnaja organizacija v gody Velikoj Otečestvennoj vojny Sovetskogo Sojuza*. Groznyj 1960, S. 43.

⁷ Nikolaj Bugaj, Askerbi Gonov: *Kavkaz: narody v ešelonach (20–60-e gody)*. Moskva 1998, S. 160.

⁸ Akkieva, Bugaj, Oni sražalis' za Rodinu, S. 20.

⁹ I.M. Karaketova: *Velikaja Otečestvennaja vojna i deportacija karačaevskogo naroda*. In: Repressirovannye narody: istorija i sovremennost'. Nalčik 1994, S. 219; Akkieva, Bugaj, Oni sražalis' za Rodinu, S. 144.

¹⁰ Kazi Lajpanov: *Učastie karačaevskogo naroda v Velikoj Otečestvennoj vojne*. In: Repressirovannye narody: istorija i sovremennost'. Materialy II Vserossijskoj naučnoj konferencii. Karačaevsk 1994, S. 43; Askerbij Kojčuev: *Karačaevskaja avtonomnaja oblast' v gody Velikoj Otečestvennoj vojny 1941–1945 gg.* Rostov-n/D 1998, S. 305.

¹¹ Tat'jana Chlynnina: *Geroizm deportirovannyh narodov Severnogo Kavkaza v gody Velikoj Otečestvennoj vojny v sovremennoj regional'noj istoriografii*. In: *Vojna v istorii i sud'bach narodov Juga Rossii (k 70-letiju načala Velikoj Otečestvennoj vojny)*. Materialy meždunarodnoj naučnoj konferencii. Rostov-n/D, S. 316.

Fil'kin¹², als eine Art Urahn der heutigen tschetschenischen Historiographie des Großen Vaterländischen Krieges – bald nach der Rückkehr der Tschetschenen und Inguschen in ihre historische Heimat – betrachtet werden. Im Buch wird die Deportation der Völker während des Krieges negativ bewertet und es enthält einige Zahlenangaben hinsichtlich des Beitrags der Tschetschenen und Inguschen zum Sieg. Heutzutage kommt kaum eine in Tschetschenien erschienene Arbeit über den Krieg ohne Zitate aus Fil'kins Buch aus, der Tonfall ist äußerst kategorisch und lässt keinerlei Zweifel aufkommen.

Es liegt nahe, dass bei einer derartigen Herangehensweise gröbste Fehler und fadenscheinige Hypothesen in Umlauf geraten. So werden zum Beispiel Angaben zu drei Einberufungen von Freiwilligen in Tschetscheno-Inguschetien während des Krieges – im September 1942, im Januar/Februar 1943 und im März 1943 – von einer Studie in die andere übernommen.¹³ Dokumentarisch belegt ist lediglich eine Freiwilligenkampagne von Januar bis März 1943. Bei den tschetschenischen Historikern hat sie sich auf mysteriöse Weise „aufgespalten“ und gleichzeitig multiplizierten sich auch die Gesamtergebnisse der Freiwilligenbewegung. Zusammen mit den dokumentierten 1850 Personen, die an die Front geschickt wurden¹⁴, wird von 3000 „zum Dienst in der Armee Eingetragenen“ im Januar 1943 berichtet (was übrigens nicht heißt, dass die „Eingetragenen“ letztlich in der Armee gelandet sind), sowie von weiteren 3000 Personen, die im März 1943 angeworben worden seien.¹⁵ In einigen Studien erhöht sich die Anzahl der Freiwilligen auf stattliche 12 000.¹⁶

Mit den Berechnungen der Kriegsteilnehmer aus dieser oder jener Republik funktionell verbunden sind Aufzählungen der Truppenteile und Verbände, die auf ihrem Territorium zusammengestellt worden seien. Unabhängig von den Besonderheiten der Zusammenstellung erhält auf diese Weise alles einen gewissen autochthonen, lokalen bzw. nationalen Anstrich. Als indes mit Jahresbeginn 1942 die verpflichtende Einberufung der Bergvölker schrittweise eingestellt wurde, kamen von den mit der Organisation der Mobilmachung betrauten Organen direkte Anweisungen, bei der Aufstellung neuer Divisionen keine Kontingente der Bergvölker heranzuziehen. So wurde zum Beispiel bei der Formierung von acht neuen Divisionen auf dem Gebiet der Nordossetischen ASSR, der Tschetscheno-Inguischischen ASSR und der Kabardino-Balkarischen ASSR die Vereinbarung getroffen, die Aufnahme von Angehörigen der „Bergvölker Tschetscheno-Inguschetiens und Kabardino-Balkariens“ zu verbieten¹⁷.

¹² *Fil'kin, Čečeno-Ingušskaja partijnaja organizacija.*

¹³ *Ibragimov, Istorija Čečni*, T. 2, S. 491; *Ibragimov, Chatuev, Vklad čečenskogo naroda*, S. 33; *B.V. Nunaeva: Velikaja Otečestvennaja vojna v sud'bach čečencev*. In: *Vojna v istorii i sud'bach narodov Juga Rossii (k 70-letiju načala Velikoj Otečestvennoj vojny)*. Materialy meždunarodnoj naučnoj konferencii. Rostov-n/D, S. 209.

¹⁴ Central'nyj archiv Ministerstva oborony Rossijskoj Federacii (CAMO RF), f. 209, op. 999, d. 326, l. 51.

¹⁵ *Ibragimov, Istorija Čečni*, T. 2, S. 491.

¹⁶ *Ibragimov, Chatuev, Vklad čečenskogo naroda v pobedu nad fašizmom*, S. 33; *Nunaeva, Velikaja Otečestvennaja vojna v sud'bach čečencev*, S. 209.

¹⁷ CAMO RF, f. 209, op. 999, d. 125, l. 622-625.

Der ethnopatriotische Ansatz mag für die Erziehung der jungen Generation seinen Sinn haben, er kann jedoch die vielen Probleme bei der Entwicklung der Region in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges nicht erhellen. Dies wird auch durch die Unterlagen der Konferenzen erhärtet, die am Vorabend des 60. und 65. Jahrestages des Sieges 2005 bzw. 2010 stattfanden.¹⁸ So waren beispielsweise bei der am 29. und 30. April 2010 in der Stadt Tuapse abgehaltenen Internationalen Regionalkonferenz „Velikaja pobeda, dobytaja edinstvom. Kavkaz v gody Velikoj Otečestvennoj vojny“ („Der große, in Einheit errungene Sieg. Der Kaukasus in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges“) alle Beiträge der Mitwirkenden ohne Ausnahme der Zusammenfassung des Anteils ihres Volkes am Sieg gewidmet. Es ging um die wirtschaftlichen Leistungen des Hinterlandes und die Heldenataten der Angehörigen der Bergvölker an der Front. Problematische Themen wurden nur flüchtig angesprochen.

Regionale Forscher befassen sich nicht mit der Frage, warum den meisten der (heute so hochgeachteten) nationalen Truppenteile im Nordkaukasus nur ein sehr kurzes Dasein beschieden war und warum die anfänglichen Pläne zum Aufbau von Streitkräften der einzelnen Nationalitäten bereits wenige Monate nach ihrer Verabschiedung drastisch gekürzt und dann gestoppt wurden. Nicht zusammengefasst und ausgewertet sind die Erfahrungen mit den militärischen Mobilisierungsmaßnahmen in den nationalen Regionen des Nordkaukasus. Ohne Erklärung bleiben auch die bereits 1941 begonnene Aussetzung der Einberufung der Bergbevölkerung in allen nordkaukasischen Republiken sowie der stufenweise Stopp und die Rücknahme ihrer Aufnahme in die Armee. Es wird keine objektive, auf Dokumentenmaterial beruhende Antwort auf die Frage nach Ausmaß und politischen Motiven der Aufstandsbewegung in den Jahren 1941 bis 1943 und der Korrelation zwischen den militärischen Mobilisierungsmaßnahmen, der Aufstandsbewegung und den darauffolgenden Repressionen gegeben.

Die Schlüsselposition von Militärdienst und Krieg in der mentalen Struktur jedes Volkes sowie die ehrerbietige und respektvolle Haltung gegenüber ihren

¹⁸ Kabardino-Balkarija v gody Velikoj Otečestvennoj vojny (k 60-letiju Velikoj pobedy). Materiały regional'noj naučno-praktičeskoj konferencii. Moskva 2005; Front i tył v gody Velikoj Otečestvennoj vojny 1941–1945 gg. Materiały resp. nauč. konf. Karačaevsk 2005; Vklad narodov Severnogo Kavkaza v pobedu nad fašizmom v Velikoj Otečestvennoj vojne 1941–1945 gg. Materiały meždunarodnoj naučno-praktičeskoj konferencii (27–28 aprelja 2005 g.). Elišta 2005; Vklad regionov Severnogo Kavkaza v Pobedu v Velikoj Otečestvennoj vojne 1941–1945 gg. Materiały Rossijskoj naučno-praktičeskoj konferencii (20–22 aprelja 2010 g.). Elišta 2010; Velikaja Otečestvennaja vojna v prostranstve istoričeskoj pamjati rossijskogo obščestva. Materiały Meždunarodnoj naučnoj konferencii (28–29 aprelja 2010 g., Rostov-na-Donu). Rostov-n/D 2010; Narody Čečenskoj Respubliki v Velikoj Otečestvennoj vojne 1941–1945 godov. Materiały Vserossijskoj naučno-praktičeskoj konferencii, posvjashčenoj 65-letiju Pobedy v Velikoj Otečestvennoj vojne 1941–1945 gg., g. Groznyj, 18–19 maja 2010 g. Groznyj 2010; Vojna v istorii i sud'bach narodov Juga Rossii (k 70-letiju načala Velikoj Otečestvennoj vojny). Materiały meždunarodnoj naučnoj konferencii 1–2 iyunja 2011 g., Rostov-na-Donu. Rostov-n/D 2011; Velikaja Otečestvennaja vojna v istorii narodov Severnogo Kavkaza. Materiały regional'noj naučnoj konferencii/M-vo obrazovaniya i nauki RF, Karačaevo-Čerkeskij gos. univ. im. U.D. Alieva. Karačaevsk 2010.

Helden mit all ihrer positiven sozialen Relevanz führen zu einem einseitigen und selektiven Herangehen an die Auswahl der mit der Teilnahme des einen oder anderen Volkes am Krieg verbundenen historischen Tatsachen, zu einer eigenartigen, oft alogischen Interpretation der Fakten in jenen Fällen, in denen es nicht gelingt, sie zu verschweigen. So trifft man im Zusammenhang mit der bekannten Geschichte der Gebirgskavallerie auf eine kuriose semantische Inversion. Am 16. Oktober 1942 wurden auf Befehl des Volkskommissars für Verteidigung die 115. Kabardino-Balkarische Kavalleriedivision und das 255. Tschetscheno-Inguischische Kavallerieregiment, die in den Kämpfen große Verluste erlitten hatten, aufgelöst.¹⁹ Aus ihren Restbeständen stellte man zwei Kavallerie-Aufklärungsdivisionen und ein Panzerjägerbataillon auf. Die Auflösung der Kampfverbände als nicht komplett und kampfunfähig und die Schaffung von Abteilungen mit wesentlich geringerem Personalbestand wird in der heutigen regionalen Literatur paradoxerweise als „Zeugnis der Anerkennung nicht nur der militärischen Verdienste der Soldaten des Regiments [gemeint ist das 255. Tschetscheno-Inguischische Kavallerieregiment, A.B.], sondern auch des ihnen entgegebrachten grenzenlosen Vertrauens“²⁰ dargestellt.

Zwischen den Produkten der akademischen Einrichtungen, den publizistischen Essays, den Zeitungsaufstellungen sowie den Ansprachen der Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sowie der Bürokraten gibt es keine prinzipiellen Unterschiede. Sie alle verfolgen ein einziges Ziel: die Verteidigung ihrer ethnosozialen Gemeinschaft vor den Nachbarn (vor dem Hintergrund ihrer ständigen Rivalität) und der russischen Gesellschaft. Ethnoetatistische Imperative haben für die nationalen Berufsgemeinschaften der Historiker im Nordkaukasus unbedingte Priorität vor der eigentlichen wissenschaftlichen Aktualität. Sowohl in wissenschaftlichen als auch in publizistischen Texten, aber auch in journalistischen Reportagen werden in der Regel ein und dieselben Fakten reproduziert, ein und dieselbe Interpretation geliefert. Die Kriegsereignisse werden sakralisiert und für ihre Konservierung hat es sich als am bequemsten erwiesen, die Finger von der – im Grunde genommen – sowjetischen historiographischen Hülle zu lassen, die noch dazu als einzig wahres Mittel der Auseinandersetzung mit der Kriegsgeschichte der Bergvölker aggressiv verteidigt wird.

All das trägt nicht gerade zu einer objektiven und gründlichen Analyse der Teilnahme der Bergvölker am Großen Vaterländischen Krieg bei und verhindert die Bündelung der Kräfte der nordkaukasischen Historiker zur Gewinnung eines umfassenden Bildes der Ereignisse und zur Herausarbeitung der Grundtendenzen der Nationalitätenpolitik des Sowjetstaates in der Region. Wie Dmitrij Ljukšin in seiner Studie zum gegenwärtigen Zustand der ethnonationalen Historiographie in Russland zu Recht anmerkt, „schließt ein derartiges Herangehen an die historische Forschung die Möglichkeit aus, die Hauptintention der wissenschaftlichen Kognition – die Suche nach der objektiven Wahrheit – umzusetzen, wodurch der

¹⁹ CAMO RF, f. 224, op. 763, d. 10, l. 7.

²⁰ Jandieva, Ingusetija v Velikoj Otečestvennoj vojne, Kn. 1, S. 12.

Erhalt einigermaßen zuverlässiger Resultate a priori blockiert wird“.²¹ Ganz zu schweigen davon, dass die Stil entsprechender Werke häufig nicht gerade akademisch ist.

Begreiflicherweise können einige Gattungen wissenschaftlicher Texte, zum Beispiel Dissertationen, nicht ohne die Verwendung von Archivquellen auskommen: das ist ihr unerlässliches Qualitätsmerkmal. Doch ungeachtet dessen, dass es in den nordkaukasischen Republiken zahlreiche Promotions- und Habilitations-schriften über die Zeit des Großen Vaterländischen Krieges gibt, bleiben ihre Themen und die von den Bewerbern erschlossenen Schichten des Archivmaterials überaus peripher (Genossenschaftswesen, Gewerkschaften, Unterstützung des Hinterlandes für die Front, Rolle der Frauen, Intellektuellen usw.)²², oder doch höchst allgemein.²³ Sowohl in ersteren, wie auch im letzteren Fall bleiben die wirklich aktuellen Probleme außerhalb des Blickfeldes.

Bei aller ideologischen und methodischen Übereinstimmung der nordkaukasischen Historiographie des Großen Vaterländischen Krieges muss doch das historische Bild des Krieges in der wissenschaftlichen Literatur und Publizistik derjenigen Völker hervorgehoben werden, die 1943/1944 aus ihrer historischen Heimat ausgesiedelt wurden – Karatschaier, Balkaren, Inguschen und Tschetschenen. Das mit der grausamen Bestrafung eines ganzen Volkes verbundene schwerwiegende mentale Trauma ist zweifellos einer der wesentlichen Faktoren, die sowohl die

²¹ *Dmitrij Ljukšin*: Soobščestva „nacional'nyx istorikov“: zizn'posle suverennogo parada. In: *Gennadij Bordjugov* (Hrsg.): Naučnoe soobščestvo istorikov Rossii. 20 let peremen. Moskva 2011, S 182.

²² *Aleksandra Sarcilina*: Évoluzija temy i žanrov o Velikoj Otečestvennoj vojne v chudožestvennoj proze naroda Karačaevo-Čerkesii. [Autorreferat (künftig: AR) der Diss.] Karačaevsk 1998; *Džuleta Čankaeva*: Pečat' Severnogo Kavkaza v gody Velikoj Otečestvennoj vojny 1941-1945 gg. [Diss.] Stavropol' 1999. *Sapijat Al'iva*: Material'naja i finansovaja pomošč trudjaččichsja Severnogo Kavkaza Krasnoj Armii v gody Velikoj Otečestvennoj vojny 1941-1945 gg. Na materialach Adygejskoj, Karačaevskoj, Čerkesskoj avtonomnyx oblastej i Kabardino-Balkarskoj ASSR. (Avtoreferat dissertationi) Pjatigorsk 2001; *Larisa Pečalova*: Kooperativnaja promyšlennost' Stavropol'ja i Karačaevo-Čerkesii v gody Velikoj Otečestvennoj vojny 1941-1945 gg. (Avtoreferat dissertationi) Stavropol' 2007; *Lida Kurbanova*: Rol' ženščin Čečeno-Ingušetii v preobrazovanii obščestva i zaščite Rodiny v Velikoj Otečestvennoj vojne. [Diss.] Majkop 2004; *Saida Četav*: Ženščiny Adygej: transformacija social'noj roli v gody radikal'nyx peremen i v ekstremal'nyx uslovijach Velikoj Otečestvennoj vojny: 20-40-e gg. XX v. [Diss.] Majkop 2005; *Ansar Blimgotov*: Formirovaniye intelligencii Karačaeva i ee učastie v Velikoj Otečestvennoj vojne. (Avtoreferat dissertationi) Pjatigorsk 2007. *Altyn Karaeva*: Sel'skoe chozjajstvo Karačaja i Čerkesii nakanune i v gody Velikoj Otečestvennoj vojny. 1939-1943 gg. (Avtoreferat dissertationi) Pjatigorsk 2008; *Melechan Bulgarova*: Dejatel'nost' mestnyx sovetov Severnogo Kavkaza v gody Velikoj Otečestvennoj vojny (iun' 1941 - maj 1945 gg.). [Diss.] Pjatigorsk 2002; *Valentina Tuguševa*: Dejatel'nost' gorodskikh komitetov oborony Severnogo Kavkaza v gody Velikoj Otečestvennoj vojny. [Diss.] Majkop 2009.

²³ *Movsur Ibragimov*: Vlast' i obščestvo v gody Velikoj Otečestvennoj vojny (na primere naciona'nyx respublik Severnogo Kavkaza). [Diss.] Moskva 1999; *Askerbij Kojčuev*: Karačaevskaja avtonomnaja oblast' v gody Velikoj Otečestvennoj vojny. (Avtoreferat dissertationi) Moskva 2000; *Islam Chatuev*: Narody Severnogo Kavkaza v gody Velikoj Otečestvennoj vojny 1941-1945 gg. [Diss.] Moskva 2005. *Vacha Magomaev*: Social'no-ekonomičeskoe razvitiye respublik Severnogo Kavkaza v gody Velikoj Otečestvennoj vojny. 1941-1945 gg. [Diss.] Moskva 2008.

Entwicklung der regionalen Historiographie als auch das historische Bewusstsein der genannten Völker insgesamt bestimmen. Als Haupteigenschaften dieses Bewusstseins können eine Art „Schuldkomplex“, der dazu zwingt, entlastende Images der eigenen Beteiligung am Krieg zu konstruieren und gleichzeitig die Forderung nach Rehabilitation und Reue seitens des Staates und der russischen Gesellschaft als Nachfolger des sowjetischen Imperiums gelten.

Hier werden die odiosesten Merkmale der Historiographie des Krieges im Nordkaukasus übertrieben und sakralisiert. Die Vernachlässigung der dokumentarischen Geschichte korreliert mit fehlendem Vertrauen in die Archivquellen generell („von Berija gefälscht“) sowie Intoleranz gegenüber anderslautenden historischen Ansichten. Die Listen der Helden in den Tschetschenen, Inguschen und – in geringerem Maße – Karatschaiern und Balkaren gewidmeten Literatur sind wahrlich endlos; die Heroik ersetzt die Analyse nahezu vollständig. Vor dem Hintergrund der betont heroisch-patriotischen Thematik erscheint die Deportation als eine besonders verbrecherische, ungerechte und barbarische Aktion.

Es gibt allerdings ein Segment der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges in der Historiographie der repressierten Völker, das nach allen geltenden Regeln der Geschichtswissenschaft erforscht wird, und das recht objektiv: die Geschichte der Deportation, des Lebens in der Fremde und der darauffolgenden Rückkehr in die Heimat. Der absolut und unstrittig kriminelle Charakter der Aktion zur Aussiedlung ganzer Völker ermöglicht es den Historikern, sich auf diesem Terrain relativ frei zu fühlen. Zum Thema Repression aufgrund ethnischer Kriterien existieren nicht wenige brauchbare Dissertationen; es wurde ein definiter Beitrag zum allgemeinen Verständnis der Funktionsweise ethnosozialer Gemeinschaften unter den Bedingungen des Totalitarismus geleistet.²⁴ Einige große wissenschaftliche Konferenzen wurden speziell diesem Thema gewidmet.²⁵

Die ideologische Komponente der Frage nach dem Beitrag dieses oder jenen Volkes zum Sieg über den Faschismus lässt die für die sowjetische Wissenschaft charakteristischen Schutztendenzen wiederaufleben, insbesondere in jenen Regionen, deren Bewohner aufgrund ethnischer Kriterien Massenrepressionen ausgesetzt waren. Hier werden viele Themen inoffiziell tabuisiert, während es bei den

²⁴ Vgl. *Zurcha Borlakova: Deportacija i repatriacija karačaevskogo naroda, 1943-1959 gg. (Avtoreferat dissertationi)* Moskva 2000; *Emma Adžieva: Deportacija narodov Severnogo Kavkaza v gody Velikoj Otečestvennoj vojny: pričiny i sledstvija. Na primere karačaevskogo i balkarskogo narodov. (Avtoreferat dissertationi)* Pjatigorsk 2001; *Ruslan Agiev: Tragedija čečenskogo i ingušskogo narodov v 30-50-ix gg. XX v. (Deportacija, specposelenija, reabilitacija).* [Diss.] Rostov-n/D 2002; *Lejla Arapčanova: Deportacija narodov kak specifičeskij aspekt nacional'noj politiki Sovetskogo gosudarstva (na primere ingušskogo naroda).* [Diss.]. Moskva 2002; *Ruslan Agiev: Tragedija čečenskogo i ingušskogo narodov v 30-50-ix gg. XX veka: deportacija, specposelenija, reabilitacija.* (Avtoreferat dissertationi) Rostov-n/D 2003; *Magomed Arapiev: Vyselenie čečenskogo i ingušskogo narodov: razvitiye, rešenie i posledstvija problemy: 1940-e-1950-e gg.* (Avtoreferat dissertationi) Pjatigorsk 2006.

²⁵ *Reprezsirovannye narody: istorija i sovremennost'.* Materialy II Vserossijskoj naučnoj konferencii, 1-2 nojab. 1993 g.; *Askerbij Kojčuev u. a. (Hrsg.): Vozroždenie vo imja žizni.* Materialy naučno-praktičeskoy konferencii, Kislovodsk 2007.

Historikern Anzeichen einer Art von Schützengrabendenken gibt. In der modernen Literatur über den Krieg – nicht nur in der publizistischen, sondern auch in der mit dem Stempel der regionalen Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen herausgegebenen – begegnet man häufig Formulierungen wie „Geschichtsverleumder“, „Scheinheilige, die nach der westlichen Pfeife tanzen“ und anderen Wendungen aus einer vergangenen Epoche, mit der Erforscher der aus wissenschaftlicher Sicht aktuellen (und politischebrisanten) Probleme der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges bezeichnet werden.²⁶ Für Fragen, die mit der Kollaboration der Angehörigen der repressierten Völker sowie den Gründen und dem Ablauf ihrer Deportation zusammenhängen, gibt es seit langem ein Sortiment an vorgefertigten Klischees, für die eine Art Korridor eingerichtet wurde, dessen Grenzen die Historiker einhalten und es verwerlich finden, wenn andere darüber hinausgehen.

„Entlarvt“ wird buchstäblich jeder auswärtige Forscher, der die Frage der Beteiligung der Völker des Nordkaukasus am Großen Vaterländischen Krieg und insbesondere das Tabuthema der Bandenkriminalität sowie der antisowjetischen Aufstandsbewegung im Nordkaukasus anspricht. In dieser Hinsicht ist die Position der regionalen Historiker ausgesprochen rückschrittlich. Zum Beispiel werden nicht nur die Forschungsmethoden oder die Objektivität der Schlussfolgerungen der „Moskauer“ Historiker angezweifelt, sondern häufig auch gleich die Echtheit der von ihnen verwendeten Archivdokumente: So wird behauptet, die Mitarbeiter des NKVD hätten im Vorfeld der Deportation absichtlich zu dick aufgetragen oder Dokumente glatt gefälscht, um die zur Repression bestimmten Völker in Misskredit zu bringen („um dem tschetschenischen und dem inguschischen Volk die Schuld daran zu geben und gegen sie ‚unwiderlegbares‘ kompromittierendes Material zur Rechtfertigung der Deportation anzufertigen“²⁷). Ohne ausschließen zu wollen, dass es derartige Vorfälle gegeben hat, muss angemerkt werden, dass sich Angaben zu negativen sozialen Erscheinungen in einigen nationalen Selbstverwaltungen des Nordkaukasus in Dokumenten unterschiedlichster Herkunft finden und nicht immer nur in solchen der Organe für Inneres, sondern auch der Partei- und Militärbehörden sowie anderen Dienststellen. Selten ist dieses Material in separaten Akten gesammelt – es ist oft auf einzelne Dokumente in der Masse der Archivalien verstreut, die in den zahlreichen Zentral- und Regionalarchiven aufbewahrt werden. Eine derart raffinierte und groß angelegte Falsifikation ist nicht vorstellbar. Es ist gut möglich, dass die „Ankläger“ das einfach nicht wissen, da – wie oben erwähnt – Archivarbeit bei ihnen äußerst unbeliebt ist.

²⁶ Vgl. Ch.Ch. Chadikov (Hrsg.): *Nacional'nye otношения i mežnacional'nye konflikti*. Vladikavkaz 1997, S. 232, 235; *Kojčuev, Karačaevskaja avtonomnaja oblast'*, S. 6–8; *Totraz Balikoev: Narody Severnogo Kavkaza v gody Velikoj Otečestvennoj vojny (1941–1945 gg.)*. Vladikavkaz 2000, S. 6, 9, 36–37, 40–43; *Askerbij Kojčuev: Totalitarizm i fal'sifikacija roli maločislennych narodov Severnogo Kavkaza v Velikoj Otečestvennoj vojne kak pričina deportacii celych narodov*. In: *Vestnik Karačaevsko-Čerkesskogo gosudarstvennogo universiteta*. Karačaevsk 2001. Nr. 5, S. 36–54.

²⁷ *Ibragimov, Istorija Čečni*, T. 2, S. 488.

Überdies, wenn die Organe des NKVD tatsächlich Dokumente gefälscht hätten, was hätte sie daran gehindert, die sie wirklich kompromittierenden Fakten zu eliminieren? Zum Beispiel Datenmaterial über die sogenannte Tscherkessische Tragödie. Ende Oktober/Anfang November 1942 erschossen Angehörige der 11. Schützendivision der Inneren Truppen des NKVD, die operativ dem Stab der Allgemeinen 37. Armee unterstanden, ca. 700 Zivilisten, zum größten Teil Balkaren. Dieser Vorfall ist heute auch von kabardino-balkarischen Historikern bis ins kleinste Detail rekonstruiert. Er wird sogar als das „am besten dokumentierte Verbrechen der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges“²⁸ bezeichnet. Eine in den 1990er-Jahren eigens zu seiner Untersuchung eingesetzte Kommission konnte sich davon überzeugen, dass zumindest ein Teil der Dokumente sich buchstäblich an der Oberfläche befand – in den im Zentralarchiv des Verteidigungsministeriums aufbewahrten, frei zugänglichen Beständen des Stabes der 37. Armee.

Im Wesentlichen unterscheidet sich die regionale Historiographie der represierten nordkaukasischen Völker – des karatschaischen, balkarischen, inguschen und tschetschenischen – in keiner Weise. Allerdings ist das Bedürfnis, ideologisches Kapital aus den Kriegsereignissen zu schlagen, bei denjenigen größer, die in einen aktuellen Konflikt verwickelt sind – Inguschetien (Konflikt mit Ossetien) und Tschetschenien (zwei „Tschetschenien-Kriege“ und ihre Folgen). Hier sind auch die Publikationsaktivitäten der Historiker und der sich zu ihnen zählenden Amateure höher, die pseudowissenschaftlichen Diskussionen lebhafter, die Sakralisierung des ethnozentrischen Bildes des Krieges stärker und das Ausmaß der Tabuisierung verbotener Themen umso größer. Zudem ist die Ressourcenbasis der einzelnen Völker sehr unterschiedlich – in administrativer, finanzieller und personeller Hinsicht.

In Inguschetien, dessen Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen noch vor Kurzem mit den tschetschenischen eng verflochten waren und in den 1990er-Jahren praktisch aus dem Nichts geschaffen wurden, ist die Zahl der professionellen Historiker äußerst gering. Die meisten der in der Republik publizierten Studien zur Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges haben nichts mit Wissenschaft zu tun. Es handelt sich um ziemlich ungeordnete Zusammenstellungen von Dokumenten, Essays, Zeitzeugenberichten und anderem Material mit den nahezu obligatorischen Verzeichnissen der Kriegsteilnehmer.

Eine gewisse Sonderstellung unter den represierten nordkaukasischen Völkern nehmen die Tschetschenen ein. Die Situation der Republik Tschetschenien als Hauptnutznießerin der föderalen Budgettransfers, Investitionen und Vergünstigungen sowie die daraus folgende rasante Wiederauferstehung der Republik nach zwei verheerenden Feldzügen haben ihr die feste Position des regionalen Spitzenreiters eingebracht. Die Existenz bedeutender Wissenschafts- und Bildungsinstitutionen und die großzügige Unterstützung durch die Führung der Republik ermöglichen die Realisierung auch der größten Projekte. Zudem steigen auf die

²⁸ A.I. Tetuev: Čerkesskaja tragedija v kontekste obščestvenno-političeskoj žizni Kabardino-Balkarii. In: Vojna v istorii i sud'bach narodov Juga Rossii, S. 330.

Geschichte Tschetscheniens im 20. Jahrhundert spezialisierte professionelle Historiker hier manchmal in hohe Verwaltungspositionen auf, was sich in der Verbreitung ihrer Ansichten über die jüngere Vergangenheit in der Bevölkerung niederschlägt. So bekleidete zum Beispiel der habilitierte Doktor der Geschichtswissenschaften, Professor Movsur Ibragimov, in den Jahren 2007 und 2008 die Position des Ministers der Republik Tschetschenien für Nationalitätenpolitik, Presse und Information, während der Doktor der Geschichtswissenschaften und Dozent der Staatlichen Tschetschenischen Universität, Islam Chatuev, Leiter der Abteilung für Radio, Fernsehen und Massenmedien desselben Ministeriums war. Beide sind auf die Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges spezialisiert.

Gleichzeitig hatten die „Tschetschenienfeldzüge“ in den 1990er-Jahren und Anfang der 2000er-Jahre eine für das historische Gedächtnis des Volkes tragische Situation zur Folge. Tschetschenien verlor fast sein gesamtes kulturelles Stratum: Archive und Bibliotheken, Museen und Universitäten wurden vollständig zerstört, geschichtswissenschaftliche Fachkräfte und Kulturschaffende verließen das Land, um sich auf der ganzen Welt niederzulassen; das Ansehen und die Qualität der Bildung fielen stark ab. Wie der Kulturminister der Republik Tschetschenien, Movla Osmaev, 2003 anmerkte, „besteht die Besonderheit der Situation in Tschetschenien in der totalen Zerstörung des Kulturerbes. Hier ist alles zugrunde gegangen, was das Volk mit der Vergangenheit verband, was Zeugnis von seinem historischen Weg ablegte.“²⁹

Die Kulturkrise aktualisierte die reiche pseudowissenschaftliche Mythologie über die Geschichte und das moderne Gesicht des tschetschenischen Volkes. Einer der dominantesten Mythen ist derjenige von der außerordentlichen angeborenen Freiheitsliebe und edlen Gesinnung der Tschetschenen, die sie im Verlauf ihrer gesamten Geschichte gezeigt hätten, insbesondere der Mythos vom zwei Jahrhunderte währenden Widerstand gegen die russische Aneignung des Nordkaukasus. Laut dem Akademiemitglied Valerij Tiškov setzt sich das moderne Image der Tschetschenen und die Rolle, die sie sich selbst zuweisen, aus Elementen wie einem „nationalistischen Narzissmus, einem Opferkomplex sowie der messianischen Idee von den ‚Totengräbern des Imperiums‘, den ‚Befreieren des Kaukasus‘ und der ‚Avantgarde des Islam‘“³⁰ zusammen. Diesen „Zustand der Demodernisierung“ des historischen Bewusstseins erklärt Tiškov mit der „Usurpation der mentalen Welt durch simplifizierte und limitierte Versionen der Ereignisse sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart“.³¹

Interessanterweise verfolgen Autoren, die über einen akademischen Grad verfügen, häufig noch nicht einmal aktuelle wissenschaftliche Zielsetzungen. Bei der Verfassung ihrer Monographie mit dem anspruchsvollen Titel „Čečenskaja Republika v period Velikoj Otečestvennoj vojny“ („Die Republik Tschetschenien in

²⁹ Movla Osmaev, Ibragim Aliroev: *Istorija i kul'tura vajnachov*. Moskva 2003, S. 12.

³⁰ Valerij Tiškov: *Obščestvo v vooružennom konflikte. Ětnografija čečenskoj vojny*. Moskva 2001, S. 501–502.

³¹ Ebd., S. 52.

der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges³²) machten Ibragimov und Chatuev es sich zur Hauptaufgabe, zu zeigen, dass die Tschetschenen sich als „Patrioten auf Augenhöhe mit den anderen Völkern der UdSSR“ erwiesen hätten. Und genau deshalb finden sich in der Studie „zahlreiche Namen von Menschen, die am Zweiten Weltkrieg teilgenommen haben, darunter auch die Namen der Verteidiger der Brester Festung“.³³ Insgesamt ist die Monographie – neben ein wenig Archivmaterial – auf Pressepublikationen, Erinnerungen von Kriegsteilnehmern und sogar deren Verwandten, aufgebaut.

Aufschlussreich ist auch, dass in den letzten Jahren ein Satz von Vladimir Putin aus dem Jahr 2005 zu einem der „ehernen“ Argumente in der wissenschaftlichen (!) Literatur geworden ist: „Überhaupt, wenn man es pro Kopf der tschetschenischen Bevölkerung nimmt, hat es dort wahrscheinlich die meisten Helden gegeben!“³⁴ Eine derartige „Emanation“ von Wissen über die Tschetschenen aus den höchsten Sphären der Macht irritiert die lokalen Historiker keineswegs; stolz tragen sie das ihnen zuteilgewordene „Wort“ auf wissenschaftlichen Konferenzen und auf den Seiten der Zeitschriften einher. Die ihrem Wesen nach ganz und gar sowjetische Berufung auf den „Klassiker“ erfüllt die Funktion eines Axioms, das die tschetschenische Historiographie des Großen Vaterländischen Krieges gleichsam über die „kleinlichen“ Streitigkeiten hinaushebt, denn die wichtigste Frage ist bereits „geklärt“.

Indessen treten die tschetschenischen Autoren nur ungern in die eigentliche wissenschaftliche Diskussion ein. Häufig stehen in den neueren Veröffentlichungen in Tschetschenien die alten Publikationen der 1990er, 1980er und sogar der 1960er-Jahre in der Kritik. Ein solcher Diskurs mit den „Gespenstern der Vergangenheit“ verschafft den Autoren ein großes Forum.³⁵ Weitere Dauergegner der tschetschenischen Historiker sind die nationalistisch gesinnten russischen Publizisten und Schriftsteller (der wichtigste unter ihnen ist Igor' Pychalov³⁶), deren nicht immer ausgewogene, häufig geradezu extremistische Aussagen ebenfalls gerne kritisiert werden.

Es gibt freilich relativ gelungene Versuche, mithilfe des wissenschaftlich-historischen Instrumentariums Einblicke in die tabuisierte Welt der Kriegsgeschichte

³² *Movsur Ibragimov, Islam Chatuev: Čečenskaja Respublika v period Velikoj Otečestvennoj vojny*. Groznyj 2007.

³³ Informacionnoe agentstvo „Groznyj-Inform“, 1. Nov. 2007; Molodežnaja smena vom 27. Okt. 2007.

³⁴ Čečency v istorii, politike i kul'ture Rossii. Moskva 2008, S. 17; *Nunaeva, Velikaja Otečestvennaja vojna v sud'bach čečencev*, S. 209; *Avchan Malaev: Čečency v vojne 1941–1945 gg.* Eintrag vom 17. Apr. 2010. URL: <http://www.memo.ru/d/39063.html>.

³⁵ So erteilen z. B. Šachrūdin Gapurov und Movsur Ibragimov 2010 in ihrem Beitrag auf der Konferenz in Rostov-na-Donu einer Publikation aus dem Jahr 1964 eine Abfuhr: *Gapurov, Ibragimov, Realii i mify*, S. 71; zu analogen Beispielen vgl. *Chamzat Gakaev: Čečeno-Ingušetija v gody Velikoj Otečestvennoj vojny*. In: *Čečenskaja respublika i čečency: istorija i sovremennost. Materialy Vserosijskoj naučnoj konferencii*. Moskva 2006, S. 339–340; *Ibragimov, Istorija Čečni*, T. 2, S. 536–540.

³⁶ *Igor' Pychalov: Za čto Stalin vyseljal narody? Stalinskie deportacii – prestupnyj proizvol ili spravedlivoe vozmezdie?* Moskva 2008.

der Tschetscheno-Inguschischen ASSR von 1941 bis 1945 zu gewinnen. Mehr oder weniger aufschlussreich ist die zusammenfassende Studie „Istorija Čečni s drevnejšich vremen do našich dnej“ („Geschichte Tschetscheniens von der Frühzeit bis heute“), die unter der Schirmherrschaft der Regierung sowie der Akademie der Wissenschaften der Republik Tschetschenien herausgegeben wurde. In dieser Arbeit werden in allen Einzelheiten, wenn auch sehr ungeordnet, die für die Tschetschenen schmerzlichsten Fragen der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges untersucht: die Mobilisierung von 1941/42 und ihr Scheitern, die Geschichte der 114. tschetscheno-inguischischen Kavalleriedivision – der einzigen in den Kriegsjahren auf dem Territorium der Republik zusammengestellten nationalen Division, die bereits vor ihrer Verschickung an die Front wegen massiver Desertion der Soldaten tschetschenischer und inguschischer Nationalität aufgelöst wurde. Es ist den Autoren als Verdienst anzurechnen, dass sie sich dieser Frage überhaupt zuwenden. Allerdings passt die Tendenz, die gesamte Verantwortung für den Zusammenbruch der Division auf den Kriegskommissar der Republik, Rešetnjak, sowie auf die Militärführung des Nordkaukasischen Wehrkreises zu schieben, die angeblich „mit Vorbedacht“ und „weitreichenden Zielen“³⁷ falsche Berechnungen angestellt hätten (ohne, wie man annehmen muss, sich auch nur die geringsten Gedanken über das eigene Schicksal zu machen), in das Prokrustesbett der schon lange in das „Arsenal“ aufgenommenen „Prestige“-Geschichte. Die eigentliche militärhistorische Analyse fällt in der Studie schwach aus, der Text strotzt vor groben Terminologiefehlern, wie zum Beispiel „Schützen-Marschdivision“ etc.³⁸

In Bezug auf einen Aspekt liegt die „Prestige“-Geschichte des modernen Tschetschenien gegenüber den Nachbarn wohl erheblich im Hintertreffen: Bisher hat nicht eine einzige tschetschenische Stadt den Status „Stadt des militärischen Ruhms“ erhalten, der erst vor kurzem – Ende 2006 – ins Leben gerufen wurde, sich jedoch bei den lokalen Eliten bereits großer Beliebtheit erfreut. Diesen Status haben sich bereits eine nordossetische AR (Vladikavkaz, 2007), eine inguschische (Malgobek, 2007) und eine kabardino-balkarische Stadt (Nal'čik, 2010) zugelegt. Laut der „Verordnung über die Bedingungen und Modalitäten der Verleihung des Ehrentitels ‚Stadt des militärischen Ruhms‘“ wird er „für Mut, Standhaftigkeit und massenhaftes Heldentum, die von den Verteidigern der Stadt im Kampf für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes gezeigt wurden“, verliehen. Von allen drei ausgezeichneten Städten erfüllt wahrscheinlich nur Vladikavkaz, auf dessen Zufahrtsstraßen sich Ende 1942 erbitterte Kämpfe abspielten, diese Anforderungen vorbehaltlos. In den übrigen beiden Fällen wurden wohl gewisse politisch motivierte Zugeständnisse gemacht. So erforderte zum Beispiel die Verleihung des Ehrentitels an Vladikavkaz eine gleichbedeutend Geste an die Adresse der Inguschen. Was Tschetschenien betrifft, so wird hier – auch bei Gewährung gewisser Konzessionen – nicht eine einzige Stadt dem Status „Stadt des militäri-

³⁷ Ibragimov, Istorija Čečni, T. 2, S. 487–488.

³⁸ Ebd., T. 2, S. 492.

schens Ruhms“ gerecht. Allerdings geben die republikanischen Behörden schon seit einigen Jahren die Hoffnung nicht auf, dass der Ehrentitel unweigerlich der Stadt Grosny zuerkannt wird, der im wahrsten Sinne des Wortes und in jeder Beziehung glänzenden Hauptstadt der Republik, in deren Krone noch der letzte Brillant fehlt. Ob die föderalen Behörden dem Druck aus Tschetschenien nachgegeben werden, wird die Zeit zeigen.

Und so verdeutlicht der gegenwärtige Zustand des historischen Wissens über den Großen Vaterländischen Krieg in den nordkaukasischen Republiken – insbesondere bei den Völkern, die während des Krieges Repressionen ausgesetzt waren – auf sehr beredte Weise, wie die Geschichtswissenschaft nicht zur Dienerin, sondern zur Sklavin der Politik wird, wobei es sich offensichtlich um ein freiwilliges Sklaventum handelt. Die Gegenwart lässt ihre Vergangenheit keineswegs los, sie diktiert ihr ihren Willen. Und solange das so ist, wird der Zustand der Historiographie des Großen Vaterländischen Krieges in dieser Region beklagenswert bleiben.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

Il'ja Al'tman

Der Stellenwert des Holocaust im historischen Gedächtnis Russlands

Ziel dieses Beitrags ist es, die Besonderheiten der Erinnerungskultur an den Holocaust in Russland im Kontext des Gedächtnisses an den Großen Vaterländischen Krieg aufzuzeigen.¹ Im Westen übt das Thema „Holocaust“ einen wesentlichen Einfluss auf das historische Gedächtnis an den Zweiten Weltkrieg, die Ablehnung jeglicher Gewalt und die Entwicklung von Toleranz aus.² Ein ebenso langer Faktor bei offiziellen Bildungsvorhaben, aber auch innerhalb der politischen Rhetorik und der Publizistik, ist in Russland das Gedächtnis an das Heldentum und die Opfer während des Großen Vaterländischen Krieges von 1941 bis 1945. Dieses – wie der Historiker Sergej Kudrjašov es nannte – „sakrale“ Gedächtnis an den Krieg ist das Haupthindernis auf dem Weg zur Entstehung eines Bewusstseins der Bedeutung der Thematik des Holocaust.

Erst im Laufe der letzten Jahre hat die russische Gesellschaft begonnen, sich mit den Lehren aus dem Holocaust auseinanderzusetzen. Dazu gehört das Syndrom der „verspäteten Anerkennung des Gedächtnisses“ an den Holocaust.³ Allerdings zieht sich in Russland die Diskrepanz mit dem Westen bereits jahrzehntelang hin: Das, was dort in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre begann, findet jetzt erst Eingang in die Agenda des russischen gesellschaftlichen Diskurses. Dies geschieht äußerst langsam und nicht ohne Schwierigkeiten. Das nahezu ein halbes Jahrhundert währende Verschweigen der jüdischen Tragödie übte auf die russische Gesellschaft, ihre Bildungs- und Wissenschaftsstrukturen und sogar auf viele Intellektuelle einen wesentlich größeren Einfluss aus, als dies in jedem anderen postsowjetischen Staat auf europäischem Territorium der Fall war.

Als in Moskau im Juni 1992 das europaweit erste Forschungs- und Bildungszentrum mit der Bezeichnung „Cholokost“ geschaffen wurde, wusste in unserem

¹ Einzelne Aspekte dieses Problems wurden in anderen Arbeiten unsererseits beleuchtet. Vgl. z. B. *Il'ja A. Al'tman: Memorializacija Cholokosta v Rossii: istorija, sovremennost', perspektivy*. In: *Neprikosnovennyj zapas. Debaty o politike i kul'ture*. 2005. Nr. 2-3, S. 252-263; *ders.: Memorializacija Cholokosta v Rossijskoj Federacii: sostojanie, problemy, tendencii*. In: *Evroaziatskij evrejskij ežegodnik*. 5768 (2007-2008). Moskva 2008.

² Aus der neueren Literatur zu diesem Thema vgl. *Ronald J. Berger: The Holocaust, Religion, and the Politics of Collective Memory. Beyond Sociology*. New Brunswick, NJ 2012.

Der Autor unterscheidet zwei Herangehensweisen, wonach das Thema des Holocaust entweder in den „allgemeinen“ Arbeiten über den Krieg „aufgeht“ oder in diesen in den Vordergrund tritt. In Hinblick auf die Pläne der Nationalsozialisten zu ethnischen Säuberungen auf sowjetischem Territorium, wurde in Russland dem „Generalplan Ost“ dauerhaft jener Stellenwert eingeräumt, den das Phänomen des Holocaust im Westen einnimmt.

³ Ronald J. Berger macht die wichtige Beobachtung der Verspätung bei der „Anerkennung des Gedächtnisses“ an den Holocaust sowohl in Israel, als auch in Westeuropa und den USA: Vgl. *Berger, The Holocaust*, S. 2.

Land kaum jemand, was dieser Begriff bedeutet. Im Januar/Februar 1996 wurde in Russland zum ersten und letzten Mal eine breit angelegte Umfrage über die Einstellung zum Holocaust durchgeführt.⁴ Damals wussten 91% der Befragten nicht, was der Begriff „Holocaust“ bedeutet. Auf die Frage: „Inwiefern ist es wichtig, dass gerade die Einwohner Russlands über den Holocaust Bescheid wissen?“ sagten 62% der offensichtlich im Zuge der Umfrage aufgeklärten Personen, es sei „wichtig oder sehr wichtig“. Das ist der höchste Prozentsatz an positiven Antworten innerhalb der zehn Länder der Welt, in denen die Umfrage durchgeführt wurde (in Deutschland waren zum Beispiel nur 18% dieser Ansicht, obwohl mehr als 90% der Respondenten über den Begriff und die wesentlichen Fakten des Holocaust Bescheid wussten).⁵

Auf den ersten Blick hat sich die Situation heute grundlegend geändert. Der Holocaust wird von den führenden Persönlichkeiten Russlands immer häufiger erwähnt.⁶ Freilich besteht der Tenor all dieser Redetexte in der Regel aus lediglich drei Kernaussagen: der Verurteilung der Politik des Holocaust (ohne zu erwähnen, dass er sich auch auf sowjetischem Territorium abspielte), der Beteiligung von Kollaborateuren im Baltikum und der Ukraine (ohne Russland und Belarus zu erwähnen) und der Rolle der Roten Armee bei der Rettung der europäischen Juden.

Auf diese Weise wird die Geschichte des Holocaust von den russischen Politikern in erster Linie im Kampf gegen die Rechtfertigung der Verbrechen der Handlanger der Nationalsozialisten im Zweiten Weltkrieg eingesetzt. Dieser Ansatz lässt sich auch in Bezug auf die Holocaust-Leugnung erkennen:⁷ Ihre Be-

⁴ Auf die Frage „Was wissen Sie oder was haben Sie über Auschwitz, Dachau und Treblinka gehört?“ antworteten 50% mit „Konzentrationslager“ und 49% mit „Weiß nicht“ (in Deutschland gaben 92% die richtige Antwort). 34% der Respondenten antworteten richtig auf die Frage, wie die Juden von den Nationalsozialisten gekennzeichnet wurden (in Deutschland waren es 91%). Auf die Frage nach der Anzahl der Opfer des Holocaust antworteten 21% richtig und 52% mit „Weiß nicht“. Ca. ein Drittel der Befragten machte Angaben zwischen 25 000 und 20 Millionen. In Deutschland gaben 36% der Respondenten die richtige Antwort. Dabei waren in Russland Akademiker besser als andere über die Fakten des Holocaust informiert (69% wussten Bescheid über die Konzentrationslager, 55% über die gelbe Sterne und 30% über die 6 Millionen). 88% von ihnen waren dafür, die Erinnerung an diese Tragödie besser zu bewahren. Current Russian attitudes toward Jews and the Holocaust. A public-opinion survey. NY 1996, S. 14–21.

⁵ „Nicht sehr wichtig“, antworteten 22% und „Nicht wichtig“ nur 8%. Von der Leugnung des Holocaust in Russland hatten zu diesem Zeitpunkt nur 13% gehört (in Deutschland waren es 60%). Dabei erklärten 90%, dass der Holocaust eine unzweifelhafte Tatsache sei (in Österreich waren es 88%, für Deutschland gibt es keine Angaben) und nur 2% sagten, [die Juden] seien „höchstwahrscheinlich nicht umgebracht worden“. Ebd., S. 19–21.

⁶ Vgl. Il'ja Al'tman, Šimon Samuél's, Mark Vejcmán (Hrsg.): Antisemitism. Konceptual'naja nena-vist'. Èsse v pamjat' o Simone Wizentale. 2. Aufl. Moskva 2010 (in diesem auf Initiative der UNESCO, des „Simon Wiesenthal Center“ und des „Cholokost“-Zentrums herausgebrachten Band sind Reden, Botschaften und Grußworte von Dmitrij Medvedev, Vladimir Putin, Vladimir Lavrov, Valentina Matvienko und Patriarch Aleksij II. zum Thema Holocaust enthalten).

⁷ Im Jahr 2000 wurde in der „Rossijskaja biblioteka Cholokosta“ die erste Sonderstudie zu diesem Thema herausgegeben. Vgl. Marija Al'tman: Otricanie Cholokosta v Rossii: istorija i sovremennoye tendencii. Moskva 2000.

kämpfung scheint nur „im Paket“ mit dem Widerstand gegen die „Heroisierung“ der Handlanger der Nationalsozialisten und gegen die Verneinung des Sieges möglich. Genau in diesen Kontext wurde die Verurteilung der Holocaust-Leugnung in der gemeinsamen Erklärung der Präsidenten Russlands und Israels im Jahr 2010 gestellt.

Das Problem der Memorialisierung des Holocaust – nicht im Rahmen der Tätigkeit der jüdischen Gemeinden, sondern als Staatspolitik – stellte sich in Russland Mitte der 1990er-Jahre. Damals wurde die erste internationale Konferenz mit dem symbolischen Titel „Die Lehren aus dem Holocaust und das heutige Russland“⁸ durchgeführt und die Rote Armee beging den Tag der Befreiung von Auschwitz zum ersten Mal. Entsprechende Gedenkveranstaltungen der russischen Öffentlichkeit werden alljährlich durchgeführt. An ihnen haben in den verschiedenen Jahren stellvertretende russische Ministerpräsidenten, Außenminister, Kultur- und Bildungsminister, aber auch führende Repräsentanten Moskaus teilgenommen. Die russischen Präsidenten Boris El’cin und Dmitrij Medvedev sowie der Patriarch von ganz Russland, Aleksij II., richteten Grußworte an die Teilnehmer der Gedenkabende in Moskau und Kaliningrad (in Zusammenhang mit dem 70. Jahrestag der „Kristallnacht“).

Es ergab sich jedoch eine paradoxe Situation. Russland gehörte zu jenen Ländern, die die UNO-Resolution zum „Internationalen Holocaust-Gedenktag“ initiierten (2005). Man sollte annehmen, der nächste logische Schritt wäre die Schaffung eines nationalen Gedenktages gewesen, was von der UNO auch empfohlen wurde⁹ – umso mehr, als es gerade die Rote Armee war, die die Auschwitz-Häftlinge befreite. In letzter Zeit wurden praktisch jährlich entsprechende individuelle und kollektive Appelle an die russischen Staatsorgane gerichtet. Die jüngste offizielle Antwort der Präsidialverwaltung der Russischen Föderation stammt aus dem Mai 2011 und lautete, dass es in Russland bereits einen derartigen Gedenktag gebe, der alle betreffe. Dies sei der 22. Juni.

Der russische Machtapparat hat auf die Bezeichnung, die für einen solchen Tag vorgeschlagen wurde, nicht einmal reagiert: „Nationaler Gedenktag an die Opfer des Holocaust und die Soldaten-Befreier der nationalsozialistischen Todeslager“. Das pädagogische und moralische Potential eines solchen Gedenktages ist offensichtlich. Unterdessen wurde in den letzten Jahren von russischen Politikern und vielen Massenmedien aktiv die These propagiert, die USA und Europa würden die entscheidende Rolle unseres Landes beim Sieg über den Nationalsozialismus verschweigen ...

⁸ Von 1994 bis 2011 wurden sechs derartige Konferenzen abgehalten. Die beiden letzten in Kaliningrad (2008) und St. Petersburg (2011) waren der Bewahrung des historischen Gedächtnisses und der Bekämpfung der Holocaust-Leugnung gewidmet.

⁹ Mit einem derartigen Vorschlag hatte sich bereits 2002 General Vasilij Petrenko, Kommandeur einer der Divisionen, die Auschwitz befreit hatten, an die russischen Machtorgane gewandt. Vgl. *Vasilij Petrenko: Do i posle Osvencima*. Moskva 2002. Die französische Ausgabe kam 2002 in Paris heraus. Dieser Tag wird bereits in 30 Staaten offiziell begangen. Im Sommer 2011 schloss sich ihnen die Ukraine an.

In den Ländern des Baltikums und in der Ukraine hingegen werden Gedenkveranstaltungen zu diesem Thema auf höchster offizieller Ebene durchgeführt. Hier wurde die Schuld am Holocaust bereits in der ersten Hälfte der 1990er-Jahre auf höchster staatlicher Ebene anerkannt. Den Ermordeten wurden hunderte Mahn – und Denkmale errichtet und Menschen, die Juden gerettet hatten, als „Gerechte unter den Völkern“ mit staatlichen Auszeichnungen bedacht. In vielen dieser Länder gibt es spezielle Lehrpläne und Holocaust-Museen. In Estland und der Ukraine ist der 27. Januar Nationaler Gedenktag an die Opfer des Holocaust. In Litauen wurde das Jahr 2011 zum „Jahr des Holocaust“ erklärt. Eine andere Sache ist, dass man in diesen Ländern von zwei Besetzungen spricht – der nationalsozialistischen und der sowjetischen. Und zusammen mit dem „Jahr des Holocaust“ wurde in Litauen auch das „Jahr des antisowjetischen Aufstandes vom 23. Juni“ begangen, der bekanntlich den Anfang für äußerst gewaltsame antijüdische Pogrome bildete. Für die westlichen Partner und für Israel demonstrieren unsere Kollegen gekonnt ihre Bemühungen zur Bewahrung des Gedächtnisses an den Holocaust, in den meisten Museumsausstellungen und Schulbüchern jedoch nimmt die Information über die „sowjetische Besatzung“ den weitaus größten Raum ein. Russische Politiker wiederum haben echte Probleme zu verstehen, warum die propagandistischen Bemühungen Russlands, gerade auf die Judenvernichtung als Hauptverbrechen der offiziellen „Helden“ des gegenwärtigen politischen Diskurses und der Bildungsdebatten unserer Nachbarn zu verweisen, im Westen äußerst kühl aufgenommen werden.

Die zwiespältige Haltung hinsichtlich des Gedächtnisses an den Holocaust zeigt sich auch am Beispiel der Umsetzung anderer von Russland unterzeichneter internationaler Dokumente, insbesondere der „Stockholmer Erklärung“ aus dem Jahr 2000. Sie verpflichtet dazu, die Erinnerung an die Opfer des Holocaust für immer wachzuhalten und Lehrpläne zu diesem Thema einzuführen.

Schauen wir uns die Situation hinsichtlich jedes dieser Punkte an: 1998 wurde in Anwesenheit des russischen Präsidenten das vom Russischen Jüdischen Kongress (Rossijskij Evrejskij Kongress – REK) ins Leben gerufene Museum des Jüdischen Erbes und des Holocaust eröffnet. Ursprünglich war kein Museum geplant. 1995, bei der Grundsteinlegung zur Gedenksynagoge, antwortete der Initiator und Hauptsponsor des Projektes, der damalige Präsident des REK, Vladimir Gusinskij, auf die Frage der Präsidentin des „Cholokost“-Zentrums, Alla Gerber, „Wird es darin ein Museum geben?“ mit Worten, die zum Aphorismus wurden: „Für den Holocaust habe ich kein Geld“.

Dennoch wurde das Museum 1998, ein halbes Jahr nach dem Besuch des Moskauer Bürgermeisters Jurij Lužkov auf der Baustelle, geschaffen. 2012 besuchten es allein als Mitglieder organisierter Gruppen über 12 000 Personen, darunter Touristen aus 21 Staaten der Erde; mehr als die Hälfte aller Besucher waren Schüler bzw. Studenten und Lehrkräfte aus Moskau und Russland. Die Initiative des Zentrums und der Stiftung „Cholokost“ zur Schaffung eines Staatlichen Museums „Holocaust – Genozid – Toleranz“ in Moskau wurde allerdings nicht in die

Tat umgesetzt.¹⁰ Das Thema des Holocaust ist auch nicht in den Ausstellungen der historisch-landeskundlichen Museen derjenigen 23 Regionen Russlands vertreten (mit seltenen Ausnahmen), die in den Jahren des Krieges von den Nationalsozialisten besetzt waren.

Eines der schmerzlichsten Themen des neuzeitlichen Krieges ist das Schicksal der Grabstätten – nicht nur derjenigen der Kriegsopfer. Leider gibt es an den meisten Orten, an denen Massenexekutionen von Juden stattfanden (in Russland gibt es davon einige Hundert) keine Denk- und Mahnmale, die über die Volkszugehörigkeit der Opfer Auskunft geben. Das im Jahr 2009 auf Initiative des REK und des „Cholokost“-Zentrums begonnene und von Patriarch Kirill unterstützte Projekt „Vernut' dostoinstvo“ (Die Würde zurückgeben), ist auf eine Zusammenarbeit der verschiedenen Konfessionen sowie staatlicher und gesellschaftlicher Organisationen ausgerichtet.

In der Folge wurden auf Initiative jüdischer Organisationen Denkmale in Kaliningrad, Brjansk und bei Novgorod errichtet. Bedeutsamstes Ergebnis des Projektes war die Enthüllung eines Mahnmals für die Opfer des Holocaust in Ljubaviči, einem für die jüdische Religion historischen Ort, im November letzten Jahres. Übrigens wurde dort bereits 2002 von russischen und deutschen Studenten gemeinsam ein Erinnerungszeichen aufgestellt. Die Mittel für das Mahnmal waren überwiegend von russischen Christen evangelischen Glaubens gesammelt worden.¹¹

In anderen Regionen Russlands ergriffen Lehrer (in den Gebieten Belgorod und Brjansk), Mitarbeiter der Stadtverwaltung (Gebiet Pskov) und Heimatforscher (Region Krasnodar) die Initiative. Allerdings gibt es auf regionaler Ebene auch ernsthaften Widerstand. Davon wird später noch die Rede sein.

Tiefgreifende Veränderungen vollzogen sich auch im Bildungsbereich. Wichtigstes Element der Bewahrung des Gedächtnisses an den Holocaust in Russland war die Aufnahme des Themas in die Lehrpläne von Schulen und Hochschulen. Anfang des 21. Jahrhunderts wurde der Begriff „Holocaust“ erstmals in die Normen (den staatlichen Lehrplan) für den Geschichtsunterricht an den Mittelschulen¹² aufgenommen. Daher wird die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden in den meisten neuen Schulbüchern thematisiert. Ihre Autoren sind führende russische Historiker: das Akademiemitglied Aleksandr Čubar'jan, das korrespondierende Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften Efim Pivovar, die Professoren Aleksandr Danilov, Oleg Volobuev, Nikita Zagladin u. a.¹³

¹⁰ Nach der Fertigstellung dieses Beitrages, im November 2012 wurde auf Initiative der Föderation der jüdischen Gemeinden Russlands (unter Leitung von Aleksander Boroda) und dem Hauptrabbiner Russlands Berl Lazar' das jüdische Museum – Zentrum der Toleranz eröffnet <http://www.jewish-museum.ru/> (Anm. d. Red.)

¹¹ Vgl. „Cholokost“. Naučno-informacionnyj bjulleten'. Nr. 1 (56), Jan. 2012, S. 2.

¹² Die Normen selbst wurden offiziell nicht eingeführt und waren fast ein Jahrzehnt lang Gegenstand von Diskussionen unter Pädagogen und Bildungsorganen. Allerdings wurden auf Basis dieses Dokuments Schulbücher für die Mittelschule zur Vaterländischen und Allgemeinen Geschichte, aber auch zur Sozialkunde erarbeitet.

¹³ Vgl. Tema Cholokosta v škol'nych učebnikach. Učebnoe posobie. Moskva 2011.

2011 fand das Thema des Holocaust Eingang in das Einheitliche Staatliche Examen. Ab dem Jahr 2000 wurden in 45 Regionen des Landes Seminare durchgeführt – anfangs unter Mitwirkung schwedischer Kollegen, in letzter Zeit mit staatlicher Unterstützung.¹⁴ Mehr als 300 russische Pädagogen absolvierten Studienaufenthalte in israelischen, deutschen, französischen und polnischen Museen. In der seit Mitte der 1990er-Jahre herausgegebenen „Rossijskaja biblioteka Cholokosta“ erschienen Spezialbände für Lehrer, Studenten und Schüler.¹⁵ Unter der Schirmherrschaft des russischen „Cholokost“-Zentrums wurden zehn internationale Wettbewerbe zum Thema Holocaust durchgeführt.¹⁶ Im vergangenen Jahr nahmen Vertreter von mehr als 80% der russischen Regionen und 12 ausländischer Staaten daran teil.

Gewisse Fortschritte gab es auch an den führenden russischen Hochschulen. Heute werden in Dutzenden regionalen und Moskauer Hochschulen spezielle Lehrveranstaltungen zu diesem Thema angeboten.¹⁷ Leider ist das Thema Holocaust in den Lehrbüchern für Hochschulen – mit kleinen Ausnahmen¹⁸ – nur äußerst fragmentarisch vertreten. Seine Darstellung in dem von Aleksandr Vdovin und Aleksandr Barsenkov verfassten Basislehrbuch für die Geschichtsstudierenden der Moskauer Staatlichen Universität¹⁹ war einer der Aufhänger für Diskussionen, an denen sich die Massenmedien und Mitglieder der Gesellschaftskammer beteiligten.

Ein wichtiger Faktor der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Holocaust ist dessen Darstellung im russischen Dokumentar- und Spielfilm. Bereits zu Beginn der 1990er-Jahre entstanden Fernsehfilme, die auf lokalen TV-Kanälen gezeigt wurden (z. B. der Film „Zmievskaja balka“ über die Tragödie in Rostov, der

¹⁴ Die ersten derartigen Seminare mit dem Titel „Bildung gegen Vorurteile“ wurden mit dem „Anne-Frank-Haus“ (Amsterdam) in der ersten Hälfte der 1990er-Jahre auf der Grundlage der Ausstellung über Anne Frank durchgeführt. Danach veranstalteten wir sie mit schwedischen Kollegen im Rahmen des Projektes „Lebendige Geschichte“ (von 2000 bis 2005).

¹⁵ Vgl. z. B. *Il'ja Al'tman, Alla Gerber, David Poltorak: Istorija Cholokosta na territorii SSSR. Učebnoe posobie*. Moskva 2002; *Il'ja Al'tman: Istorija Cholokosta i evrejskogo soprotivlenija na okkupirovannoj territorii SSSR. Posobie dlja studentov universitetov*. Moskva 2002.

¹⁶ Der Wettbewerb zieht jährlich über 1000 Teilnehmer aus mehr als der Hälfte der russischen Regionen an. Die studentischen Gewinner werden seit 2005 jedes Jahr in das Hauptquartier der UNESCO in Paris eingeladen. Zu ihren Referaten erschienen stets die führenden Repräsentanten dieser Organisation, unter ihnen der ehemalige Generaldirektor der UNESCO, Koitiro Matsuura und die derzeitige Amtsinhaberin Irina Bokova.

¹⁷ U. a. an der Russischen Staatlichen Universität für Geisteswissenschaften (RGGU), der Hochschule für Wirtschaft, dem Institut für die Länder Asiens und Afrikas an der Moskauer Staatlichen Universität (MGU) und der Russischen Staatlichen Pädagogischen Universität (St. Petersburg).

¹⁸ 1999 wurde von Aleksandr Ermakov in Jaroslavl' das Speziallehrbuch „Vermacht i Cholokost“ herausgegeben. Das Lehrbuch zu neueren Geschichte für Studenten der MGU von Aleksandr Patrušev enthält einen eigenen Abschnitt über den Holocaust. Vgl. *Aleksandr Patrušev: Germanija v XX veke. Učebnoe posobie*. Moskva 2004.

¹⁹ *Aleksandr Barsenkov, Aleksandr Vdovin: Istorija Rosii. 1917–2009*. Moskva 2010. Die Autoren verweisen u. a. darauf, dass sich mehr als 10 000 Juden in sowjetischer Kriegsgefangenschaft befanden, die auf der Seite der Nationalsozialisten gekämpft hatten.

1992 herauskam). 1995 erarbeiteten wir den ersten Dokumentarfilm über den Holocaust mit dem Titel „Brestskoje getto“. Er wurde auf dem Ersten Kanal gezeigt. Großen Erfolg hatte im Jahr 2001 der auf dem TV-Kanal „Rossija“ ausgestrahlte Film von Pavel Čuchraj' „Deti iz bezdny“ (basierend auf Material der Spielberg-Stiftung). In den letzten Jahren wurden einige neue Dokumentar- und Spielfilme über das Thema Holocaust gedreht. Der Dokumentarfilm des bekannten Filmregisseurs Aleksandr Zel'dovič „Process“ (2003) wurde ebenfalls auf einem der russischen TV-Kanäle gezeigt. Der Dokumentarfilm über den Holocaust „Melodija Rižskogo getto“ wurde vom renommierten TV-Moderator Vladimir Molčanov erarbeitet (gezeigt im russischen Fernsehen 2006). Einige eng mit der Holocaust-Thematik verbundene Filme stammen von den bedeutenden Dokumentarfilmern Vladimir Dvinskij („Njurnbergskij process“), sowie Elena Jakovič und Aleksej Šišov („Neizvestnyj Osvencim“, „Mir posle Osvencima“). 2008 strahlte der Erste Kanal eine 12-teilige Filmserie nach dem Roman von Anatolij Rybakov „Tjaželyj pesok“ aus. Es werden regelmäßig ausländische Filme über den Holocaust gezeigt.²⁰

Die Erforschung des Holocaust in Russland ist einer eigenen Analyse wert.²¹ Hier kann nur kurz auf ihre wesentlichen – sowohl positiven als auch negativen – Tendenzen eingegangen werden. Seit Mitte der 1990er-Jahre werden in Russland jährliche Konferenzen zum Thema durchgeführt.²² In Moskau gibt es spezielle wissenschaftliche Zentren und jüdische Museen. Es erschienen Buchreihen zum Thema,²³ auch in den Regionen.

Neu in russischen Archiven entdeckte Dokumente fanden Eingang in eine Reihe von Dokumentenpublikationen. Besonders viel gelesen wurde das „Neizvestnaja Černaja Kniga“, das vor einigen Jahren vom „United States Holocaust Memorial Museum“ neu herausgegeben wurde.²⁴ 2002 erschien die erste zusammenfassende Monographie über den Holocaust in der UdSSR, deren besonderes Augenmerk dem Schicksal der Juden auf dem besetzten Gebiet Russlands gilt.²⁵

²⁰ „Der Pianist“, „Flucht aus Sobibor“, „Die Bielski-Brüder“ u. a.

²¹ Vgl. den Artikel zur Historiographie in der Enzyklopädie „Cholokost na territorii SSSR“. Moskva 2011.

²² Wir verweisen auf die Judaistik-Konferenz „Sefer“ (mit einer Sektion „Holocaust“) und die sechs internationalen Konferenzen „Die Lehren aus dem Holocaust und das heutige Russland“ (1994, 1997, 1998, 2002, 2008 und 2011).

²³ Seit Anfang der 1990er-Jahre publiziert der Verlag „Tekst“ Sachbücher und Belletristik. Von 2000 bis 2006 gab die Stiftung „Kovčeg“ die Reihe „Anatomija Cholokosta“ heraus.

²⁴ Il'ja Al'tman, Šmuēl' Krakovskij (Hrsg.): Neizvestnaja Černaja kniga. Moskva/Ierusalim 1993. Es wurden jene dokumentarischen Zeugnisse aufgenommen, die von den Herausgebern des „Černaja kniga“ aus Gründen der Zensur nicht berücksichtigt worden waren. 2008 wurde dieser Band vom „United States Holocaust Museum“ erstmals in englischer Sprache veröffentlicht. In Massenauslage erschien das bekannte Buch der schwedischen Autoren Stéphane Bruchfeld und Paul A. Levine „Erzählt es euren Kindern“ (Stefan Bruchfeld, Pol A. Levin: Peredajte ob etom detjam vashim... Istorija Cholokosta v Evrope. 1933-1945. Moskva 2000).

²⁵ Il'ja Al'tman: Žerty v nenavisti. Cholokost v SSSR. 1941-1945 gg. Moskva 2002; 2008 auf Deutsch herausgegeben.

Die Beteiligung von Kollaborateuren am Holocaust auf dem Territorium der UdSSR und die antisemitische Propaganda wurde im Detail von Boris Kovalev (Novgorod) und Boris Sokolov (Moskau) untersucht.

Gleichzeitig ist das Thema des Holocaust auf den Seiten russischer akademischer und historischer Zeitschriften äußerst bruchstückhaft vertreten. Eine Ausnahme bilden die Arbeiten von Gennadij Kostyrčenko und Pavel Poljan, in denen wichtige Aspekte der Politik des Kremls in Bezug auf den Holocaust und die Erinnerung an ihn sowie das Schicksal der jüdischen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion, die Frage der Entschädigungszahlungen an Überlebende und die Holocaust-Leugnung thematisiert werden. Die Geschichte der Erinnerung an den Holocaust wurde in einer gemeinsamen Edition russischer und deutscher Historiker dargestellt, die gleichzeitig in beiden Ländern auf Russisch und Deutsch herauskam.²⁶

Mit Unterstützung der Staatlichen Russischen Wissenschaftsstiftung und anderer Organisationen erschien vor kurzem im Verlag ROSSPEN die „Enciklopedija Cholokosta na territorii SSSR“.²⁷ Hierbei handelt es sich um das umfangreichste Projekt des „Cholokost“-Zentrums.²⁸ Auf Initiative des Außenministeriums der Russischen Föderation wurde das Buch 2010 im UNO-Hauptquartier in New York vorgestellt. Derzeit wird das Buch ins Englische übersetzt.

Von 2010 bis 2012 fand in Moskau, unter anderem im Gebäude der Russischen Akademie der Wissenschaften und unter Beteiligung deren Institute, eine Konferenzreihe zur Geschichte des Nürnberger Prozesses und des Zweiten Weltkriegs statt, bei der einige Sektionen dem Thema Holocaust gewidmet waren.²⁹

Es ist äußerst bedauerlich, aber in der Wissenschafts- und Lehrbuchliteratur dominiert weiterhin die Nichtanerkennung der Präzedenzlosigkeit des Holocaust – des Versuches, ein ganzes Volk auszurotten. Meist werden die Juden in der Liste der Opfer lediglich erwähnt, üblicherweise erst nach den slawischen Völkern. Nicht ins Bewusstsein gedrungen ist auch die in den westlichen Forschungen zum Zweiten Weltkrieg und den Genoziden vorherrschende These von

²⁶ Michail Gabovič (red.): *Pamjat' o vojne 60 let spustja. Rossija, Germanija, Evropa*. Moskva 2005. Der Abschnitt über das Gedächtnis an den Holocaust trägt den bezeichnenden Titel „Častičnaja amnezija“.

²⁷ Il'ja Al'tman (Hrsg.): *Enciklopedija Cholokosta na territorii SSSR*. Moskva 2009. 1043 Seiten.

²⁸ Beteiligt waren fast 100 Forscher, darunter aus 15 russischen Universitäten. Der Band enthält über 2000 Einträge zu Siedlungen auf dem Territorium der UdSSR in den Grenzen vom 22. Juni 1941 und mehr als 300 Themeneinträge. Sie alle stehen mit dem Holocaust an den sowjetischen Juden oder dem Schicksal von Angehörigen anderer Staaten (sowohl Opfer als auch Täter) auf dem Territorium der UdSSR in den Jahren des Holocaust in Zusammenhang.

²⁹ Dem nationalsozialistischen Völkermord auf dem Territorium der UdSSR gewidmet war eine von der unlängst gegründeten Stiftung „Istoričeskaja pamjat“ organisierte Konferenzreihe, in der das Thema des Holocaust im Kontext der Beteiligung von Kollaborateuren einen der Schwerpunkte bildete. Seit 2010 ist dieses Thema auf allen Historikerkonferenzen an der Russischen Staatlichen Universität für Geisteswissenschaften (RGGU) präsent. Im Rahmen der wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Russland und Ungarn wurden in Moskau und Budapest Konferenzen abgehalten, die u. a. Sektionen zum Holocaust enthielten.

der Universalität des Holocaust. Der erste Versuch in Russland, die These von der Universalität des Holocaust zu begründen, wurde (einige Jahre vor dem Erscheinen ähnlicher Studien im Westen) vom ersten Präsidenten des „Cholokost“-Zentrums, Michail Gefter, unternommen, der folgende Feststellung traf: „Es gibt keinen Genozid gegenüber einem einzigen Volk, ein Genozid ist stets gegen alle gerichtet.“³⁰ Die akademische Wissenschaft in Russland sieht zumeist über die Problematik des Holocaust hinweg. Unter anderem auch dann, wenn die Arbeiten Fragen der nationalsozialistischen Ideologie, Politik und Praxis betreffen.³¹ Gefährlich erscheint die offensichtliche Tendenz zur „Verkleinerung“ des Holocaust, die heute im Westen lebhaft diskutiert wird. Dort, wo von der Vernichtung der sowjetischen Juden die Rede ist, wird ihre Zahl um ein Mehrfaches reduziert.³²

Eine eigene Richtung der Historiographie in Russland sind die Bücher der Holocaust-Leugner. Ihre Argumente werden in populärwissenschaftlichen Publikationen verbreitet, die in Massenauflagen erscheinen.³³ Es ist bedauerlich, dass sich in einigen wesentlichen Studien zu den Verbrechen der Nationalsozialisten und deren gerichtlicher Verfolgung Verweise auf die Arbeiten des bekannten Holocaust-Leugners David Irving finden.³⁴

In Russland existiert kein Gesetz zur Holocaust-Leugnung. Allerdings wurden zwei Mal (einmal wegen Zeigans der Parole „Juden – gute Reise nach Auschwitz“ bei einem Spiel der russisch-jüdischen Fußballmannschaft „Makkabi“ und einmal nach der Schändung des Mahnmals in Kaliningrad) zur Bewährung ausgesetzte Haftstrafen gegen die Schuldigen verhängt.

Und wie steht die heutige russische Gesellschaft zum Holocaust? Wir führen drei Beispiele an, die auf einige Tendenzen schließen lassen. Es sieht so aus, als hätte die „Krise des Gedächtnisses“, vor der westliche Kollegen bereits seit einigen Jahren warnen,³⁵ Russland ganz zu Beginn seiner Auseinandersetzung mit dem Holocaust erreicht.

³⁰ Mit der Herausgabe dieses Bandes nahm die „Rossijskaja biblioteka Cholokosta“ 1995 ihren Anfang. Der Titel *Écho Cholokosta i russkij evrejskij vopros* (dt. „Echo des Holocaust und die jüdische Frage Russlands“) ist bezeichnend. Vgl. *Michail Gefter: Écho cholokosta i russkij evrejskij vopros*. Moskva 1995.

³¹ Dort, wo davon ziemlich ausführlich die Rede ist, werden die Juden in der Regel zusammen mit den Slawen genannt und die Anzahl der Opfer des Holocaust weder in Europa noch auf dem Territorium der UdSSR angeführt. Vgl. *Aleksandr Kapto: Nacizm i „liberal'nyj antistalinizm“: otpor fal'sifikatoram istorii*. Moskva 2012.

³² Zum Beispiel in der Jubiläumsausgabe „Velikaja Otečestvennaja vojna“, Moskva 2010.

³³ Auf der letzten Moskauer Buchmesse gab es einen ganzen Stand mit derartigen Publikationen. Darunter war auch das Buch von Stanislav Kunjaev „Žrecy i žertyv Cholokosta“ (Moskva 2011), aus dem 2010 einige Kapitel in der Zeitschrift „Naš Sovremennik“, deren Chefredakteur Kunjaev ist, abgedruckt worden waren.

³⁴ Die ersten drei Fußnoten im Buch des stellvertretenden Staatsanwaltes der Russischen Föderation, Aleksandr Zvjagincev, über den Nürnberger Prozess, das 2010 erschien. *Aleksandr Zvjagincev: Njurnbergskij prozess*. Moskva 2010.

³⁵ Vgl. z. B. *Susan Rubin Suleiman: Crises of Memory and the Second World War*. Cambridge, MA 2006.

Zum ersten: Am 27. Januar 2012 wandte sich der Russische Jüdische Kongress an alle Kandidaten für das russische Präsidentenamt mit dem Vorschlag, die Einführung eines „Nationalen Gedenktages für die Opfer des Holocaust und die Soldaten-Befreier der Todeslager“ in ihr Wahlprogramm aufzunehmen. Kein einziger von ihnen hat das getan. Allerdings hat der Führer der Liberal-Demokratischen Partei Russlands (LDPR), Vladimir Žirinovskij, in seinem letzten Wahlkampfartikel seine Absicht bekannt gegeben, ein Nationales Institut für den Holocaust des russischen Volkes (Hervorhebung des Verf.) in den 1920er bis 1980er-Jahren des 20. Jahrhunderts zu schaffen.³⁶ Es soll daran erinnert werden, dass Žirinovskij sich Ende der 1990er-Jahre weigerte, eine Schweigeminute zum Gedenken an die Opfer des Holocaust in der Staatsduma zu einzuhalten und erklärte: „Fremde Feiertage soll man nicht begehen“...

Seine Verwendung des Schlagwortes „Holocaust“ belegt indes indirekt, aber auf sehr bizarre Weise, dass der Terminus ziemlich weit verbreitet ist.

Zweites Beispiel: Im November 2011 wurde zum ersten Mal in der Geschichte des modernen Russlands eine Gedenktafel mit einem Text über die Opfer des Holocaust abmontiert. Dies geschah in Rostov am Don wo sich das „russische Babij Jar“ befindet. Das ist der Ort der größten Massenerschießung von Juden (mehr als 20 000) auf dem Gebiet der Russischen Föderation. Die Tafel war auf Beschluss des Bürgermeisters der Stadt angebracht und von seinem Untergebenen – dem Leiter des Kulturamtes der Stadtverwaltung – wieder abgenommen worden. Jetzt ist im Text von „friedlichen Sowjetbürgern“ die Rede. Dieser Akt der „Dejudaisierung des Holocaust“³⁷, der im gesellschaftlichen Bewusstsein bereits überwunden schien, löste Diskussionen auf regionaler Ebene und im Internet aus. Die Behörden der Stadt lehnen es rundweg ab, das offensichtliche Missverständnis am Vorabend des 70. Jahrestages der Tragödie auszuräumen.³⁸ Der Beweggrund ist nahezu identisch mit der Polemik rund um Babij Jar, die bereits ein halbes Jahrhundert andauert:³⁹ Hier wurden nicht nur Juden ermordet. Al-

³⁶ Rossijskaja gazeta vom 1. März 2012. Kurios ist, dass er gleichzeitig versprach, „Fremdwörter“ wie „Präsident“ und „Konstitution“ in Zukunft aus dem Sprachgebrauch zu eliminieren.

³⁷ In der Literatur zur Erinnerungskultur sind diesem Thema zahlreiche Studien gewidmet (vgl. z. B. zur „Dejudaisierung“ des Holocaust in Polen und anderen Ländern des Sowjetblockes: Berger, *The Holocaust*, S. 163. Ein Symbol dafür war sowohl die Ausstellung in der Gedenkstätte Auschwitz bis Ende der 1980er als auch das Denkmal in Babij Jar Mitte der 1970er-Jahre.

³⁸ Weder ein Appell der Präsidialverwaltung des Föderationsrates, ganz zu schweigen von Resolutionen des Kongresses der Föderation der jüdischen Gemeinden Russlands sowie Gemeinsame Erklärungen des Zentrums und der Stiftung „Cholokaust“ mit dem Russischen Jüdischen Kongress und dem Moskauer Büro für Menschenrechte oder Veröffentlichungen in führenden Massenmedien der Welt – einschließlich der „New York Times“ – konnten eine Änderung der Situation herbeiführen. (Anm. D. Red.: Inzwischen wurde durch das Engagement des Jüdischen Kongresses Russlands und des Hauptrabbiners Lazar' eine neue Tafel mit der Erwähnung der jüdischen Opfer der Massenvernichtung an das Mahnmal angebracht. Siehe: <http://www.novayagazeta.ru/news/206777.html>)

³⁹ Siehe z. B.: *Edith W. Clowes: Constructing the Memory of the Holocaust. The Ambiguous Treatment of Babij Jar in Soviet Literature.* In: *Partial Answers.* Vol. 3. No. 2 (June 2005), S. 153–182.

lerdings kam noch eine neue Facette hinzu. Die Zeitung „Večernyj Rostov“ klärte ihre Leser darüber auf, was der Begriff Holocaust bedeute und warum er in Rostov fehl am Platz sei: Hier seien die Juden nicht in Krematorien verbrannt, sondern erschossen worden ...

Und hier noch das dritte, aktuellste Beispiel: Am 4. Mai 2012 wurden die Ergebnisse einer von einem Internetportal durchgeführten Umfrage unter Geistlichen (!) zur Erforderlichkeit eines Holocaust-Unterrichts in Russland veröffentlicht.⁴⁰ Es ist bekannt, dass die katholische Kirche in Polen das Holocaust-Thema als Möglichkeit betrachtet, den Kommunisten und Atheisten entgegenzuwirken, die seine Bedeutung leugnen. In Russland scheint die Situation – geht man nach dieser Umfrage – jedoch eine völlig andere zu sein. An der Befragung beteiligten sich sechs Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche aus drei russischen Regionen (die Hälfte von ihnen unterrichtet an höheren und mittleren orthodoxen Bildungseinrichtungen), ein Imam und zwei Angehörige jüdischer Organisationen. Ihnen wurde folgende Frage gestellt: „Ist es notwendig, an russischen Schulen eigene Unterrichtsstunden zur Beschäftigung mit dem Holocaust durchzuführen? Wäre es nicht besser, mehr über die Repressionen auf dem Territorium der früheren UdSSR zu lernen?“

Die politisch korrektesten Antworten der Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche liefen auf folgende Einschätzung hinaus: Dies sei ein „falscher Schritt in die richtige Richtung“. Die Begründung ablehnender Antworten variierte von der erfundenen Gefahr, es werde *nur noch* vom Holocaust die Rede sein bis zu Befürchtungen, dass dies zu „antisemitischen Ausfällen und Kommentaren, einer gewaltigen negativen Welle“ führen könne. Zu lesen waren auch offen antiwestliche und antisemitische Begründungen. Eine solche Auffassung vertrat z. B. der Erzpriester Aleksij Novičkov, Direktor eines russisch-orthodoxen Gymnasiums im Moskauer Gebiet: „Wir sehen an solchen Beispielen, dass – wie immer die innere oder äußere Lage auch beschaffen sein mag – die gezielte Errichtung einer neuen Weltordnung voranschreitet. Und ein Teil dieser neuen Weltordnung ist die maximale Idealisierung, ja fast Vergöttlichung des jüdischen Volkes und die demonstrative Betonung der jüdischen Frage.“ Der Leiter der Bildungsabteilung der Geistlichen Verwaltung der Muslime (DUM) Tatarstans, der Imam-Hatip der Apanaev-Moschee in Kazan', Valiulla-chazrat Jakupov, gab einen widersprüchlichen Kommentar ab: „Unser Land hat keinen Bezug zum Holocaust, wir sind selbst Opfer des deutschen Faschismus geworden. [...] Obwohl es insgesamt gut ist, dass dieses Problem überhaupt angesprochen wird, das ist ein guter Schritt dazu, dass sich eine solche Tragödie in Zukunft nicht wieder ereignet.“ Der Vorsitzende des Kongresses der jüdischen religiösen Organisationen und Vereinigungen Russlands, Rabbiner Zinovij Kogan, der sich auf die Auseinandersetzung mit den anderen Teilnehmern der Umfrage einließ und darauf hinwies, dass „von den sechs Millionen getöteten Juden drei Millionen auf dem Staatsgebiet der UdSSR umgekommen sind“ und die Universalität der Lehren

⁴⁰ URL: <http://regions.ru/news/2406292/>.

des Holocaust betonte, zog eine unerwartete Schlussfolgerung: „Der Holocaust, das ist die Vernichtung nicht nur allein der Juden, das ist auch die Vernichtung der Kommunisten, Zigeuner, sexuellen Minderheiten, Behinderten und einfach der Slawen.“ Wir erinnern daran, dass Richard Lukas bereits 1986 von den nichtjüdischen Opfern des Zweiten Weltkrieges als den „vergessenen Opfern des Holocaust“ schrieb. Nunmehr ist die ebenso erweiterte wie auch falsche Interpretation dieses Begriffes auch nach Russland gelangt.⁴¹ Im Kommentar der Organisatoren der Umfrage zu den Ergebnissen ihrer Umfrage heißt es, dass „die russischen Geistlichen – obwohl sie die Wichtigkeit der Erforschung der Geschichte des Holocaust anerkannten – die Feststellung getroffen haben, dass es in einem multinationalen Land nicht richtig wäre, die Tragödie eines einzigen Volkes hervorzuheben.“ Wie oben gezeigt, waren sich bei weitem nicht alle Befragten darin einig, dass es überhaupt notwendig sei, über den Holocaust zu sprechen. Und niemand vertrat die Ansicht, die Stalin'schen Repressionen und der Holocaust könnten und sollten miteinander verglichen und beide Themen erforscht werden.

Aber am Interessantesten war etwas anderes. Die Frage nach der Einstellung zur Entscheidung, an den russischen Schulen einen Holocaust-Unterricht im Umfang von 72 Stunden einzuführen (heute sind für den Geschichtsunterricht über den Großen Vaterländischen Krieg lediglich vier Schulstunden vorgesehen), ist eine wohldurchdachte Provokation. Im März 2012 wurde in den Medien von der Einführung eines Lehrmoduls zum Thema Holocaust im genannten Umfang an den regionalen Einrichtungen zur beruflichen Weiterbildung berichtet. Gleich nach den russischen Präsidentenwahlen und kurz vor der Bildung der neuen Regierung informierten die Medien darüber, dass dieser Lerninhalt im Umfang von 72 Stunden unterrichtet werden solle – an der Mittelschule.⁴²

Meines Erachtens gibt es in Russland für die Bewahrung des Gedächtnisses an den Holocaust ein riesiges Potential. Vor allem dann, wenn er durch die gemeinsamen Anstrengungen von Historikern und Pädagogen nicht als „Ermordung der Juden Europas durch die Deutschen“ wahrgenommen wird, sondern als Bestandteil der Geschichte unseres Landes.

Um ein bekanntes Zitat von Zygmunt Bauman umzuformulieren – heute sollte die russische Gesellschaft nicht vor der Wahl zwischen dem Stolz auf den Sieg über die Nationalsozialisten und dem Verschweigen oder der Bagatellisierung des Holocaust stehen. Sie sollte sich für die moralische Reinigung von der teilweisen Leugnung der Bedeutung des Holocaust-Themas entscheiden und zugleich stolz

⁴¹ Richard C. Lukas: *The Forgotten Holocaust*. New York 1986.

⁴² Auf diese Provokation sind mehrere Medien „hereingefallen“, darunter die Organisatoren der Umfrage und sogar Menschenrechtsorganisationen (z. B. das Moskauer Büro für Menschenrechte). Das Zentrum und die Stiftung „Cholokost“ gaben am Tag der Veröffentlichung der Umfrageergebnisse eine spezielle Erklärung ab. Innerhalb weniger Tage erschien sie auf vielen Internetseiten und in den russischsprachigen Zeitungen in Israel. Jedoch nicht in den russischen Printmedien ...

darauf sein, dass es unsere Armee war, die die Juden Europas vor der völligen Vernichtung gerettet hat.⁴³

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

⁴³ Vor fast einem Vierteljahrhundert hat Zygmunt Bauman in Hinblick auf das kollektive Gedächtnis an den Holocaust Folgendes gesagt: „Die Wahl besteht nicht zwischen Schmach und Stolz, sondern zwischen dem Stolz auf die moralische Reinigung von der Schmach und der Schmach aufgrund der moralischen Enttäuschung.“ Übrigens, wenn man nach der Reaktion im Internet geht, hat diese Prämisse durchaus auch ihre Gegner. Im Internetportal „Voenno-Istorceskij Forum Military“ konnte man vor Kurzem folgende Meinung lesen: Haben Sie nicht den Eindruck, dass der „Tag des Sieges“ und das Gedächtnis an den Krieg mehr und mehr als regionale Filiale des „Holocaust“-Kultes instrumentalisiert werden? In dem Sinne, dass Stalin und Hitler als zwei Diktatoren Krieg geführt haben, aber Stalin besser war, weil er für die Befreiung der Juden gekämpft hat. Vergesst daher nicht, Russen, weshalb ihr gegen das absolute Böse des Holocaust gekämpft habt und welche Rolle euch dabei zukam! Die gesamte Geschichte des Krieges und des Sieges der Völker der UdSSR wird als Kapitel in das Holocaust-Konzept eingefügt. Wahrscheinlich werden unsere Kinder das bereits genau so lernen. Auf URL: <http://istorya.pro/kul't-holokosta-i-vospriyatiye-pobedy-t.html>.

Jürgen Zarusky

Sowjetische Opfer von Krieg und nationalsozialistischer Verfolgung in der bundesdeutschen Erinnerungskultur

Am 10. September 1955 wurde Bundeskanzler Konrad Adenauer in Moskau schohnungslos mit einer Bilanz des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges gegen die UdSSR konfrontiert. Von Millionen Opfern war die Rede, von Babij Jar, Maidanek und Auschwitz, von den deutschen Konzentrationslagern auf sowjetischem Boden, von Massenerschießungen in sowjetischen Städten und von zahllosen verbrannten Dörfern. Der sowjetische Ministerpräsident Bulganin reagierte mit dieser Auflistung deutscher Schandtaten auf Adenauers Forderung nach Freilassung der noch in sowjetischen Lagern einsitzenden deutschen Kriegsgefangenen, die von sowjetischen Gerichten als Kriegsverbrecher verurteilt worden waren.¹ Der Kanzler bestritt nichts, wies aber darauf hin, dass, als die russischen Armeen – zugestandenermaßen in der Gegenwehr – die deutschen Grenzen überschritten hätten, „auch in Deutschland entsetzliche Dinge im Krieg vorgekommen sind“.² Damit rief er heftige Empörung bei seinen sowjetischen Gesprächspartnern hervor, die sich entschieden gegen die vermeintliche Gleichsetzung der nationalsozialistischen Massenverbrechen mit der Kriegsführung der Roten Armee verwahrten. Nur mit Mühe konnte Adenauer die von ihm ausgelöste Erregung dämpfen. Er betonte nachdrücklich, dass er in Hinblick auf das Kriegsende in Deutschland von „schrecklichen Dingen“ und nicht von „Verbrechen“ gesprochen habe.³ Zwar hatte Bulganin zum Auftakt der Begegnung gesagt, beide Völker hätten im Krieg großen Verluste erlitten,⁴ aber die Erfahrung des Vernichtungskriegs war so tiefgreifend und gegenwärtig, dass alles, was auf eine paritätische Deutung hinauszulaufen schien, auf geradezu reflexartigen Widerspruch stoßen musste.

¹ Dokumente zur Deutschlandpolitik (DzD), III. Reihe, Band 1: 5. Mai bis 31. Dezember 1955. Bearbeitet von *Ernst Deuerlein* unter Mitwirkung von *Hansjürgen Schierbaum*. Frankfurt a. M. 1961, S. 311. Bulganins Angaben waren vielfach nicht präzise und er verhinderte es tunlichst, jüdische Opfer als solche anzusprechen, was sowjetisch-stalinistischen Konventionen entsprach. Die Tatsache der deutschen Massenverbrechen war indes unbestreitbar. Seine Behauptung, die verurteilten deutschen Soldaten, seien die Täter, der von ihm aufgezählten Verbrechen war aufgrund der meist deplorablen juristischen Qualität der entsprechenden Urteile äußerst fragwürdig. Vgl. *Andreas Hilger, Ute Schmidt, Günther Wagenlehner* (Hrsg.): *Sowjetische Militärttribunale. Band 1: Die Verurteilung deutscher Kriegsgefangener 1941–1955*. Köln 2001. Die Freilassung der Gefangenen war vom Kreml bereits vor Adenauers Eintreffen als „gnadenreiche Geste der Siegernacht UdSSR“ geplant; vgl. *Andreas Hilger*: *Stalins Justiz auf dem Prüfstand? Deutsche „Kriegsverurteilte“ zwischen Repatriierung und Rehabilitierung, 1953–2002*. In: *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte* 8 (2004), H. 1., S. 123–150, S. 138.

² DzD III,1, S. 314.

³ Ebenda, S. 316f. (Chruščev), S. 319f. (Molotov), S. 324 (Adenauer).

⁴ Ebenda, S. 303. Zu den außenpolitischen Rahmenbedingungen der Reise vgl. *Helmut Altrichter* (Hrsg.): *Adenauers Moskaubesuch 1955. Eine Reise im internationalen Kontext*. Bonn 2007.

Fast dreieinhalb Jahrzehnte später, im April 1989, machte der SPD-Vorsitzende Hans-Jochen Vogel bei einer Begegnung mit Michail Gorbačev in Moskau dem Generalsekretär der KPdSU einen Vorschlag, mit dem er ihn ungewollt in Verlegenheit versetzte. Vogel sprach den bevorstehenden 50. Jahrestag des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion an. Zwanzig Millionen sowjetische Opfer des Krieges lasteten „auf dem Gewissen der deutschen Regierung, auf unserem Gewissen. 1991 werden 50 Jahre seit dem 22. Juni 1941 vergangen sein. Warum sollten wir nicht in diesem Zusammenhang darüber nachdenken, bei uns ein Denkmal für die in Deutschland umgekommenen sowjetischen Soldaten zu errichten und an irgendeinem geeigneten Ort in der Sowjetunion ein Denkmal für jene jungen deutschen Soldaten, die bei Ihnen ums Leben gekommen sind, wenn auch in einem ungerechten Krieg und in Ausführung eines verbrecherischen Befehls. [...] Ein solcher Akt würde die Gefühle der Menschen unserer Länder berühren und die Bereitschaft der neuen, nach dem Krieg aufgewachsenen Generationen zeigen, einmal und für immer einen Schlussstrich unter die tragische Vergangenheit zu ziehen.“ Das müsste man ernsthaft überdenken, antwortete Gorbačev, der indes von der erhofften versöhnenden Wirkung nicht überzeugt war. Wo solle man ein solches Denkmal aufstellen? „Bei Wjasma, wo alles zusammengeschlagen wurde? [...] Natürlich, Soldat bleibt Soldat. Aber was für Opfer! Ich denke, dass es zum Beispiel in Weißrussland unmöglich wäre, diesen Vorschlag zu verwirklichen. Ich sehe den politischen Sinn des Vorschlags darin, die Überzeugung unserer Generationen auszudrücken, nie wieder eine Wiederholung der Vergangenheit zuzulassen. Aber dabei soll man das, was war, nicht beschönigen, die Vergangenheit nicht in rosa Farben darstellen und sich an die Tragödie erinnern.“⁵

Der Eiserne Vorhang und die Erinnerung

Nun ist Hans-Jochen Vogel, der als Oberbürgermeister von München die Entstehung der KZ-Gedenkstätte in Dachau unterstützt und nach dem Abschluss seiner aktiven politischen Laufbahn 1993 die Vereinigung „Gegen Vergessen – für Demokratie“⁶ gegründet hat, über den Verdacht der Geschichtsvergessenheit oder gar beschönigender Tendenzen so erhaben wie kaum ein anderer deutscher Politiker seiner Generation. Doch offenkundig hatten auch aufgeklärte Vertreter des bundesdeutschen öffentlichen Lebens bis in die Endphase des Kalten Krieges hinein nur einen unzureichenden Begriff vom Gewicht und der Folgenschwere der Kriegserfahrung für die Bürger der Sowjetunion. Zwar hatte die deutsche Geschichtswissenschaft zum damaligen Zeitpunkt schon durchaus Beachtliches zur historischen Analyse des Krieges beigetragen und der später auf intellektuel-

⁵ Aleksandr Galkin, Anatolij Tschernjajew (Hrsg.): Michail Gorbatschow und die deutsche Frage. Sowjetische Dokumente 1986–1991. München 2011, Dok. 31, S. 131f.

⁶ www.gegen-vergessen.de/verein/vorstand.html.

le Abwege geratene Historiker Ernst Nolte hat schon 1963 in seinem Buch „Der Faschismus in seiner Epoche“ den nationalsozialistischen Krieg gegen die UdSSR mit entschiedener Klarheit als den „ungeheuerlichste[n] Eroberungs-, Versklavungs- und Vernichtungskrieg, den die moderne Geschichte kennt“⁷ eingestuft. Aber die Bewusstseins- und vor allem die Gefühlslage der großen Mehrheit seiner Zeitgenossen traf er damit keineswegs. Hier dominierte eine ganz andere Perspektive, wie 15 Jahre später Christian Streit in der Einleitung zu seiner Pionierstudie über das schreckliche Schicksal sowjetischer Kriegsgefangener in deutscher Hand feststellte: „Die Erinnerung an den deutschen Angriff 1941 und die damals eingeführten Methoden der Kriegsführung und der Besatzungspolitik ist bei den meisten Soldaten verdrängt worden durch die Erinnerung an die zweifelten Abwehrkämpfe gegen die übermächtig gewordene Rote Armee zwischen 1943 und 1945. Drei Faktoren bestimmen in erster Linie das Bild, das die deutsche Öffentlichkeit noch heute vom Krieg im Osten hat: die ungeheuere Erbitterung der Kämpfe und die ihr entsprechenden enormen Verluste an der Ostfront; die barbarischen Verbrechen, die Einheiten der Roten Armee 1945 beim Vordringen in den deutschen Osten begingen; und, wohl am nachhaltigsten, das traurige Los deutscher Soldaten in den langen Jahren sowjetischer Gefangenschaft.“⁸

Streits Buch „Keine Kameraden“ analysierte die Geschichte eines „vergessenen“ Massenverbrechens, des durch eine Mischung aus Absicht und Hinnahme verursachten Zugrundegehenlassens von über drei Millionen Kriegsgefangenen. Obwohl sie zweifelsohne ein Tabubruch war, stieß die wissenschaftlich sehr solide gearbeitete Studie überwiegend auf ein positives Echo.⁹ Doch insgesamt blieb die gesellschaftliche Resonanz nicht nur von Streits Werk, sondern auch der Publikationen anderer Autoren wie etwa Hans-Adolf Jacobsen, Andreas Hillgruber, Manfred Messerschmidt oder Helmut Krausnick und Hans-Heinrich Wilhelm, die im Laufe der 1960er bis frühen 1980er Jahre wichtige Arbeiten zum deutsch-sowjetischen Krieg und zur Rolle der Wehrmacht vorgelegt hatten, sehr begrenzt. Auf dem Buchmarkt dominierten jahrzehntelang unangefochten die apologetischen Darstellungen von Paul Carell, der in der NS-Diktatur als Karl Paul Schmidt unter Joachim von Ribbentrop die Nachrichten- und Presseabteilung im Auswärtigen Amt geleitet hatte. Seine Bücher erlebten noch bis in die frühen 2000er Jahre Neuauflagen.¹⁰ Über den engeren akademischen Rahmen hinaus stießen die einschlägigen kritischen Studien der Geschichtswissenschaft am ehesten in jenen Kreisen auf Aufmerksamkeit, die den Frieden mit der Sowjetunion als „eine uner-

⁷ Ernst Nolte: Der Faschismus in seiner Epoche. Action française. Italienischer Faschismus. Nationalsozialismus. München 1963, S. 436.

⁸ Christian Streit: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945. München 1978, S. 10.

⁹ Gespräch mit Christian Streit, 26. 09. 2013.

¹⁰ Wigbert Benz: Paul Carell. Ribbentrops Pressechef Paul Karl Schmidt vor und nach 1945. Berlin 1945. Christian Plöger: Von Ribbentrop zu Springer zu Leben und Wirkung von Paul Karl Schmidt alias Paul Carell. Marburg 2009.

ledigte Aufgabe“ betrachteten, eine Sichtweise, die allerdings auch erst seit Mitte der 1980er Jahre nennenswerten öffentlichen Widerhall fand.¹¹

Allerdings standen einer vorbehaltlosen Wahrnehmung der Opfer des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges in der Sowjetunion keineswegs nur die eigene traumatische Kriegserfahrung und das in der Bundesrepublik auch keineswegs völlig grundlos vorherrschende Misstrauen gegenüber der Ostblockvormacht entgegen. Die Opfer hatten auch im eigenen Staat keinen „Erinnerungsagenten“, d. h. keine wirkmächtige Instanz, die für ihre Belange – von der Forderung nach individueller Entschädigung bis hin zur Memorialisierung – eintrat. Im Gegenteil: In der UdSSR wurde der Holocaust zur Verfolgung „friedlicher sowjetischer Bürger“ umdefiniert, seine antisemitische Spezifität und Singularität verschleiert und mit einem Tabu belegt¹²; andere Opfer des Nationalsozialismus, insbesondere Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge, aber auch Kriegsgefangene, fanden sich nach der Repatriierung als Bürger zweiter Klasse in der Heimat wieder, weil ihnen zur Last gelegt wurde „für den Feind gearbeitet“ zu haben.¹³ Ihre Schicksale fanden praktisch keine öffentliche Thematisierung und passten auch nicht in das monolithisch heroische Narrativ über den Großen Vaterländischen Krieg, das besonders nachdrücklich in der Brežnev-Ära etabliert und auch in die DDR „exportiert“ wurde. Erst am 6. Oktober 1989, also in der Hochzeit der Perestrojka, beschloss der sowjetische Ministerrat, dass ehemalige KZ-Insassen dieselben Vergünstigungen erhalten sollten wie Kriegsveteranen, allerdings nur jene, die zum Zeitpunkt ihrer Verfolgung nicht älter als 16 Jahre gewesen waren.¹⁴ Diese Maßnahme war symptomatisch dafür, dass sich erst mit der Perestrojka und dem Ende des sowjetischen Imperiums der doppelte Schatten der Vergessenheit, der jahrzehntelang auf vielen sowjetischen Opfern nationalsozialistischer Verfolgung gelegen war, zurückzuziehen begann. Auf deutscher Seite wurde nun die Frage von Entschädigungen virulent und die lange

¹¹ Sophinette Becker, Erhard Eppler, Dietrich Goldschmidt, Franz von Hammerstein, Wolfgang Huber, Klaus Käpplinger, Horst Krautter, Hartmut Lenhard, Wolfgang Raupach, Klaus von Schubert, Wolfram Wette: Frieden mit der Sowjetunion – eine unerledigte Aufgabe. Ein Memorandum. In: Dietrich Goldschmidt (Hrsg.): Frieden mit der Sowjetunion – eine unerledigte Aufgabe. Gütersloh 1989, S. 11–20. Der Band enthält auch eine Reihe von Aufsätzen einschließlich ausgewiesener Historiker.

¹² Heinz-Dietrich Löwe: The Holocaust and the Soviet Press. In: Frank Grüner, Urs Hefti, Heinz-Dietrich Löwe (Hrsg.): „Zerstörer des Schweigens“. Formen künsterlicher Erinnerung an die nationalsozialistische Rassen- und Vernichtungspolitik in Osteuropa. Köln 2006, S. 33–56, hier: S. 39; Lev Besymenski: Was das Sowjetvolk vom Holocaust wusste. In: Leonid Luks (Hrsg.): Der Spätstalinismus und die „jüdische Frage“. Zur antisemitischen Wendung des Kommunismus. Köln 1998, S. 69–87.

¹³ Pavel Poljan: Žerty v duch diktatur. Žizn', trud, uniženie i smert' sovetskikh voennoplennych i ostarbajterov na čužbine i na rodine. 2-e izd., pererab. i dop. Moskau 2002; Ulrike Goeken-Haidl: Der Weg zurück. Die Repatriierung sowjetischer Zwangsarbeiter und Kriegsgefangener während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Essen 2006.

¹⁴ Pavel Polian: Stalin und die Opfer des nationalsozialistischen Vernichtungskriegs. In: Jürgen Zarusky (Hrsg.): Stalin und die Deutschen. Neue Beiträge der Forschung, S. 89–109, hier: S. 90; ders., Deportiert nach Hause. Sowjetische Kriegsgefangene im „Dritten Reich“ und ihre Repatriierung. München 2001 S. 202, Fn. 681; Goeken-Haidl, Der Weg zurück, S. 533–543.

hinter dem Eisernen Vorhang verborgenen überlebenden Opfer traten auch hier als konkrete Menschen in Erscheinung.

Unbeliebte Denkmäler

Obwohl neben den in der Heimat von Krieg und Besatzungsterror Betroffenen auch Millionen von Bürgern der Sowjetunion auf deutschem Boden gelitten hatten, erinnerte hierzulande lange Zeit kaum etwas daran. Insbesondere in der Bundesrepublik konnte man allenfalls auf steinerne Zeugen treffen. Doch die Denkmäler für die sowjetischen Opfer in Deutschland, vor allem für gefallene oder in Gefangenschaft verstorbenen Rotarmisten und Zwangsarbeiter, die unmittelbar nach dem Krieg durch Überlebende und sowjetische Militärbehörden errichtet wurden, hatten auf die deutsche Gesellschaft keine allzu große Wirkung. Das mag auch mit der monumentalistischen Gestaltung und der ostentativen Verwendung sowjetischer Symbole zusammenhängen, erklärt sich dadurch allein aber nicht. Während in der DDR die sowjetischen Ehrenmale, etwa in der Schönholzer Heide in Berlin-Pankow, im Treptower Park oder in Dresden, als offiziöser Ausdruck der sozialistischen Bruderschaft von Staats wegen mit hoher Priorität geschützt und gepflegt wurden, gab es in Westberlin und der Bundesrepublik nicht selten verdeckte oder offene Ablehnung. So musste etwa das monumentale sowjetische Ehrenmal in Berlin-Tiergarten am Ort einer Grabanlage für 2500 bei der Eroberung Berlins gefallene Sowjetsoldaten 1961 während des Mauerbaus vor der Stürmung durch erboste Westberliner geschützt werden, und 1970 wurde ein sowjetischer Soldat der Ehrenwache von einem Neonazi angeschossen und schwer verletzt.¹⁵

Vielfach wurde das Ehrenmal nicht als Referenz an die Kriegstoten, sondern als Symbol sowjetischer Bedrohung interpretiert. So machte das „Ostpreußenblatt“, das Organ der ostpreußischen Landsmannschaft, welche die Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition wie die Vertriebenenverbände insgesamt entschieden bekämpfte, Anfang 1972 mit einem großformatigen Foto des Ehrenmals auf und versah es mit folgendem Kommentar: „Sowjet-Ehrenmal in West-Berlin: wenn es nach dem Berlin-Abkommen geht, wird es nicht bei dem Soldaten aus Erz bleiben; ein sowjetisches Generalkonsulat im Westteil der Stadt wird Moskau die Möglichkeit bieten, eine Riesenfiliale seines Nachrichtendienstes zu etablieren.“¹⁶

Ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie sich mit zunehmendem Abstand zum Kriegsende die Ablehnung sowjetischer Erinnerungszeichen durchsetzte, findet sich in Bochum. Ende 1946 wurde vor dem Friedhof am Freigrafendamm auf sowjetische Initiative hin ein Denkmal für die dort beerdigten weit über tausend

¹⁵ Hans Hauser: Sorgen mit den russischen Ehrenmalen. In: Berlinische Monatsschrift, Heft 9/1998, S. 76–78; Peter Jahn, Das fremde Monument. In: Die Zeit, Nr. 21 vom 19. 5. 2011 (www.zeit.de/2011/21/Tiergarten-Ehrenmal). Allgemein zu Berlin: Helga Köpstein: Die sowjetischen Ehrenmale in Berlin. Berlin 2006.

¹⁶ Das Ostpreußenblatt vom 5. Februar 1972. Download-Möglichkeit unter www.preussische-allgemeine.de/archiv/chronologisch.html.

Zwangsarbeiter errichtet – ein massives Monument von über neun Metern Höhe auf einem breiten Sockel, gekrönt von einem Sowjetstern, für dessen Bau 180 000 Reichsmark aufgewendet worden sein sollen. Sowjetisches und englisches Militär sowie offizielle Vertreter der Stadt wohnten der Einweihung am 12. Dezember 1946 bei, die örtliche Bevölkerung indes nahm so gut wie keinen Anteil. In den frühen Jahren des Kalten Krieges begann sich immer deutlicher Unmut zu artikulieren: Die CDU-Ratsfraktion beklagte sich schon 1952, das wuchtige Denkmal entspreche nicht „unserem Empfinden“, und fünf Jahre später äußerte sich die Bezirksgruppe der Vereinigung der Opfer des Stalinismus, welche ehemalige Speziallagerinsassen, heimgekehrte Kriegsgefangene und von der sowjetischen Besatzungsmacht Abgeurteilte vertrat, ganz ähnlich. Das Denkmal wirke bedrohlich, der Sowjetstern sei ein Symbol von Unterdrückung und Verfolgung und solle entfernt werden. Das ging der Stadtverwaltung allerdings zu weit. Sie verwies darauf, dass Veränderungen über die sowjetische Botschaft beantragt werden müssten, was angesichts der schwierigen zwischenstaatlichen Beziehungen nicht angeraten sei. 1953 war das Denkmal mit sowjetischer Zustimmung an einen unauffälligeren Standort, nämlich unmittelbar zu den Gräbern der ehemaligen Zwangsarbeiter verlegt worden. Die Vereinigung der Stalinismusopfer wurde damit getröstet, dass es dort sicher bald zuwachsen werde. 1964 brach man es schließlich wegen angeblicher Baufälligkeit ab.

Der Bochumer Denkmalpfleger und Architekturhistoriker Hans H. Hanke, der die Geschichte des Zwangsarbeiterdenkmals recherchiert hat, kommentierte das Geschehen in seiner Veröffentlichung aus dem Jahr 2000 wie folgt: „Der Abbruch erfolgte im August 1964, selbst das Relief und die Schrifttafeln scheinen vernichtet worden zu sein, wie im übrigen auch die kleineren Gedenksteine. Die Sowjetunion als Eigentümer wurde an der Entscheidung nicht beteiligt. Die Angehörigen der Ermordeten hatten niemals eine Chance mitzureden. Heute sind im Rahmen der ‚Entschädigungszahlungen‘ die in der Nachkriegszeit veröffentlichten Listen der Firmen und Orte, an denen die Sowjetbürger gezwungen wurden, zu arbeiten, die wichtigsten Denkmäler ihrer Anwesenheit in Bochum. Die Grabanlagen und der neue Gedenkstein am Freigrafendamm werden jetzt zweifelsohne in Ehren gehalten. Die heute veränderten Zwangsarbeiteriedlungen in Gerthe und Grumme kann man sich noch anschauen, sie sollten in die Denkmalliste der Stadt Bochum eingetragen werden. Das wäre nur ein kleiner Ausgleich dafür, dass sich niemand in unserer Stadt Bochum an die Verpflichtung, dem eigentlichen Ehrenmal ‚Schutz und Obhut‘ zu gewähren, rechtzeitig erinnerte.“¹⁷

Im selben Jahr 1964, in dem das lästige Bochumer Zwangsarbeiterdenkmal beseitigt wurde, errichtete die Lagergemeinschaft Dachau mit finanzieller Unterstützung des Internationalen Dachaukomitees auf dem ehemaligen SS-Schießplatz bei Hebertshausen ein Denkmal zur Erinnerung an die mehr als 4 000 sow-

¹⁷ Hans H. Hanke: Wo wir die Russen einmal reingelegt haben. In: Bochumer Zeitpunkte. Beiträge zur Stadtgeschichte, Heimatkunde und Denkmalpflege, Heft 7, Juli 2000 www.bochum.de/C125708500379A31/vwContentByKey/W27DABW8148BOLDDE.

jetischen Soldaten, die dort 1941/42 von Angehörigen der Wachmannschaft des KZ Dachau erschossen worden waren. Dem Massenmord lagen Heydrichs Einsatzbefehle Nr. 8 und 9 von 1941 zugrunde.¹⁸ Das Monument war von äußerster Schlichtheit und Sachlichkeit: eine Betontafel auf einem Sockel mit der Aufschrift „Tausende Kriegsgefangene wurden hier von der SS ermordet“, wobei die Worte „Kriegsgefangene“ und „ermordet“ mit großen Relieflettern hervorgehoben wurden – das war alles. Der hohe Grad an Abstraktion sowohl in der Bildsprache als auch in der Aussage ist bemerkenswert: Man beschränkte sich vollkommen darauf, die Tatsache des Massenmords als solche zu benennen; dass es sich bei den Opfern um Rotarmisten handelte blieb jedoch unerwähnt. Das war den Meinungswängen des Kalten Krieges geschuldet,¹⁹ von denen auch das vorausgegangene Scheitern einer internationalen Begegnung von Jugendlichen und ehemaligen Häftlingen zeugt, die 1961 vom Bayerischen Jugendring und dem Internationalen Dachaukomitee geplant worden war. Vorgesehen war damals auch eine Besichtigung des Schießplatzes. Doch das Vorhaben wurde von einem Teil der bayerischen Presse, die die Einreise Hunderter Teilnehmer aus der UdSSR und kommunistische Manifestationen befürchtete, so heftig attackiert, dass es aufgegeben wurde.²⁰ Obwohl an der Einweihung des Mahnmals im Zuge der Feiern zum 19. Jahrestag der Befreiung des KZ Dachau rund 1000 Menschen teilnahmen, geriet der Schießplatz bald wieder in Vergessenheit. 1977 wurde der Gedenkstein an den Rand des Geländes verlegt, weil, wie die Behörden vermerkten „das in der Mitte des Schießplatzes befindliche Denkmal einer späteren Nutzung sehr hinderlich sei“.²¹ Eine irgendwie geartete andere Nutzung – abgesehen vom Schutz eines Wildbienenbiotops – unterblieb indes, weil man politische Proteste aus dem Osten befürchtete. Gepflegt wurde das Gelände aber nur, wenn Besuche sowjetischer Delegationen zu „befürchten“ waren.

Bis in die Mitte der 1980er Jahre blieb der Schießplatz ein weitgehend vergessener Ort. Dann trafen verschiedene Initiativen zusammen, die ihn belebten. Die bayerischen Behörden wurden 1984 durch einen sowjetischen Vorstoß für die Er-

¹⁸ Zur Gesamtkomplex dieses Massenverbrechens vgl. *Reinhard Otto*: Wehrmacht, Gestapo und sowjetische Kriegsgefangene im deutschen Reichsgebiet 1941/42. München 1998. *Rolf Keller*: Sowjetische Kriegsgefangene im Deutschen Reich 1941/42. Behandlung und Arbeitseinsatz zwischen Vernichtungspolitik und kriegswirtschaftlichen Zwängen. Göttingen 2011, S. 110–116. Zu Dachau vgl. *Christoph Riedelsheimer*: Bericht zu den Massenexekutionen von sowjetischen Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Dachau 1941–1942. Unveröffentlichte Magisterarbeit. Augsburg 2001, Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau; *Jürgen Zarusky*: Die „Russen“ im KZ Dachau. Bürger der Sowjetunion als Opfer des NS-Regimes. In: Dachauer Hefte 23 (2007), S. 105–139, S. 115–124; *Gabriele Hammermann*: Sowjetische Kriegsgefangene im KZ Dachau. In: *Johannes Ibel* (Hrsg.): Einvernehmliche Zusammenarbeit? Wehrmacht, Gestapo, SS und sowjetische Kriegsgefangene. Berlin 2008, S. 91–118.

¹⁹ *Harold Marcuse*: Legacies of Dachau. The Uses and Abuses of a Concentration Camp, 1933–2001. Cambridge 2001, S. 257.

²⁰ *Kerstin Schwenke*: Dachauer Gedenkorte zwischen Vergessen und Erinnern. Die Massengräber am Leitenberg und der ehemalige SS-Schießplatz bei Hebertshausen nach 1945. München 2012, S. 90–92.

²¹ Ebenda, S. 95f.

richtung eines Denkmals auf dem Gelände beunruhigt, wodurch es – so der Amtschef der Staatskanzlei – „„wallfahrtsortähnliche“ Bedeutung“ gewinnen und „zum Schauplatz linksextremistischer Demonstrationen werden [können], die dort kaum verhindert werden können“.²² Das Denkmalsprojekt wurde nicht realisiert, aber „Wallfahrer“ kamen doch, nämlich Teilnehmer der seit 1983 jährlich stattfindenden internationalen Jugendbegegnungszeltlager im Dachau, die den ehemaligen Schießplatz von dem dort herumliegenden Müll zu säuberten.²³ Die „Initiative Jahrestag der Befreiung“, ein Bündnis vorwiegend linker Organisationen aus München und Dachau, darunter die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, zu dem inzwischen auch die Lagergemeinschaft Dachau und die Evangelische Versöhnungskirche in der KZ-Gedenkstätte Dachau gehören, begann 1985 im Rahmen der alljährlichen Befreiungsfeiern regelmäßig auch Gedenkveranstaltungen am ehemaligen Schießplatz durchzuführen.²⁴

„Wir leben ja in der Bundesrepublik Deutschland in einer merkwürdigen Vergesslichkeit. Manchmal habe ich den Eindruck, als hätte 1941 die Sowjetunion das Deutsche Reich überfallen und nicht umgekehrt,“ charakterisierte der ehemalige Regierende Bürgermeister von Berlin, Pastor Heinrich Albertz im September 1980 bei einer Gedenkrede auf dem Friedhof des Stalag 326 Senne bei Stukenbrock die damals immer noch vorherrschende gesellschaftliche Stimmung.²⁵ Die 1967 entstandene Initiative „Blumen für Stukenbrock“²⁶ war eine der ersten, die sich die kontinuierliche Pflege des Gedenkens an die unter brutalen Umständen ums Leben gekommenen sowjetischen Kriegsgefangenen zur Aufgabe machte. Mit Albertz gewann sie einen außerordentlich prominenten Unterstützer. Im allgemeinen waren derlei Initiativen, die vor allem mit der Entstehung der Friedensbewegung Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre stärkeren Aufwind bekamen, auf das abgezirkelte linke Milieu aus Kommunisten, christlichen Pazifisten und linken Sozialdemokraten beschränkt. Die Orte des Leidens und Sterbens sowjetischer Kriegsgefangener waren die wichtigsten deutschen Erinnerungsorte an das, was Bürgern der Sowjetunion von NS-Deutschland angetan worden war, neben Stukenbrock etwa das ehemalige Stalag VI a in Hemer²⁷ oder der Ehrenfriedhof Herleshausen, wo die Namen aller Toten infolge der Sorgfalt die Bürgermeister Karl Fehr noch während des Kriegs walten ließ, bekannt sind.²⁸

²² Zit nach Schwenke, S. 98.

²³ Ebenda, S. 100; Zarusky, Russen in Dachau, S. 108.

²⁴ bayern.vvn-bda.de/gedenkorte-in-bayern/oberbayern-neu/landkreis-dachau/ehemaliger-ss-schießplatz-hebertshausen/

²⁵ Heinrich Albertz: Blumen für Stukenbrock. Biographisches. Stuttgart 1981, S. 11.

²⁶ www.blumen-fuer-stukenbrock.de/der_arbeitskreis; Alexander Boroznjak: Erinnerung für morgen. Deutschlands Umgang mit der NS-Vergangenheit aus der Sicht eines russischen Historikers. Gleichen 2006, S. 139–141.

²⁷ Für ein weiteres Beispiel: Bürgerinitiative Frieden und Abrüstung (Hrsg.): Stalag VI A Hemer [1994]; Hermann Stopsack (Hrsg.): Stalag VI A. Kriegsgefangenenlager 1939 – 1945. Eine Dokumentation. Hemer 1995; www.stalag-via.de/stal13.htm.

²⁸ Peter Fibich: Gedenkstätten, Mahnmale und Ehrenfriedhöfe für die Verfolgten des Nationalsozialismus. Ihre landschaftsarchitektonische Gestaltung in Deutschland 1945 bis 1960. Diss. ing. TU Dresden 1998, S. 96–98.

Die grausame Behandlung der Kriegsgefangenen bezeugte auch Heinrich Böll in seinem öffentlichen Dialog mit dem russischen Germanisten Lew Kopelew Anfang der 1980er Jahre.²⁹ Das Gespräch fand in zwei Teilen statt, 1979 in Moskau und 1981 in der Bundesrepublik, nachdem Kopelew ausgebürgert worden war. Kopelews Bedeutung als kultureller Brückebauer zwischen der Bundesrepublik und seiner Heimat, aus der er von sowjetischen Behörden exiliert wurde, ist kaum zu unterschätzen. Dass er als sowjetischer Offizier in Ostpreußen gegen verbrecherische Übergriffe auf die Zivilbevölkerung eingeschritten war und dafür zu mehrjähriger Lagerhaft verurteilt worden war, verlieh ihm in der Bundesrepublik besondere Glaubwürdigkeit. In seiner dreibändigen Autobiographie sparte er allerdings die Jahre des Krieges weitgehend aus.³⁰

Die politischen Voraussetzungen für die Erinnerung an die NS-Verbrechen gegen Bürger der Sowjetunion änderten sich grundlegend mit Glasnost' und Perestrojka, mit der „Gorbmanie“ und der deutschen Wiedervereinigung. Die Betroffenen selbst konnten sich in ihrer Heimat nun offen(er) artikulieren und zugleich war Ängsten und Feindbildern der Boden entzogen worden. Die Bundesrepublik verpflichtete sich am 9. November 1990 im deutsch-sowjetischen Nachbarschaftsvertrag zu Schutz und Pflege der sowjetischen Ehrenmäler. Für die Sanierung der großen Berliner Ehrenmäler wurde ein zweistelliger Millionenbetrag bereitgestellt.³¹

Das Bild des Krieges

Erst mit dem Ende des Kalten Krieges und der deutschen Teilung begann in Deutschland eine breitere gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion, insbesondere als sich weniger als ein Jahr nach der deutschen Vereinigung der deutsche Überfall auf die Sowjetunion zum 50. Mal jährte. Erstmals wurde diesem Ereignis im Sommer 1991 im Berliner Gropiusbau eine große Ausstellung gewidmet.³² Eine weitere mit dem Titel „Die

²⁹ Heinrich Böll, Lew Kopelew: Warum haben wir aufeinander geschossen? Bornheim-Merten 1981, S. 25.

³⁰ Lew Kopelew: Und schuf mir einen Götzen. Autobiographie 1; ders.: Aufbewahren für alle Zeit! Autobiographie 2; ders.: Tröste meine Trauer. Autobiographie 3. Göttingen 1996 (deutsche Erstveröffentlichungen (1979, 1976, 1981).

³¹ www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BeauftragtefuerKulturundMedien/aufarbeitung/gedenkstaettenfoerderung/sowjEhrenmale/_node.html

³² Katalog und Begleitband: Reinhard Rürup (Hrsg.): Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941 – 1945. Eine Dokumentation [zum 50. Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion]. [Provisorische Halle der „Topographie des Terrors“ neben dem Martin-Gropius-Bau Berlin ; Tag der Eröffnung : 15. Juni 1991] Berlin 1991; Peter Jahn, Reinhard Rürup (Hrsg.): Erobern und Vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941–1945. Berlin 1992. Vgl. für eine frühe Basis-Initiative auch: Der Krieg gegen die Sowjetunion : 1941 – 1945. Demütigung, Leid, Vernichtung, Tod. Bilder und Fakten. Eine Ausstellung der Weisse-Rose-Stiftung e.V., der Arbeitsgemeinschaft Verfolgter Sozialdemokraten (AvS), des Bayerischen Seminars für Politik e.V. / Texte: Robert Hofmann und Clemens Vollnhals. München 1989

900 Tage der Blockade Leningrads“ wurde im Herbst desselben Jahres in der Sankt Katharinenkirche in Hamburg, Leningrads langjähriger Partnerstadt,³³ gezeigt.³⁴ Das ZDF begann im selben Jahr mit der Ausstrahlung der sechsteiligen Dokumentarfilmserie „Der verdamte Krieg – Das Unternehmen Barbarossa“, eine Kooperation mit dem sowjetischen bzw. russischen Gosteleradio und den Moderatoren Guido Knopp und Valerij Korsin. Der Südwestfunk nahm den Jahrestag zum Anlass für die sechsteilige Fernsehreihe „Steh auf, es ist Krieg“. Sie basierte auf dem Buch des Journalisten Paul Kohl „Ich wundere mich, dass ich noch lebe“, der zahlreiche sowjetische Zeitzeugen des Krieges insbesondere aus Weißrussland befragt hatte.³⁵ Schon 1989 war im Hamburger Verlag am Galgenberg Swetlana Alexijewitsch’ Reportageserie „Der Krieg hat kein weibliches Gesicht“ erschienen, eine Übernahme der zwei Jahre zuvor herausgekommenen DDR-Ausgabe. Das bekannte „Blockadebuch“ von Ales Adamowitsch und Daniil Granin, das Zeugnisse von Überlebenden jenseits des heroischen sowjetischen Blockade-mythos’ versammelt, liegt hingegen bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt auf Deutsch nur in der zweibändigen Ausgabe des DDR-Verlags „Volk und Welt“ von 1987 vor.³⁶ Allerdings erschienen 1997 bei Suhrkamp in Frankfurt die zwar schmalen, aber eindringlichen „Aufzeichnungen eines Blockademenschen“ von Lidia Ginsburg.³⁷ Diese Aufzählung ist natürlich keineswegs vollständig, dennoch lässt sich konstatieren, dass die Publikation persönlicher Zeugnisse von Sowjetbürgern aus dem deutsch-sowjetischen Krieg bis heute eher einem schmalen Rinnsal als einem breiten Strom gleicht.

Dennoch wurde mit Glasnost’ vieles möglich, was vorher undenkbar gewesen war. Auf dem SS-Schießplatz in Hebertshausen bei Dachau sprach 1991 auf Einladung des Dachauer Fördervereins für Gedenkstättenarbeit am 22. Juni der ehemalige WDR-Intendant und Präsident des Goethe-Instituts Klaus von Bismarck und verlieh dem Erinnerungsakt Reputation und – da er selbst Soldat an der Ostfront gewesen war – eine spezifische Authentizität. In der KZ-Gedenkstätte Dachau trafen derweilen zahlreiche Briefe ehemaliger sowjetischer Häftlinge ein, die nun, wo sie offen Kontakt aufnehmen konnten und endlich auch in ihrer Heimat Anerkennung als Opfer gefunden hatten, um Haftbestätigungen als Grundlage für die bescheidenen Vergünstigungen baten, die sie dort nun erhalten konnten. Manche äußerten auch die Bitte, den Ort, an dem sie ihre Jugend und viele Freunde verlo-

³³ Vgl. Frank Bajohr: Hamburger „Außenpolitik“ im Kalten Krieg. Die Städtpartnerschaft mit Leningrad. In: Christoph Strupp (Hrsg.): 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren. Hamburg 2012, S. 49–61.

³⁴ Vgl. die damalige Predigt von Pfarrer Wolfgang Suhr brammer-online.de/chef-1/Der_Krieg_Reval_und_Narwa/Leningrad_II_1990/_Nichts_ist_vergessen_und_nie/_nichts_ist_vergessen_und_nie.html.

³⁵ „Steh auf, es ist Krieg“. Manuskript zur Sendereihe des Südwestfunks. München 1991; Paul Kohl: „Ich wundere mich, dass ich noch lebe“. Sowjetische Augenzeugen berichten. Gütersloh 1990.

³⁶ Vgl. jetzt die um einige der sowjetischen Zensur zum Opfer gefallene Partien vervollständigte russische Ausgabe: Ales’ Adamovič, Daniil Granin: Blokadnaja kniga. Sankt-Peterburg 2013.

³⁷ Eine erweiterte Neuausgabe erschien 2014 im selben Verlag.

ren hatten, noch einmal besuchen zu können. Der Förderverein organisierte, u.a. mit bereitwilliger finanzieller Unterstützung des Auswärtigen Amtes, 1992 die erste solche Begegnung und begründete damit eine bis heute aufrechterhaltene Tradition.³⁸ Die abstrakte Vorstellung von den sowjetischen Opfern wandelte sich zur Begegnung mit konkreten Menschen, ihren Widersprüchen und Sorgen. In welchem Maße der Kalte Krieg das historische Gedächtnis hatte einfrieren lassen, wurde auch durch das Erstaunen der russischen, ukrainischen und belarussischen Gäste über ein Land verdeutlicht, das sie als feindliche Ruinenlandschaft in Erinnerung behalten hatten und das ihnen nun ganz anders begegnete.

Erst unter diesen neuen Voraussetzungen wurde einige Jahre später auch die größte und schärfste innerdeutsche Debatte um den Charakter des deutsch-sowjetischen Krieges möglich, die durch die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944“ des Hamburger Instituts für Sozialforschung, der sogenannten Wehrmachtsausstellung, ausgelöst wurde. Eigentlich war sie Teil eines größeren Projekts, mit dem zum 50. Jahrestag des Kriegsendes auch ganz andere Gewalterfahrungen wie etwa der Atombombenabwurf über Nagasaki thematisiert werden sollten. Dieses etwas abstrakte Konzept wurde von der Dynamik der Debatten um die Rolle der Wehrmacht überholt, die in München 1997 ihren Kulminationspunkt und schließlich sogar den Deutschen Bundestag erreichten. Es würde hier zu weit führen, diese Auseinandersetzung, u.a. den Weg von der ersten zur zweiten „Wehrmachtsausstellung“, in allen Einzelheiten zu rekapitulieren; sie ist inzwischen selbst Gegenstand der Forschung geworden. Zweifellos hat sie zu einem deutlichen Bewusstseinswandel beigetragen und Impulse für eine vertiefte wissenschaftliche Erforschung des Vernichtungskriegs gegeben. Zugleich war die von ihr ausgelöste Diskussion allerdings eine sehr deutsche Debatte, eine Auseinandersetzung zwischen Generationen und politischen Lagern, bei der die Opfer jener Verbrechen, um die gestritten wurde, eigentlich abstrakt, ja geradezu unsichtbar blieben. Beide sogenannte „Wehrmachtsausstellungen“, die erste, von Hannes Heer, verantwortete mit ihrer polemischen Anlage, wie die zweite von einem Forscherteam um Ulrike Jureit erstellte und fast dreimal so umfangreiche, stützen sich im Wesentlichen auf Dokumente deutscher Provenienz, Opferzeugnisse fehlen weitestgehend.³⁹ Es ging um eine täterzentrierte Debatte und das spiegelt sich auch in der durch sie angeregten Forschung wider.

Entschädigung

Zu den vielen Themen, die erst im Zuge von Perestrojka und Glasnost' zur Sprache kommen konnten, gehörten die Verfolgungsschicksale jener Sowjetbürger, die

³⁸ Barbara Distel, Jürgen Zarusky: Dreifach geschlagen. Begegnungen mit sowjetischen Überlebenden. In: Dachauer Hefte 8 (1992), 8, S. 88-102.

³⁹ Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Bearb. von Hannes Heer. Hamburg 1995; Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944. Bearb. von Ulrike Jureit und Jan Philipp Reemtsma. Hamburg 2002.

das ungerechte Stigma trugen, „für den Feind gearbeitet“ zu haben. Als die russische Wochenzeitung „Nedelja“ Anfang 1990 fälschlicherweise berichtete, ehemalige Zwangsarbeiter könnten infolge einer Kooperation der deutschen Grünen mit der Menschenrechts- und historischen Aufklärungsorganisation Memorial eine finanzielle Entschädigung erhalten, trafen bis Mitte 1991 rund 400 000 Briefe bei Memorial ein, zum Teil mit ausführlichen Schicksalsberichten.⁴⁰ Die Heinrich-Böll-Stiftung bemühte sich auf dieser Basis darum, Einladungen an ehemalige sowjetische Zwangsarbeiter an ihre früheren Einsatzorte zu initiieren, und auch andere Initiativen griffen solche Besuchsanliegen auf. Mit der Wende von 1989/91 war die gesellschaftliche Erinnerung an die sowjetischen Opfer nationalsozialistischer Verfolgung aus der gesellschaftlichen Isolierung in der linken und pazifistischen Subkultur herausgetreten. Nicht zuletzt weil sie nun mit zahlreichen menschlichen Kontakten einherging, erhielt sie auch eine unmittelbare humanitäre Dimension, um so mehr, als die Lebensbedingungen in der Sowjetunion bzw. ihren Nachfolgestaaten gerade für die Angehörigen der Kriegsgeneration besonders schwierig waren.⁴¹

Individuelle Entschädigungsleistungen für die sowjetischen Opfer nationalsozialistischer Verfolgung hatte es bis dahin nicht gegeben. Reparationen, etwa in Form der Demontage von Industrieanlagen, wie sie im Potsdamer Abkommen beschlossen worden waren, dienten ja dem Wiederaufbau in der von Kriegszerstörungen schwer getroffenen Sowjetunion, nicht der Linderung und Anerkennung des persönlichen Leids der von NS-Verbrechen besonders betroffenen Menschen. Die offizielle Sicht der Bundesrepublik machte hier jedoch keinen Unterschied, und die Bundesregierung vertrat nach dem Abschluss des Zwei-plus-vier-Vertrages die Auffassung, die Reparationsfrage sei damit erledigt.⁴² Die Abwehr von Reparationsansprüchen konnte aber, wie Hans Günter Hockerts zutreffend feststellt, „nur gelingen, wenn die im Klima des Kalten Krieges verweigerte Entschädigung der ‚Ostverfolgten‘ nun wenigstens teilweise nachgeholt wurde.“⁴³ Daher wurden zwischen 1991 und 1997 eine Reihe sogenannter Aussöhnungsstiftungen eingerichtet, für die in den jeweiligen Ländern jeweils eine Partnerinstitution geschaffen wurde. Für Russland, die Ukraine und Weißrussland wurden zusammen 1,5 Milliarden D-Mark aufgewendet.⁴⁴ Angesichts der hohen Zahl der Verfolgten war

⁴⁰ Poljan, Žertvy, S. 18; Bernd Bonwetsch: Sowjetische Zwangsarbeiter vor und nach 1945 Ein doppelter Leidensweg. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. Neue Folge*, Bd. 41, H. 4, 1993, S. 532–546, hier: S. 543.

⁴¹ Vgl. Distel, Zarusky, Dreifach geschlagen, S. 102.

⁴² Deutscher Bundestag – 15. Wahlperiode Drucksache 15/414, S. 16 (Antwort des Staatssekretärs Diller auf die Anfrage des Abgeordneten Haibach zu Reparationsleistungen der Bundesrepublik).

⁴³ Hans Günther Hockerts: Die Entschädigung für NS-Verfolgte in West- und Osteuropa. Eine einführende Skizze. In: Ders., Claudia Moisel, Tobias Winstel (Hrsg.): S. 7–58, S. 51.

⁴⁴ Ebenda; Dirk Langer, Wiedergutmachung von NS-Unrecht und die neue Richtlinie zur Ghettotarbeit. In: Jürgen Zarusky (Hrsg.): Ghettorenten. Entschädigungspolitik, Rechtsprechung und historische Forschung. München 2010, S. 113–124, hier: S., S. 119; Poljan, Žertvy dvuch diktatur, S. 640–672.

dieser auf den ersten Blick ansehnliche Betrag allerdings nur ein Tropfen auf dem heißen Stein, was auch deutlich wird, wenn man ihn mit den 876 Millionen D-Mark der globalen Entschädigungszahlen vergleicht, die zwischen 1959 und 1964 mit elf westeuropäischen Staaten ausgehandelt worden waren,⁴⁵ und dabei auch den Inflationsfaktor bedenkt. „Die offene Wunde“ betitelte der „Spiegel“ 1997 eine Reportage zum Thema der nicht stattgefundenen Entschädigung ost-europäischer NS-Verfolgter, in der auch die bundesdeutsche Abwehrstrategie gegenüber entsprechenden Ansprüchen kritisiert wurde.⁴⁶ Als Ende der 1990er Jahre Sammelklagen gegen deutsche Unternehmen in den USA drohten, mit der rot-grünen Koalition die Parteien die Regierung bildeten, die schon in den Jahren zuvor im Bundestag auf die „vergessenen Opfer“ aufmerksam gemacht hatten und generell der internationale Druck in dieser Frage wuchs, kam es nach längeren Verhandlungen zu einer groß angelegten Entschädigungslösung für ehemalige Zwangsarbeiter, zu denen viele Sowjetbürger zählten. Im Juni 2000 verabschiedete der Deutsche Bundestag einstimmig das Gesetz über die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“. Diese Stiftung wurde mit 10 Milliarden D-Mark ausgestattet, von denen 8,1 Milliarden zur Auszahlung an Zwangsarbeiter bestimmt waren, eine Milliarde zum Ausgleich von Vermögensschäden und der Rest für verschiedene andere Aufgaben, u. a. Zukunftsprojekte. In Ost-europa wurden die Zahlungen über die bereits bestehenden Aussöhnungsstiftungen abgewickelt.⁴⁷ Die bereits 1951 gebildete Conference on Jewish Material Claims Against Germany konnte parallel Leistungen für die bis dahin nicht entschädigten osteuropäischen Holocaust-Überlebenden aushandeln.⁴⁸ Andere Gruppen, insbesondere die sowjetischen Kriegsgefangenen, die mit extremer Menschenverachtung behandelt worden waren, und daher eine unvergleichlich höhere Sterberate aufwiesen als ihre Schicksalsgenossen aus westlichen Ländern, oder auch die Überlebenden der Leningrader Blockade und der verbrannten Dörfer in Belarus, fallen nicht in die bundesdeutschen Entschädigungsgesetzgebung. Es sind private Organisationen, die hier mit hohem Engagement aber beschränkten Mitteln einspringen, vor allem die Vereinigung „Kontakte/Kontakte“⁴⁹, aber etwa auch das Maximilian-Kolbe-Werk⁵⁰, das seine auf polnische KZ- und Ghettoüberlebende bezogene Arbeit schon seit vielen Jahren weiter nach Osten ausgedehnt hat.

⁴⁵ Langner, Wiedergutmachung, S. 117.

⁴⁶ Manfred Ertel: Die offene Wunde. In: Der Spiegel 30/1997 vom 21. Juli 1997, S. 36–43.

⁴⁷ Poljan, Žertvy, S. 672–702; Anja Hense: Limitation of Economic Damages as a “Humanitarian Gesture”: The German Foundation “Remembrance, Responsibility and the Future”. In: Journal of Contemporary History 2011 Vol. 46 (2), S. 407–424.

⁴⁸ Constantin Goschler: Schuld und Schulden. Die Politik der Wiedergutmachung für NS-Verfolgte seit 1945. Göttingen 2005, S. 442–449.

⁴⁹ www.kontakte-kontakte.de/.

⁵⁰ www.maximilian-kolbe-werk.de/30141.html.

Erinnerung und Dialog auf kleiner Flamme

Das von den Initiativen der 1990er Jahre Erreichte ist in gewisser Weise Allgemeingut geworden. Dass der deutsche Krieg gegen die Sowjetunion ein verbrecherischer Eroberungs- und Vernichtungskrieg war, ist gesellschaftlich weithin anerkannt. Erinnerungsinitiativen und humanitäre Organisationen bemühen sich, die Konsequenzen zu ziehen. In Museen, wie vor allem im 1995 als deutsch-russisches Projekt neu gestalteten ehemaligen sowjetischen Kapitulationsmuseums Karlshorst, das auch eine ganze Reihe wichtiger einschlägiger Publikationen herausgebracht hat⁵¹, und in Gedenkstätten bemüht man sich um die Vermittlung historischen Wissens. Die 2006 errichtete Internationale Bildungs- und Begegnungsstätte „Johannes Rau“ und die zugehörige Geschichtswerkstatt in Minsk bilden dabei ein außergewöhnliches Beispiel für eine bilateral-dialogisch angelegte Institutionalisierung der Erinnerungsarbeit.⁵² Die von den KZ-Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora erstellte große Ausstellung über den Zwangsarbeiter-Einsatz im NS-Staat wurde 70 Jahre nach dem deutschen Angriff im Museum des Großen Vaterländischen Kriegs gezeigt. Damit wurde ein Thema vergegenwärtigt, das in beiden Ländern aus unterschiedlichen Gründen lange verschwiegen und verdrängt worden war.⁵³ Der mehrfach erwähnte SS-Schießplatz Hebertshausen wurde 2014 neu gestaltet, mit einer informativen Freiluft-Ausstellung und fünf in den Boden eingelassenen Streifenfundamenten versehen, dem „Ort der Namen“, wo bisher die Namen von 816 Ermordeten eingemeisselt sind. Es ist noch viel Platz auf den Marmorbändern, die Suche geht weiter.⁵⁴ In Berlin besteht seit Kurzem eine Initiative für einen Erinnerungsort an die Opfer der deutschen Vernichtungspolitik in Polen und der Sowjetunion, die allerdings noch in den Anfängen ihrer konzeptionellen Arbeit steckt.⁵⁵

Auch die Forschung hat auf einigen Gebieten erhebliche Fortschritte gemacht, wenngleich sie keineswegs boomt. Mit der deutsch-russischen Historikerkommission und dem Deutschen Historischen Institut Moskau sind wichtige geschichtswissenschaftliche Vermittlungsinstitutionen entstanden, zu deren Arbeitsprogrammen auch der deutsch-sowjetische Krieg gehört. Dennoch muss man mit Alexander Boroznjak davon sprechen, dass es sich hierbei erst „um den Anfang des Weges“ handelt, weil die gemeinsame internationale Bearbeitung der Geschichte dieses so einschneidenden und folgenreichen Kapitels der Geschichte des 20. Jahrhunderts noch nicht wirklich begonnen hat.⁵⁶ Das gesellschaftliche Ge-

⁵¹ Vgl. den Beitrag von Jörg Morré in diesem Band sowie www.museum-karlshorst.de/.

⁵² www.ibb-d.de/ibb_johannes_rau_minsk.html.

⁵³ Ulrich Heyden: Zwangsarbeiter-Ausstellung in Moskau wirft Fragen auf. In: www.moskau.ru/moskau/szene/zwangsarbeiter-ausstellung_in_moskau_wirft_fragen_auf_287.html.

⁵⁴ www.kz-gedenkstaette-dachau.de/gedenkorte_hebertshausen.html.

⁵⁵ www.gedenkort-lebensraumpolitik.de/.

⁵⁶ Aleksandr Boroznjak: „Éto byla prestupnaja rasovo-ideologičeskaja vojna“. Nacistskaja agressija protiv SSSR v istoričeskoj pamjati sovremennych nemcov. In: *Rossiskaja istorija*, Nr. 3, 2012, S. 174–188, S. 188.

dächtnis der Bundesrepublik hat in dieser Hinsicht eine wichtige, aber noch wenig wahrgenommene Bereicherung durch die jüdische Zuwanderung aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion erlebt. Es gibt aktive Bestrebungen, die Erinnerungen zugewanderter Kriegsteilnehmer und Holocaust-Überlebender den deutschen Mitbürgern zugänglich zu machen.⁵⁷ Und doch konstatiert ein zum 70. Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion 2011 von der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste initiiertes Memorandum namhafter Historiker und Gedenkakteure unter dem Titel „Aus dem Schatten der Erinnerung“, dass die Opfer der NS-Verbrechen „im besetzten östlichen Europa [...] bis heute keinen angemessenen Platz im Gedächtnis Deutschlands“ haben.⁵⁸ Dass kein deutscher Fernsehsender zur Übernahme des Dokumentarfilms „Keine Kameraden“ von Beate Lehr-Metzger über das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen bereit ist, passt in dieses Bild.⁵⁹ Immerhin hat bei der Gedenkstunde des Deutschen Bundestages am 27. Januar 2014 der 95jährige Daniil Granin, der noch lebende der beiden Autoren des „Blockadebuchs“, aus Anlass des 70. Jahrestages der Beseitigung der Blockade Leningrads durch die Rote Armee gesprochen.⁶⁰ Das war ein wichtiger Schritt. Dennoch berührt es eigentlich, wenn Bundestagspräsident Lammert in seiner Gedenkrede, an Granin gewandt, betonte: „Ihr zweibändiges ‚Blockadebuch‘ konnte Ende der 1970er-, Anfang der 1980er-Jahre nur zensiert erscheinen, zu viel zeigte es von den menschlichen Abgründen in diesen 900 Tagen, über die das sowjetische Regime Schweigen bewahren wollte.“⁶¹ Tatsächlich waren die Zensureingriffe nicht so massiv, dass die publizierte Version nicht ein neues, erschütterndes Bild von der Blockade zeigen würde. Vor allem aber schien der Bundestagspräsident überhaupt nicht beunruhigt dadurch oder wohl gar nicht informiert darüber, dass das Buch in Deutschland zwar nicht zensiert wird, aber dafür schlicht und einfach nicht erhältlich ist – wenn man von Antiquariaten absieht, die die alte DDR-Ausgabe von 1987 vertreiben, welche auf der zensierten sowjetischen beruht. Der deutsche Verlag, der die vollständige Ausgabe des Blockadebuchs⁶² den Lesern im geeinten Deutschland zugänglich macht, muss erst noch gefunden werden.

⁵⁷ Vgl. die vom Weltkongress russischsprachiger Juden und vom Bundesverband der Veteranen des Zweiten Weltkrieges, der Ghetto- und KZ-Gefangenen, der Opfer der Leningrader Blockade mit Unterstützung des Bundesinnenministeriums herausgegebene zweibändige Anthologie „Lebendige Erinnerungen. Ganz Deutschland“, Berlin 2010, sowie den Beitrag von *Arkadij Tsfasman* in diesem Band.

⁵⁸ www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Handlungsfelder/Auseinandersetzung_mit_der_Geschichte_01/Dossier_Zweiter_Weltkrieg/memorandum-70-jahre-ueberfall-auf-su_06.06.2011.pdf.

⁵⁹ *Franziska Augstein*: Brot mit Holz. Ein sehenswerter Film über russische Kriegsgefangene findet keinen Sender. Warum eigentlich? In: Süddeutsche Zeitung, 20. Januar 2012.

⁶⁰ <https://www.bundestag.de/kulturundgeschichte/geschichte/gastredner/granin/215276>. Am 30. Juni 2011 war dem eine Gedenkstunde zum 70. Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion vorausgegangen; vgl. www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2011/34943680_kw26_de_sowjetunion/205812.

⁶¹ <http://www.bundestag.de/bundestag/praezidium/reden/2014/001/261296>.

⁶² Ales' Adamovič, Daniil Granin: *Blokadnaja kniga*. Sankt-Peterburg 2013.

Auch Bundespräsident Joachim Gauck nahm es in seinem Gedenkbrief an Präsident Vladimir Putin zum 27. Januar 1944 nicht ganz so genau: „Aus erschütternden Tagebüchern wie dem von Tatjana Sawitschewa kennen wir die Schreie und die Tränen, die Verzweiflung und den endlosen Hunger und den Überlebenskampf der Eingeschlossenen“, heißt es darin. Der aus Petersburg stammende SZ-Journalist Tim Neshitov hat befremdet darauf hingewiesen, dass in diesem Tagebuch von Schreien und Tränen keine Rede ist und die im Gegen teil als Folge von Erschöpfung und permanenter Todesnähe erschreckend lakonischen Einträge der Verfasserin über das Sterben ihrer Nächsten zitiert. Auch Gaucks Aussagen über die angeblich lebendige Erinnerung der Deutschen an die Blockade und ihre Fassungslosigkeit darüber mochte Neshitov nicht recht glauben: „Bei allen Errungenschaften der deutschen Gedenkkultur: Die Erinnerung an die Belagerung Leningrads macht hier heute die wenigsten Menschen fassungslos.“⁶³ Die Botschaft des Bundespräsidenten an seinen russischen Amtskollegen erstaunt um so mehr, als er noch drei Jahre zuvor, damals in der Eigenschaft des Vorsitzenden der Vereinigung „Gegen Vergessen, für Demokratie“, seine Unterschrift unter das das erwähnte Memorandum der Aktion Sühnezeichen gesetzt hatte, das nicht zuletzt unter explizitem Bezug auf die Leningrader Blockade das mangelnde historische Bewusstsein für die NS-Verbrechen im Osten beklagte. Wenn vor 60 und auch noch vor 25 Jahren fehlendes Tatsachenwissen die historische Verständigung zwischen deutschen und russischen Politikern behinderte, so kann dieser Faktor heute zumindest grundsätzlich ausgeschlossen werden, die Gefahr des Aneinandervorbeiredens in gedenkroutinierten Leerformeln leider nicht.

Mindestens ebenso problematisch ist, dass unter dem Eindruck des Konflikts zwischen Russland und der Ukraine die Sicht auf den deutsch-sowjetischen Krieg verstärkt geschichtspolitisch motivierten Deutungsmustern unterworfen wird, die auf den Versuch hinauslaufen, aus dem Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion und ihre Bevölkerung eine Art Spezialkrieg gegen die Ukraine herauszudestillieren. Als Protagonist dieser Uminterpretation tut sich vor allem Timothy Snyder, Autor des Welt-Bestsellers „Bloodlands“, hervor, der sie unter anderem öffentlichkeitswirksam in einem Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 13. April 2014⁶⁴ und in einem in der Süddeutschen Zeitung am 5. Mai 2014 veröffentlichten Gespräch vertreten hat. In Letzterem findet sich die folgende Behauptung: „In Deutschland gab es nie eine Anerkenntnis der Tatsache, dass

⁶³ Tim Neshitov: Gaucks wortreiche Pflichterfüllung. In: Süddeutsche Zeitung vom 28. Januar 2014 (www.sueddeutsche.de/politik/erinnerung-an-die-belagerung-leningrads-gaucks-wortreiche-pflichterfuellung-1.1873475). Götz Aly machte wenig später darauf aufmerksam, dass der Bundespräsident es versäumt hatte, auf den Tod des älteren Bruders Putin einzugehen, der als Kind in der Blockade starb. Götz Aly: Deutsche, Russen und Ukrainer. In: Berliner Zeitung vom 10.02.2014, www.berliner-zeitung.de/meinung/kolumne-deutsche--russen-und-ukrainer,10808020,26150086.html.

⁶⁴ Timothy Snyder: Ukraine: Putins Projekt. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. April 2014.

die Ukraine das zentrale Ziel Hitlers war. Die Ukraine hat als eigene Kategorie deutscher Schuld und deutscher Aufarbeitung nie existiert und tut das bis heute nicht.“⁶⁵

Worauf sich Snyders Deutung der Ziele Hitlers stützt, bleibt unklar. Die zentralen Quellen für dessen Denken kommen jedenfalls nicht in Betracht, denn weder in „Mein Kampf“ noch im 1928 entstandenen sogenannten „Zweiten Buch“, in dem Hitler seine außenpolitischen Ansichten darlegte, taucht auch nur das Wort „Ukraine“ auf.⁶⁶ Stets ist hier von „Russland“ die Rede, was sich auf die Sowjetunion bzw. das Zarenreich bezieht. Das war das Ziel der „klaren weit schauenden Raumpolitik“.⁶⁷ (Nicht anders übrigens hielt es die SS mit ihren sowjetischen Gefangenen. Auf ihren KZ-Uniformen mussten sie einen roten Winkel mit einem großen, schwarzen „R“ tragen und wurden pauschal, ob sie nun Russen, Ukrainer oder Weißrussen waren, als „Russen“ bezeichnet.) Schwer erklärbar wären, trüfe Snyders These zu, etwa auch die Schlacht vor Moskau, die Blockade Leningrads, der Vorstoß der Wehrmacht in den Kaukasus und die für das NS-Regime fatale Schlacht von Stalingrad.

Dass Snyders fragwürdige Interpretation des deutsch-sowjetischen Krieges und seiner erinnerungskulturellen Herausforderungen von bedeutenden deutschen Leitmedien unhinterfragt verbreitet wird und unwidersprochen geblieben ist, kann nur als ein weiteres Indiz dafür gewertet werden, dass es in Deutschland kein gefestigtes historisches Bewusstsein über diesen Krieg und seine Bedeutung für die Menschen in der damaligen Sowjetunion gibt. Da die Eroberung von „Lebensraum im Osten“ zum Kernbestand von Hitlers Programmatik gehört, kann folglich auch nicht davon die Rede sein, es gebe hierzulande ein umfassendes historisches Bewusstsein über den Nationalsozialismus und eine umfassende Empathie für alle von ihm verfolgten Gruppen.

Erkennbar wird das insbesondere dort, wo der aktuelle Erinnerungshabitus noch nicht zur geläufigen Konvention geworden ist, also vor allem in der Provinz. Ein ganz frisches Beispiel liefert der Stadtrat von Rieneck im Main-Spessart-Kreis. Er hat zwar Anfang 2015 beschlossen, der Initiative für ein Mahnmal für fünf erschossene sowjetische Kriegsgefangene stattzugeben, doch das nur äußerst widerwillig. Zweimal war die Initiative zuvor abgelehnt worden – „aus Rücksicht auf möglicherweise noch lebende Täter und deren Nachkommen“, wie eine regio-

⁶⁵ Kein Sieg für Putin“. Yale-Professor Timothy Snyder („Bloodlands“) im Gespräch mit den ukrainischen Experten Tatiana Zhurhenko und Volodymyr Sklokin, Süddeutsche Zeitung vom 5. Mai 2014.

⁶⁶ Das gilt für alle greifbaren Ausgaben von „Mein Kampf“; freundliche Auskunft von Roman Töppel vom Team der wissenschaftlichen Edition von „Mein Kampf“ im Institut für Zeitgeschichte, vom 8. Mai 2014. Gerhard Weinberg (Hrsg.): Hitlers zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahr 1928. Stuttgart 1961. Mit einer erweiterten Kommentierung erschienen als Ders., Christian Hartmann, Klaus A. Lankheit (Hrsg.): Außenpolitische Standortbestimmung nach der Reichstagswahl Juni-Juli 1928. = Hitler. Reden, Schriften Anordnungen Februar 1925 bis Januar 1933. Band II A. München 1995.

⁶⁷ Weinberg, Hitlers zweites Buch, S. 163.

nale Zeitung schrieb.⁶⁸ Am 29. März 1945 hatte der SA-Gruppenführer⁶⁹ – dieser Dienstrang entspricht dem eines Generalleutnants – Hans Olpp einer Gruppe von Mitgliedern der Hitler-Jugend im Alter von etwa 15 Jahren befohlen die Gefangenen zu erschießen, weil sie aus einem bombardierten Zug Lebensmittel entnommen hatten. Olpp war von Wehrmachtssoldaten und einer Krankenschwester aufgestachelt worden. Das Würzburger Schwurgericht verurteilte ihn am 23. August 1950 wegen Totschlags zu fünf Jahren Zuchthaus,⁷⁰ er wurde aber wegen guter Leumundszeugnisse bereits im November desselben Jahres auf freien Fuß gesetzt und später begnadigt.⁷¹ Diesen glimpflichen Ausgang hatte er sowohl den Geschworenen zu verdanken, die in ihrem Wahrspruch das Vorliegen eines Mordes verneint hatten, ferner der Fürsprache von Kirchheimer Honoratioren, dazu wohl auch einem schweren Augenleiden sowie dem durch ein fachärztliches Gutachten bestärkten Eindruck des Gerichts „dass der Angeklagte letzten Endes ein Opfer jener Psychose geworden war, die von den Machthabern des dritten Reiches gerade in Bezug auf die angeblich von den Kriegsgefangenen ausgehenden Gefahren überall verbreitet worden war“.⁷² Dass Olpp 1933 an der Verhaftung politischer Gegner beteiligt war, die ins KZ Heuberg gebracht wurden,⁷³ sowie an der Brandstiftung an der Ludwigsburger Synagoge im November 1938 scheint im Urteil nicht auf. Wegen des Synagogenbrandes war er zwar 1948 in Stuttgart zu anderthalb Jahren Freiheitsentzug verurteilt worden, hatte aber in der Revision einen Freispruch erreichen können.⁷⁴ Auch dies eine wichtige Voraussetzung dafür, dass der Angeklagte im Urteil nicht als brutaler nationalsozialistischer Aktivist und hochrangiger SA-Offizier erschien, sondern als ein „in seiner Heimatstadt allgemein angesehene[r]“ Bürger. Olpps recht erfolgreiche Verteidigungsstrategie findet mehr fast 65 Jahre später ihren Niederschlag darin, dass der Rienecker Stadtrat den Formulierungsvorschlag der Gedenkzeichen-Initiatorin Elfriede Krutsch ablehnt, weil darin von „Mord“ und „Naziterror“ gesprochen wird. Überhaupt scheint historische Einsicht bei seiner Entscheidung keine zentrale Rolle gespielt zu haben. Bürgermeister Wolfgang Küber, der die Erinnungsinitiative von Anfang unterstützt hat,⁷⁵ kommentierte die zuletzt gegen zwei Ge genstimmen getroffene Entscheidung jedenfalls kritisch: „Man konnte aufgrund

⁶⁸ Bernd Köble: Nicht öffentlich. In: Teck-Bote vom 8. 11. 2014, www.teckbote.de/nachrichten/stadt-kreis_artikel,-Nicht-oefentlich-_arid,85108.html

⁶⁹ Dieser Dienstrang entspricht dem eines Generalleutnants.

⁷⁰ Urteil Ks 9/50 des Schwurgerichts Würzburg. In: Justiz und NS-Verbrechen: Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945–1999. Hrsg. von Band VII. Amsterdam 1971, Nr. 323, S. 271–273.

⁷¹ Köble, Nicht öffentlich.

⁷² Urteil Ks 9/50, S. 271.

⁷³ Köble, Nicht öffentlich.

⁷⁴ NSG-Datenbank im IfZ München. Wegen Führung des falschen Namens Hans Kolb war gegen Olpp eine sechsmonatige Freiheitsstrafe ausgesprochen worden.

⁷⁵ Michael Fillies, Björn Kohlhepp: Fünf verdrängte Morde von Rieneck. In: Mainpost, 07. 12. 2014, www.mainpost.de/regional/franken/Fuenf-verdraengte-Morde-von-Rieneck;art1727,8472163.

des öffentlichen Drucks nicht mehr dagegen stimmen, aber in Wirklichkeit wollte man die Gedenktafel gar nicht.“⁷⁶

Von einem beständigen Ort und angemessenen Stellenwert der sowjetischen Opfer von Krieg und nationalsozialistischer Verfolgung im gesellschaftlichen Bewusstsein der Bundesrepublik Deutschland kann man 70 Jahre nach Kriegsende (noch) nicht sprechen. Angesichts der Dimension des Vernichtungskriegs kommt man nicht umhin, hier ein schweres Defizit der allzu oft von voreiliger Selbstzufriedenheit umwehten bundesdeutschen Erinnerungskultur festzustellen.

⁷⁶ Gedenktafel für erschossene Sowjets. In: Süddeutsche Zeitung vom 14. 01. 2015.

Zur Bewahrung von „Erinnerungen des Schreckens“ in Russland und Deutschland

Alexander Vatlin

Der Schießplatz von Butovo – Ort des Gedenkens an den Großen Terror 1937/38

Als die russische Gesellschaft in den Jahren der Perestroika von den kolossalen Ausmaßen der Repression und der Anzahl der 1937/38 Erschossenen erfuhr, kam unweigerlich die Frage auf, wie das alles vor sich gegangen war – wo und wie die zum Tod durch Erschießen Verurteilten exekutiert worden waren, wie dieses Fließband des Todes vor Außenstehenden geheim gehalten werden konnte und wo die sterblichen Überreste der Erschossenen begraben wurden. Während sich die Historiker in erster Linie mit der „Technologie des Großen Terrors“ befassten, ging es für die Familien der Opfer um die Erfüllung einer menschlichen Pflicht – um die Möglichkeit, hinzugehen und sich vor den Gräbern ihrer Angehörigen zu verneigen. Anfang der 1990er-Jahre gab es ein enormes öffentliches Interesse an dem Thema. Dieses fand seinen Niederschlag im Gesetz der Russischen Föderation über die Rehabilitierung der Opfer politischer Repressionen, aber auch in journalistischen Recherchen und in wissenschaftlichen Arbeiten.¹

Der Druck der Öffentlichkeit wirkte sich auch auf die Haltung der Leiter der regionalen Archive der Geheimdienste aus – von denen die meisten der Russischen Föderation unterstehen. Unter anderem waren auch in Moskau die Ermittlungsakten der Opfer politischer Repressionen in staatliche Verwahrung gegeben worden. Den Angehörigen der Opfer und Forschern wurde beschränkter Zugang zu ihnen gewährt. Im Zentralarchiv des FSB entdeckte man die Protokolle über die Vollstreckung der Erschießungsurteile an Personen, die 1937/38 in der Hauptstadtregion von außergerichtlichen Organen verurteilt worden waren. An der Suche nach den Orten ihrer Erschießung und Bestattung beteiligten sich sowohl die Mitarbeiter der Gebietsverwaltung des FSB als auch gesellschaftliche Aktivisten.²

1992 war in der Presse erstmals vom „Schießplatz von Butovo“ die Rede. Es handelte sich um ein mehrere Hektar großes, zehn Kilometer südlich der Moskauer Stadtgrenze gelegenes Gelände. Einstmals hatten sich dort die Besitzungen des Gutsherren Ivan Zimin befunden, auf denen Pferde gezüchtet wurden. Nach der Revolution bestand die Pferdezucht noch einige Zeit weiter, danach begann man auf dem Platz, auf dem die Pferde abgerichtet worden waren, mit der Erprobung von Schusswaffen. Zumindest sagten das die Bewohner der um das ehemalige Landgut von Drožzino liegenden Dörfer. Sie hatten sich schon lange an die Schüsse auf dem mit Stacheldraht eingezäunten Gelände gewöhnt.

¹ Vgl. z. B. Andrej Mercalov (Hrsg.): *Istorija i stalinizm. Sbornik statej*. Moskva 1991.

² Lidija Golovkova: Specob'ekt „Butovskij poligon“. *Istorija, dokumenty, vospominanija*. In: È. A. Bakirov u. a. (Hrsg.): *Butovskij polygon. 1937–1938. Kniga pamjati žertv političeskikh repressij*. Vyp. 1. Moskva 1997, S. 11–30.

Im Sommer 1937 kam zum Geräusch der Schüsse, das die Bauern nachts nicht schlafen ließ, der Lärm von Motoren. Durch das Tor des Schießplatzes fuhren hintereinander geschlossene Lastwagen; es waren auch Autos zu sehen, in denen hochrangige Militärs in Uniform saßen. Innerhalb von fünfzehn Monaten – bis November 1938 – wurden hier 20 760 Menschen erschossen und begraben, die von den „Trojkas“ des Moskauer Gebiets, aber auch von der Kommission des Volkskommissars für Innere Angelegenheiten Nikolaj Ežov und des Generalstaatsanwaltes der UdSSR Andrej Vyšinskij, die als „Dvojka“ in die Geschichte einging, zum Tode verurteilt worden waren.

Mehr als 15 000 der Erschossenen waren wegen politischer Anschuldigungen zur Höchststrafe verurteilt worden und wurden ab Mitte der 1950er-Jahre bis Anfang der 1990er-Jahre rehabilitiert. Die übrigen wurden allgemeiner krimineller Delikte beschuldigt; ihre Ermittlungsakten befinden sich im Archiv des Innenministeriums und sind bis heute weder ihren Angehörigen noch der Forschung zugänglich. Im Archiv des FSB finden sich bis in die Gegenwart keinerlei direkten Hinweise darauf, dass es gerade der Schießplatz von Butovo war, auf dem die Exekutionen stattfanden. Anfang der 1990er-Jahre konnten sich diejenigen, die Recherchen durchführten, allerdings auf mündliche Zeugnisse stützen. Der Chauffeur, der beim NKVD gearbeitet und die Verurteilten zur Exekution gebracht hatte, verwies auf diesen Ort. Die Angaben zu den Erschießungen wurden von betagten Einwohnern bestätigt, die davon erzählten, dass einer der Dorfbewohner mithilfe eines Baggers zuerst Gräben ausgehoben und diese dann mit Erde zugeschüttet habe. Ein Teil davon war in den 1990er-Jahren noch auf dem Gelände als Vertiefungen sichtbar, die sich im Frühjahr mit Wasser füllten. Später wurden über ihnen Hügel aufgeschüttet, die mit Ketten umgeben wurden, was den Massengräbern einenfriedhofsüblichen Charakter verlieh.

Die schwache Beweislage führte dazu, dass man in der Presse Zweifel daran zu äußern begann, dass hier tatsächlich Erschießungen stattgefunden hatten und sich fragte, ob diese Version nicht eine weitere „Mystifikation der Tscheokisten“ sei. Das Tüpfelchen auf dem i lieferten die im Jahr 1997 durchgeführten archäologischen Grabungen. Auf einer Fläche von einigen Quadratmetern wurden die in mehreren Schichten aufeinanderliegenden sterblichen Überreste von über einhundert Menschen gefunden. Im selben Jahr begann eine Gruppe von engagierten Bürgern unter der Schirmherrschaft der Moskauer Stadtregierung mit der Publikation des Martyrologiums „Butovskij poligon“, die mehr als zehn Jahre lang fortgeführt wurde. In acht Ausgaben wurden kurze Biographien der aufgrund von politischen Anschuldigungen Erschossenen veröffentlicht, die anhand ihrer heute im Staatsarchiv der Russischen Föderation lagernden Archiv-Ermittlungsakten zusammengestellt worden waren. Außerdem erschienen darin Essays zur Geschichte dieses Ortes und zu einzelnen Verfolgengruppen.

Im Sommer 1993 kamen erstmals Angehörige der dort erschossenen Menschen zum Schießplatz von Butovo. Es wurde offensichtlich, dass wir es hier mit einer einzigartigen Erinnerungsstätte an den Stalin’schen Terror zu tun hatten. Man begann, über die Memorialisierung dieses Ortes zu diskutieren. Die Debatten zogen

sich über mehrere Jahre hin, denn es ging nicht nur um die Ausarbeitung eines Gedenkstättenkonzeptes, sondern auch um die Finanzierung seiner praktischen Umsetzung. Derartige Mittel waren weder bei der Moskauer Gebietsregierung noch bei der Menschenrechtsorganisation „Memorial“ vorhanden. In dieser Zeit begann am Rand des Schießplatzes der Wohnungsbau, auf dem Gelände selbst breitete sich eine wilde Mülldeponie aus. Dem Erinnerungsort drohte die Zerstörung.

Zu Hilfe kam die Russisch-Orthodoxe Kirche, die bereit war, sowohl den Schießplatz von Butovo als auch die nahegelegene Begräbnisstätte der laut Urteil des Militärkollegiums des Obersten Sowjets Erschossenen, „Kommunarka“ (in den 1930er-Jahren befand sich dort die Datscha des Volkskommissars für Innere Angelegenheiten Genrich Jagoda), in ihre Obhut zu nehmen. Auf Betreiben des Patriarchen Aleksij II. wurde der Wohnungsbau eingestellt, auf dem Gelände des Schießplatzes erschien die erste Holzkirche „der Heiligen Neumärtyrer und Bekenner Russlands“. Sie wurde ohne Fundament errichtet, um die archäologische Struktur des Erinnerungsortes nicht zu zerstören. Am 27. Mai 2000 fand auf dem Schießplatz von Butovo der erste Gottesdienst unter freiem Himmel statt, den der Patriarch selbst zelebrierte.

Wir sollten der Russisch-Orthodoxen Kirche dankbar dafür sein, dass sie die Verantwortung für dieses Gelände übernommen hat, das derzeit dank der Bemühungen der Glaubensaktivisten der lokalen Kirchengemeinde entwickelt wird. Man muss dem Geschick der geistlichen Würdenträger Tribut zollen, die es verstanden haben, eine gemeinsame Sprache mit den Mächtigen zu finden und Sponsoren unter den erfolgreichen Unternehmern aufzutreiben. Am Rand des Schießplatzes wurde 2007 die riesige Auferstehungskathedrale aus Stein errichtet, die Pilger aus ganz Russland besuchen, um dort zu beten.

Leider hat sich die Hoffnung als trügerisch erwiesen, dass während des Memorialisierungsprozesses des Schießplatzes von Butovo ein Kompromiss zwischen den verschiedenen Strukturen der Zivilgesellschaft gefunden werden kann, der zur Basis für gemeinsames, einträchtiges Arbeiten hätte werden können. Das Forschungs- und Bildungszentrum Gedenkort „Butovo“, dessen Projekte im Internet nachzulesen sind, ist praktisch Teil der Kirchengemeinde. Es gibt dort keine professionellen Historiker oder Vertreter säkularer gesellschaftlicher Organisationen, die eine „andere Meinung“ vertreten könnten.³

„Unsere Hauptaufgabe besteht darin, ein Museum zum Gedenken an die Opfer zu schaffen. Wir planen, den Schwerpunkt der Ausstellung auf die Verewigung des Andenkens an die Verfolgten zu legen, ohne Ansehen ihrer ethnischen und konfessionellen Zugehörigkeit“, behauptet der Direktor des Zentrums, Igor' Gar'kavyj. Allerdings gibt es bis heute kein derartiges Museum. Seine Schaffung kann nur durch einen Kompromiss zwischen den verschiedenen Standpunkten zur Ge-

³ Übrigens gibt es auf der Internetseite nicht einmal eine Liste der Mitglieder dieses Zentrums, der Autor musste sich auf mündliche Informationen von Kollegen stützen. Url: http://www.martyr.ru/index.php?option=com_content&view=article&id=156&Itemid=20.

schichte des Großen Terrors ermöglicht werden. Im Jahr 2006 genehmigte die Russische Stiftung für Geisteswissenschaften dem Zentrum einen Zuschuss zur Schaffung einer elektronischen Datenbank mit der Bezeichnung „Vom NKVD 1937/38 auf dem Schießplatz von Butovo erschossene Opfer des Massenterrors“.⁴ Sechs Jahre sind vergangen, aber die Arbeiten daran sind immer noch nicht abgeschlossen.

Die historische Stätte wurde hauptsächlich zu einem Ort des Gedenkens an die Verfolgung der Kirche und ihrer Geistlichen, was nur ein Teil der Botschaft ist, die sie für die Nachwelt transportiert. So wurde 2007 ein Flurkreuz feierlich von den Solowezki-Inseln auf den Schießplatz von Butovo gebracht. Dieses Ereignis lenkte die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit auf den Jahrestag des Großen Terrors, das Kreuz wurde auf seinem gesamten Reiseweg über das Wasser von Massen von Gläubigen begrüßt. Unverständlich bleibt, warum der Lastkahn, auf dem das Flurkreuz in Moskau eintraf, mit den Fahnen der Romanov-Dynastie geschmückt war.

Die Darstellung des Schießplatzes von Butovo als „Russisches Golgatha“ hat ihre Daseinsberechtigung – hier wurden ca. eintausend Priester und Laien, die für ihren orthodoxen Glauben gelitten haben, erschossen. Über sie wird auf der offiziellen Website berichtet (sie heißt auch so – „Russisches Golgatha“), eine vollständige Liste findet sich auf den am Gedenkort angebrachten Tafeln. 268 der in Butovo Erschossenen werden von der Russisch-Orthodoxen Kirche heute zu den Heiligen gezählt. Am Tag ihrer Exekution wird in der Kirche auf dem Schießplatz eine Liturgie gefeiert, an den übrigen Tagen des Jahres, an denen Massenerschießungen stattfanden, lediglich eine Seelenmesse.

Gemäß der christlichen Tradition werden sie als Märtyrer verehrt, die für den orthodoxen Glauben gelitten haben. Dabei existiert das Märtyrertum, die Glaubenstat Einzelner, gleichsam unabhängig vom politischen System, das ein nie dagewesenes Verbrechen gegen das eigene Volk geplant und ausgeführt hatte. Man braucht sich nur die Ikone der Heiligen Neumärtyrer und Bekänner Russlands anzusehen – neben anderen Motiven gibt es darauf eine Miniatur, auf dem eine Erschießung auf dem Platz in Butovo dargestellt ist. Der Kommandeur, der den Befehl erteilt, die Soldaten, die auf die Geistlichen schießen – diese Darstellung hat nichts von der Unmenschlichkeit heutiger Diktaturen, oder auch vom realen Ablauf einer Erschießung. Wenn wir uns die Gewehre und die Budjonny-Mützen wegdenken, fühlen wir uns ins Mittelalter zurückversetzt. Das ist die Stilistik der Kirche, die die Glaubenstaten ihrer Märtyrer verherrlicht. Ihre Henker – wer immer sie auch sein mögen – gehören der jenseitigen Welt des Bösen an. Jedoch war der Große Terror nicht eine Heimsuchung Gottes, die darauf ausgerichtet war, die Standhaftigkeit und den Glauben auf die Probe zu stellen. Hinter ihm standen konkrete Menschen – Initiatoren, Organisatoren und Vollstrecker. Wenn man sie totschweigt, ist das Bild der Repression unvollständig.

⁴ Url.: http://old.rfh.ru/index.php?option=com_content&task=view&id=96&Itemid=195.

Während des Kanonisierungsprozesses wurden die Ermittlungsakten von den Vertretern der Russisch-Orthodoxen Kirche eingesehen, wobei sie sich insbesondere mit den Verhörprotokollen befassten. Wie standhaft verhielt sich dieser oder jener Mensch im Laufe der Ermittlungen, hat er einen seiner Gefährten verraten? Das verzerrt die tatsächliche Geschichte der Repressionen – Historiker wissen, in welchem Ausmaß Ermittlungsunterlagen jeglicher Art gefälscht wurden und welch furchtbaren physischen und psychischen Belastungen die Opfer des NKVD ausgesetzt waren. Zitieren wir nochmals aus der offiziellen Website des Schießplatzes von Butovo: „Die Analyse der zahlreichen Ermittlungsakten offenbart eine erstaunliche Besonderheit: Während wir in den Akten nichtgläubiger Menschen auf abenteuerliche Lügengeschichten treffen, die die Verurteilten unter jenen schrecklichen Bedingungen unterschrieben haben – Unwahrheiten, die sich sowohl gegen sie selbst als auch gegen ihre Angehörigen richteten – so finden wir in den Kirchenakten nichts dergleichen.“ Wozu diese schulmeisterliche Gegenüberstellung, die – vorsichtig ausgedrückt – nicht den Tatsachen entspricht?

Und was ist mit den übrigen Opfern? Sogar, wenn es ein Golgatha war, so doch nicht nur ein „russisches“ – bei 8000 der 14 000 Exekutierten, deren Nationalität im Laufe der Analyse der Archiv-Ermittlungsakten etabliert werden konnte, handelte es sich um ethnische Russen. Unter den Erschossenen befanden sich über tausend Letten und Polen, aber auch ca. 700 Juden, Ukrainer und Deutsche. Insgesamt waren es Angehörige von 73 Nationen, darunter Uiguren, Inder und Schweizer. Für mich hat der Schießplatz von Butovo eine andere symbolische Bedeutung – die Symbolik einer „Internationale der Erschossenen“. Es ist offensichtlich, dass neben den russisch-orthodoxen auch islamische und jüdische Geistliche verfolgt wurden, obwohl ihr Anteil natürlich nicht so groß war.

Die Akzente, die während des Memorialisierungsprozesses des Schießplatzes von Butovo gesetzt wurden, bestätigen eine bekannte Wahrheit – es gibt in Russland kein gesamtnationales Gedächtnis an den Stalinismus und seine Verbrechen. Die Schuld daran sollte nicht so sehr den zentralen und lokalen Machtorganen gegeben werden, als vielmehr der Gesellschaft, die jegliches Interesse an diesem Thema verloren hat. Der Große Terror wird als eine Art Naturkatastrophe erinnert, in der die Opfer von den Henkern losgelöst und ihre Einzelschicksale aus dem Kontext des im Land existierenden politischen Regimes herausgerissen werden. Aber sogar „das ist besser, als die monopolistische Aneignung eines Erinnerungsraumes durch eine der Konfessionen ohne jegliche historische Grundlage und die anschließende Desäkularisierung dieses Raumes“, wie der Vertreter von „Memorial“, Aleksandr Daniél⁵, zu Recht anmerkt.⁵

Die Versuche einiger Verfolgtenorganisationen, die „religiöse“ Deutung des Schießplatzes von Butovo zu bestreiten, hatten keinen Erfolg. 2007/2008 wandte

⁵ Aleksandr Daniél: Pamja' o stalinizme: regional'nyj aspekt. In: E.V. Kodin (red.): Istorija stalinizma: repressirovannaja rossiskaja provincija. Materialy meždunarodnoj naučnoj konferencii, Smolensk 9-11 okt. 2009 g. Moskva 2011, S. 57. Url: <http://sun.tsu.ru/mminfo/2013/000433854/000433854.pdf>.

sich der Verein „Memoria-Pamjat“ mit einem diesbezüglichen Aufruf an den Moskauer Bürgermeister Jurij Lužkov und die Führung der Russisch-Orthodoxen Kirche. Der Verein stellte sowohl den Bau der Holzkirche auf dem Bestattungsgeände als auch die unter der Leitung ihres Priesters Kirill Kaljada durchgeführten „eigenmächtigen Grabungen“ in Frage.⁶ Im Namen der Angehörigen der Erschossenen sprach sich der Verein gegen die Abhaltung der auf dem Territorium des Gedenkortes abgehaltenen Massengottesdienste aus. Er forderte, dem Schießplatz von Butovo den Status eines Denkmals von föderaler Bedeutung zu verleihen, seine Grenzen festzulegen und einen Wachdienst auf dem Gelände einzurichten. Sämtliche Appelle von „Memoria-Pamjat“ einschließlich seiner letzten Initiative zur Schaffung einer richtungsweisenden Russischen Gedenkstätte auf dem Territorium von Butovo und Kommunarka, blieb laut Website der Organisation unbeantwortet.

In den letzten Jahren hat sich das Erscheinungsbild des Erinnerungsortes gewandelt. Das Gelände wurde entwässert und Wege angelegt. Die Mulden im Boden, die die Erschießungsgräben kennzeichneten, wurden im Sommer/Herbst 2005 aufgeschüttet und in Grabhügel verwandelt.⁷ Auf mich hatten diese Mulden einen besonders starken und beklemmenden Eindruck gemacht und Assoziationen mit offenen Gräbern geweckt – mit einer unvollendeten Geschichte. Die Befürworter einer Kultivierung des Geländes behaupten, dass die Aufschüttungen der russischen Tradition von Sammelgrabstätten für im Kampf gefallene Soldaten entsprechen (über ihren Gräbern wurden Erdhügel aufgeschüttet). Butovo beginnt einer Kriegsgedenkstätte zu ähneln – alles ist schön, ruhig und feierlich. Aber hier sollten beim Besucher doch eigentlich andere Emotionen aufkommen – nicht Stolz und Triumphgefühle, sondern ein Gefühl von Schuld und Schande. Die Soldaten fielen, um ihre Heimat zu schützen. Wofür die Menschen gestorben sind, die 1937/38 erschossen wurden, lässt sich nicht erklären. Wie man den Besuchern des Schießplatzes dieses Paradoxon verständlich machen kann, bleibt eine offene Frage.

Bis heute wurde das Projekt der sich kreuzenden Wege mit den Namen aller in Butovo Erschossenen nicht realisiert. An den Seiten der beiden Wege (jeder von ihnen entspricht einem Erschießungsjahr) sollen Gedenktafeln angebracht werden. Auf der offiziellen Website ist zu lesen: „Um Konflikte zwischen den einzelnen Religionen zu vermeiden, wird dieser Teil des Gedenkortes völlig säkular sein, ohne jegliche Hinweise auf die Religionszugehörigkeit der Opfer.“ Trotzdem bleibt auch hier die Frage, ob die orthodoxen Geistlichen nicht auf besondere Weise

⁶ „Wer weiß, ob es sich bei diesen Gebeinen nicht vielleicht um die sterblichen Überreste unserer ermordeten Eltern handelt, die auf taktlose Weise zur Schau gestellt werden? [...] Es ist so, dass der NKVD/KGB der UdSSR unsere Eltern verfolgt und umgebracht hat, während das Orthodoxe Patriarchat, das die Gesetze nicht einhält und die Rechte der Nachkommen auf ein würdiges Gedenken an ihre ermordeten Eltern und Angehörigen einschränkt, praktisch eine vergleichbare Politik verfolgt!“ Erklärung des Vereinsvorstandes an das Kirchengericht des Moskauer Patriarchats vom 17. März 2007. http://memoria-pamyat.ru/specobject1/v_cerkovny_sud_moskovskoy

⁷ Michail Frolov: Butovskij poligon: archeologija rasstrelov. Url: http://samlib.ru/f/frolow_m_w/butovo.shtml.

herausgehoben werden. Es ist eine Sache, wenn in einen Stein der Name Leonid Čičagov eingemeißelt wird. Es ist aber eine andere Sache, wenn er als Seraph und Metropolit von Leningrad bezeichnet wird. Auch die Frage, ob in den Alleen die Namen der aufgrund strafrechtlicher Beschuldigungen Exekutierten aufscheinen sollten, ist noch nicht beantwortet.

Im Zuge der Memorialisierung des Schießplatzes von Butovo fand dessen zweite Funktion bisher keinen Niederschlag. Nach 1945 befand sich hier eine Schule, in der Leitungskader von Polizei- und Staatsicherheitsorganen der „Volksdemokratien“ ausgebildet wurden. Es gab keine besondere Geheimhaltung – die Lehrgangsteilnehmer gingen in den Dorfklub zum Tanz. Ganz bestimmt war ihnen zu Ohren gekommen, welchen Ort man für ihre Ausbildung gewählt hatte. Für die künftigen Führungskräfte von „Stasi“ und „Securitate“ war dies ein beredtes Exempel und eine Mahnung – für die Bediensteten eines totalitären Staates gibt und kann es keine Grenzen der Grausamkeit geben, wenn es um seine grundlegenden Interessen geht.

Derzeit ist der juristische Status des Schießplatzes von Butovo noch immer nicht vollständig festgelegt, es gibt keine Klarheit in der Frage der Grenzen des Gedenkortes und der Nutzung der auf seinem Territorium befindlichen Gebäude. Aber es geht nicht nur um das Fehlen des einen oder anderen konstitutiven Dokumentes oder um knappe Finanzmittel. Man kann sich nicht Gedanken über die Memorialisierung des Staatsterrors von 1937/38 machen und gleichzeitig den Zugang zu den Archiven sperren. Es ist traurig, aber sogar die Arbeit mit so wichtigen Zeugnissen wie den Ermittlungsakten wird von Tag zu Tag schwieriger. In den im September 2006 erlassenen Zugangsregeln scheinen Wissenschaftler nicht unter denjenigen Personen auf, die diese Quellen einsehen können. Das rief keinerlei nennenswerten öffentlichen Protest hervor – das Interesse der Russen an den „dunklen Seiten“ der Geschichte ihres Landes ist vollständig erloschen.

Die Erforschung des Stalin'schen Terrors bleibt die Domäne einer kleinen Gruppe von Wissenschaftlern und Amateuren, die im besten Fall als seltsame Zeitgenossen angesehen werden, im schlimmsten – als „Agenten des Auslands“. Die Mächtigen sollten den Mut aufbringen, sich nicht nur auf die Großtaten des Russischen oder Sowjetischen Imperiums zu berufen, wie das momentan der Fall ist, sondern sich auch von den dunklen Seiten unserer Vergangenheit zu distanzieren, damit sie sich nicht wiederholt.

Im Herbst 2007 besuchte der Präsident der Russischen Föderation Vladimir Putin zusammen mit dem Patriarchen den Schießplatz von Butovo und sprach einige Worte über die Unbegreiflichkeit des Großen Terrors in die Kameras. Das erwies sich als genug, um die Stimmen derjenigen verstummen zu lassen, die Stalin als einen „durchschlagskräftigen Manager“ und als herausragendste historische Persönlichkeit des modernen Russland bezeichnet hatten.

Abschließend möchte ich einige Thesen hinsichtlich des Zustands und der Entwicklungsperspektiven des Schießplatzes von Butovo formulieren – sowohl als „Russisches Golgatha“, als auch als säkularer Erinnerungsort an die Opfer der Stalin'schen Verbrechen.

1. Die Lage des Schießplatzes im geografischen Zentrum des „Neuen Moskau“ sowie das Ausmaß der mit ihm verbundenen Repressionen machen ihn zusammen mit dem „Soloveckij-Stein“ auf dem Lubjanka-Platz zum zentralen Ort des Gedenkens an den Großen Terror in der Russischen Föderation. Derzeit wird dieses Potenzial bei weitem nicht in vollem Umfang ausgeschöpft.
2. Im geplanten Museum muss Raum für die Erinnerung an alle Opfergruppen und Opferkategorien des Großen Terrors geschaffen werden, seien es Großbauern, die der Entkulakisierung entkommen wollten (lediglich ein Viertel der Erschossenen war in Moskau oder dem Gebiet Moskau geboren), Angehörige der ausländischen Diaspora oder Häftlinge des Dmitlag (von ihnen gab es genau 2000), die eine Haftstrafe wegen krimineller Delikte erhalten hatten und bereits im Lager aufgrund politischer Paragraphen verurteilt worden waren.
3. Historisch hat es sich so ergeben, dass die Russisch-Orthodoxe Kirche die Verantwortung für die Erhaltung eines so umfangreichen Gedenkortes, wie es der Schießplatz von Butovo ist, auf sich genommen hat. Heute ist er Schauplatz der Massenpilgerschaft von Gläubigen, der Patriarch zelebriert dort jährlich einen Gottesdienst. Das historische Gedächtnis der Kirche dient ihren Interessen und der Festigung ihrer Stellung in der Gesellschaft. Das sollte den Schießplatz von Butovo nicht in einen Gedenkort für die Diener der Kirche verwandeln, die der Repression zum Opfer gefallen sind. Die soziale, nationale und konfessionelle Zusammensetzung der Erschossenen war wesentlich umfassender und sollte Gegenstand weiterer wissenschaftlicher Untersuchungen sein.
4. Bei der Erarbeitung weiterer Pläne zur Erschließung des Geländes sollte seine ganzheitliche Form bewahrt werden, die keinerlei in „Eigeninitiative“ errichtete Mahnmale für einzelne Opferkategorien zulässt (ein Gegenbeispiel ist der Gedenkfriedhof in Levašovo bei St. Petersburg). Es hat wohl wenig Sinn, die Gebäude wieder aufzubauen, die einen Bezug zum Landgut von Drožžino und dem Schießplatz hatten (insbesondere das in der postsowjetischen Zeit abgebrannte Kommandantenhaus).
5. Der orthodoxe Bestattungs- und Gedenkritus als Grundlage für die Memorialisierung ist eine mögliche, aber keineswegs obligatorische Variante. Den Verwandten der Erschossenen sollten ein bis zwei Tage im Jahr zugestanden werden, damit sie mit ihren Angehörigen allein sein können – ohne die Anwesenheit von Pilgern und Ausflüglern.
6. Ohne eine Auseinandersetzung mit dem Thema der Täter kann der erzieherische und moralische Effekt des Schießplatzes von Butovo nicht erreicht werden – hier wurde nicht bestattet, hier wurde erschossen! Man sollte auf die heranwachsende Generation setzen und ihr nicht nur von den Glaubenstaten der Opfer erzählen, sondern auch von der schrecklichen Repressionsmaschinerie, die keinerlei Unterschied zwischen den verschiedenen Opferkategorien (Geistliche, Spione, Saboteure, Konterrevolutionäre etc.) machte.

Die Bewältigung der genannten Aufgaben ist nur im ständigen Austausch der Russisch-Orthodoxen Kirche und der Gemeinde der „Kirche der Heiligen Neumärty-

rer und Bekenner Russlands“ sowohl mit den staatlichen Strukturen (Kulturministerium, Moskauer Gebietsregierung) als auch mit den betroffenen gesellschaftlichen Organisationen („Memorial“; Verein der Opfer politischer Repressionen) möglich. Die Rückkehr zu einem Dialog gleichberechtigter Partner, die Berücksichtigung „anderer Meinungen“ und die Suche nach einer gemeinsamen Plattform kann die Garantie dafür sein, dass dieses schreckliche Kapitel nicht aus der russischen Geschichte des letzten Jahrhunderts gestrichen wird.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

Carola Tischler

„Den Opfern des Stalinismus“

Debatten um einen Berliner Gedenkstein

Die Stalinismus-Diskussion der Wendejahre

„Ein Wort geht um in der DDR, es ist das Wort ‚Stalinismus‘.“¹ So beginnt das Interview-Bändchen, das der damalige Sektorleiter am Institut für Marxismus-Leninismus (IML) beim ZK der SED Heinz Kühnrich 1990 publizierte. Tatsächlich sind die Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Tagungsbände und vom Umfang her meist schmalen Bücher zu dem Thema Stalinismus, die in den Jahren Ende 1989, 1990 und noch 1991 in dem östlichen Teil Deutschlands erschienen, fast unüberschaubar.² Einen wesentlichen Teil nahm dabei die Diskussion um die KPD-Opfer der Stalinschen Säuberungen in den 1930er Jahren ein. Hier konnte der publizistische Einfluss aus der Sowjetunion seit 1988 insbesondere zu den bis dahin verschwiegenen Aspekten der Komintern, die durch die DDR zunächst ignoriert worden waren, langsam an Einfluss gewinnen. Hinzu kam von westdeutscher Seite die im Frühjahr 1989 erschienene Arbeit von Hermann Weber „Weiße Flecken in der Geschichte“, eine spezielle Fortführung seiner Untersuchungen zur Wandlung des deutschen Kommunismus, in denen er seit den 1960er Jahren unermüdlich nachrechnete, dass die Führungsriege der KPD mehr Opfer durch Stalin als durch Hitler zu verzeichnen hatte. Diese Opfer hatte er nun in einem Personenlexikon zusammengestellt, das schon bald in zweiter Auflage erschien.³ Aber selbstverständlich wirkten auch interne Entwicklungen in der Geschichtsschreibung der DDR auf die Diskussion ein. Aufmerksam wurde eine interessierte Leserschaft schon 1970, als in dem Biographischen Lexikon zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung erstmals elf Personen genannt wurden, die in der Sowjetunion „unter falschen Anschuldigungen verhaftet“ worden seien.⁴

¹ Heinz Kühnrich: Stalinismus. Der Autor im Gespräch mit Jürgen Weidlich. Berlin 1990, S. 4.

² Eine gute Übersicht bietet: Das Urteil der Geschichte. Der Stalinismus – eine vergewaltigte Utopie. Eine Bibliographie. Hrsg. von *Buchhandlung und Antiquariat Schöbel*. Heidelberg o.J. [1991]. Viele Publikationen sind auch aufgelistet in: Publikationen der Mitarbeiter. Arbeitsmaterial. Hrsg. vom *Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung*, o.O. [Berlin] 1991.

³ Hermann Weber: „Weiße Flecken“ in der Geschichte. Die KPD-Opfer der Stalinschen Säuberungen und ihre Rehabilitierung. Frankfurt am Main 1989. Die zweite überarbeitete und erweiterte Auflage erschien im Januar 1990.

⁴ Vgl. Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Biographisches Lexikon. Hrsg. vom *Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED*. Berlin 1970. Die Namen sind genannt bei: Peter Alexander, Lutz Prief: Ein Beitrag zur Aufarbeitung der Schicksale deutscher Emigranten in der Sowjetunion während des „Großen Terrors“ in den 1930er Jahren. Die Arbeitsgruppe „Opfer des Stalinismus am IfGA“ 1989–1992. In: Nach dem Schweigen. Erinnerungsorte, Gedenkbücher, Opferlisten des sowjetischen Exils. Hrsg. von „Helle Panke“ e.V., Heft 167. Berlin 2012, S. 44–51, S. 45.

Die Arbeit an dem 1991 erschienenen Band „In den Fängen des NKWD“ begann 1988⁵, die Vorbereitung des zweiten Bandes des sogenannten Vierbänders – der erste Band zur Geschichte der SED von den Anfängen bis 1917 war bereits 1988 erschienen⁶ – bereitete dem Autorenkollektiv am Institut für Marxismus-Leninismus auch gerade wegen der prominenten KPD-Funktionäre, die in der Sowjetunion erschossen worden waren, Kopfzerbrechen.

Nach der Absetzung Honeckers konstituierte sich im November 1989 am nun in Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung umbenannten IML eine Arbeitsgruppe „Opfer des Stalinismus“, die nach verschiedenen Zeitungsartikeln im Neuen Deutschland⁷ mit Briefen, Telefonanrufen und Besuchern bestürmt wurde. Im Fokus der Arbeitsgruppe standen zunächst die Opfer der dreißiger Jahre. Im Verlauf des Jahres 1990 kamen verstärkt Anfragen und Informationen über Nachkriegsopfer hinzu und damit erweiterten sich die Aufgaben der Gruppe um die Opfer, die von der sowjetischen Besatzungsmacht oder von der SED represiert worden waren.⁸

In dieser Zeit, in der eine historisch interessierte Öffentlichkeit in Ost- und Westdeutschland in rasanter Weise durch neue Erkenntnisse aus Archiven und neue Interpretationen in Erstaunen versetzt wurde, wurde die Idee des Gedenksteines geboren. Michael Schumann – und viele, die die Diskussion verfolgen, erinnern sich besonders an diese Rede – forderte auf dem Außerordentlichen Parteitag der SED/PDS am 16. Dezember 1989, „dass den Opfern stalinistischer Verbrechen ein bleibendes Gedenken in unserer Gesellschaft bewahrt wird. Dem sollten sowohl das bereits von anderen vorgeschlagene würdige Mahnmal als auch Zeugnisse der

⁵ In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR. Hrsg. vom *Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung*. Berlin 1991.

⁶ Geschichte der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Bd. 1: Von den Anfängen bis 1917. Hrsg. vom *Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED*. Berlin 1988.

⁷ Vgl. Wie steht es mit Stalinismus in der Geschichte der KPD? ND-Interview mit Prof. Dr. Walter Wimmer, Institut für Marxismus-Leninismus. In: Neues Deutschland vom 25./26. 11. 1989. In der gleichen Ausgabe erschien ein Interview mit Werner Eberlein, dem damals neu ernannten Vorsitzenden der Zentralen Parteikontrollkommission, in dem es um Fragen der Rehabilitierung ging („Dafür sorgen, dass alle, die Schuld auf sich geladen haben, zur Verantwortung gezogen werden“). Außerdem: Walter Wimmer: „...unter falschen Anschuldigungen verhaftet“. Zum Schicksal deutscher Kommunisten im sowjetischen Exil. In: Neues Deutschland vom 2./3. 12. 1989; Günter Möschner: Rehabilitierung – Fakten und offene Fragen. Was geschah in der DDR nach dem XX. Parteitag der KPdSU von 1956?. In: Neues Deutschland vom 11. 12. 1989 (Teil I) und vom 16./17. 12. 1989 (Teil II).

⁸ Vgl. Informationsmaterial der Arbeitsgruppe Opfer des Stalinismus, Forschungs- u. Konsultationsstelle am Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung (IfGA), o.O. [Berlin] 1990. Darin finden sich auch Hinweise weiterer Veröffentlichungen über die und von der Arbeitsgruppe in der Presse dieser Jahre. Vgl. auch den Beitrag von Peter Alexander/Lutz Prieß (wie Fn. 4). Der Beitrag reagiert auf meinen Vortrag „Glasnost in der DDR. Die Arbeitsgruppe „Opfer des Stalinismus“ am IML/IfGA (1989–1991) und ihr Archivbestand“ auf der Konferenz „Nach dem Schweigen“, die im Oktober 2011 im Haus der Demokratie und Menschenrechte in Berlin durchgeführt wurde. Die Möglichkeit, über eine Literaturübersicht hinaus persönliche Beweggründe und Hintergrundinformationen über die Arbeit der Arbeitsgruppe darzulegen, wurde in dem veröffentlichten Beitrag leider nicht wahrgenommen. Der Archivbestand der Arbeitsgruppe wird im Bundesarchiv (BArch SGY 21 – Opfer des Stalinismus) aufbewahrt.

Erinnerung und Bewahrung der bestehenden Museen und Gedenkstätten und in unserer schöngestigten und wissenschaftlichen Literatur dienen“⁹. Sein Referat, das in der Zeitung „Neues Deutschland“ (ND) unter der Überschrift „Wir brechen unwiderruflich mit dem Stalinismus als System!“ veröffentlicht wurde¹⁰, galt fortan als „Gründungskonsens der PDS“¹¹. Schumann bezog sich auch auf Heinz Voßke, den damaligen Leiter des Parteearchivs, der Anfang Dezember im ND in einem Interview geäußert hatte, dass es gut wäre, wenn sich der Außerordentliche Parteitag zu dem Vorschlag einer Gedenktafel, angebracht an der Gedenkstätte der Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde, äußern würde. Voßke, der 1982 eine Monographie über die Gedenkstätte verfasst hatte, sagte wörtlich: „Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass es ganz in seinem [nämlich Wilhelm Piecks] Sinne wäre, wenn zu Ehren der jetzt schon bekannten und der noch unbekannten Opfer des Stalinschen Terrors, Kommunisten, Sozialdemokraten wie auch parteilose Revolutionäre, in der Gedenkstätte der Sozialisten eine würdige Tafel angebracht wird.“¹² Die Nennung von Pieck erfolgte nicht von ungefähr, kursierten zur damaligen Zeit in verschiedenen Publikationsorganen der DDR Briefe Piecks aus den Jahren 1937 bis 1942 vor allem an Georgi Dimitrov und Dimitrij Manuil'skij¹³, in denen sich der faktische Vorsitzende der KPD während der Exilzeit für verhaftete Parteimitglieder stark gemacht hatte. Wilhelm Pieck war es auch, der dreimal, 1926, 1946 und 1951, die Eröffnungsreden bei der Einweihung des Sozialisten-Denkmales in Friedrichsfelde gehalten hatte. Dass sich Pieck so energisch in seinem Leben für die Errichtung dieses Denkmals eingesetzt hatte, könnte auch darauf zurückzuführen sein, dass er während der Verhaftung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht dazukam, weil er sie über ihren Zufluchtsort warnen wollte, aber diese Warnung zu spät kam. Möglicherweise empfand er es als Vermächtnis den beiden Ermordeten gegenüber, ihnen eine würdige Grabstätte zu verschaffen.

Der Friedhof in Friedrichsfelde begann als sogenannter Armenfriedhof und erhielt nach der Jahrhundertwende den Begriff „Sozialistenfriedhof“, was auf die Bestattung des im Jahr 1900 verstorbenen Wilhelm Liebknecht und dann weiterer bedeutender Persönlichkeiten der SPD zurückzuführen war. Die beiden Mitbegründer der KPD, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, sollten nach dem Willen der KPD nicht hier, sondern auf dem Friedhof der Märzgefallenen in Berlin-Friedrichshain bestattet werden, was am Einspruch des damaligen Bürgermeisters

⁹ Lothar Hornbogen u. a. (Hrsg.): Außerordentlicher Parteitag der SED-PDS: Dezember 1989. Berlin 1999, S. 191.

¹⁰ Neues Deutschland vom 18. 12. 1989.

¹¹ Jürgen Hofmann: Bruch mit dem Stalinismus. Rückblick auf eine notwendige Debatte. In: Klaus Kinner (Hrsg.): Linke zwischen den Orthodoxien. Berlin 2011, S. 48–62, hier S. 48.

¹² Für eine allen Sozialisten geweihte Gedenkstätte. ND-Interview mit Prof. Dr. Heinz Voßke, Leiter des Zentralen Parteearchivs der SED. In: Neues Deutschland vom 2./3. 12. 1989.

¹³ Vgl. Heinz Kühnrich: Zum Brief Wilhelm Piecks an Manuilski (1989). In: Neues Deutschland vom 12. 1. 1989; Heinz Voßke: Neuer Brief Wilhelm Piecks aus dem Kominternarchiv. In: Neues Deutschland vom 27. 7. 1989; Heinz Voßke: Briefe Wilhelm Piecks an Georgi Dimitroff und D. S. Manuilski aus den Jahren 1937 bis 1942. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 4/1989, S. 488–499.

scheiterte. So wurden auch sie in Friedrichsfelde bestattet, jedoch nicht in der Nähe des als „Feldherrenhügels“ der Sozialdemokratie bezeichneten Bereichs am Haupteingang, sondern auf Betreiben der zuständigen Stadtverwaltung am entgegen gesetzten Ende in der sogenannten „Verbrecherecke“. Das erste Denkmal, das die KPD ihnen zu Ehren sowie der weiteren Opfer der Januarkämpfe 1919 errichten ließ, wurde von dem Bauhaus-Architekten Ludwig Mies van der Rohe gestaltet und 1926 eingeweiht. Es war ein 12 Meter langes, 4 Meter breites und 5,5 Meter hohes wuchtiges Bauwerk aus dunklen Klinkersteinen in versetzten Quadern. Dieses Monument wurde 1935 von den Nationalsozialisten geschleift. An gleicher Stelle errichtete die KPD 1946 eine provisorische Nachbildung, um das erste Mal nach Ende des Zweiten Weltkriegs die Tradition aus der Weimarer Republik wieder aufzunehmen, im Januar der Toten der gescheiterten Revolution von 1918/19 mit einer Demonstration zu gedenken.

Bereits im Dezember 1945 hatte der Magistrat der Stadt Berlin den Beschluss gefasst, die Gedenkstätte der Revolutionskämpfer wieder herzurichten. Ein vom Magistrat ausgelobter Wettbewerb um die Neugestaltung der Gedenkstätte und ein entsprechender Beschluss vom Mai 1948 dazu kam aufgrund der Spaltung der Stadt nicht mehr zustande. Von Seiten der SED richtete sich die Kritik vor allem darauf, dass der Siegerentwurf von 1948 es nicht erlaube, „größere Gedenkkundgebungen der Berliner Arbeiterschaft an der Gedenkstätte abzuhalten“¹⁴. Stattdessen entwickelte die Partei, allen voran Wilhelm Pieck, neue Pläne einer gemeinsamen Gedenkstätte von Sozialdemokraten und Kommunisten, was zu dem jetzigen Standort auf dem Friedhof Friedrichsfelde führte. Dieses Denkmal wurde 1951 eingeweiht. Es besteht aus einer großen Ringmauer mit einem Durchmesser von gut 22 Metern und einem 25 Meter breiten Eingangsbereich, in dessen Mitte ein großer unbearbeiteter Stein steht, der die Aufschrift trägt „Die Toten mahnen uns“. Um diesen Stein sind jetzt zehn Grabplatten gruppiert, das linke Drittel der Ringmauer ist mit Grabdenkmälern der Sozialdemokratie belegt, dann folgen Urnenischen für Funktionäre bzw. Repräsentanten der Arbeiterbewegung der DDR. Seit 1973 befindet sich an der rechten Seite der Ringmauer eine Steintafel, auf der stellvertretend namentlich über 500 Mitglieder beider Arbeiterparteien genannt werden, die in der Zeit der Weimarer Republik zu Tode kamen, die im antifaschistischen Kampf 1933 bis 1945 ermordet und die im Spanischen Bürgerkrieg gefallen waren. Sie ersetze eine größere Anzahl von Einzeltafeln.¹⁵

Die bis heute alljährlich am zweiten Januarsonntag stattfindenden Kundgebungen an der Gedenkstätte der Sozialisten haben sich im Laufe der nun fast 100 Jahre gewandelt: von einem trotzigen Behaupten der linken Arbeiterschaft während der Weimarer Republik über ein kurzfristiges Bekunden des Widerstandes nach 1933

¹⁴ Brief Wilhelm Piecks an Oberbürgermeister Friedrich Ebert, 23. 2. 1949; in: Heinz Voßke: Geschichte der Gedenkstätte der Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde. Berlin 1982, S. 161.

¹⁵ Zu der Gedenkstätte vgl. www.sozialistenfriedhof.de. Vgl. auch Joachim Hoffmann: Ein Jahrhundert deutscher Sozialistenfriedhof Berlin-Friedrichsfelde. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 3/2001, S. 5-38; Jürgen Hofmann: Zentralfriedhof Friedrichsfelde (Die Neuen Architekturführer Nr. 91). Berlin 2006.

zu einem innerhalb der DDR-Zeit sich wandelnden Staatsakt der Parteiführung, der mit dem Ende der DDR nicht in sich zusammengefallen ist. Heute entwickeln sie sich immer mehr zu einem heterogenen Straßenfest linker Bewegungen, die schwerlich auf einen Nenner zu bringen sind. Auch deshalb sind die Teilnehmer an der im Folgenden beschriebenen Debatte nicht so eindeutig zu verorten, wie es für Außenstehende manchmal den Anschein hat.

Die Debatte um den Gedenkstein

So wie die Arbeitsgruppe „Opfer des Stalinismus“ im März 1992 mit dem abgewinkelten Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung ihre Arbeit wieder einstellen musste, so geriet auch die Idee des öffentlichen Gedenkens zunächst in Vergessenheit. Aufgegriffen wurde diese erst wieder von dem im Jahre 2000 gegründeten „Förderkreis Erinnerungsstätte der deutschen Arbeiterbewegung Berlin-Friedrichsfelde e.V.“, dem neben zahlreichen Einzelpersönlichkeiten die Landes- und Bundesvorstände sowohl der SPD als auch der Linken angehören.

Bereits 1993 hatte eine vom Berliner Senat eingesetzte Kommission die Gedenkstätte der Sozialisten als eingetragenes Denkmal bestätigt. Damit waren Veränderungen an dem Denkmal an sich ausgeschlossen. Mit Hilfe von Lottomitteln des Landes Berlin nahm es der Förderverein in die Hand, dass die baufällige Gedenkstätte in den Jahren 2004 bis 2005 saniert wurde. Nach Abschluss der Sanierungsarbeiten eruerte der Vorstand des Förderkreises mit der Friedhofsverwaltung und der Denkmalbehörde des Bezirks Lichtenberg die Frage, wie der Opfer der Stalinismus gedacht werden könne. Die Initiative ging dabei von der PDS aus. In dem Förderkreis war um den Stein und vor allem um die Inschrift kontrovers diskutiert, man kann auch sagen gerungen, worden. Die schließlich gefundene Formel „Den Opfern des Stalinismus“ war Ausdruck des kleinsten gemeinsamen Nenners. Im September 2006 wurde der Antrag des Förderkreises im zuständigen Ausschuss Kultur der Bezirkverordnetenversammlung verhandelt und mit einer Stimmenthaltung angenommen. Der dann aufgestellte Stein außerhalb, aber gegenüber dem Eingang der Ringmauer war die Option, die mit den Auflagen des Denkmalschutzes vereinbar waren.¹⁶ Auf diese Weise treten die beiden Inschriften ‚Die Toten mahnen uns‘ und ‚Den Opfern des Stalinismus‘ durch die Sichtachse in eine Korrespondenz zueinander.

Bei seiner Einweihungsrede am 11. Dezember 2006 sagte der damalige Präsident des Abgeordnetenhauses zu Berlin Walter Momper: „Es hat in der Geschichte des Sozialismus – auch auf deutschem Boden – Verirrungen in die Unmenschlichkeit gegeben. Viele, auch solche, die treu zu den Ideen des Sozialismus standen, haben darunter gelitten. Die physischen wie psychischen Wunden, die den Opfern zugefügt wurden – wenn sie nicht gar ums Leben kamen – sind tief. Man-

¹⁶ Vgl. Hofmann, Bruch mit dem Stalinismus, S. 53. Auch: Jürgen Hofmann: Respekt vor den Opfern gebietet würdige Ehrung. In: Neues Deutschland vom 5. 1. 2007.

che sind auch später wieder rehabilitiert worden. Einige von ihnen haben sogar hier in und bei der Gedenkstätte ihre letzte Ruhestätte gefunden. Diesen Menschen – den Opfern – ist der Stein gewidmet. Aber er kennt keine Einschränkungen oder Ausgrenzungen. Die Inschrift ‚Den Opfern des Stalinismus‘ umfasst alle Opfer. Und so soll es auch durchaus sein. Denn man kann nicht nur einzelner Opfergruppen gedenken und andere außen vor lassen.“ Anschließend nannte er stellvertretend die Namen von KPD-Opfern des Exils, von SED-Opfern aus der Zeit nach 1949 und dann von solchen, die „als Sozialdemokraten, als Demokraten, als Christen oder als ganz unpolitische Menschen Opfer“¹⁷ der sowjetischen Besatzungsmacht oder der SED-Behörden wurden. Die von Voßke 1989 bezeichnete Opfergruppe wurde damit um die nicht-revolutionären und die ganz unpolitischen Menschen erweitert.

Im Vorfeld der Steinsetzung hatte es innerhalb einer Öffentlichkeit oder der Partei der Linken keine großen Diskussionen gegeben. Umso größer waren die Auseinandersetzungen bei der ersten Luxemburg-Liebknecht-Demonstration im Januar 2007. Es kam zu Gerangel und zu Verwüstungen der am Stein abgelegten Blumen. Um dies im Folgejahr zu vermeiden, startete der Abgeordnete der Linken Bernd Preußer aus Marzahn-Hellersdorf im Dezember 2007 eine Aktion, dem das „Neue Deutschland“ ein Leserforum bot. Preußer schlug vor, Nelken mit Namen von Opfern am Gedenkstein abzulegen. Er selbst ehrte die Sowjetunion-Emigrantin Carola Neher, nach der in seinem Stadtteil auch eine Straße benannt war. Das ND veröffentlichte zwischen dem 22./23. Dezember 2007 und dem 12./13. Januar 2008 sieben Artikel mit etwa 40 Zuschriften, die sehr unterschiedlich ausfielen. Der größere Teil der Zuschriften befürwortete den Stein, wenn es auch insgesamt die größte Zustimmung dafür gab, den Stein um eine Tafel mit Namen zu ergänzen bzw. eine Tafel an der Ringmauer anzubringen.¹⁸ Um das Meinungsspektrum zu zeigen, werden einige Zuschriften bzw. Passagen daraus zitiert.

In der Ausgabe vom 24. Dezember wird die Meinung des Abgeordneten der Linkspartei Wolfgang Brauer aus Berlin wiedergegeben, der unter anderem schrieb: „[...] Friedrichsfelde ist immer noch ein Friedhof. Ein besonderer allerdings. Es gab gute Gründe, dass unmittelbar nach dem Zusammenbruch der DDR die damalige SED-PDS an diesem Orte zum stillen Gedenken aufrief. Diese Gründe haben sich nicht erledigt. Und ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht: Allein durch die Setzung des Steines an einem Ort in deutlicher Abgrenzung von der

¹⁷ Die Rede ist nachzulesen unter: http://www.parlament-berlin.de/pari/web/wdefault.nsf/vHT-ML/C12_6-00165?OpenDocument (10. 5. 2012).

¹⁸ Vgl. Karin Nölte: Nelken für den Stein des Anstoßes. Vorschlag aus Marzahn-Hellersdorf: Am 13. Januar auch persönliches Gedenken für Stalinismusopfer. In: Neues Deutschland vom 22./23. 12. 2007. Denkanstöße zum Stein des Anstoßes. In: Neues Deutschland vom 24. 12. 2007. Anstöße zum Stein des Anstoßes. In: Neues Deutschland vom 27. 12. 2007, Denkanstöße zum Stein des Anstoßes. In: Neues Deutschland vom 28. 12. 2007. Denkanstöße zur Erinnerung an Stalinopfer am 13. Januar in Berlin-Friedrichsfelde. In: Neues Deutschland vom 4. 1. 2008. Nelken für die Steine. In: Neues Deutschland vom 9. 1. 2008. Klaus Joachim Herrmann: Wo Nelken hingehören. Anmerkungen zur bewegenden Debatte über den ‚Stein des Anstoßes‘. In: Neues Deutschland vom 12./13. 1. 2008.

Gedenkstätte der Sozialisten wird ein Streit provoziert, der an diesem Ort nichts zu suchen hat. Das grenzt an Störung der Totenruhe.“ In der gleichen Ausgabe schickte Uwe Schwarz eine e-mail mit folgendem Inhalt: „Der Vorschlag von Bernd Preußen gefällt mir, und an diesem Stein stört mich nur eines: Dass wir 17 Jahre gebraucht haben, um ihn zu errichten.“ Am 4. Januar schrieb Hans Offenhaus aus Berlin: „Da überwiegend im heutigen Deutschland unter der Bezeichnung ‚Opfer des Stalinismus‘ die durch die Organe der UdSSR verurteilten Nazi- und Kriegsverbrecher sowie die in der DDR zur Verantwortung gezogenen Spione und Saboteure genauso gefasst werden wie die Menschen, die Opfer einer zu Teilen überzogenen, verbrecherischen Sicherheitspolitik der UdSSR wurden, ist diese Begrifflichkeit denkbar ungeeignet für eine Gedenkpolitik der Linkspartei. Deshalb sollte die Linkspartei sich dem Zeitgeist widersetzen und ihr Gedenken unter eine thematische Festlegung stellen, die dem Anliegen gerecht wird, unmissverständlich und konkret ist, nicht missbraucht und verfälscht werden kann.“ Helmut Holfert aus Berlin schrieb in der gleichen Ausgabe: „Hier geht es um ermordete und verstorbene Sozialisten. Warum kann man nicht unter den gut lesbaren und eindringlichen Worten ‚Die Toten mahnen uns‘ einen Konsens finden, dass es Sozialisten waren, die damit gemeint sind. Sie kamen auf verschiedene Weise zu Tode. Wenn nicht auf natürliche Art, dann waren ihre Mörder tiefschwarze und braune Handlanger eines tiefssitzenden Antikommunismus. Mit dieser Grundtugend verbunden wurden auch sozialdemokratische Politiker und ihre Soldateska zu Sozialistenmörtern. Ja, auch die stalinsche Willkür machte vor den Klassengenossen nicht halt. Warum sollte also dieser Opfer der deutschen und auch internationalen Arbeiter- und Sozialistenbewegung nicht unter diesem einen Stein mahnen und tief nachdenkend gedacht werden? Setze man doch eine Tafel in das Halbrund mit den Namen, die man meint.“ Fünf Tage später, am 9. Januar 2008, bekundete Harald Kuhanek: „Ich werde auch eine Blume am Stein für die Opfer des Stalinismus niederlegen. Der Stein für die Opfer des Stalinismus gemahnt uns daran, wozu es führt, wenn Sozialisten hochmütig werden, sich selbst für unfehlbar und quasi frei von Sünde halten und sich über das Volk erheben. Er steht zwar dem großen Gedenkstein mit der Aufschrift ‚Die Toten mahnen uns‘ gegenüber, aber nicht entgegen. Er gebietet, in die Mahnung auch die hunderttausenden Unschuldigen einzubeziehen, auch die Sozialisten und Kommunisten, die im Namen des Sozialismus ermordet wurden.“ Und in der gleichen Ausgabe gab Berthold Henze zu bedenken: „Der Stein spaltet Linke. Das würde nicht so sein, wenn schon beim ersten Parteitag der PDS sorgsamer mit diesem Begriff [d. i. Stalinismus] umgegangen und nicht emotional und voreilig auf den Druck aller möglichen Kräfte reagiert worden wäre, ohne wissenschaftlich-analytisch zu ermitteln, was wirklich unter dem Begriff subsumiert werden muss und was unbedingt nicht. Vielleicht sollte eine Tafel auf dem Rondell mit den deutschen Opfern Stalins unter Sozialisten, Kommunisten, Linken und Antifaschisten angebracht werden, die einen Verweis auf den Stein enthält und auf dem Stein einen Hinweis auf die Tafel, dann würde der Stein deutlich in die Ehrung der Sozialisten einbezogen werden können und darum geht es schließlich auf der Gedenkstätte der Sozialisten.“

Der zuletzt zitierte Briefeschreiber benennt das Problem, indem er auf die Uneindeutigkeit des Begriffes Stalinismus hinweist. Dieser wird nach wie vor auch in der Partei der Linken eher als politischer, denn als historischer Begriff benutzt, und seine Verwendung spielt deshalb eine große Rolle in der politischen Auseinandersetzung.¹⁹ Deshalb war das Problem für die Linke vor allem mit der Inschrift verbunden. So kommentierte die Kommunistische Plattform der Partei in ihrer Nachbetrachtung zu der Luxemburg-Liebknecht-Ehrung 2008: „Uns schmerzen die unter Stalin unschuldig Umgekommenen und Repressierten zutiefst. Wir ehren besonders die Sozialisten und Kommunisten, welche in der Stalinära Willkür und Verbrechen zum Opfer fielen. Doch wir sagen in aller Offenheit und dies nicht zum ersten Mal: Ein Stein, der pauschal an alle erinnert, die unter Stalin zu Tode kamen oder Haftstrafen verbüßten, ist für uns inakzeptabel. Denn dazu zählen nicht zuletzt und nicht zu knapp Faschisten. Ebenso ist es für uns inakzeptabel, dass jede in der DDR begangene reale oder vermeintliche Ungerechtigkeit zu einem stalinistischen Verbrechen hoch stilisiert wird. Der Gedenkstein ‚Den Opfern des Stalinismus‘ ehrt jeden Nazimörder und auch jeden, der als Gegner der DDR mit den Gesetzen in Konflikt geriet. Dies ist nicht unsere Interpretation.“²⁰ Die Problematik, die aus dieser Inschrift resultiert, verdeutlicht auch in signifikanter Art und Weise ein Artikel des Berliner „Tagespiegel“, in dem aus dem Stein „Den Opfern des Stalinismus“ der „Gedenkstein der Stasi-Opfer“ wurde.²¹

Dazu eine kleine erläuternde Nebenbemerkung: Auch die beiden Verbände „Bund der Stalinistisch Verfolgten e.V.“ und „Union der Opferverbände Kommunistischer Gewaltherrschaft e.V.“ (UOKG), deren Klientel die von Momper ebenfalls angesprochenen Opfergruppen sein könnten, können natürlich den Stein in Friedrichsfelde nicht als Gedenkstein akzeptieren. Ist es für die einen die verallgemeinernde Inschrift, so liegt der Grund für diese Verbände in der Nähe zu der Gedenkstätte der Sozialisten. Den Opfern könne nicht in der Nähe der Täter gedacht werden. Insofern ist die Debatte nicht nur eine Debatte um den Begriff „Stalinismus“, sondern auch eine Täter-Opfer-Debatte, die in dieser scheinbaren Eindeutigkeit in der historischen Betrachtung nicht angemessen ist. Innerhalb der UOKG existiert seit einiger Zeit eine „Geschäftsstelle Mahnmal“, die Unterschriften für einen „Aufruf zur Errichtung eines Mahnmals zum Gedenken an die Opfer der kommunistischen Gewaltherrschaft“ sammelt. In diesem Aufruf heißt es: „In Deutschland gibt es viele Denkmäler und Gedenktafeln, die sich auf die Zeit der kommunistischen Gewaltherrschaft seit 1945 beziehen. Sie sind jedoch in der

¹⁹ Stellvertretend hierfür: Zur Stalinismusdebatte. 50 Jahre nach dem XX. Parteitag der KPdSU. Erklärung der Historischen Kommission beim Parteivorstand der Linkspartei.PDS. In: Das Krisenjahr 1956. Hrsg. von Klaus Kinner u. a. Schkeuditz 2006, S. 105–118. Die Debatte entbrannte im Sommer 2011 nach einer Buchrezension von Oskar Lafontaine in der Zeitung „Neues Deutschland“ kurz erneut auf: Vgl. Nicht die Partei, sondern das System. Oskar Lafontaine über ein Buch zur Stalinismus-Kritik. In: Neues Deutschland vom 13. 7. 2011.

²⁰ Zitiert nach: www.forum-ds.de/article/909.zur_diskussion_prioritaeten_nachbetrachtungen_zur_liebknecht_luxemburg_ehrung_2008_der_kommunistischen_plattform.html (25. 4. 2012).

²¹ Vgl. Infokasten zu Brigitte Grunert, Robert Ide: Demo der Andersdenkenden. In: Der Tagespiegel vom 13. 1. 2013.

Regel speziellen Ereignissen und einzelnen Opfergruppen gewidmet. Wir setzen uns deshalb dafür ein, dass ein Mahnmal zum Gedenken an alle Opfer der kommunistischen Gewaltherrschaft in Deutschland von 1945 bis 1989 an einem zentralen Platz in der Hauptstadt unseres wiedervereinigten Landes errichtet wird.“²²

Ein neuer Versuch, der Opfer des Stalinismus zu gedenken

Im Oktober 2008 konstituierte sich unter dem Dach der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA) Berlin und deren Vorsitzendem Hans Coppi eine Gruppe, die sich erneut der in der Sowjetunion verfolgten deutschen Kommunisten und ihrer Familienangehörigen annimmt. Es sind vor allem Kinder und Enkelkinder von Emigranten, aber auch einige Historiker, die Veranstaltungen organisieren, eine Ausstellung vorbereiten und nicht zuletzt auch wieder versuchen, das Gedenken in die Öffentlichkeit zu tragen. Zu diesem Zweck fand am 25. Juli 2012, dem 75. Jahrestag der Verabschiedung des Befehls 00439, auf dem Rosa-Luxemburg-Platz vor der Volksbühne eine öffentliche Verlesung von 766 Namen deutscher Antifaschisten statt, die im Rahmen dieser sogenannten deutschen Operation verhaftet und zum Tode verurteilt wurden.²³

Der Stein in Friedrichsfelde wird von einigen Verwandten dieser Arbeitsgruppe, auch von außerhalb der Gruppe stehenden Verwandten, nicht als Ort des Gedenkens angenommen, was sicher nicht der Fall wäre, wenn der Plan einer Gedenktafel innerhalb der Ringmauer in den Wendejahren realisiert worden wäre. Stattdessen wird nun versucht, am Karl-Liebknecht-Haus, dem Sitz des Zentralkomitees der KPD vor 1933, eins von drei ZK-Gebäuden nach 1945 und jetzigem Parteisitz der Linken, eine Gedenktafel anbringen zu lassen. Auf folgenden Text hat sich die Gruppe nach verschiedenen Diskussionen geeinigt: „Ehrendes Gedenken an tausende deutscher Kommunisten und Antifaschisten, die in der Sowjetunion zwischen den 1930er und 1950er Jahren willkürlich verfolgt, entreichtet, in Straflager deportiert und ermordet wurden.“ Eine erste Anfrage an den Parteivorstand der Linken erging im Dezember 2010, eine definitive Antwort erfolgte bis heute (Stand: November 2012) nicht, wenn es auch Signale einer positiven Stellungnahme des Parteivorstandes gibt. Die Historische Kommission der Partei hat sich dagegen in einer Sitzung im Februar 2012 mit großer Mehrheit für eine solche Tafel ausgesprochen.

²² Der Stacheldraht, Nr. 5/2012, S. 10. Über den gescheiterten Versuch eines Privatmannes, ein solches Denkmal in Jena errichten zu lassen, berichtet Volkhard Knigge: Gestiftete Erinnerung. Eine kurze Geschichte des „Denkmals der Verfolgten der kommunistischen Diktatur 1945–1989“. In: Jürgen John u. a. (Hrsg.): Zeit-Geschichten. Miniaturen in Lutz Niethammers Manier. Essen 2005, S. 141–155.

²³ Vgl. Wladislaw Hedeler: Ihr einziges Verbrechen war ihre Nationalität. In: Neues Deutschland vom 14./15. 7. 2012.

Man könnte meinen, dass nach der politischen Auseinandersetzung in der Wendezeit und der wissenschaftlichen Beschäftigung in den Jahren danach nun die persönliche Trauerarbeit dominieren kann. Aber auch dieser stark private Zugang zu dem Thema ist nicht frei von Politisierung. Auch in diesem Kreis gab und gibt es Debatten, die dazu führten, dass manche sich gar nicht zugehörig fühlen und manche den Arbeitskreis wieder verlassen haben.²⁴ Diese Position lässt sich darauf zuspitzen, nichts zu unternehmen, was „dem Gegner nützt“. In einem Streitgespräch, das nach der öffentlichen Lesung vom 25. Juli 2012 mit Hans Coppi geführt wurde, drückte es Erika Baum, die allerdings nicht mit dem Sowjetexil verbunden ist, folgendermaßen aus: „Ich halte weder die Gedenkveranstaltung noch die Tafel für richtig. Nicht, weil ich die Lage der Genossen, die verhaftet wurden, in irgendeiner Weise geringsschätzen möchte. Das, was passiert ist, bedeutet einen großen Schmerz und eine große Tragödie, die die Arbeiterbewegung und die kommunistische Bewegung erlitten hat. Aber: Ich glaube, dass das Heran gehen, alles, was in der Sowjetunion seit der Oktoberrevolution geschehen ist, nur unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten, weder unserem antifaschistischen Kampf in der Vergangenheit gerecht wird, noch eine Hilfe ist, mit den Schwierigkeiten, vor denen die Arbeiterbewegung, ja die gesamte Menschheit gegenwärtig steht, umzugehen. [...] Ich stand und stehe an der Seite der Sowjetunion, die die Völker zum Massenheroismus gegen den Hitlerfaschismus bewegen konnte. Und ich bin nicht bereit, Positionen zu unterstützen, die der Gegenseite nützen.“²⁵

Als Fazit aus der hier kurz dargestellten fast 25jährigen Diskussion könnte man die Vermutung ziehen, dass Gedenken auch ein Proporz-Gedenken ist: Je größer die Opfergruppe, umso mehr Aufmerksamkeit. Das ist es das aber nicht allein. Gedenkarbeit ist harte Lobby-Arbeit. Das Gedenken an diese Opfergruppe – deutsche Antifaschisten und Kommunisten, die in der Sowjetunion in den Terror gerieten – spiegelt in signifikanter Weise deren Schicksal wieder: Sie waren und sind von keiner Seite richtig gewollt, und sie haben bis heute keine Lobby. Nicht nur eine vermeintliche Nichtzuständigkeit – sie waren ja nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch in Deutschland verfolgt gewesen –, sondern auch ein antikommunistischer bzw. antitotalitärer Grundkonsens von konservativer und sozialdemokratischer Seite und ein fest gefügtes Lagerdenken seitens eines Teils der Linken haben dies von Anbeginn an verhindert. Insofern kann die Initiative des Förderkreises, den Stein in Friedrichsfelde zu errichten, auch als ein verdienstvoller Versuch gewertet werden, die Spaltung der Arbeiterparteien zu überwinden und dieser Gruppe öffentlich zu gedenken. Andererseits hat die Durchsetzung der sozialdemokratischen Position bei der Inschrift den Angehörigen wieder verdeutlicht, dass die Sowjetunion-Exilanten allein eines Gedenkens anscheinend nicht

²⁴ Vgl. Von Karaganda nach Berlin. Interview mit *Anja Schindler* (Berlin). In: Katjuscha. Rundbrief der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten Brandenburg, 6/2012, S. 6-10, hier S. 10.

²⁵ Streit um die Geschichte. Kontroverse über die Art und Weise der Erinnerung an deutsche Antifaschisten, die im sowjetischen Exil ihr Leben ließen. Ein Gespräch mit *Erika Baum* und *Hans Coppi*; in: *antifa*, Beilage der „jungen Welt“ vom 1. 9. 2012.

würdig sind. Aber auch wenn man sich die Ausgestaltung des Gedenksteines vielleicht etwas ausdrucksstärker hätte vorstellen können oder sich eine andere Inschrift gewünscht hätte: Da man nicht weiß, wie die Angelegenheit mit der Gedenktafel am Karl-Liebknecht-Haus ausgehen wird, haben Hinterbliebene und andere mit diesem Stein, der an der Gedenkstätte der Sozialisten am richtigen Platz steht, immerhin einen möglichen Erinnerungsort für ihre Trauer, und die Debatten darum, auch wenn sie sich nur in einer sehr begrenzten Öffentlichkeit – vor allem durch die Zeitung „Neues Deutschland“ getragen – abspielen, sind allemal besser als Schweigen.

Am 18. Oktober 2013 hatte der Parteivorstand der Linken beschlossen, die oben erwähnte Tafel am Karl-Liebknecht-Haus anzubringen; am 18. Dezember 2013 wurde sie feierlich enthüllt. Die Vorsitzende der Partei Katja Kipping mahnte in ihrer Ansprache daran, dieses Thema nicht zu verdrängen, sondern sich ihm zu stellen und den Opfern eine bleibende Erinnerung zu geben. Auch die von der Arbeitsgruppe entwickelte Ausstellung über Familienschicksale von Sowjetunion-Emigranten wurde im Karl-Liebknecht-Haus gezeigt.²⁶ Vorher war sie bereits in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand zu sehen gewesen, danach in zahlreichen weiteren Städten Deutschlands sowie in Russland, Kasachstan, Belgien und Frankreich. Eine neueste Entwicklung des Gedenkens dieser Opfer ist die russische Initiative „Letzte Adresse“, die in Anlehnung an die Idee der Stolpersteine an die letzten Wohnadressen der in der Sowjetunion Verhafteten Metalltäfelchen anbringt.²⁷ Diese Aktion hat, sollte sie sich zu einer Massenbewegung entwickeln, tatsächlich das Potential einer breiteren gesellschaftlichen Einflussnahme, ja einer Umgestaltung, einer Perestroika der russischen Erinnerungskultur. Und gegenüber dieser Aufgabe erscheinen die deutschen Streiteren nüchtern und klein. Aber das ist schon wieder ein anderes Kapitel.

²⁶ Vgl. Wladislaw Hedeler/Inge Münz-Koenen (Hrsg.): „Ich kam als Gast in euer Land gereist...“ Deutsche Hitlergegner als Opfer des Stalinterrors. Familienschicksale 1933–1956. Berlin 2013.

²⁷ Vgl. www.poslednyadres.ru (7. 3. 2015).

Jörg Morré

Das Deutsch-Russische Museum Berlin-Karlshorst als Erinnerungsort

Karlshorst ist zweifelsohne Ort eines zentralen historischen Ereignisses der jüngeren Geschichte. Hier kapitulierte in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1945 die deutsche Wehrmacht vor den Vertretern der alliierten Siegermächte. Damit war in Europa der Zweite Weltkrieg zu Ende. Es war ein nüchterner, kurzer Akt von ungefähr 15 Minuten Dauer. Es gab keine Verhandlungen, und alle Worte die in dieser Nacht vor dem geladenen Publikum gesprochen wurden, blieben im Kreise der Sieger. Die deutsche Delegation hatte nach dem Unterzeichnen der zweiseitigen Urkunde den Saal zu verlassen – ohne Kommentar. Es war eine bedingungslose Kapitulation. Und da die nachfolgende Potsdamer Konferenz – auch „Berliner Konferenz“ genannt – nicht die erhofften politischen Ergebnisse erbrachte, blieb dieser Kapitulationsakt in Karlshorst der Endpunkt eines gewaltigen Krieges. Der 8. bzw. 9. Mai wurde zur Zäsur.¹ Der folgende Beitrag skizziert zunächst die Geschichte des historischen Ortes, um sich dann der Verfestigung der Erinnerung an den Sieg vor dem Hintergrund der Erinnerungspolitik der DDR zu widmen. Anschließend wird die Frage diskutiert, in wie weit sich das Museum nach der politischen Transformation 1989 zu einem deutschen Erinnerungsort, im Sinne des *lieu de memoire*-Konzepts von Pierre Nora, entwickeln konnte. Kann dies also tatsächlich als ein Ort gesehen werden, der räumlich an das Kriegsende erinnert und auf den im übertragenen Sinne das kollektive Gedächtnis fokussiert?

Karlshorst als historischer Schauplatz

In der zeitgenössischen Wahrnehmung war nicht Karlshorst der Erinnerungsort sondern das Reichstagsgebäude. Zum Zeitpunkt der Kapitulation wurde in Berlin, das am 2. Mai kapituliert hatte, seit knapp einer Woche nicht mehr gekämpft. Die rote Fahne wehte seitdem über dem Reichstag, der zum touristischen Ziel ungezählter Rotarmisten geworden war. Ihre Initialen, Inschriften und Graffiti zeugen bis heute in den Räumen des Untergeschosses des Deutschen Bundestages von diesem persönlichen Kriegsende der Soldaten. Der Kriegskorrespondent Evgenij Chaldej hatte bereits am 2. Mai das berühmt gewordene Foto der Fahnenhissung auf dem Reichstag inszeniert, das bis heute eine der Ikonen des Kriegsendes ist.²

¹ In der Kapitulationsurkunde, die in einem ersten Akt am 7. Mai 1945 im Hauptquartier der westalliierten Streitkräfte unterzeichnet wurde, steht der 8. Mai als verbindliches Datum für die Waffenruhe. Durch die Zeremonie in Karlshorst, die als Ratifikation gewertet werden kann, dauerte es tatsächlich bis zum frühen Morgen des 9. Mai, bis die letzte Unterschrift gesetzt worden war.

² Siehe *Ernst Volland: Das Banner des Sieges*. Berlin 2008, S. 8ff.

Chaldej hatte sein Motiv mit Bedacht gewählt. „Nach Berlin“ war im letzten Kriegsjahr die Devise der Roten Armee. Alle wussten, wenn die rote Fahne auf dem Reichstag weht, ist der Sieg unser. Der Reichstag als Symbol des NS-Regimes³ war über monatelange, verlustreiche Kämpfe hinweg der Fixpunkt, auf den sich alle Kräfte konzentrierten. Das Einschreiben an den Mauern des „besiegten“ Reichstages war ein Akt der persönlichen Aneignung. Dabei sind offenbar auch Erinnerungsstücke wie Gesteinsbrocken mitgenommen worden. Zumindest wurde ein solches Souvenir schon im Zentralmuseum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges in Moskau ausgestellt. Ebenso scheint es zahlreiche Erinnerungsfotos zu geben, von denen die meisten vermutlich bis heute im privaten Besitz sind, gelegentlich aber doch in russischen Museen zu sehen sind.⁴ Eine Verdichtung all dieser Momente ist die kleine Parade der Roten Armee am 20. Mai 1945 vor dem Reichstag, bei der das „Banner des Sieges“ vom Dach der Ruine eingeholt, dem Stadtkommandanten von Berlin Nikolaj Bersarin überreicht und schließlich an das Museum der Roten Armee in Moskau übergeben wurde.⁵ Dort wird es bis heute im zentralen Saal des Museums in einer aufwändigen Inszenierung gezeigt. Als Replik ist es auch knapp 70 Jahre später in vielen Museumsshops und Souvenirläden in der Russischen Föderation zu kaufen.

Im Moment des Sieges war der Reichstag der Erinnerungsort schlechthin. Karlshorst dagegen war ein zufälliger Ort, der, die militärische Operationen betrachtend, für die Rote Armee keine besondere Bedeutung hatte. Es war eine Kasernenanlage am östlichen Stadtrand von Berlin, die die Rote Armee kampflos eingenommen hatte. Hier hatte der erste Stadtkommandant von Berlin, Nikolaj Bersarin, vorübergehend seinen Sitz. Bersarin erhielt nach dem Kapitulationsakt in Reims kurzfristig den Auftrag, die zweite Zeremonie in Berlin zu organisieren.⁶ Er griff pragmatisch auf die Möglichkeiten zurück, die er hatte, und so wurde es der Saal eines Offizierskasinos der Wehrmacht. Der Zusammenkunft in Karlshorst fehlte das Moment der Inszenierung, was unter anderem am Fehlen offizieller (gestellter) Gruppenfotos der Vertreter der Siegermächte oder (persönlicher) Schnapschüsse

³ Diese Konnotation muss vor dem Hintergrund des Reichstagsbrandprozesses von 1933 gesehen werden, in dem der spätere Generalsekretär der Kommunistischen Internationale Georgi Dimitrov angeklagt, aber aus Mangel an Beweisen vom Reichgericht frei gesprochen wurde. Die Sowjetunion setzte sich erfolgreich für seine Freilassung aus der Schutzhaft ein, die er trotz Freispruch erdulden musste. Das alles erfuhr immense Aufmerksamkeit in der sowjetischen Öffentlichkeit und verband das Reichstagsgebäude einerseits mit dem NS-Terror wie auch dem erfolgreichen Kampf gegen diesen Terror.

⁴ Konkret im Nationalmuseum der Republik Tartastan in Kazan. Als ein Beispiel im amtlichen Auftrag gemachter Erinnerungsfotos eines Kriegskorrespondenten siehe *Timofej Melnik*: Nach Berlin! Kriegsfotografie 1941–1945. (Hrsg. v. Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst) Berlin 1998, S. 92ff.

⁵ Peter Jahn (Hrsg.): Bersarin, Nikolaj. Generaloberst, Stadtkommandant (Berlin). Berlin 1999, S. 75.

⁶ Viktor Gorynya: Offizierskasino – „Marschallhaus“ – Museum. Zur Geschichte des Orte. In: Erinnerung an einen Krieg. (Hrsg. v. Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst). Berlin 1997, S. 45ff.

zu erkennen ist.⁷ Auch als touristisches Ziel schied der Ort aus, weil das Gebäude, wie auch der gesamte Stadtteil nicht zugänglich waren. Die Karlshorster Zivilbevölkerung war in den ersten Maitagen evakuiert und weite Teile des Stadtteils zu militärischen Sperrgebiet erklärt worden. Im Juni 1945 nahm hier die Sowjetische Militäradministration ihre Tätigkeit auf. Später, im Jahr 1963 richtete der sowjetische Geheimdienst seine Deutschlandresidenz in der Karlshorster Kaserne ein, die er erst 1992 aufgab. Bis zur Eröffnung des „Museum der bedingungslosen Kapitulation des faschistischen Deutschland im Großen Vaterländischen Krieg 1941–1945“ – dem Vorläufer des heutigen Deutsch-Russischen Museums – im Jahr 1967 wurde Karlshorst als öffentlicher Ort nicht wahrgenommen.

Karlshorst als ein Kriegsmuseum in der DDR

Der Ort der Kapitulation wurde auch nach Kriegsende kein Erinnerungsort. Die Wirkung des Reichstages war stärker und wurde im November 1945 durch die Eröffnung des großen sowjetischen Ehrenmals im Tiergarten in unmittelbarer Sichtweite des Reichstagsgebäudes noch einmal gesteigert. Karlshorst dagegen war ein unzugänglicher Ort. Und schließlich entstand 1949 mit der Einweihung des sowjetischen Ehrenmals in Berlin-Treptow die wichtigste Ikone sowjetischer Erinnerungskultur der Nachkriegszeit. Über einer monumentalen Grabanlage erhebt sich die Figur eines sowjetischen Soldaten, der mit der einen Hand ein Schwert führt, das ein am Boden liegendes Hakenkreuz zerschlägt. Auf seinem anderen Arm trägt er ein Kind, hält es schützend weg vom Hakenkreuz.⁸ Der Treptower Soldat als Allegorie des Sieges über den Faschismus war in der Sowjetunion wie auch der DDR der erste sinnstiftende, obgleich künstlich geschaffene Erinnerungsort. Und das Datum der Eröffnung des Ehrenmals, nämlich der 8. Mai 1949, brachte bewusst den Moment der Kapitulation mit ins Gedächtnis.

Es dauerte 22 Jahre, bis der historische Ort der Kapitulation zur Gedenkstätte und Museum wurde. Der Impuls dazu ging 1965 vom 20. Jahrestag des Kriegsendes aus, der das begründete, was wir heute als sowjetische Erinnerung an den „Tag des Sieges“ kennen. Das Datum dieses Tages aber war der 9. Mai. Und dieses Datum lebt in der russischen Erinnerungskultur, wie auch in der vieler sowjetischer Nachfolgestaaten, weiter. Ebenso verdankt die heute als wichtigste Gedenkanlage der Russischen Föderation wahrgenommene Statue der Mutter Heimat in Wolgograd ihre Entstehung dem Impuls des 20. Jahrestages. Die Schaffung von Erinnerungsorten setzte in der Sowjetunion mit zwanzigjähriger Verzögerung ein.⁹

⁷ Es gibt Filmaufnahmen für die Wochenschauen und es waren diverse Fotokorrespondenten anwesend. Die überlieferten bzw. bekannten Aufnahmen waren für die mediale Berichterstattung gemacht worden.

⁸ Helga Köpstein: Die sowjetischen Ehrenmale in Berlin. Berlin 2006, S. 83ff.

⁹ Peter Jahn: Stütze der Erinnerung – Last der Erinnerung. In: Ders. (Hrsg.): Triumph und Trauma. Sowjetische und postsowjetische Erinnerung an den Krieg 1941–1945. Berlin 2005, S. 9ff.; Beate Fieseler: Über Verbrechen schweigen? Die Erinnerung an den Großen Vaterländischen Krieg. In: Ders. (Hrsg.): Erinnerung und Vergessen. Berlin 2006, S. 11ff.

In diesem Kontext gab die Politabteilung der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland den Befehl, am Ort der Kapitulation ein entsprechendes Museum zu gründen. Man holte sich Rat beim Zentralmuseum der Roten Armee in Moskau, interviewte Kriegsveteranen und bat sie um persönliche Gegenstände aus der Kriegszeit. Žukov soll dem aus Berlin angereisten Offizier lächelnd entgegnet haben, er habe schon lange auf diesen Moment gewartet. Daraufhin sei er zum Schrank gegangen und habe die Uniform überreicht, die noch heute in Karlshorst ausgestellt wird.¹⁰ Selbst wenn diese Anekdote nicht stimmt, so beschreibt sie sehr treffend die Herangehensweise bei der Schaffung des „Kapitulationsmuseums“. Originale Gegenstände aus dem Besitz von Kriegshelden bildeten den quasi authentischen Kern der Ausstellung, der mit Waffen, Kriegsgemälden und Skulpturen ausgeschmückt wurde. Ebenso wurde der das Museumsgebäude umgebende Garten zum „Park des Sieges“ umgestaltet, in dem Panzer und Artilleriegeschütze der Roten Armee ausgestellt wurden. In der Formensprache glich das Karlshorster Museum den Militärmuseen und Siegesparks, wie sie damals überall in der Sowjetunion entstanden.

Das Thema der Ausstellung im „Museum der bedingungslosen Kapitulation des faschistischen Deutschland im Großen Vaterländischen Krieg 1941–1945“ war klar umrissen: „Der Weg zum Sieg“. Das Museum sollte eine Schulungsstätte für die in Deutschland stationierten sowjetischen Soldaten sein. An eine deutsche Öffentlichkeit war dabei nicht gedacht worden. Noch bis Mitte der 1980er Jahre waren alle Beschriftungen im Kapitulationsmuseum ausschließlich auf Russisch. Trotzdem, das sei an dieser Stelle ausdrücklich erwähnt, erhielt das Museum zu DDR-Zeiten einen enormen Zulauf von deutschen Besuchergruppen, die von Mitarbeitern des Museums auf Deutsch durch das Haus geführt wurden. Aber alle Besucher wurden gleichermaßen mit der sowjetischen Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg konfrontiert, was in der DDR politisch auch gewollt war. Das engte den Blick ein auf die Zeit des „Großen Vaterländischen Krieges“ (22. Juni 1941 bis 9. Mai 1945), den entscheidenden Beitrag der Roten Armee zum „Sieg über den Faschismus“ sowie die herausragende Rolle der Sowjetunion als Siegermacht.¹¹

Den Gestaltern des Kapitulationsmuseums war sehr wohl bewusst, wie die sowjetische Erinnerung an den Sieg funktionierte. Im Gebäude gibt es zwei sehr aufwändig gestaltete Zitate des Treptower Ehrenmals: ein hinterleuchtetes Glasmosaik des bereits beschriebenen Soldaten sowie das Relief eines knienden, sich

dischen Krieg“ der Sowjetunion von den 1940er Jahren bis in die Gegenwart. In: Zeitschrift für Genozidforschung 2 (2006), S. 8ff.

¹⁰ Gespräch des Autors mit dem wissenschaftlichen Leiter des Kapitulationsmuseums Viktor Gorlenko im Juni 2009.

¹¹ Gabriele Camphausen: Das sowjetische Museum der bedingungslosen Kapitulation. In: Erinnerung an einen Krieg, S. 48ff.; Anne Hasselmann: The master-narrative of the Great Patriotic War in the ‚Museum of Capitulation‘ in Berlin-Karlshorst, in: *Ministero della Difesa* (Hg): 39. Congresso della Commissione Internazionale di Storia Militare. Le operazioni interforze e multinazionale nella storia militare. acta. Bd. 2, Rom 2013, S. 1110–1126

vor den toten Kameraden verneigenden Soldaten, den es in Treptow als dreidimensionale Skulptur gibt. In Anlehnung an die in der DDR angelegten sowjetischen Soldatenfriedhöfe wurde vor dem Haus ein Memorial zum Niederlegen von Kränzen angelegt, das von einem Panzer T-34 auf einen Sockel – als „Waffe des Sieges“ – überragt wurde. Und der Sturm auf den Reichstag ist in einem künstlerisch anspruchsvollen Diorama dargestellt. Diese an eine Theaterkulisse erinnernde Darstellungsform stößt beim deutschen Publikum immer wieder auf Unverständnis, denn es ist eine frei ausgestaltete Szenerie, die nichts mit den realen Verhältnissen bei der Erstürmung des Reichstages zu tun hat. Darum geht es auch gar nicht bei dem Diorama. Es geht um die Vergegenwärtigung einer der Schlüsselszenen in der Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“, des Momentes des Sieges. Das eigentliche Kernstück des Karlshorster Museums aber musste rekonstruiert werden. Durch die Nachnutzung des Gebäudes als Sitz des Chefs der sowjetischen Militäradministration war das originale Mobiliar des Kapitulationssaales nicht mehr vorhanden. Mitarbeiterinnen des Museums suchten in Geschäften nach annähernd passenden Glaskaraffen, um den Tischschmuck nachbilden zu können.¹²

Angesichts dieses Bemühens, den historischen Moment atmosphärisch nachzuempfinden, fiel die Eröffnung des neuen Museums bemerkenswert aus. Am 5. November 1967 erfolgte eine schmucklose Abnahme durch die Politabteilung der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland (GSSD). Es traten keine Veteranen auf, es gab keine Öffentlichkeit und deutsche Gäste waren nicht geladen. Nicht der „Tag des Sieges“, der 9. Mai, war der Bezugspunkt, sondern der 50. Jahrestag der Oktoberrevolution (7. November 1967). Die Ausstellung und das Museum als Institution der politischen Bildung wurden in den Kontext der marxistisch-leninistischen Geschichtsauffassung gestellt. Danach befand sich die Sowjetunion durch die erfolgreiche Oktoberrevolution von 1917 in einem weiterentwickelten gesellschaftlichen Stadium, was ursächlich mit dazu beigetragen hatte, den Sieg über den „Faschismus“ als rückständige Gesellschaftsform zu erringen. Die Oktoberrevolution war die historische Legitimation des sowjetischen Staates, die selbstverständlich auch für die Sowjetische Armee galt. Folgerichtig war der erste Raum des Museumsrundgangs der Lenin-Saal. Die Ausstellung des Kapitulationsmuseums überformte den historischen Ort, denn sie sollte als politische Schulungsstätte der aktiven Soldaten der GSSD funktionieren.

Karlshorst als deutsch-russisches Museum

Mit dem Zerfall der Sowjetunion 1991 verlor die marxistisch-leninistische Geschichtsinterpretation an Deutungsmacht. Der Abzug russischer Soldaten aus Deutschland zwischen 1991 und 1994 führte schließlich fast zur Auflösung des

¹² Gespräch des Autors mit der Mitarbeiterin des Kapitulationsmuseums Ljudmila Petruchina im Januar 2013.

Museums. Teile der Sammlung gingen auch tatsächlich nach Moskau ins Zentralmuseum der Streitkräfte.¹³ Es war aber der politische Wille der deutschen wie der russischen Regierung, den historischen Ort der Kapitulation als Museum zu erhalten. Eine deutsch-sowjetische Expertenkommission begann Anfang 1991 mit der Diskussion, wie das Museum weitergeführt werden könnte. Schließlich übernahm 1994 ein nach deutschem Vereinsrecht gegründetes Konsortium aus Ministerien, großen nationalen Museen und Stiftungen der Russischen Föderation und der Bundesrepublik Deutschland die Trägerschaft des Museums. Aber durch die Umstrukturierung eröffnete sich die Möglichkeit, Karlshorst von einem sowjetischen Erinnerungsort zu einem deutsch-russischen zu machen.

In Deutschland bestand Anfang der 1990er Jahre ein ausgeprägtes öffentliches Interesse am Krieg gegen die Sowjetunion. Die aus Anlass des 50. Jahrestages des Kriegsendes 1995 eröffnete so genannte Wehrmachtausstellung tourte vier Jahre lang durch deutsche Städte und entfachte eine enorme gesellschaftliche Debatte um die Rolle der Wehrmacht im Nationalsozialismus und insbesondere im deutsch-sowjetischen Krieg 1941–1945. Ihr Autor klagte alle Wehrmachtssoldaten an, mehr oder weniger an Verbrechen beteiligt gewesen zu sein („Wehrmacht als verbrecherische Organisation“).¹⁴ Der Wehrmachtausstellung vorangegangen aber war eine bewusst nüchtern gehaltene Dokumentationsausstellung der Berliner Gedenkstätte „Topographie des Terrors“, die faktenreich die Verstrickung der Wehrmacht in Kriegs- und Menschheitsverbrechen auf sowjetischem Boden darlegte. Da sie Provokationen verhinderte, wurde sie später in der öffentlichen Wahrnehmung von der Wehrmachtausstellung verdrängt. Als Erinnerungsort aber etablierte sie den 22. Juni 1941. Sie wurde 1991 anlässlich des 50. Jahrestages des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion eröffnet. Eine russische Version tourte später erfolgreich durch mehrere Städte in Russland.¹⁵ Der 22. Juni 1941 trat im postsowjetischen Russland mehr und mehr ins historische Bewusstsein. Seit 1996 ist er als „Tag des Gedenkens und der Trauer“ im russischen Gedenkalender verankert.¹⁶

Bei der kompletten Umgestaltung der Dauerausstellung des Museums in Karlshorst, sollten 1995 die beiden Stränge russischer und deutscher Erinnerung an den Krieg zusammenlaufen. Der Titel der neuen Dauerausstellung war folgerich-

¹³ Gespräch des Autors mit dem letzten sowjetischen Direktor des Kapitulationsmuseums Vladimir Lukin im Juni 2009.

¹⁴ Einleitung von Hannes Heer. In: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Hamburg 1996. Knappe Zusammenfassung der Auseinandersetzung um die Ausstellung in: Torben Fischer, Matthias N. Lorenz (Hrsg.): Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus. Bielefeld 2007, S. 288ff.

¹⁵ Reinhard Rürup (Hrsg.): Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941–1945. Eine Dokumentation zum 50. Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion. Berlin 1991; die russische Ausgabe unter dem Titel „Vojna protiv Sovetskogo Sojuza 1941–1945“ folgte 1992.

¹⁶ Ekaterina Makhotina: Gebrochene Erinnerung. Der Große Vaterländische Krieg in Russland heute. In: Juni 1941. Der Tiefe Schnitt. (Hrsg. v. Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst), 2. Erweiterte Aufl. Berlin 2011, S. 28ff.; siehe auch den Beitrag von Susanne Schattenberg: Juni 1941. Der Krieg der Großeltern., ebd. S. 12ff.

tig „Erinnerung an einen Krieg“. Die Einbauten des ehemaligen Kapitulationsmuseums blieben erhalten: das Diorama, Verweise auf das Treptower Ehrenmal, die Großwaffen im Garten, der T-34 auf dem Sockel vor dem Haus. Ebenso blieb der historische Kapitulationssaal (in seiner Rekonstruktion) erhalten, rückte nun jedoch an das Ende des Museumsrundganges. Von der Chronologie her war das richtig, aber es verschob auch den Erinnerungsort. Im Mittelpunkt der Dauerausstellung stand nun der deutsche Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion.¹⁷ Hier manifestierte sich der deutsche Erinnerungsort „Vernichtungskrieg“, der an das Datum 22. Juni 1941 gekoppelt ist. Das stand in einem gewissen Spannungsverhältnis zu der öffentlichen Bezugnahme des Museums auf den Moment der Kapitulation in Karlshorst. Die Wiedereröffnung als „Deutsch-Russisches Museum“ fand demonstrativ am 60. Jahrestag des Kriegsendes statt (konkret war es der 10. Mai 1995), und jährlich veranstaltet das Museum am 8. Mai ein Museumsfest mit abschließendem „Toast auf den Frieden“ im historischen Kapitulationssaal. Obgleich sich die Ausstellung vorwiegend auf den deutschen Diskurs über den Vernichtungskrieg bezog, versuchte das Museum, den „8. Mai“ als Erinnerungsort zu etablieren. Das war das „deutsche“ Datum des Kriegsendes.

Nach der Transformation des Kapitulationsmuseums zu einem deutsch-russischen Museum zeigte das Haus bis 2012 die Ausstellung „Erinnerung an einen Krieg“. Dann kam es zu einer grundlegenden Überarbeitung, die schon allein aufgrund der Laufzeit von 17 Jahren notwendig wurde. Die Sehgewohnheiten des Publikums hatten sich verändert, die mediale Präsentationstechnik sich weiterentwickelt und der Forschungsstand zu einigen in der Ausstellung angesprochenen Aspekten sich verändert.¹⁸ Abermals diskutierte eine deutsch-russische Arbeitsgruppe das Konzept, auf dessen Basis das Museum im April 2013 mit einer komplett neu gestalteten Ausstellung wieder eröffnete. Konzeptionell ging es darum, den deutschen und den russischen/post-sowjetischen¹⁹ Erinnerungsdiskurs zusammen zu bringen. Für den Rundgang durch das Museum wurden der Kapitulationssaal und das damit verbundene Ereignis „Kriegsende“ wieder zum Zentrum. Das entsprach zum einen dem Interesse der Besucher, von denen die meisten wegen des historischen Ortes kommen. Zum anderen richtete das Museum nun den Fokus bewusst auf den Erinnerungsort in seiner ambivalenten Wahrnehmung. Dem Publikum wird bereits im Foyer, das heißt ganz zu Beginn des Museumsbesuches, anhand der beiden Daten „8. Mai“ und „9. Mai“ vor Augen geführt, dass ein- und dasselbe Ereignis unterschiedlich erinnert wird. In der scheinbar

¹⁷ Vgl. Erinnerung an einen Krieg, S. 56ff.

¹⁸ Auch das Kapitulationsmuseum hatte 1984 eine Überarbeitung erfahren, d. h. nach ebenfalls 17 Jahren Laufzeit. Die damit einhergehenden konzeptionellen Veränderungen waren aber nicht so einschneidend, dass sie hier im Einzelnen vorgestellt werden sollten; vgl. Hasselmann, Meistererzählung, S. 52ff.

¹⁹ Der für die inhaltliche Arbeit des Museums maßgebliche wissenschaftliche Beirat ist ein deutsch-russisches Gremium. Am Trägerverein des Museums sind aber auch die Republiken Belarus und Ukraine beteiligt, die sich in ihrer Erinnerung an sie sowjetische Periode zum Teil von der Russischen Föderation unterscheiden. Das soll hier aber nicht Gegenstand der Betrachtung sein.

eindeutigen Ausrichtung auf das zentrale historische Ereignis am Ort Karlshorst liegt bereits die Multiperspektivität, wenn man das Ereignis über das erinnerte Datum zu fassen versucht.

Die neue Ausstellung im Museum soll als eigenständige Interpretation neben dem historischen Ort verstanden werden. Sie erzählt hauptsächlich die Zeit vom Juni 1941 bis Mai 1945. Aus deutscher Sicht ist das die Geschichte des „Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion“, aus russischer des „Großen Vaterländischen Krieges“. In der erzählerischen Abfolge, dem Museumsrundgang, wechseln sich die Kapitel, die sich den deutschen Planungen und der konkreten Besatzungspolitik widmen, mit Kapiteln ab, die die Sowjetunion im Krieg und im Zusammenwirken mit ihren Kriegsverbündeten darstellen. Trotz aller Konzentration auf den deutsch-sowjetischen Krieg soll deutlich werden, dass in Karlshorst die Wehrmacht nicht nur vor der Roten Armee, sondern vor alliierten Siegermächten kapitulierte. Als Prolog zu der Darstellung des Krieges gibt es eine knappe Zusammenfassung der deutsch-sowjetischen Beziehungen vom Ersten Weltkrieg bis 1941. Darin enthalten ist auch der „Hitler-Stalin-Pakt“ (bzw. „Molotov-Ribbentrop-Pakt“) vom 23. August 1939. Aber auf dieses Datum als Erinnerungsort, der neuerdings im Diskurs innerhalb der Europäischen Union eine zunehmend größere Bedeutung erhält²⁰, geht die Ausstellung nicht ein. Ebenso wird der 1. September 1939, der in der deutschen Wahrnehmung als Beginn des Zweiten Weltkrieges erinnert wird, nicht besonders hervorgehoben.

Der Ausstellungsrundgang schließt mit einem kurzen Ausblick auf die Folgen des Krieges, zu denen ebenso die Teilung Deutschlands und die Anwesenheit von alliierten Besatzungstruppen auf deutschem Boden bis 1994 zählen. In die vorangegangenen Ausstellungskonzeptionen war die Nachkriegszeit 1967 unter dem Oberbegriff „Deutsch-Sowjetische Waffenbrüderschaft“ und 1995 unter der Überschrift „Die Sowjetunion und die DDR“ respektive „Die Sowjetunion und die Bundesrepublik Deutschland“ aufgenommen worden. In der jüngsten Konzeption gibt es (noch) keine eingehendere Auseinandersetzung mit den deutsch-russischen Beziehungen in der Nachkriegszeit. Die Darstellung von fast fünfzig Jahren Anwesenheit sowjetischer Truppen auf deutschem Boden soll eines Tages in einem gesonderten Abschnitt des Museum seinen Platz finden. Denn in der heutigen deutschen Erinnerung werden diese Nachkriegsjahre in Ost- und Westdeutschland sehr unterschiedlich erinnert und sind mitunter prägender als der Krieg. Karlshorst wäre, fokussierte man auf den Sitz des Chefs der SMAD in Karlshorst, durchaus der richtige historische Ort, um die deutsch-sowjetische Nachkriegsgeschichte zu thematisieren. Diese Auseinandersetzung ginge weit über das Ereignis der Kapitulation hinaus und sollte daher seinen eigenen Platz im Museum erhalten.

Karlshorst, als historischer Ort der Kapitulation, wird in der Russischen Föderation sehr wohl bekannt, in Deutschland dagegen kaum. Russische Touristen ge-

²⁰ Dazu siehe *Anna Kaminski, Dietmar Müller, Stefan Troebst* (Hrsg.): Der Hitler-Stalin-Pakt 1939 in den Erinnerungskulturen der Europäer. Göttingen 2011.

hen dennoch in der Regel zuerst in den Treptower Park zum sowjetischen Ehrenmal, bevor sie nach Karlshorst kommen. Der Treptower Soldat war und ist eine Ikone der Erinnerung. Ein vergleichbares Bild konnte und kann der Ort Karlshorst nicht bieten. Der in Russland ungebrochen wirkungsmächtige Erinnerungsort „9. Mai“ ist weniger mit dem Ort Karlshorst als vielmehr mit der Statue des Soldaten in Treptow verbunden, die zu den großen Jahrestagen immer wieder auf Briefmarken, Münzen und Devotionalien abgebildet wurde und wird. Der 8. Mai als kollektiver Bezugspunkt in Deutschland dagegen ist eine eigenartige Leerstelle. Als ein „Tag des Sieges“ kann er hier kaum bezeichnet werden. Es gibt eine Bezugnahme auf das Datum, aber auch nur deswegen um einen Begriff zu vermeiden. Ein wesentlicher Impuls in dieser Debatte, den der westdeutsche Bundespräsident Richard v. Weizsäcker mit seiner Rede im Deutschen Bundestag aus Anlass des 8. Mai 1985 gab, ist durch den bald darauf einsetzenden Zusammenbruch der DDR und dem deutschen Einigungsprozess überlagert worden. Weizsäcker benutzte den Begriff „Befreiung“, der in der ostdeutschen Erinnerungskultur fest etabliert war. Der 8. Mai war in der DDR als „Tag der Befreiung vom Hitlerfaschismus“ ein staatlicher Feiertag mit systemstabilisierender Funktion. Genau deshalb wurde er in der Gedenkkultur der Bundesrepublik, die sich zudem schwer tat mit der Bewältigung des nationalsozialistischen Erbes, gemieden. Auch im wiedervereinigten Deutschland ist darüber noch kein Konsens erzielt, wird die DDR doch als zweite Diktatur auf deutschem Boden gesehen, deren Gedenkrituale nicht übernommen werden dürfen. In dieser sehr deutschen Konstellation sind Erinnerung und Ort nicht zusammen. Die Entwicklung von Karlshorst zu einem Erinnerungsort lässt noch auf sich warten.

Oleg Lejbovič

Die ungeschriebenen Memoiren

Ein anderes Gedächtnis an den Krieg, Ural 1946–1953

Die Putzfrau und der Reichsmarschall

Im Jahr 1946 lauschten die Offiziersfrauen in der Küche des Wohnheims des bei der Stadt Molotov (Perm') gelegenen Militärstützpunkts Nr. 39 einer Radioreportage vom Nürnberger Prozess und sprachen darüber, wie mit den Angeklagten zu verfahren sei:

„Wenn sie es erlauben würden, sollte jede unserer sowjetischen Frauen diesen Parasiten einen Stich mit der Nadel versetzen.“

„Das finde ich nicht. Göring war ein guter Mensch und das deutsche Volk hat ihn geliebt. Ich hoffe, dass er freigesprochen wird.“

Diesen in BeamtenSprache wiedergegebenen Dialog zwischen zwei jungen Frauen entdeckte der Autor in den Protokollen der Gebietskommission zur Prüfung von Strafsachen „laut Paragraph 58 Strafgesetzbuch der RSFSR“. Die Bewunderin des Reichsmarschalls arbeitete in den Besatzungsjahren als Putzfrau im Stabskasino eines deutschen Verbandes, höchstwahrscheinlich bei den Fliegern. Anscheinend wiederholte sie das, was sie in Deutschland gehört hatte. Folgt man der Einschätzung von Joachim Fest, so war Hermann Göring tatsächlich so populär wie kein anderer aus Hitlers Entourage: „Er war eitel, verschlagen und brutal wie nur irgend ein anderer Gefolgsmann Hitlers. Und doch populärer als sie alle und zeitweilig sogar populärer als Hitler selbst.“¹

Die Offiziere der Luftwaffe hatten bei dem jungen Mädchen einen großen Eindruck hinterlassen. Sie stellte sie den Kollegen ihres Mannes als Vorbild hin: „Beim Tanzen trat Burd der D. auf den Fuß. Sie stieß in weg, nannte ihn einen Rüpel und sagte: ‚Fimka! Wenn du dich wenigstens entschuldigen würdest. [...] Das ist eben der Unterschied zu den Offizieren der deutschen oder der amerikanischen Armee, die sind höflich, kultiviert im Umgang und entschuldigen sich beim kleinsten Anlass. Wenn man etwas fallen lässt, heben sie es auf – und wie gut sie tanzen können. Nach dem Tanz führen sie dich zum Tisch und küssen dir die Hand. Sie selbst sind gertenschlank und gutaussehend, nicht wie unsere Offiziere – derb, schmutzig, unkultiviert und träge, die entschuldigen sich für rein gar nichts. Bei ihnen ist aber auch das ganze Volk kultiviert.“ Zwei Jahre lang ließen sich die Offiziersfrauen diese Vorhaltungen gefallen. Dann machten sie Meldung an entsprechender Stelle.

¹ Joachim Fest: Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Gesellschaft. München/Zürich 1986, S. 105.

Im August 1948 verurteilte das Gebietsgericht Molotov die junge Frau zu einer zehnjährigen Haftstrafe wegen antisowjetischer Propaganda. Sie wurde erst 1954 wieder auf freien Fuß gesetzt.²

Die Formulierung der Anklage entsprach genau dem Strafgesetzbuch von 1926, der wirkliche Tatbestand war indes ein anderer – falsches Gedächtnis an den Krieg. Man kann der Ansicht von David Brandenberger nur zustimmen: „Der Große Vaterländische Krieg wurde zum fundamentalen Mythos, der die Entwicklung der sowjetischen Gesellschaft in der Nachkriegszeit bestimmte. [...] Das war ein echtes Epos, das in der Lage war, selbst das Wesen der Revolution zu verwandeln.“³ Als sein Herzstück kann ein von der Autorität Stalins untermauertes Ideologem betrachtet werden. Es gehörte sich, so über den Krieg zu sprechen und zu schreiben, dass „ein Bild der von der Sowjetunion errungenen historischen Siege entsteht“.⁴ Ein Abriss davon findet sich in einem Sammelband von Befehlen und Rechten Stalins.⁵

Die junge Frau kam für ein Delikt gegen das offizielle Gedächtnis ins Lager, für die persönliche Herausforderung, die sie dem kollektiven Mythos entgegeneschleudert hatte.

Ihre Tat war kein Einzelfall. In den offiziellen Unterlagen des Staatlichen Archivs für Neueste Geschichte in Perm (PermGANI) lassen sich Dutzende von dokumentierten Äußerungen, Einschätzungen und Meinungen finden, die ganz offensichtlich nicht mit der offiziellen Linie übereinstimmten. Und das in einer Situation, in der das Stalin'sche Epos vom Krieg mit der ganzen Intensität staatlichen Zwangs in das Bewusstsein der Menschen eindrang.

Die Regeln waren vorgegeben; die Propagandaorgane schleusten sie in das Bewusstsein der Gesellschaft ein; die Kontrollinstanzen verfolgten diejenigen, die diese Regeln verletzten und ergriffen die entsprechenden Maßnahmen. 1946 verbot die Gebietsverwaltung für Literatur- und Verlagsangelegenheiten (Obllit) in Kirov den Druck der Erzählungen „Moi tovariši“ und „Polevaja počta“ (Obgolosizdat) von Porfir'ev, in denen in „frivolen Tonfall die Beziehungen verwundeter Soldaten zu Krankenschwestern und anderen, in der Armee dienenden Mädchen beschrieben werden“.⁶

² Protokoll Nr. 10 der Sitzung der Gebietskommission Molotov zur Prüfung von Strafsachen gegen wegen kontrarevolutionärer Verbrechen verurteilte Personen bzw. Auszüge daraus. Fallabschlussberichte. 2. Sept. 1954. Gosudarstvennyj archiv Permskogo Kraja (künftig: GAPK), f. r1366, op. 1, d. 758, l. 16-18.

³ David Brandenberger: Naciona-bol'sevizm. Stalinskaja massovaja kul'tura i formirovanie russkogo naciona'l'nogo samosoznanija (1931-1956). Übers. a. d. Engl. Sankt Peterburg 2009, S. 213.

⁴ Georgij Aleksandrov u. a. (Hrsg.): Iosif Vissarionovič Stalin. Kratkaja biografija. Moskva 1947, S. 234.

⁵ Iosif V. Stalin: O Velikoj Otečestvennoj vojne Sovetskogo Sojuza. Izd. 5. Moskva 1950.

⁶ Vsem organam cenzury. Ob usilennii politiko-ideologičeskogo kontrolja nad proizvedenijami pečati. (An alle Zensurorgane. Über die Verschärfung der politisch-ideologischen Kontrolle über die Druckerzeugnisse). Rundschreiben Nr. 18 vom 1. Apr. 1947. Permskij Gosudarstvennyj Archiv Novejšej Istorii (künftig: PermGANI) , f. 105, op. 13, d. 141, l. 2-3 Rück.

Obligatorisch bei allen öffentlichen Auftritten – nicht nur in der Presse, auch vor Gericht – war die pathetische Beschreibung des Krieges. Hier ein charakteristisches Beispiel: 1951 leitete das Präsidium des Gebiets-Anwaltskollegiums in Molotov (heute Perm'), ein Disziplinarverfahren gegen einen Anwalt ein. Dieser hatte sich in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung dazu hinreißen lassen, das Übel des Alkoholismus anzuprangern und im Blick auf seine Fronterfahrungen einen so subversiven Satz ausgesprochen wie: „Durch die Sauerei an der Front sind ganze Divisionen umgekommen.“ Bei einer Präsidiumssitzung nahm er seine Worte zurück.

„Rott: Ich [...] habe gesagt, dass es [Fälle] gegeben hat, in denen Leute an der Front am Wodka gestorben sind, aber ich habe nicht gesagt, dass an der Front in der Stadt Polovinka ganze Divisionen umgekommen sind.“ Aber auch dies bewahrte ihn nicht vor dem Ausschluss aus dem Kollegium. Die Sekretärin des Parteibüros brachte es auf den Punkt: „Die Aussage des Gen. Rott [...] dahingehend, dass die Leute an der Front am Wodka gestorben seien, ist apolitisch und verleumderisch. Die Soldaten an der Front sind nicht am Wodka gestorben, sondern sie sind – wenn sie gestorben sind – für ihre Heimat gestorben.“ Unterstützt wurde sie von ihren wachsamen Genossen: „Soll man etwa zugeben, dass sie an der Front am Wodka gestorben sind? Das ist eine Verleumdung.“⁷

In einer geschlossenen Gesellschaft, wie sie die Sowjetunion damals darstellte, justierten in Wahrheit die ideologischen Formeln die Optik der Menschen und brachten sie dazu, ihnen zu trauen und nicht den eigenen Augen. Ungeachtet dessen sprachen die meisten über den Krieg nicht so, wie es sich darüber zu sprechen geziemte und auch nicht so, wie es die Menschen ihrer Umgebung erwarteten, die das mythologische Bild von der Welt akzeptiert hatten.

In der Literatur ist das Thema des Massenbewusstseins der sowjetischen Nachkriegsgesellschaft insbesondere in den bahnbrechenden Arbeiten von Elena Zubkova⁸ behandelt worden, die ein komplexes und widersprüchliches Bild der in den verschiedenen Schichten der sowjetischen Gesellschaft zirkulierenden Images und Vorstellungen zeichnet. In ihnen sind die Kraftlinien vorgegeben, nach denen sich das gesamte skurrile Mosaik der Werturteile, Rationalisierungen und ideologischen Hirngespinste ausrichtete, die die verschiedenen Aspekte des sozialen und politischen Lebens im Land und in der Welt betrafen, unter anderem auch das Gedächtnis an den Krieg. Untersuchungsgegenstand des vorliegenden Aufsatzes sind die devianten Vorstellungen vom Krieg in den Jahren 1945 bis 1953, die sowohl hinsichtlich der offiziellen Propaganda, als auch auf in Bezug auf das Massenbewusstsein voneinander abweichen.

⁷ Protokoll der Sitzung des Präsidiums des Gebiets-Anwaltskollegiums der Stadt Molotov vom 8. Mai 1951. GAKP, f. r1345, op. 1, d. 19, l. 230–231.

⁸ Elena Zubkova: *Obščestvo i reformy, 1945–1964*. Moskva 1993; *dies.*: *Obščestvo, vyšedše iz vojny: russkie i nemcy v 1945 godu*. In: *Juri Afanašev u. a. (red.): Drugaja vojna. 1939–1945*. Moskva 1996, S. 421–439; *dies.*: *Poslevoennoe sovetskoe obščestvo. Politika i povsednevnost' 1945–1953*. Moskva 1999.

Wir verfügen über keinerlei Instrumentarium, das uns eine Einschätzung erlauben würde, wie verbreitet das andere Bild des Krieges war – das prosaischere, weniger pathetische, durchdrungen von jenen Details, die nicht nur die Staatsorgane, sondern auch die einfachen Kriegsteilnehmer aus ihrem Gedächtnis verdrängen und durch andere, weit weniger tragische, ersetzen wollten. Erforscht man das „andere Gedächtnis an den Krieg“, sollte man das sogenannte „Tuchman-Gesetz“ berücksichtigen: „Das ist in der Geschichte so ähnlich wie in der Zeitung. Das Normale macht keine Schlagzeilen. [...] Allein die Tatsache der Berichterstattung vervielfältigt die äußerliche Bedeutung irgendeines bedauerlichen Ereignisses um das Fünf- bis Zehnfache (oder um irgendeine Zahl, die der Leser einsetzen mag).“⁹ Dabei ist es allerdings unerlässlich, auf die Möglichkeit der Inversion Rücksicht zu nehmen: Bei weitem nicht alle privaten Gespräche kommen in die offiziellen Papiere. Das geschieht lediglich dann, wenn einer der Gesprächspartner den entsprechenden Stellen einen „Hinweis gibt“ oder wenn sich speziell für die Aufdeckung von Subversion ausgebildete Staatsbürger in der Nähe aufhalten.

Alltag und Mythos

Um an einen Mythos zu glauben, muss man darin leben, anders gesagt, seine persönlichen und kollektiven Erfahrungen in ihm auflösen. **Slavoj Žižek beschreibt diesen Zusammenhang folgendermaßen:** „Die fundamentale Ebene der Ideologie ist nicht die Illusion, die die eigentliche Lage der Dinge kaschiert, sondern die (unterbewusste) Phantasie, die die Realität als solche strukturiert.“¹⁰

Ein Überschreiten der Grenzen des Mythos ist dann möglich, wenn sich zwischen den kollektiven Erfahrungen und den unterbewussten Phantasien sichtbare, drastische und nicht auflösbare Widersprüche zeigen. Die ideologische Phantasie erodiert aufgrund der Divergenz zwischen den beiden Realitäten – der von der Propaganda geschaffenen und der dem Menschen über seine unmittelbaren Erfahrungen übermittelten Realität. Im Jahr 1940 befasste sich ein aufmerksamer Beobachter des sowjetischen Lebens mit der „großen, versteckten Gärung des Geistes aufgrund des krassen Gegensatzes zwischen der Realität und der offiziellen Darstellung der Lage“.¹¹

Dieser Gegensatz kann im Rahmen des Alltagskonzepts anhand seiner heuristischen Möglichkeiten verstanden und interpretiert werden. Die Substanz des Alltags besteht aus routinemäßigen, sich wiederholenden, habitualisierten Praktiken des Tuns, Redens und Denkens (den sogenannten „mentalnen Automatismen“), die sich in kleinen Gemeinschaften von Menschen abspielen, die einander persönlich

⁹ Barbara Tuchman: *Der ferne Spiegel. Das dramatische 14. Jahrhundert*. Hamburg 2007, S. 16f.

¹⁰ Slavoj Žižek: *The Sublime Object of Ideology*. London 1989, S. 33.

¹¹ Vladimir Vernadskij: *Dnevnik 1940 goda*. In: *Družba narodov*. 1993. Nr. 9, S. 173–194, hier S. 173.

kennen und kollektive Vorstellungen von der Welt teilen. Diese Vorstellungen stützen sich auf kollektive Erfahrungen bei der Erschließung eines begrenzten Sozialraumes, hauptsächlich im häuslichen, nachbarschaftlichen und familiären Bereich, aber auch in der Fabrik oder Kolchose.

Das Alltagskonzept beschreibt das Leben kleiner Gemeinschaften im ständigen Zusammenwirken mit der großen Gesellschaft, in der die öffentlichen Institutionen agieren. Dadurch kann die in ihr vorhandene, von Georges Balandier festgestellte innere Spannung nachgewiesen werden: „Der Alltag kann als Raum entschlüsselt werden, in dem das Individuum oder kleine Gruppen, die hier ihre ständigen Aktivitäten lokalisierten, in einen Dialog oder eine Konfrontation mit der großen Gesellschaft eintreten.“¹² Wir möchten hinzufügen, dass die Demarkationslinien nicht nur zwischen dem kleinen und dem großen Gemeinwesen verlaufen, sondern auch zwischen kleinen Gemeinschaften, wenn es um die Aufteilung von Ressourcen oder (und) um abweichende Bewertungen der Realität geht.

Das Alltagskonzept ist auf Situationen anwendbar, in denen die von ihm vorgezeichnete Realität zu dominieren beginnt (kleine Gemeinschaften, geordnetes Leben, Akzeptanz privater Interessen).¹³ Mit „dominieren“ ist gemeint, das Verhalten der Menschen zu determinieren, die ideologischen Formeln der kollektiven Erfahrungen zu verifizieren und ihre Praktikabilität zu überprüfen. Dieses geschieht in zwei Fällen: wenn der Alltag komfortabel ausgestattet und sich selbst genug ist (zu dieser Version neigt Lefebvre) oder umgekehrt, wenn das Überleben zur wichtigsten Aufgabe für die Menschen wird. In der Nachkriegssituation definierte sich die Dominanz des Alltags für viele Menschen durch die Wahl einer Strategie im Kampf um Brot, Kleidung, eine Bleibe – um das Leben insgesamt – unter ungünstigen Bedingungen.

Das Missverhältnis zwischen Mythos und Alltag stellte für die Menschen einen schmerhaften, mitunter unerträglichen Prozess dar. Sie reagierten darauf entweder mit dumpfem Schweigen oder mit einem Schrei der Verzweiflung, im Wesentlichen natürlich mit Schweigen. Eine Frau beschrieb Kliment Vorošilov ihr unlösbare häusliche Dilemma folgendermaßen: „Verfluchen konnte ich ihn [ihren Mann, O.L.] nicht, denn ich wusste nichts von seinem Verbrechen, bedauern konnte ich ihn nicht, er wurde ja von den Organen der Staatssicherheit verfolgt.“¹⁴

Das Überschreiten der Grenzen des mythologischen Bewusstseins setzte eine mühevolle Arbeit zur Entzauberung der sozialen Welt, zur Neubewertung zuvor unwiderlegbarer Einschätzungen und Urteile, im Endeffekt – zur Definition der eigenen Identität voraus. Das Material für diese Arbeit bestand vor allem aus

¹² Georges Balandier: *Essai d'identification du quotidien*. In: *Cahiers internationaux de sociologie*. Vol. 74, janvier – juin 1983, S. 5–12, hier S. 12.

¹³ Anri Lefevr [Henri Lefebvre]: *Povsednevnoe i povsednevnost'*. In: *Sociologičeskoe obozrenie*. 2007. T. 6. Nr. 3, S. 33–36, hier S. 34.

¹⁴ Vinogradova an Vorošilov, 23. Juli 1956. PermGANI, f. 641/1, op. 1, d. 14880, l. 114–115.

aktuellen persönlichen Erfahrungen, die auch Reminiszenzen aus dem früheren Leben, dem historischen Gedächtnis – unter anderem an den Krieg – beinhalteten.

Widersprüchliche Urteile über den zurückliegenden Krieg sind in Dokumenten zu finden, die persönliche Streitigkeiten und Gruppenkonflikte in isolierten, von gegenseitigen Verdächtigungen und Vorurteilen durchdrungenen provinziellen Gemeinschaften der späten Stalinära widerspiegeln.

Eine Quelle alternativer Sichtweisen auf den Krieg ist unserer Ansicht nach der Konflikt zwischen der großen sowjetischen Mythologie und der nicht mit ihr übereinstimmenden alltäglichen Praxis. Dieser Konflikt war Ausdruck des Gegensatzes zwischen den kleinen Gemeinschaften und der großen Gesellschaft.

Leben mit den Deutschen

Im großen sowjetischen Mythos vom Krieg nahmen die Deutschen einen wichtigen Platz ein. Sie verkörperten die feindliche Macht: Werwölfe, die nur so taten, als seien sie Menschen, ein Mittelding zwischen Vampiren und seelenlosen Apparaten bzw. Mordwaffen. „Feindnation“, „Mörderstaat“ – so wurde der Gegner von der sowjetischen Ideologie bezeichnet, die nicht nur den Rassegedanken, sondern auch die Idee des „Vernichtungskrieges“ von der nationalsozialistischen Propaganda übernahm.¹⁵

In den Kriegsjahren machten die lokalen Behörden keinen besonderen Unterschied zwischen den Soldaten der Wehrmacht und den Sowjetbürgern deutscher Herkunft, also den von den Wehrkommandos für die Arbeit im Hinterland mobilisierten Angehörigen der Arbeitsarmee. Bezeichnend ist hier die Haltung des Sekretärs des Gebietskomitees der VKP(b) in Molotov, Nikolaj Gusanov, der für einen verurteilten Bauleiter eintrat: „Er wurde beschuldigt, die Arbeiter in untragbare Wohn- und Lebensverhältnisse gebracht zu haben. In Wirklichkeit jedoch handelte es sich nicht um sowjetische Arbeiter, sondern um Deutsche – um Umsiedler aus der Republik der Wolgadeutschen, die in ihrer absoluten Mehrheit Feinde des Sowjetstaates waren. [...] Die Untersuchungsorgane und das Gericht verlangten von Trusov die Schaffung von privilegierten Bedingungen für die deutschen Volksfeinde.“

Der Oberste Gerichtshof der RSFSR hat den politischen Charakter dieses Verfahrens nicht erkannt, vielmehr bezichtigte die stellvertretende Vorsitzende des Obersten Gerichtshofs, Gen. Pašutina, in ihrem Schreiben den Gen. Chlopin der politischen Dummheit. In dem Schreiben der Gen. Pašutina wird angeführt, dass die im Lager befindlichen Deutschen nicht wegen Staatsverbrechen oder anderer besonders gefährlicher Delikte verurteilt wurden und daher keine Feinde der Sowjetmacht seien. Diese Behauptung ist unwahr.

¹⁵ Evgenij Dobrenko: „Grammatika boja – jazyk batarej“. In: Volga. 1993. Nr. 12, S. 132–149, hier S. 147.

Der absolute Großteil dieser Deutschen ist dem Sowjetstaat gegenüber ausgesprochen feindlich eingestellt und betreibt offene Sabotage, wovon ich mich bei meinem Besuch im Lager selbst überzeugen konnte.¹⁶

Zehn Jahre später hielt der Sohn von Nikita Chruščev die Deutschen immer noch für „besiegte Feinde“.¹⁷ Das mythologische Bewusstsein verfügt über kein Zeitgefühl. Das Gestern, Heute und Morgen verschmelzen zu einem einheitlichen Ganzen. In der offiziellen Mythologie waren die Deutschen stets Feinde; im 13. Jahrhundert – zur Zeit Aleksandr Nevskijs, im 19. Jahrhundert – in der Epoche Lev Tolstojs und natürlich nach dem Krieg. Und der Krieg war immer noch nicht zu Ende. Die Organe des Ministeriums für Staatssicherheit im Gebiet Moltov fahndeten auch 1952 noch nach Agenten der Abwehr und der Gestapo; sie interessierten sich nicht für „die aktuelle Spionage und namentlich für den amerikanischen und den englischen Geheimdienst“, wie ein verantwortlicher Partefunktionär seinen Chef wissen ließ.¹⁸

Auch die Staatspolitik wurde im Einklang mit dem Mythos betrieben, vor allem in Bezug auf die Sowjetdeutschen, die auf ewig in den Ortschaften für die Sonderumsiedler eingesperrt waren. „Sonderumsiedler“ – das ist kein Titel, sondern ein Terminus, der die von den Regierungsorganen für bestimmte Kategorien der Bevölkerung festgelegte Begrenzung der Siedlungsorte angibt“, erläuterte der Leiter der Politabteilung der Hauptverwaltung Lager des Ministeriums für Innere Angelegenheiten (GULag MVD) seinen Untergebenen.¹⁹

Für die „Termini“ wurden Berufsverbote eingeführt, vor allem für Lehrer, Staatsbeamte, Wissenschaftler und andere. Darüber hinaus wurden von den amtlichen Stellen Maßnahmen ergriffen, um den Abstand zwischen den Sonderumsiedlern und der lokalen Bevölkerung zu wahren. Das ging so weit, dass Ehen zwischen ihnen verboten wurden, zumindest für Parteimitglieder. Frauen, die sich nicht daran hielten, wurden aus der VKP(b) ausgeschlossen. So leitete 1953 das Büro des Stadtkomitees der VKP(b) in Berezniki ein Disziplinarverfahren gegen eine 36-jährige Verkäuferin in einem Theater ein. Hier Auszüge aus dem Protokoll:

„Die in Borovsk wohnhafte Genossin V. ging kurze Zeit nachdem ihr Mann im Kampf gegen die deutschen Invasoren für die Heimat gestorben war, eine Ehe ein. Sie ließ sich 1946 standesamtlich mit G., einem Sonderumsiedler deutscher Nationalität, trauen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt hat sie drei Kinder, eines aus erster Ehe und zwei aus ihrer Verbindung mit G.“

Die Gen. V. zog 1947 aus der Stadt Borovsk nach Berezniki und verhält sich als Kommunistin innerhalb des Kollektivs nicht richtig. Sie sagt, ihr Mann G. sei besser als irgendein russischer Iwan und hat durch ihr Verhalten mehrfach den Unmut des Kollektivs auf sich gezogen. [...].

¹⁶ Gusanov an Goljakov [Kopie, getipptes Manuskript], 26. Nov. 1942. PermGANI, f. 105, op. 8, d. 150, l. 180–181.

¹⁷ Sergej Chruščev: Nikita Chruščev. Reformator. Moskva 2010.

¹⁸ Rjazanov an Prass, 8. Feb. 1952. PermGANI, f. 105, op. 18, d. 205, l. 118.

¹⁹ Antwort des Leiters der Politabteilung der Hauptverwaltung Lager des Ministeriums für Innere Angelegenheiten der UdSSR (GULag MVD SSSR), P.S. Bulanov, an den Leiter der Politabteilung Širokstroi des MVD SSSR, A.P. Drygin, auf die Anfrage zur Aufhebung der Sonderiedlung einer Personengruppe deutscher Nationalität, 21. Nov. 1946, Moskva. PermGANI, f. 1882, op. 1, d. 67, l. 201.

,Man hat mich beschuldigt, mit einem Deutschen zusammenzuleben begonnen zu haben und mich aus der Partei ausgeschlossen. Ich habe mich 1946 standesamtlich mit G. trauen lassen, der der deutschen Nationalität angehört und lebe seit dieser Zeit mit ihm zusammen. Es geht uns gut, mein Mann spricht überhaupt nicht Deutsch und war keinerlei Repressionen ausgesetzt. Ich selbst bin in Berezniki aufgewachsen. Dort habe ich auch gearbeitet. Ich war in einer Kinderkrippe tätig und wurde aufgrund meiner fehlenden Bildung entlassen. In der Folgezeit bekam ich nur positive Beurteilungen. Es tut mir weh, dass man mir etwas unterstellt, was gar nicht so war.'

,Ihr Mann ist 1945 in der sowjetischen Armee gefallen?'

,Ja.'

,Und Sie haben 1946 einen Deutschen geheiratet?'

,Ja.'

,Wie schätzen Sie das selbst ein?'

,Ich denke, dass die Parteiorganisation sich mir gegenüber nicht richtig verhalten hat. Mein Mann ist kein Deutscher, sondern Russe.'

,Er wurde aber als Deutscher nach Borovsk deportiert und unterliegt bis heute der Sondererfassung. Die Deutschen haben Ihren Mann umgebracht und Sie sind der Ansicht, dass Ihr Verhalten richtig war?'

,Warum wird diese Frage erst jetzt gestellt? Früher wurde doch darüber gar nicht gesprochen. Jetzt habe ich drei Kinder. Wo soll ich sie denn hintun?'

,Warum verhalten Sie sich gegenüber dem Kollektiv und Ihrer Umgebung so herausfordernd? Schweigt. [...].

Die Gen. V. hat ihr Verantwortungsgefühl für die Partei verloren und erklärt, dass sie nicht mit einem russischen Iwan leben will, der ständig trinkt und Frau und Kinder schlägt, es sei besser, mit einem Deutschen zu leben.

Als im Parteibüro und auf der Parteiversammlung über die Frau gesprochen wurde, verurteilten die Kommunisten ihr Verhalten scharf und kamen zu dem Schluss, dass ihre Handlungswise mit dem Charakter eines Parteimitglieds nicht vereinbar ist. Sie hat, nachdem die Deutschen ihren Mann umbrachten, ihre Existenz mit einem deutschen Umsiedler verknüpft und war stolz darauf. Sie wurde einstimmig aus der Partei ausgeschlossen. [...]

Der Beschluss der Parteiorganisation für Handel vom 28. Mai 1953 wird aufgehoben. Für nichtparteimäßiges Verhalten und Ignorieren der öffentlichen Meinung wird Aleksandra Gavrilovna V., Mitglied der KPdSU seit April 1940, ein strenger Verweis mit Eintrag in die Karteikarte erteilt.²⁰

Im Juli 1953 war ein Deutscher für die Mitglieder des Parteibüros immer noch ein Feind. Und dieses Gefühl wurde von den niedrigen Mitarbeitern der Verwaltung mit den verantwortlichen Partefunktionären geteilt: „Der Chef des Forstreviers von Dal'niy Tyrym, Strokač, antwortet auf die Frage der Sonderumsiedler, wann sie die Lebensmittelkarten einlösen könnten: „Man wird euch die Lebensmittelkarten nicht einlösen, Gräber könnt ihr euch graben, solange der Boden noch nicht gefroren ist.“²¹ Ein Abteilungsleiter in einem Chemiewerk sprach es klar aus: „Man muss diesen Deutschen harte Arbeiten geben. Wäre ich auch nur für einen Tag Führer unseres Landes, würde ich den Befehl geben, alle Deutschen zu erschlagen.“²²

²⁰ Aus dem Protokoll der Sitzung des Büros des Stadtkomitees der KPdSU Berezniki über das „nichtparteimäßige“ Verhalten von A.G. Vagina, die eine Ehe mit einem deutschen Sonderumsiedler einging. 21. Juli 1953, Berezniki, Gebiet Molotov. In: Oleg Lejbovič, Michail Nečaev (Hrsg.): Nemcy v Prikam'ye. XX vek. T. 1. Kn. 1. Perm' 2006, S. 338–339.

²¹ Gavrilov an Liberskij, 24. Okt. 1947. PermGANI, f. 105, op. 13, d. 149, l. 251–252, hier 251.

²² Sonderbericht des Leiters der Stadtabteilung Berezniki des Ministeriums für Innere Angelegenheiten an die Sekretärin des Stadtkomitees der VKP(b), Z.P. Semenova, über die falsche Verwendung deutscher Umsiedler zur Arbeit in städtischen Betrieben und die Einschrän-

In der täglichen Praxis kam es beim „deutschen Thema“ jedoch zu einem Umdenken. Im Gebiet Molotov wurden Kriegsgefangenenlager und Wohnsiedlungen für Sonderumsiedler und internierte Deutsche eingerichtet. Für den Wahlkampf 1946 wurden in den Sondersiedlungen deutschsprachige Agitatoren gebraucht. Die Stadtkomitees beauftragten damit Angehörige der Arbeitsarmee, die der Partei angehörten. Der Sekretär des Gebietskomitees der VKP(b) spottete diesbezüglich: „Anscheinend gibt es in den Städten Polovinka, Solikamsk und Krasnokamsk zu wenige Russen.“²³ Wie sich schnell herausstellte, gab es in Wirklichkeit zu wenige Angehörige der Titularnationalität, die Deutsch konnten.

Übrigens galt dies auch für die Arbeit an den Schulen. Die für Bildung zuständigen Bezirksabteilungen zogen für den Unterricht an Dorfschulen Deutsche heran und ignorierten damit die Verbote der Organe des Ministeriums für Innere Angelegenheiten und des Ministeriums für Staatssicherheit.²⁴

Die offizielle Haltung wurde in der täglichen Routine der Amtsträger einer Korrektur unterzogen. Der enge Kontakt innerhalb der kleinen Siedlungen führte zum Aufbau inoffizieller Verbindungen zwischen Bewachern und Bewachten. Der Leiter der Bezirksabteilung des Ministeriums für Innere Angelegenheiten konnte seinen neuen Freunden gegenüber große Nachsicht walten lassen – bis hin zur Verletzung seiner Amtspflicht: Unterdrückung der Daten zu einem flüchtigen Angehörigen der Arbeitsarmee, einem guten Bekannten und Legung einer falschen Spur – irgendwohin in das Gebiet Charkov.²⁵ Dieser Fall wäre wohl kaum aktenkundig geworden, hätte er nicht in einem tragischen Streit der beiden Freunde geendet. Der Flüchtige brachte seinen Beschützer um. Offiziell wurde mitgeteilt, dass „Gen. Usanov ein Opfer seines Leichtsinns und der schlechten operativ-tschechistischen Arbeit seiner Amtskollegen wurde“.²⁶

In den großen Industriebetrieben arbeiteten Tausende Deutsche, unter ihnen auch Kriegsgefangene, Seite an Seite mit ihren russischen Kollegen. Die Orthodoxen der Partei mahnten zur Vorsicht: „In unserer Fabrik arbeiten über 2000 repatriierte Deutsche. Dies verpflichtet uns zur besonderen Wachsamkeit, wobei diese bei einigen Führungskräften nicht vorhanden ist. Die Deutschen sind als Bewacher des Werksbüros tätig. Die Haushaltshilfe des Direktors ist ebenfalls Deutsche. Damit muss unverzüglich Schluss sein.“²⁷ Man sprach auf Versammlungen und fasste

kung ihrer Rechte, 6. Jan. 1950, Berezniki, Gebiet Molotov. In: *Lejbovič, Nečaev* (Hrsg.), Nemcy v Prikam'ě, S. 321.

²³ Stenogramm des 22. Plenums des Gebietskomitees der VKP(b) vom 23.–24. Dez. 1946, 1. PermGANI, f. 105, op. 12, d. 16, l. 17.

²⁴ Vgl. den informatorischen Bericht Nr. 17 vom 4. Mai 1948. PermGANI, f. 105, op. 14, d. 204, l. 30–31, hier l. 30.

²⁵ Vgl. die Protokolle der Parteiversammlung der Parteiorganisation der Gebietsverwaltung Molotov des Ministeriums für Innere Angelegenheiten vom 29. Jan.–17. Dez. 1953. PermGANI, f. 1624, op. 3, d. 77, l. 81.

²⁶ Protokoll der Parteiversammlung der Parteiorganisation der Gebietsverwaltung Molotov des Ministeriums für Innere Angelegenheiten vom 23. Juli 1953. PermGANI, f. 1624, op. 3, d. 77, l. 60.

²⁷ Information an das CK VKP(b) Molotov vom 26. Aug. 1947. PermGANI, f. 105, op. 13, d. 141, l. 76–80, hier l. 76–77.

die entsprechenden Beschlüsse, aber es blieb alles beim Alten. Die Deutschen stellten einen beträchtlichen Teil der Arbeitskräfte; es war niemand da, sie zu ersetzen und so musste man sich um sie kümmern. Der Sekretär des Gebietskomitees der VKP(b) forderte das Ministeriums für Innere Angelegenheiten mit Nachdruck auf, die Verpflegungsnormen für die Kriegsgefangene zu erhöhen: „Im Laufe eines achtstündigen Arbeitstages verbraucht jeder Kriegsgefangene im Durchschnitt 3500–4000 Kalorien, erhält aber faktisch bei oberirdischen und diversen unterirdischen Arbeiten (außer der Gruppe der Hauer) 2300 bis 2500 Kalorien pro Tag.“

Mit Anbruch des harten Winters unter den Bedingungen des rauen Kontinentalklimas des Urals werden die Kriegsgefangenen bei der harten Arbeit noch mehr degenerieren.

Um die Kriegsgefangenen als Arbeitskräfte zu erhalten, ersucht Sie das Gebietskomitee der VKP(b) Molotov, eine Erhöhung der Grundverpflegungsnormen für die bei diversen oberirdischen und unterirdischen Arbeiten beschäftigten Kriegsgefangenen des Lagers Nr. 207 zu gestatten.“²⁸ Umsonst. Das Ministerium für Innere Angelegenheiten erteilte eine abschlägige Antwort: „Eine Zuteilung von Lebensmitteln für die zusätzliche Verpflegung der im Lager Nr. 207 des MVD Befindlichen durch das MVD SSSR kann ohne Regierungsbeschluss nicht erfolgen.“²⁹ Da griffen die Kriegsgefangenen zu anderen Mitteln, stahlen in den Fabriken, was sie konnten und verkauften oder tauschten es gegen Lebensmittel. In Krasnokamsk hielt eine Patrouille zwei ehemalige Angehörige der Wehrmacht auf, die einige Wochen lang auf dem lokalen Markt mit gestohlenen Schulheften gehandelt hatten. „Insgesamt [...] wurden bis zu 9000 Stück Hefte entwendet und verkauft“, berichtete der Militärstaatsanwalt dem Sekretär des Gebietskomitees Molotov.³⁰ Bekanntlich bringen gemeinsame Praktiken die Menschen einander näher und führen zu neuen Einschätzungen. „Ist es nicht Zeit für Slawen und Deutsche, richtige Freunde zu werden („diplomatische Freundschaft ausgeschlossen“)“, fragt der Partejournalist Michail Danilkin.³¹ Sie waren ja auch ehrenwerte Leute und ihre technischen Geräte waren gut. Im Lauf des ersten Nachkriegsjahrzehnts kämpften die Parteidorgane und mit ihnen die Gerichtsinstanzen gegen die „Kriegsgefangenen“ gegenüber der deutschen Technik“. Die Frontsoldaten dachten an die Staubsauger zurück und lobten die deutschen Waffen; ehemalige Kriegsgefangene behaupteten, „dass das Volk in Deutschland besser lebt, als in der Sowjetunion“ usw.³²

Man kann feststellen, dass in der alltäglichen Praxis der Zusammenarbeit mit den Deutschen, vor allem mit den Sowjetdeutschen, aber auch mit den Kriegsgefangenen, die mythologischen Vorstellungen von den „Fritzen“ als Mörder, Diebe,

²⁸ Chmelevskij an Berija, 04. Nov. 1947. PermGANI, f. 105, op. 13, d. 149, l. 255.

²⁹ Kruglov an Berija, 23. Okt. 1947. PermGANI, f. 105, op. 13, d. 149, l. 254.

³⁰ Der Militärstaatsanwalt der Streitkräfte des MVD an den Sekretär des Gebietskomitees, Pigalev, 30. Dez. 1947. PermGANI, f. 105, op. 14, d. 136, l. 1–3, hier l. 2.

³¹ Michail Danilkin: Sokrovennye myсли. Zapisnaja kniga. Auszüge.[Kopie, Manuskript]. PermGANI, f. 641/1, op. 1, d. 9925. T. 3, l. 31–41, hier l. 39.

³² Abschlussbericht in der Archiv-Ermittlungssache Nr. 2005 gegen Iščenko, [...] Juni 1954. GAPK, f. r1366, op. 1, d. 755, l. 103–106, hier l. 104.

Scheusale und generell – als Erbfeinde, zerstört wurden. Die offizielle Rhetorik wurde beibehalten, ihr Inhalt jedoch dem gesunden Menschenverstand angepasst: Ja, die Deutschen sind Faschisten, aber Johann oder Heinrich sind gute Arbeiter und ganz anständige Leute. Vielleicht haben sie es faustdick hinter den Ohren, aber sie sind nicht so schlimm und genauso bedürftig wie wir.

Territoriale Gemeinschaften in einer traumatischen Situation

Die Not war das Schlüsselthema für das kollektive Überleben der Großen Gesellschaft, in diesem Fall der Oblast Molotov (heute Region Perm'), einem Verwaltungsgebilde im Westural. Im Januar 1947 betrug die Einwohnerzahl der Oblast laut Berechnung 2 134 800 Personen, die sich beinahe zu gleichen Teilen auf ländliche und städtische Siedlungen im Verhältnis 46:54 verteilten.³³

Diese Gesellschaft war keineswegs homogen – weder hinsichtlich ihrer rechtlichen, noch ihrer sozialen oder sprachlichen Voraussetzungen. Zu ihr zählten neben den Stammarbeitern die Sonderumsiedler, ihr gehörten neben den Kolchosbauern auch die „Ukazniki“ an. Auf den Baustellen hörte man Russisch, Ukrainisch, Moldawisch und Estnisch. Auf den Märkten verkauften Frauen aus der Gegend unter der Hand rare Papirossy, daneben handelten kriegsgefangene Deutsche verstohlen mit ihren Basteleien. Alle diese Menschen standen unter der Beobachtung zahlreicher Parteisekretäre, Lagerleiter, Hausmeister, Hausverwalter, Barackenältester, Meister und Nachbarn. Das war eine Gesellschaft, in der die Unterschiede zwischen öffentlichem und privatem Leben aufgehoben waren. In dieser Kultur wurde Offenheit als Tugend betrachtet – entweder die zwangsweise, wie in den kasernenähnlichen Baracken, oder die freiwillig praktizierte – in den Gemeinschaftswohnungen. „Wir machen unsere Zimmertür nie zu, sie sind immer offen“, rechtfertigte sich ein der ehelichen Untreue verdächtigter Offizier des Innenministeriums vor seinen Parteigenossen. „Und die Nachbarn sehen unser ganzen Leben.“³⁴

Ungeachtet aller Bemühungen waren die Staatsorgane jedoch nicht in der Lage, eine zufriedenstellende Kontrolle über das tägliche Tun und Treiben der Bürger zu gewährleisten, das ständig von den sozialistischen Normen abwich. Die Protokolle der Parteiversammlungen, der Schriftverkehr zwischen den Behörden und die Kontrollberichte sind voller Meldungen über diese Abweichungen: Saufgelage, Gewalt, Bagatelldiebstähle usw. Im Laufe der langen Nachkriegsjahre gelang es den lokalen Behörden nicht, mit der Welle der Kriminalität fertigzuwerden, darunter auch innerhalb der Angehörigen der Streitkräfte.

³³ Tridcat' let. Statisticheskiy sbornik po razvitiyu chozjajstva oblasti za 1917-1947 gg. 25. Okt. 1947. PermGANI, f. 105, op. 13, d. 175, l. 54.

³⁴ Protokoll Nr. 10 der Sitzung des Parteibüros der Gebietsverwaltung Molotov des Ministeriums für Innere Angelegenheiten vom 14. Febr. 1956. PermGANI, f. 1624, op. 1, d. 130, l. 40-49, hier l. 40-41.

Ein durch den Wodka völlig übergeschnappter Fahndungsbeamter der sowjetischen Spionageabwehr „Smersch“ der Stadtteilung Berezniki des Ministeriums für Innere Angelegenheiten „schoss am 1. Mai 1947 von einem Dachboden aus mit einem Kleinkalibergewehr auf ein Agitationsfahrzeug, tötete im Wageninneren die 13-jährige Pionierin und Schülerin der 5. Klasse Kotel’nikova und fügte dem Mitglied der VKP(b) Kogan sowie dem 7-jährigen Jungen Drobinnin Verletzungen zu“, wofür er von einem Militärtribunal zu 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt wurde.³⁵

Die Soldaten des im Dorf Levšino am Rand von Perm’ einquartierten Verbands terrorisierten die friedliche Bevölkerung über Jahre. „In der Nacht kommen die Armeeangehörigen in das Wohnheim der Mädchen oder verschaffen sich gewaltsam Zutritt, häufig in betrunkenem Zustand, wo sie Vergewaltigungen, Ausschreitungen aller Art, Flegeleien und Diebstähle begehen. [...]“

Sie rauben die Wohnungen der Bürger aus, fahren mit Autos oder Fuhrwerken mit großer Geschwindigkeit ziellos an Orten herum, an denen sich viele Menschen aufhalten, wodurch es zu Unfällen kommt und Bürger überfahren werden.“³⁶

Das war eine Gesellschaft, die in einer Atmosphäre des Hasses erzogen worden war, verbittert durch den Krieg und die vorhergehenden Jahrzehnte der sozialen Konflikte. Als Hauptmerkmal der sowjetischen Kultur (nicht nur der Literatur) kann eine „scharfe Begradiung des Farbspektrums“ gelten.³⁷ In dieser Welt gab es keine Abstufungen zwischen der schwarzen und der weißen Halbkugel. Ihre Sprache strotzte vor Drohungen, Invektiven, Beschuldigungen und Aufrufen zur Zerstörung. Die Worte standen im Einklang mit den Taten.

Das Gebietskomitee der VKP(b) musste sich mit einem anonymen Schreiben auseinandersetzen, der aus einer Fabrik in Dobrjanka gekommen war. Sein Autor zeigte sich „aufs Äußerste“ empört über die „Hitlermethoden, mit denen die Arbeiter in unserer Fabrik misshandelt werden“. Arbeiter, die gegen die Disziplin verstießen „steckte man in den Karzer, wo sie geschlagen wurden und ihre Arbeitsfähigkeit verloren“. Die gesamte Betriebsverwaltung wusste von diesen Methoden und verwendete sie als Mittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin. Denjenigen, die dagegen verstießen, wurde gedroht, sie der Wachmannschaft zu übergeben. Dort werde man es ihnen schon zeigen. Auf dem Schreiben hat sich ein Vermerk des stellvertretenden Sekretärs des Gebietskomitees für Schwarzmetallurgie erhalten, laut dem die Sache der Vergangenheit angehöre und der Schuldige bestraft worden sei. „Der Direktor der Fabrik in Dobrjanka, Gen. Veršinin und der Parteiorganisa-

³⁵ Information über die mangelhafte Arbeit der Stadtteilung des MVD im Kampf gegen die Kriminalität, 1947 [undatiert]. PermGANI, f. 105, op. 14, d. 137, l. 37.

³⁶ Der Leiter des Milizreviers Nr. 6, Utkin, an Rabotkin. Schriftlicher Bericht über die Ausraubung von Bürgern, Vergewaltigungen und Ausschreitungen, Flegelei, Verstöße gegen die Verkehrsregeln und Störung der öffentlichen Ordnung, die von Soldaten der in der Gegend des Hafens von Levšino stationierten Verbände begangen wurden. 21. Febr. 1950, Molotov. Perm-GANI, f. 105, op. 16, d. 212, l. 44–46, hier l. 43.

³⁷ Evguenij Dobrenko: „Grammatika boja – jazyk batarej“. In: Volga. 1993. Nr. 11, S. 151–172, hier S. 151.

tor des CK der VKP(b) haben uns mitgeteilt, dass sie vom Verprügeln und Einsperren der Arbeiter durch die Wachmannschaft nichts gewusst hätten.“³⁸

Der Großteil der in der Nachkriegszeit lebenden Menschen akzeptierte das von der Staatsmacht geschaffene, mythologische Bild von der Welt: Wir sind von Feinden umgeben, die sich hinter verschiedenen Masken verbergen: des Schlossers und Nachbarn, des Generals auf dem Bild, des Fabrikdirektors im Vorstand. „Denn wenn jemand vor Kriegsbeginn gesagt hätte: Die gefeierten, mit zahlreichen Orden verzierten Personen (Smuškevič, Pavlov) sind Halunken und Verräter, [...] wäre ein solcher Wagehals wahrscheinlich zum Volksfeind erklärt worden und man hätte mit ihm nach allen Regeln der Abrechnungskunst abgerechnet“, mahnte der Lokaljournalist zur Wachsamkeit gegenüber der Obrigkeit und den Parteiorganen.³⁹ Irgendjemand musste es doch sein, der die Produktionspläne torpedierte, die Stalinschen Ziele nicht erfüllte, die jungen Leute vom rechten Weg abbrachte, sie dazu zwang, zu trinken und innerhalb zweier Jahre dreimal zu heiraten?

„Terent’ev, ein Student im sechsten Semester [...] an unserem Institut, hat mir gesagt, dass unsere Sowjetunion von zwei Millionen Spionen und versteckten Feinden unseres sozialistischen Staates überschwemmt sei“, schrieb ein Student einer der Hochschulen der Oblast an die Zeitung „Pravda“. „Ich glaube ihm ganz und gar hinsichtlich des Umstandes, dass ihre Tätigkeit derzeit sowohl in den Städten als auch auf dem Land darauf gerichtet ist, das Bewusstsein der Menschen unter dem Deckmantel des neuen Fortschritts in Richtung Bourgeoisie umzuwandeln.“⁴⁰

Mit dem Glauben an die Feinde ging eine Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit einher, die – wie damals in den Zeitungen und den Parteiprotokollen geschrieben wurde – ständig von bestimmten Personen verletzt wurde, darunter auch von leitenden Funktionären. Tatsächlich war die Gesellschaft streng vertikal strukturiert. Diejenigen, die durch den Willen des Staates effektive Machtfunktionen erhielten, nutzten diese nach eigenem Ermessen. Einige zwangen ihre Untergaben zu sexuellen Dienstleistungen: Die Mädchen aus der Fabrik Nr. 260 beschwerten sich beim Parteikontrolleur über den Fabrikleiter: „Man hat uns Kostüme versprochen und Seidenstoffe, aber sie haben uns nichts gegeben. Wir waren zwei Tage bei ihnen. Die wurden als Arbeitstage eingetragen.“⁴¹ Andere zogen sie zu hauswirtschaftlichen Zwecken heran. So mussten Arbeiter für den Direktor der Fabrik Nr. 749 „Salz sieden und es verkaufen. Das Geld lieferten sie an ihn ab.“⁴² Wieder andere teilten Mangelwaren und die entsprechenden Bezugsscheine unter sich auf. Letzteres ärgerte die Menschen am meisten.

³⁸ An Gusarov und Andreev [anonymer Brief], 7. Juni 1945. PermGANI, f. 105, op. 11, d. 154, l. 69–69 Rücks.

³⁹ Michail Danilkin: Otvet moim obviniteljam. PermGANI, f. 641/1, op. 1, d. 9925. T. 3, l. 11–29, hier l. 15.

⁴⁰ I.P. Noskov an die „Pravda“, 23. Febr. 1953. [Kopie, getipptes Manuskript]. PermGANI, f. 105, op. 20, d. 178, l. 2–7, hier l. 5.

⁴¹ Notizblockaufzeichnungen, 1945 [undatiert]. PermGANI, f. 1, op. 45, d. 58, l. 35–45, hier l. 42.

⁴² Information über die Durchführung von Parteiversammlungen zu den Ergebnissen des 20. Parteitages der KpdSU, Molotov, April 1956 [undatiert]. PermGANI, f. 105, op. 23, d. 114, l. 61–79, hier l. 74.

Als Ausgangspunkt der sozialen Spannungen, die den Widerspruch zwischen dem Alltag und der großen sowjetischen Mythologie ständig abbildeten, können das Streben nach Gleichmacherei und die dem Rang entsprechenden Privilegien beim Zugang zu den lebensnotwendigen Ressourcen ausgemacht werden: Lebensmittel, Kleidung, Schuhe, Wohnungen und medizinische Versorgung.

Im kollektiven Bewusstsein dominierte die Idee der ehrlichen Armut. Jemand, der sich von seinen Dorfgenossen oder einfach von seinen Nachbarn durch einen erhöhten Konsum abhob, machte sich verdächtig: in Bezug auf Diebstahl und hinsichtlich seines Sowjetpatriotismus. Der Gebietsstaatsanwalt teilt dem Gebietskomitee mit, dass der kaufmännische Direktor eines Betriebes nach Meinung der Arbeiter auf zu großem Fuß lebe und obwohl man ihm keine Unregelmäßigkeiten nachweisen kann, erregt er „politisches Misstrauen“. Und das umso mehr, als der Mann bereits einmal nach Paragraph 58 verurteilt wurde und „von keiner einzigen Instanz in diesem Amt bestätigt worden war, einschließlich des Gebietskomitees der VKP(b)“.⁴³ Diese Überlegung kann wohl kaum als ideologisches Konstrukt betrachtet werden, eher als instinktives Spiegelbild einer unerträglichen Armutssituation im kollektiven Bewusstsein.

Laut einem vom Gebietskomitee der VKP(b) Molotov im Spätherbst 1949 an das Zentralkomitee übermittelten Bericht, kaufte jeder Durchschnittsbewohner der Oblast im Verlauf von acht Monaten des betreffenden Jahres im staatlichen Handel sieben Kilogramm Zucker, 2,23 Kilogramm Fleisch und Fleischprodukte bzw. 900 Gramm Fett und gab an den Ladenkassen ungefähr 80 Rubel pro Monat aus.⁴⁴ Der Nahrungsmangel hatte tragische Folgen.

In einem offiziellen Schreiben informierte der Gesundheitsminister der RSFSR den Sekretär des Gebietskomitees „über die überaus hohe Kindersterblichkeit in der Oblast Molotov“ und nannte entsprechende Daten: In der ersten Jahreshälfte 1947 seien von 100 Neugeborenen Kindern 16 verstorben, 1948 seien es 15 gewesen. In den Sommermonaten hätten sich die Kennzahlen verschlechtert. Im Juli/August 1948 seien von 100 Neugeborenen 26 Säuglinge verstorben.⁴⁵

Die Situation wurde dadurch verkompliziert, dass die Rivalitäten nach unterschiedlichen Regeln ausgetragen wurden – nach hochoffiziellen, öffentlich anerkannten (Arbeitsergebnisse, Kriegsverdienste, gesellschaftliche Position) und nach obskuren Prinzipien, die damals mit dem Wort „Vetternwirtschaft“ abgestempelt wurden (abhängig von der Reichweite der sozialen Netze und den Möglichkeiten, die sich aufgrund der Amtsstellung auftaten).

Als weiterer Ausgangspunkt von sozialen Spannungen kann die für die Nachkriegszeit typische Ambivalenz der sozialen Status betrachtet werden. Wir sprechen

⁴³ Kuljapin an Pigalev, 6. Dez. 1948. GAPK, f. r1366, op. 1, d. 149, l. 91–92.

⁴⁴ Material zum Bericht des Gebietskomitees an das CK der VKP(b): Daten und Angaben zu Fragen der Entwicklung der Landwirtschaft, des Bauwesens, des Handels, der Ideologie, des Gesundheitswesens, der Arbeit der lokalen Parteiorgane, des Apparates des Gebietskomitees, der Sowjets der Deputierten der Werktätigen u. a. 1949 [undatiert]. PermGANI, f. 105, op. 15, d. 142, l. 57.

⁴⁵ Beleckij an Chmelevskij, 27. Dez. 1948. PermGANI, f. 105, op. 14, d. 130, l. 18.

hier von der Inkohärenz zwischen sozialem Prestige und sozialer Lage, die besonders schmerzlich von Offiziersfamilien empfunden wurde. Aufgrund fehlenden Wohnraums sahen sich die Offiziere gezwungen, sich um Privatwohnungen anzustellen, „alle, mitunter bedrückende Bedingungen anzunehmen, sich vor den Hausherren zu erniedrigen und alle möglichen Beleidigungen anzuhören“. In einer Eingabe an den Kommandeur des Militärbezirks Ural schrieben die Offiziersfrauen, dass ihre Männer gezwungen seien, „*bei Vlasov- und Bandera-Leuten um Kohle für die Unterkunft ihrer Familien zu bitten*“. Sie selbst hätten „sich in Hausgehilfinnen [für] Hausherren und Scheuerfrauen verwandelt“.⁴⁶ In diesem Fall ging es um die Definition der eigenen Identität: Wer bin ich? Die Frau eines sowjetischen Offiziers oder (und) Hausmädchen bei dubiosen Mitbürgern? Diese Frage stellten sich auch Menschen, die keineswegs privilegierten Gesellschaftsschichten angehörten.

„Wir wissen es selbst nicht, wofür wir gehalten werden, für Kriegsgefangene oder für Sträflinge“, sagte der repatriierte Meister eines holzverarbeitenden Betriebes zu seinen Arbeitskollegen. „Wenn sie uns das Wahlrecht gäben, würde das bedeuten, dass wir Sowjetbürger für sie sind.“⁴⁷

Die Ambivalenz der sozialen Status zeigte sich in ihrer Instabilität. Die etablierte soziale Ordnung war weder dauerhaft noch fest gefügt. Die rasch aufeinanderfolgenden ideologischen Kampagnen stellten frühere Errungenschaften in Frage, verkehrten Plus- in Minuszeichen und drohten, die entstandenen sozialen Bindungen zu zerstören.⁴⁸

Es ist anzunehmen, dass die gedrängten Wohnverhältnisse die Konflikte zwischen einzelnen Personen und Gruppen zusätzlich verschärften. Die erzwungenen Kontakte, die Unmöglichkeit, alleine zu sein, die zwangsläufige gegenseitige Kontrolle – all das zusammengenommen versetzte die Menschen in einen Zustand nervlicher Anspannung und ständiger Bereitschaft zur Randale; es kam zu unmotivierten Aggressionsausbrüchen. Die überfüllte Gemeinschaftswohnung, das Zimmer in der Baracke und die Fabrikskaserne stellten weder einen sozialen Rückzugsraum noch einen Ort psychologischer Entlastung dar, sondern generierten vielmehr alle möglichen Konflikte.

Falsches Gedächtnis

Wenn die soziale Ordnung zerstört wird – entweder im Zuge einer ideologischen Kampagne oder unter der Einwirkung von Cliquenkonflikten bzw. in ähnlichen

⁴⁶ Der Leiter Rückwärtige Dienste des Militärbezirks Ural, Gardegeneralmajor Bugrov, an den Sekretär des Gebietskomitees der Oblast' Molotov, 6. Aug. 1949. PermGANI, f. 105, op. 15, d. 187, l. 48–49 Rücks.

⁴⁷ Kudrjavcev an Semenov. Memorandum über antisowjetische Äußerungen des feindlichen Elements während der Wahlvorbereitungen zum Obersten Sowjet der UdSSR, Stand: 23. Jan. 1946. Solikamsk, 25. Jan. 1946. PermGANI, f. 1845, op. 7, d. 120, l. 17–20, hier l. 20.

⁴⁸ Vgl. Oleg Lejbovič: V gorode M. Očerki sozial'noj povsednevnosti sovetskoy provincii. Moskva 2008.

Situationen – wird dabei auch die vorgegebene ideologische Realität in Frage gestellt. Die scheinbar in den Tiefen des Bewusstseins begrabenen Erinnerungen an das Erlebte kommen erneut an die Oberfläche, es werden eigene Einschätzungen der Ereignisse und Personen vorgenommen und nicht sanktionierte Meinungen und Hypothesen geäußert, unter anderem über den Krieg.

In Konflikten zwischen Cliquen oder Personen ist das Thema des Krieges in unterschiedlichen Konnotationen präsent. Vornehmlich zur Stigmatisierung des Gegners als Kriegsgewinnler. „Er hat es verstanden, diese schwere Zeit zur drastischen Vermehrung seines Wohlstandes zu nutzen“, wird ein Fabriksdirektor vom Partejournalisten gebrandmarkt.⁴⁹ Der Mitarbeiter einer Fahndungsstelle erstattet Anzeige gegen seinen Vorgesetzten und spricht dabei Dinge an, die im öffentlichen Narrativ fehlen: „N.N. hat während seiner Zeit in der Armee der deutschen Bevölkerung Objekte aus Gold und Silber, Teppiche, Tischdecken, Anzüge und andere Wertsachen abgenommen, [er nahm 16 kg an Gegenständen aus Gold und Silber mit] und brachte ein neues Auto und die dazugehörigen Ersatzteile mit.

Die Verwaltung der Spionageabwehr bewilligte [ihm] einen Waggon für das ‚gehörtete‘ Vermögen. Er übergab eigenhändig einen Antrag auf zwei Waggons und nahm so zwei Waggons an geraubtem Vermögen aus Deutschland mit.⁵⁰

Die Quintessenz all dieser Beschuldigungen ist in dem Sprichwort: „Der Krieg macht manchen reich“ enthalten. Um dem Tatbestand der unrechtmäßigen Be reicherung durch die beschuldigte Person mehr Nachdruck zu verleihen, schildern die Denunzianten ausführlich das Leid des ganzen Volkes. Und das nicht nur im Fall der Beschwerdeführer. Der durch die Ansprüche der Arbeiternomenklatura verärgerte Sekretär des Gebietskomitees der VKP(b) schleudert ihnen folgende Antwort entgegen: „Gestern habe ich von den Organen des Ministeriums für Staatssicherheit eine Information erhalten – Auszüge aus Briefen, die von Arbeitern geschrieben wurden. Sie schreiben, was ihnen das Herz schwer macht. Ein Arbeiter schreibt, dass ihm im Krieg drei Kinder an Unterernährung gestorben seien. Wie Sie sehen, haben die Arbeiter und unsere Intelligenz auf dem Land während des Krieges sehr große Strapazen ertragen und in materieller Hinsicht zehnmal mehr durchmachen müssen als die Leitungskader. Aber aus irgendwelchen Gründen denken die Führungskräfte nicht an diese Leute.“⁵¹

Die zurückgekehrten Frontkämpfer beschrieben den Kriegsverlauf keineswegs so, wie es dem Kanon entsprach. Der ehemalige Politarbeiter der Roten Armee Michail Danilkin erinnerte den Sekretär des Gebietskomitees daran, dass es „Massenkapitulationen, panische Flucht ganzer Armeen und in der letzten Zeit [...] eine weiße Armee aus ehemaligen Rotarmisten“ gegeben habe. Nach Meinung des Briefschreibers „begannen die in ihrer Mehrzahl jungen Burschen, die potentiell

⁴⁹ Michail Danilkin: Čego ne dostaet v ličnom dele t. Semčenko. PermGANI, f. 105, op. 14, d. 176, l. 187.

⁵⁰ Anzeige Betlugin, Feb. 1952 [undatiert]. PermGANI, f. 105, op. 18, d. 205, l. 126.

⁵¹ Stenogramm des 21. Plenums des Gebietskomitees der VKP(b) vom 15. Juli 1946, 1. PermGANI, f. 105, op. 12, d. 9, l. 128.

dazu fähig waren, ehrliche Menschen zu sein und ebensolche Heldentaten zu vollbringen wie Aleksandr Matrosov, wie besessen und nicht schlechter als die Weißgardisten zu Bürgerkriegszeiten, gegen unsere Armee, gegen ihre Heimat, kämpfen.“⁵² Einer dieser „jungen Burschen“, in Wirklichkeit ein kräftiger Kerl von 40 Jahren, der in der 14. SS-Division „Galizien“ gedient hatte, erzählte davon seinen Arbeitskollegen im Bergwerk Kizel: „Als die „Katjuscha“-Geschosse flogen, hat er hinter einem Baum gestanden und Konserven gegessen.“ Eine Panzerfaust sei dagegen etwas völlig anderes gewesen. Das sei eine richtige Waffe.“⁵³

Die durch den offiziellen Mythos hindurch aufkeimenden Eindrücke und Reminiszenzen hinsichtlich des zurückliegenden Krieges konnten zur Grundlage für eigene Reflexionen werden. Als er über die Bilanz des Krieges nachdachte, kam Michail Danilkin zu dem Schluss, dass, verglichen mit dem Vaterländischen Krieg „der Krieg von 1941 bis 1945 das gegenteilige Resultat erbracht hat – er ernährte ganze Legionen von Schmarotzern und verwandelte den Staatsapparat in ein gefräßiges bürokratisches Monstrum. Selbsttäuschung und Heuchelei wurden ebenso zum Einsatz gebracht wie Novocain in der Medizin.“⁵⁴ Auf die Frage, warum das so war, gibt er keine direkte Antwort und führt den subversiven Gedanken nicht zu Ende. Trotzdem neigt er zur Auffassung, dass der Krieg nicht ganz richtig war: der falsche Feind, die falschen Verbündeten, die falschen Methoden: „Die einfachen Menschen und gemeinen Soldaten waren bereits in diesem Krieg gegenüber Epauletten äußerst skeptisch eingestellt; sie blicken zur Zeit sehr scheel auf die Fülle von Epauletten und Rängen, die in unserem Land geschaffen wurde. Meine Güte! Was haben wir momentan viele Epauletten und Ränge! Man braucht einen ganzen Industriezweig zur Herstellung von Paspeln, Hosenstreifen und Epauletten.“⁵⁵ All das sei das Ergebnis eines Kompromisses mit den vorübergehenden und schlechten Bündnispartnern. Und weiter: „Aber bei allem brauche es ein Maß. Die Vielzahl von Epauletten, die Ersetzung der Volkskommissare durch Minister, die schwerwiegenden Zugeständnisse an die Kirchenvertreter müssen, wie alles auf der Welt, zwangsläufig einen Anfang und ein Ende haben. Nicht nur hat der Inhalt Einfluss auf die Form, auch die Form kann den Inhalt beeinflussen. Der Charakter des zurückliegenden Krieges hat das berufsmäßige Epaulettenfeber begünstigt. Jedoch wird der Charakter des drohenden Weltkrieges zweifellos ein ganz anderer sein. Die intermediären Kräfte werden sich zu diesem Zeitpunkt aufgelöst haben, man wird mit Amerika und England keinen Kompromiss zu schließen, sondern mit denjenigen auf Konfrontationskurs zu gehen haben. Es braucht also anderen Lösungen, andere Formen des Kampfes: unmittelbar und entblößt werden zwei gegensätzliche Ideologien, zwei unterschiedliche Gesell-

⁵² *Danilkin*, *Otvet moim obviniteljam*, l. 15–16.

⁵³ Protokoll Nr. 4 der Sitzung der Gebietskommission Molotov zur Prüfung von Strafsachen gegen wegen kontrarevolutionärer Verbrechen verurteilte Personen bzw. Auszüge daraus. Fallabschlussberichte. 23. Juni 1954. GAPK, f. r1366, op. 1, d. 754, l. 39.

⁵⁴ *Danilkin*, *Sokrovennye mysli*, l. 39.

⁵⁵ *Michail Danilkin: Razgovor c I.V. Stalinyem*. 1951 [undatiert]. PermGANI, f. 641/1, op. 1, d. 9925, 3, l. 1–10.

schaftssysteme aufeinanderprallen und wir werden uns nicht nach Suvorov und Kutuzov auszurichten haben, sondern nach etwas ganz anderem.“⁵⁶ Der falsche Krieg ziehe zahlreiche schlimme Folgen nach sich, vor allem für die Sieger. „Wo sind nach dem Krieg soldatische Tapferkeit, Ehrlichkeit und Kameradschaft geblieben? Die Soldaten des Heiligen Krieges ähneln Kaninchen, die spärliches Futter ausrupfen. Oft sehe ich sie um Almosen betteln. Ich mache sie häufig als Opfer der Betrügereien von Spitzbuben aus, die sich [unleserlich] den Anschein von Ehrbarkeit und Gerechtigkeit geben. Ich beobachte sie nicht selten betrunknen vor Kummer und Ungerechtigkeit. Wie ist das alles schlimm und unerfreulich.“⁵⁷ Die Betrachtungen des ehemaligen Politarbeiters über den Krieg wurden damals nur von den Ermittlungsbeamten des Ministeriums für Staatssicherheit zwecks Abfassung der Anklageschrift und der Urteilsbegründung gelesen.

Resümee

Die Entwicklung des offiziellen Diskurses über den Krieg spielte sich im Spannungsfeld zwischen dem Alltag kleiner Gemeinschaften von Provinzbewohnern und der großen sowjetischen Gesellschaft ab.

Das Gedächtnis an den Krieg schloss persönliche Eindrücke, eigene Einschätzungen, Erzählungen von Zeitzeugen, aber auch einstmals belauschte und nie vergessene Gespräche ein. Die Erinnerungen gingen eine Reaktion mit den verfestigten ideologischen Formeln ein und bildeten groteske Kombinationen aus Fragmenten des offiziellen Narrativs und persönlichen Vorstellungen von der Vergangenheit. Der permanent vorhandene ideologische Druck führte dazu, dass das alltägliche Gedächtnis an den Krieg in fließenden, wenig reflektierten Formen vorhanden war, die sich per Zufall zum Zeitpunkt von Konflikten manifestierten und im Zuge ihrer Lösung „verschüttet“ wurden. In den folgenden Jahren finden sich in der offiziellen sowjetischen Mythologie Schlaglichter auf die Fronterfahrung nicht so sehr in den Memoiren der Generäle als vielmehr in der Leutnantprosa, was sie glaubhafter und maßgeblicher machte.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

⁵⁶ *Danilkin*, Razgovor c I.V. Staliny, l. 1–10.

⁵⁷ *Danilkin*, Sokrovennye myсли, l. 32.

Arkady Tsfasman

Die letzten Zeugen des Holocaust: Die nationalsozialistische Besatzung in der Kriegskindererinnerung jüdischer Emigranten aus der ehemaligen UdSSR

Der Holocaust ist in das Gedächtnis einiger Generationen von Menschen jüdischer Herkunft aus der ehemaligen Sowjetunion eingegangen, die das Glück hatten, dem Tod in einer Situation völliger Vernichtung zu entgehen. Vieles davon hat seinen Niederschlag in den Erinnerungen jener Generationen gefunden, die den Holocaust in jungen oder reiferen Jahren überlebt haben. Heute haben diese uns bereits verlassen oder sind im Begriff, von uns zu gehen. Die Letzten derjenigen, die eine lebendige Erinnerung an den Holocaust in sich tragen, sind heute über Fünfundsiebzig. In der Zeit, in der sie mit der totalen Vernichtung der Juden konfrontiert waren, waren sie Kinder im Alter von fünf bis elf Jahren. Auch sie mussten Schreckliches erdulden. Sie gehören zu denjenigen wenigen ihrer Altersgenossen, die im Gluthauch des Holocaust mit dem Leben davongekommen sind. Sie sind die dem Tode entronnenen *Kinder der Holocaust*. Da sie Kinder waren, haben sie die Geschehnisse anders wahrgenommen als Erwachsene – mit Kinderaugen, Kinderempfindungen und Kindersinnen. Sie haben die Szenen, Bilder, Impressionen und Eindrücke des Holocaust ihr gesamtes weiteres Leben über bewahrt, durch sieben Jahrzehnte.

Lange Zeit haben sie das Gedächtnis an den Holocaust in sich eingeschlossen. Sie haben geschwiegen, denn ihre Zeugnisse waren nicht gefragt. In ihrer früheren Heimat hatte es sich gehört, an den Krieg zu erinnern. Und in Erinnerung behielten ihn die älteren Generationen. An den Holocaust, an die Massenvernichtung der Juden zu erinnern, gehörte sich nicht. Auch nicht für die Kinder. Heute haben sich die Verhältnisse geändert. Nun ist auch ihr Gedächtnis, sind auch ihre Erinnerungen gefragt. In den letzten beiden Jahrzehnten begann man in Israel, den USA und im Raum der ehemaligen UdSSR die Erinnerungen jener zu veröffentlichen, die Krieg und Holocaust als Kinder überlebt hatten.¹ Zur gleichen Zeit erschienen in Deutschland etliche Bücher mit Erinnerungen von Deutschen jener Generation, deren Kindheit mit dem Krieg zusammenfiel.² Ein wichtiger und interessanter

¹ Vgl. z. B. Neizvestnaja černaja kniga. Svidetel'stva očevidec o Katastrofe sovetskikh evreev, 1941–1945, Yad Vashem, Jerusalem, 1993. Nedopisannye stranicy ... O detjach-voinach, detjach-žertvach i prosto detjach, živušich v gody Vtoroj mirovoj vojny. Moskva 1996; Helen Epstein: Die Kinder des Holocaust. Gespräche mit Söhnen und Töchtern von Überlebenden. Übers. aus dem Engl. München 1987 u.a.; Evakuacija. Vospominanija o detstve, opalennom ognom katastrofy. SSSR, 1941–1945. Jerusalem 2009; Daniil Romanovskij: Cholokost glazami evreev – ego žertv: na primere Vostočnoj Belorusii i Severo-Zapadnoj Rossii. In: Vestnik evrejskogo universiteta v Moskve. Nr. 1 (17), 1998; Arkadij Lejzerov: Za stenami getto. In: Evrei Belarusi. Istorija i kul'tura. 2. Ausgabe. Minsk 1998.

² Jürgen Kleindienst (Hrsg.): Gebrannte Kinder. Kindheit in Deutschland 1939–1945. 61 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen. Berlin 1998; Sabine Bode: Die Vergessene Generation.

Versuch, Erinnerungen an Kriegs- und Nachkriegskindheiten „in zwei Welten“ zueinander in Beziehung zu setzen, an dem auch der Autor dieser Zeilen teilnehmen konnte, wurde vor einigen Jahren unter der Leitung von Professor Bernd Bonwetsch unternommen.³ All dies war Anreiz zur Realisierung des Projekts „Die letzten Zeugen des Krieges und des Holocaust. Jüdische Migrantinnen und Migranten aus Mecklenburg-Vorpommern erinnern sich an ihre Kindheit in der UdSSR während des Zweiten Weltkrieges“.⁴ Einer der Teilabschnitte dieses Projekts – der erste – war den Schicksalen und Erinnerungen jener gewidmet, die ihre Kindheit unter nationalsozialistischer Besatzung verbracht haben.

Nur wenige jüdische Kinder waren in den von den Nationalsozialisten besetzten Gebieten der UdSSR nach deren Befreiung am Leben geblieben. Von denjenigen, die 1941 zwischen fünf und elf Jahren alt waren, sind ca. 50 000 – das entspricht 70% der Überlebenden – auf dem Territorium des früher unter rumänischer Kontrolle stehenden Transnistrien mit dem Leben davongekommen.⁵ Der Großteil derer, die bis in unsere Zeit überlebt haben, wohnt heute in verschiedenen Ländern – in Israel, den USA, der Ukraine, Belarus, Russland u. a. Einige sind in den letzten beiden Jahrzehnten nach Deutschland übersiedelt. Sieben von ihnen leben im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern. Vier Frauen haben sich bereit erklärt, an dem Projekt teilzunehmen. Jede von ihnen mit ihrem eigenen Kinderschicksal.

Klara Kats (geb. 01.01.1936) befand sich während der Besatzung im jüdischen Ghetto von Chmel'niki im Gebiet Vinnica (Ukraine). Alle ihre nahen Verwandten – Vater, Mutter, Großmutter, Bruder und Schwester – wurden als Juden umgebracht. Wie durch ein Wunder gelang es ihr, das Ghetto zu verlassen. In einer ukrainischen Familie fand sie Schutz und Zuflucht. Felicia Hininher (geb. 16.06.1935) aus der Stadt Černovcy [Tschernowitz] war in den Jahren 1941 bis 1944 im jüdischen Ghetto von Mogilev-Podol'skij, das zu Transnistrien gehörte.

Lidija Minevych (geb. 11.12.1929) hielt sich 1942/1943 auf dem besetzten Territorium in der Ukraine und in Südrussland auf. Elternlos lebte sie zusammen mit ihrer jüngeren Schwester und ihrer älteren Cousine in ständiger Angst und materieller Not, wobei sie bis zum Ende der Besatzung von Ort zu Ort zogen. Während des Krieges verlor sie ihre Eltern und andere nahe Verwandte.

Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Stuttgart 2004; *Hilke Lorenz*: Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation. Berlin 2005; *Margarete Dörr*: „Der Krieg hat uns geprägt“. Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten. Frankfurt/Main 2007; *Nicholas Stargardt*: Kinder in Hitlers Krieg. München 2008. *Yury und Sonya Winterberg*: Kriegskinder. Erinnerungen einer Generation. München 2010; *Martin S. Bergmann* (Hrsg.) u. a.: Kinder der Opfer. Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust. Frankfurt am Main 1995; *Jürgen Müller-Hohagen*: Geschichte in uns. Psychogramme aus dem Alltag. München 1994 u. a.

³ *Bernd Bonwetsch* (Hrsg.): Kriegskindheit und Nachkriegsjugend in Zwei Welten. Deutsche und Russen blicken zurück. Essen 2009.

⁴ *Arkady Tsfasman*: Die letzten Zeugen des Krieges und des Holocaust. Jüdische Migrantinnen und Migranten aus Mecklenburg-Vorpommern erinnern sich an ihre Kindheit in der UdSSR während des Zweiten Weltkrieges. In: *Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern*. Rostock 2012. Hier und bei folgenden Zitaten handelt es sich um Rückübersetzungen aus dem auf Russisch vorgelegten Beitrag (Anm. der Redaktion).

⁵ *Ebd.*, S. 16.

Valentina Lipina (geb. 04.08.1937) wurde bei Kriegsbeginn aus Kiew zu ihrer nicht-jüdischen Großmutter in eines der kurz darauf von den Nationalsozialisten besetzten Dörfer geschickt. Auch ihre jüngere Schwester wurde dorthin gebracht. Beide entgingen der Vernichtung, weil ihre Großmutter sie lange Zeit im Keller versteckte.

Jeder von ihnen sind eindrückliche Szenen und Episoden aus dem Leben unter den Besatzern im Gedächtnis geblieben. Hier einige davon: Über den Beginn der Okkupation berichtet Felicia Hininher: „Von den ersten Kriegstagen an hatten in der Stadt (Černovcy) Judenpogrome begonnen. Gemacht haben das einige Einheimische und die rumänischen Soldaten, die gekommen waren. Wer wollte, der hat getötet. Ich erinnere mich gut an folgende Szene: Ich stand am Fenster und habe gesehen, wie zwei Männer in Uniform und einer in Nationaltracht den Juden von einem großen Balkon aus zuriefen: ‚Kommt alle heraus! Wir müssen euch einen neuen Befehl verlesen.‘ Als sich eine Menschenmenge versammelt hatte, begannen sie zu schießen und haben alle umgebracht. Mehrere Tage lang wurden die Leichen nicht weggebracht. Unter ihnen waren auch zwei Mädchen, mit denen ich früher gespielt hatte und eine schwangere Frau.“⁶

Klara Kats ist Folgendes im Gedächtnis geblieben: „Nach kurzer Zeit begannen sich im Ort die Verhältnisse zu ändern. Am Anfang waren keine Deutschen zu sehen. Das Sagen hatten die Polizisten, die aus der Gegend stammten. Sie haben meinen Vater mitgenommen und ihn irgendwohin gebracht. Sie wollten Geld von ihm. [...] Als sie bei ihm nichts erreichten, [...] haben sie seine älteste Tochter mitgenommen, meine Schwester, um den Vater einzuschüchtern. Später haben wir erfahren, dass sie sie geschlagen, gequält und misshandelt haben.“⁷

Beide Mädchen mussten erfahren, was ein jüdisches Ghetto war. Darüber, wie es errichtet wurde und wie es aussah, lesen wir bei Klara Kats: „Ende Dezember 1941 wurde in Chmel’niki ein jüdisches Ghetto eingerichtet. Der Südliche Bug teilte das Städtchen in einen neuen und in einen alten Teil, die durch eine Brücke verbunden waren. Allen Juden wurde befohlen, auf die andere Seite des Flusses zu übersiedeln, in jenen Teil der Stadt, der ‚Staryj Bazar‘ genannt wurde. Die Polizisten kamen in jedes jüdische Haus, trieben alle hinaus und schickten sie auf die andere Seite des Flusses. Dort wurden alle auf die Häuser aufgeteilt. Unsere Familie wurde in ein Haus einquartiert, in dem es ein großes und ein kleines Zimmer gab. Dorthin wurden sieben oder acht Familien getrieben. [...] Der Teil der Stadt, in den man die Juden umsiedelte, wurde mit Stacheldraht eingezäunt. So wurde das jüdische Ghetto geschaffen. Alle seine Bewohner waren verpflichtet, die gelben Davidsterne auf der Kleidung zu tragen.“⁸

Felicia Hininher schildert es so: „Bald wurde in der Nähe ein Holzzaun errichtet, mit dem das Getto umgeben wurde. Dorthin wurden die Juden getrieben. Einmal kamen Soldaten. Sie jagten uns auf den Hof und wir mussten uns mit dem

⁶ Ebd., S. 29-30.

⁷ Ebd., S. 18-19.

⁸ Ebd., S. 19.

Gesicht zur Wand aufstellen. Ich schaute mich oft voller Angst um, mir kam es so vor, als ob die Gewehre direkt auf mich gerichtet seien. Meine Mutter sagte zu mir: „Hab keine Angst, es wird nicht wehtun. Du wirst schnell in den Himmel hinauffliegen und ein Engel werden.“ Ich antwortete: „Ich will leben.“ Ein Soldat hat das gehört und sagte zum anderen: „Hörst du? Diese kleine Judengöre will leben.“ Und sie haben zu lachen angefangen. Aber da ist der Vater aus dem Haus gekommen. Er hat zu den Soldaten gesagt: „Wie könnt ihr Frauen und kleine Kinder an die Wand stellen? Ich habe auch in der rumänischen Armee gedient. Wir haben einen Weinkeller, geht besser dorthin.“ Und sie gingen in den Keller. So haben wir uns zum ersten Mal gerettet.⁹ Andere unvergessliche Episoden: „Einmal haben sie uns auf dem Platz zusammengetrieben. Ich habe gesehen, wie sie einen Menschen gehängt haben.“ Und: „Nicht weit vom Ghetto entfernt stand ein verfallenes Haus. Ein Mann und ein Junge sind hineingegangen, um ein paar Bretter als Feuerholz zu holen. Man hat sie gesehen und auf der Stelle erschossen.“¹⁰

Hier das Zeugnis von Klara Kats: „Bald begann die Vernichtung der Juden. Jede Aktion wurde ‚Pogrom‘ genannt. Meist wurden sie freitags veranstaltet [...] die Polizisten haben uns auf den Hof gejagt. Lange standen wir da. Es war sehr kalt. Ich habe arg gefroren (Januar 1942, Anm. des Autors.). Sie haben ‚Fachleute‘ selektiert.“ (Darunter war auch Klaras Onkel, dem es gelang, sie mitzunehmen, A.T.). „Und die, die im Hof standen, wurden in den Keller getrieben und bis zum nächsten Freitag festgehalten. [...] sie haben sie fortgeführt. Die Mama, der Papa, die Schwester und der Bruder wurden zusammen mit allen anderen fortgebracht. Ich habe sie nie mehr gesehen. Später habe ich erfahren, dass sie alle umgebracht wurden.“¹¹ Und weiter: „Die ‚Pogrome‘ wurden immer häufiger. Der Onkel hat im Flur unseres Hauses einen ‚Schlupfwinkel‘ hergerichtet – eine Geheimkammer, in der wir uns während der ‚Pogrome‘ versteckten. Dort gab es einen kleinen Vorrat an Wasser und Brot. In anderen Häusern wurden auch ‚Schlupfwinkel‘ gemacht. [...] Einmal, als bekannt wurde, dass es ein ‚Pogrom‘ geben wird, haben wir uns in unserem ‚Schlupfwinkel‘ versteckt. [...] Es war eng und dunkel. So vergingen einige Tage, vielleicht eine Woche. Der Wasser- und Brotvorrat ging zur Neige. Ein Junge in meinem Alter begann zu weinen. Damit hätte er uns alle verraten können. Sie haben auf ihn eingeredet, still zu sein. Er hat nicht aufgehört und sogar noch lauter zu weinen begonnen. Sie haben ihm den Mund mit einem Polster zugehalten, er ist erstickt. Als ich das sah, habe ich zu bitten begonnen, dass sie mich herauslassen. Sie ließen mich fort. Ich ging hinaus auf die Straße. Ein Polizist hat mich gesehen und aufgegriffen. Er packte mich am Kragen und schleifte mich über den Boden. Aus einem Haus kam ein anderer Polizist und sagte, dass er einen ‚Schlupfwinkel‘ gefunden hätte, in dem eine Menge ‚Judenpack‘ sei. Der, der mich hinter sich her geschleift hatte, legte mich auf der Erde ab und befahl: ‚Bleib liegen!‘ Dann ging er selbst in dieses Haus.“

⁹ Ebd., S. 30.

¹⁰ Ebd., S. 31.

¹¹ Ebd., S. 31. S. 19-20.

In diesem Moment kam eine ältere Frau vorbei. Sie hob mich auf und sagte mir, ich solle unter ihren weiten, langen Rock schlüpfen. Ich kroch darunter. Sie hielt mich bedeckt und brachte mich auf diese Art über die Brücke, in den anderen Teil der Stadt. An einer ungefährlichen Stelle hat sie den Rock gehoben und gesagt: „Geh“. Sie selbst ist weggegangen. Ich habe begriffen, dass ich mich auf freiem Boden befand, dass ich gerettet war.¹²

Lidija Minevych, die dem Ghetto entronnen war, wurde von der Besatzung in einem der Dörfer des Südkaufkasus eingeholt. Nachdem sie ihre älteren Verwandten verloren hatten, zogen die beiden drei und elf Jahre alten Mädchen und ihre 16jährige Cousine im besetzten Gebiet von Ort zu Ort, wobei sie häufig riskierten, als Jüdinnen erkannt zu werden und fortwährend materielle Not litten. Auf ihrem Weg begegneten sie verschiedenen Menschen – sowohl schlechten als auch solchen, die zu Mitleid fähig waren.

In der Kindererinnerung aller Frauen, die die Besatzung überlebten, stellen sich die Besatzer und deren Handlanger uneinheitlich dar. Für Klara Kats waren Deutsche und Polizisten gleich grausam. Felicia Hininher sind die rumänischen Besatzer als brutal, kleinkariert und hinterlistig im Gedächtnis geblieben. Sie hätten sich bereitwillig bestechen lassen. „Sie konnten einem aber auch in den Rücken schießen, nachdem sie das Bestechungsgeld genommen hatten.“¹³ Diejenigen der Mädchen, die nicht in einem Ghetto waren, trafen bei einigen der deutschen Besatzer jedoch auch auf ein gutes Herz. So ist zum Beispiel Lidija Minevych einem deutschen Militärarzt dankbar, der – nachdem er ihre kranke jüngere Schwester untersucht hatte, die noch dazu an Unterernährung litt – nicht nur durch seine Behandlung geholfen hat, sondern auch dadurch, dass er „Essen für sie aus einer deutschen Soldatenküche übergeben hat.“¹⁴ Und ihr damit das Leben rettete.

Uneinheitlich ist auch das Bild der deutschen Besatzer bei Valentina Lipina: „Die Deutschen“, erinnert sie sich, „haben sich gegenüber der einheimischen Bevölkerung unterschiedlich verhalten. Das Nachbardorf haben sie wegen Zusammenarbeit mit Partisanen angezündet. Bei uns wiederum haben einige deutsche Soldaten den Frauen auf dem Hof geholfen, den Kindern etwas zu Essen geschenkt und die Fotos ihrer Familie hergezeigt. Einmal, als uns die Großmutter noch nicht versteckte, haben deutsche Soldaten meine Schwester gefragt: „Wo ist dein Papa?“ Ganz treuherzig antwortete sie: „Der führt Krieg mit den Deutschen.“ Sie sind in Gelächter ausgebrochen.¹⁵

Auf diese Weise hat die nationalsozialistische Besatzung im Gedächtnis der Menschen, die sie als Kinder erlebt haben, tiefe Spuren hinterlassen. Man möchte meinen, dass sie nach alldem nicht in jenes Land und zu jenem Volk hätten ziehen sollen, das ihnen in der Kindheit so viel Leid gebracht hat. Sie hätten ja auch andere Möglichkeiten zur Einwanderung gehabt. Sie haben jedoch Deutschland

¹² Ebd., S. 20.

¹³ Ebd., S. 31.

¹⁴ Ebd., S. 25.

¹⁵ Ebd., S. 34.

gewählt. Warum? Den Nachworten zu ihren Erinnerungen kann man entnehmen, dass sie im Laufe der Nachkriegsjahrzehnte infolge verschiedener Faktoren und Ursachen die Feindbilder „Deutschland“ und „Deutsche“ gänzlich überwunden haben. Sie haben erfahren und begriffen, dass Deutschland und die Deutschen sich grundlegend geändert haben. Nachdem sie sich in Deutschland niedergelassen hatten, sahen sie einen hervorragend organisierten Staat und eine ebensolche Gesellschaft, ein tolerantes und freundschaftlich gesinntes Volk. Und sie haben gespürt und erkannt, dass Deutschland ihr Zuhause geworden ist.

Aus dem Russischen übersetzt von Verena Brunel

Isabelle de Keghel

Neue Perspektiven auf den „Großen Vaterländischen Krieg“: die russländische TV-Serie „Das Strafbataillon“ zwischen kritischer Aufarbeitung, Patriotismus und Kommerz

Die 2004 im Fernsehen Russlands ausgestrahlte Serie „Strafbat“ („Das Strafbataillon“) war eines der wichtigsten TV-Ereignisse der postsowjetischen Zeit. Sie erzielte Rekord-Einschaltquoten und eine außergewöhnlich breite Resonanz in der russländischen Gesellschaft. Erstmals thematisierte die Serie für ein Massenpublikum die Strafeinheiten, die von 1942 bis 1945 in der Roten Armee existierten. Wie die meisten postsowjetischen Filmproduktionen über den „Großen Vaterländischen Krieg“, leistete „Strafbat“ einen Beitrag zum heroischen Diskurs. Im Gegensatz zu den anderen Filmen zum Thema verband die Serie diese patriotischen Töne jedoch mit einer ungewöhnlich scharfen Kritik am stalinistischen System. Bemerkenswert ist auch, dass „Strafbat“ eine ganze Reihe von Publikationen, zum Teil auch wissenschaftlicher Art, über Strafeinheiten in der Roten Armee angestoßen hat.

Im Folgenden werden die Handlung und die Hauptfiguren des Films vorgestellt. Darauf folgen einige Überlegungen zu den wichtigsten Aussagen von „Strafbat“ und zur Frage, was die besondere Relevanz der TV-Serie ausmacht. Im Anschluss daran wird die Rezeption des Films analysiert, wobei sowohl seine Schwächen in den Blick genommen werden als auch die Gründe für seinen außergewöhnlichen Erfolg. Abschließend wird erörtert, in welchem geschichtspolitischen Kontext der Film steht.¹

Handlung und Hauptfiguren

Die Serie erzählt exemplarisch die Geschichte eines der zahlreichen sowjetischen Strafbataillons, die 1942 laut Stalins Befehl 227 in der Roten Armee eingerichtet wurden. Alle, die in der Einheit dienen, haben aus der Sicht des Parteistaats Schuld auf sich geladen und sollen diese nun „mit Blut sühnen“. Die Hauptfigur des Films ist der Kommandant des Strafbataillons, Vasilij Stepanovič Tverdochlebov. Er hat zunächst als Berufsoffizier einen regulären Truppenverband kommandiert und ist dann in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten. Obwohl er in diesem Moment wegen einer Verletzung bewusstlos war, gilt er aus sowjetischer Sicht als Verräter, weil er sich der Gefangennahme nicht – wie von Stalins Befehl 270 vorgeschrieben – durch Gegenwehr oder Selbsttötung entzogen hat. Als mildernder

¹ Besten Dank an alle Kolleginnen, die eine erste Fassung dieses Beitrags in München und Konstanz mit mir diskutiert haben. Ihre Anregungen sind in diesen Aufsatz eingegangen.

Umstand gilt auch nicht, dass er sich dem Kampf in der Vlasov-Armee verweigert hat und dass er deshalb von den Deutschen vor ein Exekutionspeloton gestellt wurde. Dass sich Tverdochlebov zu den sowjetischen Truppen durchgeschlagen hat, nachdem er bei der Exekution nicht getötet, sondern nur schwer verwundet worden war, wird ihm ebenso wenig zugute gehalten. Nach seiner Rückkehr in sowjetisch kontrolliertes Gebiet wird er festgenommen und vom Geheimdienst NKVD verhört. Der Ermittler glaubt Tverdochlebovs Schilderung nicht, aber trotz Folter unterzeichnet der Häftling kein Geständnis. Nur der notorische Mangel an Soldaten an der Front bewahrt ihn vor der Erschießung. Ein höherer NKVD-Offizier greift in die Ermittlungen ein und ernennt Tverdochlebov zum Kommandeur eines Strafbataillons.

In der Einheit sind politische Häftlinge, gewöhnliche Kriminelle und straffällig gewordene Soldaten zusammengewürfelt – eine explosive Mischung. Manche Soldaten dienen in der Strafeinheit, weil sie – wie Tverdochlebov – zunächst in die Hände der Deutschen geraten sind und sich dann wieder zu den sowjetischen Truppen durchgeschlagen haben. Manche haben einen Befehl verweigert, der ihnen sinnlos erschien. Andere haben sich durch Schlägereien oder Morde in der regulären Armee strafbar gemacht. Viele Neuzugänge sind aus dem Straflager als Kriegsfreiwillige an die Front gekommen. Unter ihnen sind „Politische“, die wegen „konterrevolutionärer Tätigkeit“ verurteilt worden sind, davon viele während des „Großen Terrors“. Zu den Freiwilligen gehören aber auch Berufskriminelle, die wegen Raubmords, Betrugs oder Banditentums im Lager einsaßen. Beide Gruppen sind in der Serie schon an ihrem Äußeren zu erkennen.² Die Gesichter der „Politischen“ wirken ernst und beherrscht, die der Kriminellen hingegen verschlagen oder sogar brutal. Manche Berufsverbrecher haben Tätowierungen am Oberkörper und an den Fingern. Die beiden Gruppen unterscheiden sich auch durch ihre Lieder. Beim Marschieren an die Front singen die Kriminellen das frivole Gaunerlied „Murka“, während die „Politischen“ das erhabene, patriotische Kampflied „Svjashennaja vojna“ („Der Heilige Krieg“) anstimmen. Zunächst singen beide Gruppen gegeneinander an, schließlich setzt sich das sowjetische Kampflied durch.

Wie sehr die Obrigkeit den Männern im Strafbataillon misstraut, lässt sich daran ablesen, dass sie ihre Waffen erst an der Front erhalten und bis dahin von bewaffneten Posten eskortiert werden. Hinter ihnen ist eine Sperreinheit des NKVD stationiert, die ein unerlaubtes Zurückweichen oder Desertion verhindern soll. Gleich während der ersten Schlacht erschießt sie etwa hundert zurückweichende Strafsoldaten als „Verräter der Heimat“, obwohl viele von ihnen verletzt sind. Den Befehl dazu gibt der Kommandeur der Sperreinheit mit sichtlicher Genugtuung.

Immer wieder wird deutlich, wie wenig das Leben der Strafsoldaten dem Sowjetstaat bzw. der sowjetischen Armee wert ist. Sie werden in Viehwaggons an die Front gebracht. Die Männer werden nur notdürftig mit Kleidung versorgt, Essen

² Vgl. Lev Anninskij: Štrafbat kak zerkalo Velikoj Otečestvennoj. In: Iskusstvo kino 11 (2004), S. 2 des Beitrags. URL: <http://kinoart.ru/archive/2004/11/n11-article2>.

gibt es sehr unregelmäßig. Noch mehr wird die Geringschätzung der Strafsoldaten daran deutlich, dass sie besonders gefährliche Aufgaben übertragen bekommen, bei denen hohe Verluste zu erwarten sind. So müssen sie über ein nicht geräumtes Minenfeld vorrücken, deutsche Stellungen mit völlig unzureichender Bewaffnung angreifen oder Erkundungen in einem Sumpfgebiet vornehmen, aus dem bisher noch niemand zurückgekehrt ist. Auf selbst gebauten Flößen überqueren sie einen Fluss, um deutsche Einheiten am gegenüberliegenden Ufer zu attackieren.

Kommandeur Tverdochlebov sorgt im Bataillon unerbittlich für Disziplin, allerdings stets mit großem Respekt vor den Soldaten. Damit erwirbt er sich allgemeine Achtung, sogar bei den Berufskriminellen, die ihren eigenen Ehrenkodex haben. Bewusst ernennt er sowohl einen „Politischen“ als auch einen Kriminellen zu Kompaniechefs, um beide Gruppen in die Strafeinheit zu integrieren.

Zwar sieht Tverdochlebov über kleinere Delikte wie den Diebstahl von Essen hinweg. Kritische Gespräche über das Sowjetsystem, wie sie in der Einheit gang und gäbe sind, meldet er seinen Vorgesetzten nicht und ermahnt die Soldaten nur, sich nicht durch allzu gewagte politische Äußerungen in Gefahr zu bringen. Bei schweren Verbrechen hingegen greift er hart durch. So lässt er sofort einen Kriminellen erschießen, der einen Mitsoldaten in einem Streit ermordet hatte. Zugleich setzt sich Tverdochlebov konsequent für die Rehabilitierung „seiner“ Männer ein. Regelmäßig stellt er anhand von Zeugenaussagen Listen von Soldaten zusammen, die sich im Kampf besonders hervorgetan haben oder die in der Schlacht gefallen sind. Diese Liste übergibt er seinen Vorgesetzten mit der Bitte, die betreffenden Männer zu rehabilitieren. Tverdochlebov hält die Soldaten auch dazu an, die Identitätsmarken aller Gefallenen zu sammeln, damit ihr Tod dokumentiert und die Versorgung ihrer Familien durch eine Hinterbliebenenrente gesichert werden kann. Darüber hinaus tritt der Kommandeur für Achtung gegenüber dem Gegner ein und besteht darauf, dass nicht nur die eigenen, sondern auch die deutschen Toten begraben werden.

Im Verlauf der Serie entwickelt sich der überzeugte, idealistische Kommunist Tverdochlebov freilich zu einem desillusionierten, verzweifelten Mann. Dies geschieht, nachdem ihn der NKVD ein zweites Mal festnimmt. Auslöser für den Arrest Tverdochlebovs ist diesmal sein Umgang mit einem gefangengenommenen Soldaten der Vlasov-Armee. Tverdochlebov hatte mit ihm das Gespräch gesucht, um zu erfahren, warum er auf der Seite der Deutschen gekämpft hat. Danach hatte der Kommandeur dem Vlasov-Soldaten eine Pistole gegeben und ihm damit die Selbsttötung ermöglicht. Darüber hinaus wirft der NKVD Tverdochlebov vor, er habe Diebstähle und antisowjetische Gespräche „seiner“ Männer gedeckt und damit den Verfall der Disziplin zugelassen. Nicht nur seine wieder mit Folterungen verbundene Haft erfahrung, sondern auch die Tatsache, dass die Strafsoldaten von der militärischen Führung bedenkenlos verheizt werden, lässt Tverdochlebov am Sinn des Lebens zweifeln. Am Schluss des Films sitzt er mit leerem Blick auf einem zerstörten Geschütz, nachdem sein gesamtes Bataillon umgekommen ist.

Die zweite Hauptperson des Films ist der Raubmörder Antip Petrovič Glymov, der unter den Kriminellen im Bataillon den Ton angibt. Glymov ist kein überzeugter Kommunist wie Tverdochlebov, sondern ein Zyniker, der das Sowjetsystem ablehnt. Seine politische Einstellung ändert sich auch durch die Kriegserfahrung nicht. Allerdings entwickelt Glymov im Verlauf der Serie eine starke Bindung an die Männer im Strafbataillon und wird zu einem verantwortungsbewussten, engagierten Kompaniechef. Auch sein Verhältnis zu Frauen ändert sich. Glymov verliebt sich in eine sowjetische Bäuerin, die einige Männer aus der Einheit bewirkt, und empfindet zum ersten Mal in seinem Leben das Bedürfnis nach einer festen Beziehung und nach einem Zuhause.

Weitere wichtige Figuren im Film sind die Vorgesetzten Tverdochlebovs, denen er immer wieder im Divisionsstab begegnet: der Major des NKVD Charčenko und der militärische Oberbefehlshaber vor Ort, Generalmajor Lykov. Charčenko macht aus seiner Verachtung für die Strafsoldaten keinen Hehl. Er ist ständig darauf aus, ihnen nachzuweisen, dass sie „Volksfeinde“ sind, um den Repressionsapparat des NKVD gegen sie einsetzen zu können. Er ist es, der die Sperreinheit angewiesen hat, auf die zurückweichenden Strafsoldaten zu schießen. Generalmajor Lykov schätzt zwar den Einsatz des Strafbataillons und seines Kommandeurs, aber im Grunde sind die Männer auch für ihn nur Menschen zweiter Klasse. Am Ende des Film lässt er die Einheit ein Ablenkungsmanöver durchführen, in dem das gesamte Bataillon stirbt – mit Ausnahme des Kommandeurs und des Popen Michail, der im letzten Drittel der Serie als Lichtgestalt in die Handlung eingeführt wird. Der Pope schließt sich aus eigener Initiative dem Strafbataillon an, kämpft gemeinsam mit den Soldaten und bekehrt viele von ihnen zum orthodoxen Glauben. Vor der letzten Schlacht lassen sich alle Soldaten des Strafbataillons, gleich welcher Nationalität und Religionszugehörigkeit, von ihm segnen, und nach ihrem Tod bittet er Gott, sie alle in den Himmel aufzunehmen.

Die wichtigsten Aussagen von „Strafbat“

Die TV-Serie „Strafbat“ bietet nicht nur eine spannende Handlung, sondern macht auch einige bemerkenswerte Aussagen. Zum einen zeigt der Film, wie sich die Heterogenität der sowjetischen Gesellschaft in der Strafeinheit spiegelt und welche Konflikte sich daraus ergeben. Zwischen Kriminellen und „Politischen“ gibt es ständig Auseinandersetzungen, die insbesondere in der Anfangszeit etliche Todesopfer fordern. Aber auch innerhalb der heterogenen Gruppe der „Politischen“ brodelt es, allerdings nur auf der verbalen Ebene. Zudem sind im Strafbataillon Opfer und Täter der Kollektivierung miteinander konfrontiert. Eine Versöhnung zwischen beiden Seiten erscheint trotz des gemeinsamen Kampfes im Krieg unmöglich.

Darüber hinaus macht der Film deutlich, dass es in der Sowjetarmee mit der proklamierten Völkerfreundschaft keineswegs immer zum Besten stand. Insbeson-

dere die Problematik des Antisemitismus³ durchzieht als Nebenstrang der Handlung den gesamten Film. Immer wieder werden Judenwitze erzählt oder spöttische Bemerkungen über die jüdische Nationalität von Armeeangehörigen gemacht. Das eindrücklichste Beispiel für den allgegenwärtigen Antisemitismus ist der Konflikt zwischen dem russischen Hauptmann Bredunov und dem jüdischen Soldaten Cukerman. In einer Schlüsselszene provoziert Bredunov Cukerman mit antisemitischen Äußerungen so lange, bis dieser die Beherrschung verliert. Bredunov, der Cukerman stets abschätzig als „kleinen Abraham“ („Abraša“) anspricht und ihn damit zur Verkörperung des Juden schlechthin macht, bezeichnet Cukerman in dieser Szene als „Drecksjuden“ („žid“) und verspottet ihn durch verschiedene Äußerungen über seine Sprachkenntnisse und Essensgewohnheiten als „unrussisch“ und damit als „fremd“. Schließlich zitiert er einen damals bekannten antisemitischen Spottvers, der mit dem Tod eines Juden endet.⁴ Daraufhin schlägt Cuker-

³ Ob es in den Strafeinheiten tatsächlich Antisemitismus gab oder ob es sich hier um die Rückprojektion des ausgeprägten Nachkriegsantisemitismus auf die Kriegszeit handelt, muss offen bleiben. Bisher gibt es keine Forschung zu dieser Frage. In wissenschaftlichen Untersuchungen wurde bisher lediglich festgestellt, dass es während des Krieges Antisemitismus in Partisaneneinheiten gab, z. B. in Weißrussland. Vgl. etwa Leonid Smilovitsky: Antisemitism in the Soviet Partisan Movement, 1941–1944: The Case of Belorussia. In: *Holocaust and Genocide Studies* 20, 2 (2006), S. 207–234. Außerdem steht fest, dass im sowjetischen Hinterland zum Teil starke antisemitische Ressentiments grassierten, etwa in Usbekistan und Kasachstan, wo hin viele Sowjetbürger/innen jüdischer Nationalität evakuiert worden waren. Vgl. Gennadij Kostyrčenko: Tajnaja politika Stalina: Vlast' i antisemitizm. Moskva 2001, S. 242–249. Kurz nach dem Krieg brachen antijüdische Pogrome in der Ukraine aus. Vgl. Amir Weiner: Making Sense of War: The Second World War and the Fate of the Bolshevik Revolution. Princeton 2001, S. 142. Da die Rote Armee ein Spiegelbild der sowjetischen Gesellschaft war, ist zu vermuten, dass es auch im Militär Antisemitismus gab. Hierfür gibt es einige Indizien. Vereinzelt ist in Memoiren jüdischer Strafsoldaten von Antisemitismus in der Roten Armee (allerdings nicht in Strafeinheiten) die Rede, der sogar zur Ermordung jüdischer Soldaten führte. Vgl. Efim A. Gol'brajch: Byloj vojny razroznennye stroki. Moskva/Tel-Aviv 2006, S. 44. URL: <http://zhurnal.lib.ru/g/golxbrajh/bylovojny.shtml>.

Antisemitische Töne gab es nicht erst während der Antikosmopolitismuskampagne der späten 1940er und frühen 1950er Jahre, die ihren Höhepunkt in den Jahren 1952–53 erreichte. Vgl. David Shneer: Through Soviet Jewish Eyes. Photography, War, and the Holocaust. New Brunswick, NJ/London 2011, S. 213; Weiner, Making Sense of War, S. 197; Jonathan Brent, Vladimir P. Naumov: Stalin's Last Crime: The Plot against the Jewish Doctors, 1948–1953, New York 2003. Vielmehr machten sich im offiziellen Diskurs schon ab Herbst 1943 antisemitische Tendenzen bemerkbar, insbesondere beim Sekretär des sowjetischen Schriftstellerverbands Aleksandr Fadeev. Er polemisierte damals gegen einen Artikel von Il'ja Ehrenburg und gegen die zionistische Konferenz in New York vom November 1943, die zur Gründung eines jüdischen Staates in Palästina aufgerufen hatte. Vgl. Weiner, Making Sense of War, S. 195f.

⁴ Der Spruch, mit dem der Hauptmann Bredunov den jüdischen Soldaten Savelij Cukerman aus der Fassung bringt, ist authentisch und war ein bekannter Spottvers der Kriegs- und Nachkriegszeit: „Skol'ko vremja? Dva evreja, tretij žid po verevočke bežit.“ (dt.: „Wie spät ist es? Zwei Juden, der dritte Jude geht auf einem Strick. Und der Strick platzt und der Jude verreckt“, Anm. d. Red.) Den letzten Satz – „A verevka lopnula, žida i prichlopnula“, in dem vom Tod des Juden erzählt wird und der offenbar allgemein bekannt war, lässt Bredunov weg: Petr Šušpanov: Judé. In: Kontinent 116 (2003). URL: <http://magazines.russ.ru/continent/2003/116/shush.html>. Vgl. auch: Nacionalističeskie „draznilki“. URL: <http://mike67.livejournal.com/179514.html>.

man Bredunov zu Boden und prügelt so lange auf ihn ein, bis andere Soldaten eingreifen. Im letzten Moment können sie verhindern, dass Bredunov Cukerman aus Rache für seine Demütigung erschießt. Der Vorfall hat zur Folge, dass beide Beteiligten zu Strafsoldaten degradiert werden. Nach weiteren Peripetien endet der Konflikt letztlich mit einer Versöhnung zwischen Bredunov und Cukerman, kurz bevor der Hauptmann an einer schweren Verletzung stirbt. Insgesamt vermittelt die Serie den Eindruck, dass der Antisemitismus in der Roten Armee zum Alltag gehört. Teilweise werden Antisemiten in ihrer Haltung bestärkt – etwa, wenn die Soldaten den antisemitischen Tiraden ihres Hauptmanns lautstark johlend zustimmen –, teilweise werden sie in ihre Schranken gewiesen. So droht die mit Cukerman lierte Krankenschwester dem Hauptmann Bredunov, seinen Vorgesetzten zu melden, dass er durch antisemitische Äußerungen aufgefallen ist.

Dieser Handlungsstrang ist deshalb so bemerkenswert, weil das Judentum in der sowjetischen Erinnerungskultur eine marginale Rolle spielte und erst in post-sowjetischer Zeit wieder größere Aufmerksamkeit erfuhr. Die Diskriminierung und erst recht die Verfolgung von Jüdinnen und Juden durch die deutschen Besatzer konnte in der UdSSR seit 1945 nicht mehr thematisiert werden, weil das Judentum nun in der größeren Entität des Sowjetvolkes aufgehen sollte. Aus dem gleichen Grund galt es als nicht mehr opportun, die Kriegserfahrungen jüdischer Sowjetbürger/innen explizit zu erwähnen.⁵ Jetzt wurden die besonderen Verdienste jüdischer Soldat/innen und Partisan/innen im Kampf gegen das nationalsozialistische Deutschland verschwiegen und wurde das Gedenken an die nahezu drei Millionen Sowjetbürger/innen jüdischer Nationalität unterbunden, die dem Holocaust zum Opfer gefallen waren. Ebenso wenig durfte der Antisemitismus erwähnt werden, mit dem jüdische Sowjetbürger/innen im eigenen Land konfrontiert waren. Deshalb konnten antisemitische Tendenzen in der Roten Armee – von einer einzigen Ausnahme abgesehen – erst in Filmen der postsowjetischen Zeit thematisiert werden.⁶

Auch an anderer Stelle wird in „Strafbat“ deutlich gemacht, dass die Sowjetarmee nicht immer moralisch vorbildlich handelte. Erstens wird dies anhand des Verhaltens der Strafsoldaten gegenüber dem deutschen Feind demonstriert. So werden einmal deutsche Soldaten bei der Gefangennahme erschossen, obwohl sie sich schon ergeben und die Waffen von sich geworfen haben.⁷ Außerdem ist zu sehen, wie die Strafsoldaten Diebstähle an gefallenen Deutschen begehen. Dabei

⁵ Weiner, Making Sense of War, S. 212, setzt den Umschwung auf November 1943 an. Gegen Ende des Krieges wurden die Juden schon nicht mehr als separate Gruppe erwähnt, weder bei öffentlichen Erwähnungen heroischer Kriegstaten noch in offiziellen Berichten. Vgl. Weiner, Making Sense of War, S. 219.

⁶ Während der Sowjet-Ära wurde das Thema des Antisemitismus in der Roten Armee nur in Naum Birmans Film „Chronika pikirujuščego bombardirovčika“ (dt.: „Und sie waren noch nicht erwachsen...“) aus dem Jahr 1967 behandelt. Er beschränkte sich allerdings auf vorsichtige Andeutungen. Vgl. Alexander Prokhorov: Nikolaj Dostal: Penal Battalion (Shtrafbat, TV, 2004). In: KinoKultura 13 (2006), S. 4. URL: <http://www.kinokultura.com/2006/13r-strafbat.shtml>.

⁷ Allerdings wird dies nicht von allen Strafsoldaten gutgeheißen.

geht es nicht nur darum, sich überlebenswichtige Gebrauchsgegenstände wie Waffen, gute Stiefel und andere Kleidungsstücke zu besorgen, an denen es den Strafsoldaten fehlt. Vielmehr nehmen die Kriminellen im Bataillon gefallenen deutschen Soldaten auch gezielt Wertsachen ab und betrachten solche „Trophäen“ als Ehrensache. Vereinzelt weigern sich Strafsoldaten, gefallene Deutsche zu begraben, obwohl sie dazu von Tverdochlebov den Befehl bekommen haben.

Zweitens werden sogar Verbrechen der Roten Armee an der sowjetischen Zivilbevölkerung gezeigt. Unmittelbar nach der Befreiung eines ukrainischen Ortes vergewaltigt der Strafsoldat Bulyga dort eine junge Frau. Ein solches Verbrechen widerspricht fundamental dem traditionellen Bild von der moralisch überlegenen sowjetischen Befreiungsarmee. Allerdings wird die Tat auf doppelte Weise relativiert. Die Kameraführung und der Dialog zwischen Täter und Opfer legen die Lesart nahe, dass die Vergewaltigung im Affekt passierte, weil der Soldat beim Anblick der attraktiven jungen Frau von seiner Lust überwältigt wurde.⁸ Außerdem wird Bulyga als eine durch und durch unmoralische Negativfigur und als ein Außenseiter im Strafbataillon charakterisiert.⁹ Das Verhalten der Einwohner/innen des ukrainischen Ortes im Film nimmt die Relativierung der Tat allerdings wieder ein Stück weit zurück. Denn es legt die Annahme nahe, dass die Zivilbevölkerung Angehörigen der Sowjetarmee misstraute und sie keineswegs nur als Befreier wahrnahm. Die Sowjetsoldaten werden bei ihrem Einmarsch in die ukrainische Stadt nicht überschwänglich empfangen, vielmehr sind die Straßen zunächst völlig ausgestorben, weil sich die Bewohner/innen in Sicherheit gebracht haben – wohl nicht nur wegen der noch im Ort verbliebenen Deutschen und Kollaborateure. Dies lässt sich aus dem Vorwurf schließen, den der Großvater an seine vergewaltigte Enkelin richtet: Vor den Deutschen habe sie sich versteckt, aber den eigenen Leuten habe sie sich hingegeben. Implizit heißt dies, dass sowohl den deutschen als auch den sowjetischen Soldaten Vergewaltigungen zugetraut werden.¹⁰

Was das Verhältnis der Roten Armee zur sexualisierten Gewalt betrifft, entwirft der Film ein ambivalentes Bild. Als Tverdochlebov den Befehl bekommt, mit seinem Strafbataillon die Stadt nach Wehrmachtsoldaten und Kollaborateuren zu durchsuchen, bekommt seine Einheit eine Art Freibrief, dass sie nach Belieben über die Lebensmittel und über die Frauen in dem Ort verfügen darf.¹¹ Tverdoch-

⁸ Vgl. zur Entlastungsfunktion einer solchen Interpretation von Vergewaltigungen: *Ruth Seifert: Krieg und Vergewaltigung. Ansätze zu einer Analyse*, Sowi-Arbeitspapier Nr. 76, München 1993, S. 2f.

⁹ Dies ist bei weitem nicht das einzige Verbrechen, das er begeht. Einen Strafsoldaten, der überraschend Zeuge der Vergewaltigung wird, erschießt er. Einen anderen Mitsoldaten, der den Erschossenen kurz nach der Tat entdeckt, bringt er mit der Drohung zum Schweigen, er werde ihm den Mord anlasten, falls er den Vorfall melde. Außerdem betätigt sich der Vergewaltiger später als Spitzel für den NKVD und versucht schließlich, sich vor Kampfhandlungen zu drücken.

¹⁰ Diese Interpretation findet sich bei *Anninskij*, Štrafbat kak zerkalo Velikoj Otečestvennoj, S. 2.

¹¹ Der Major, der den Befehl überbringt, sagt Tverdochlebov, seine „Verbrecher“ würden im befreiten Ort alles finden, was sie bräuchten: „Fressen, Trinken und Weiber“. Russischer Originaltext: „Tam v gorodke twoim ugolovnikam žratva, i vypivka i baby.“

lebov nutzt diesen Freibrief jedoch nicht und schreitet sofort ein, als der Großvater der Vergewaltigten ihm das Verbrechen meldet. Er versucht, den Vergewaltiger zu identifizieren, um ihn zu bestrafen – allerdings ohne Erfolg, denn er stößt auf eine Mauer des Schweigens. Das Mädchen erträgt die Schande der Vergewaltigung nicht und erhängt sich, ohne den Täter genannt zu haben. Letztlich ereilt den Vergewaltiger Bulyga aber doch seine „verdiente“ Strafe: Gegen Ende des Films wird er von Glymov erschossen, als Bulyga sich dem Kampf zu entziehen versucht. Kurz vor der Erschießung sagt ihm Glymov, dies sei die Strafe für die Vergewaltigung und für die Denunziationen, die er zu verantworten habe. Auch Bulygas Schikanen gegenüber Cukerman werden von Glymov als Motiv genannt.

Die dritte wichtige Aussage der TV-Serie lautet, dass sich der Patriotismus in „Strafbat“ ausschließlich auf die „Heimat“ („rodina“) bezieht, nicht auf das Sowjetystem.¹² In diesem Punkt sind sich alle Strafsoldaten einig, unabhängig davon, ob sie politische Gefangene, Berufsverbrecher oder degradierte Berufsoffiziere sind. Alle haben das Ziel, ihre Heimat von der deutschen Besatzung zu befreien, auch um den Preis des eigenen Lebens. Von der Bewahrung oder Wiederherstellung der Sowjetmacht ist keine Rede. Ausgesprochen deutlich wird dieses Verständnis von Patriotismus, als Bataillonskommandeur Tverdochlebov den Raubmörder Glymov kurz vor dem ersten Kampfeinsatz der Einheit fragt, warum er sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet hat. Daraufhin erklärt Glymov, dass er zwar ein Gegner des Sowjetstaates und ein Berufsverbrecher ist, dass ihm die „Heimaterde“ („zemlya rodnaja“) jedoch viel bedeute. Dass die Deutschen die Gegend von Orel besetzt hielten, wo sein Heimatdorf liege, sei für ihn schlimmer „als ein Messer im Hals“ („chuže čem nož v gorle“). Darauf folgt eine hochemotionale Szene, in der Tverdochlebov seine Kompaniechefs auf Knien darum bittet, die Soldaten in die Attacke zu führen, obwohl dabei ein nicht geräumtes Minenfeld überwunden werden muss. Der Kommandeur erklärt ihnen, er sei bereit zu sterben, damit sein Land in Zukunft frei sein könne. Auch er nennt nicht die Rettung oder Wiederherstellung der Sowjetmacht als Motivation, obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch überzeugter Kommunist ist. Dieses Patriotismusverständnis der Strafsoldaten kann zwar teilweise an den offiziellen Diskurs während des Krieges anknüpfen, in dem die nationale Identität stärker betont wurde als die kommunistische Ideologie. Andererseits widerspricht diese Auffassung der offiziellen sowjetischen These, der Sieg sei durch die weise Führung der Partei möglich geworden und habe die Überlegenheit des Sowjetsystems unter Beweis gestellt. Die Ursache für dieses ganz auf „Heimat“ bezogene Verständnis von Patriotismus liegt darin, dass die meisten Strafsoldaten traumatisierende Erfahrungen mit dem Sowjetystem gemacht haben. Auch jetzt bekommen sie wieder die Menschenverachtung des Systems und sein Misstrauen gegenüber allen Bürger/innen zu spüren. Wie der

¹² Der Regisseur bezeichnet dies als die wichtigste Aussage von „Strafbat“. Vgl. *Evgenij Gusjatinskij*: Nikolaj Dostal: „Ich prigovorili k podvigu“. In: *Iskusstvo kino* 11 (2004), S. 6 des Beitrags. URL: <http://kinoart.ru/archive/2004/11/n11-article4>. Vgl. auch *Evgenij Majzel*: S čego načinaetsja rodina. In: *Iskusstvo kino* 11 (2004), S. 3. URL: <http://kinoart.ru/archive/2004/11/n11-article3>.

Historiker Peter Jahn es plastisch ausgedrückt hat, stehen die Strafsoldaten zwischen zwei Feuern: zwischen dem der Deutschen und dem der NKVD-Sperr-einheiten.¹³

Hiermit ist eine weitere zentrale Aussage des Films verbunden: Von den sowjetischen Institutionen haben die Strafsoldaten nichts Gutes zu erwarten. Die Armeeführung und der NKVD machen den Männern immer wieder deutlich, dass sie Bürger zweiter Klasse ohne jegliche Rechte sind. Sie werden als Kanonenfutter verheizt, um das Leben der „wertvolleren“ regulären Soldaten zu schützen. Sogar die deutschen Gegner betrachten den Umgang der sowjetischen Seite mit den Soldaten als eine unnötige Verschwendug menschlicher Ressourcen. Als ein deutscher Offizier erkennt, dass die sowjetische Armeeführung das Strafbataillon für ein Ablenkungsmanöver geopfert hat, sagt er: „Sie haben über 1 000 Soldaten in den sicheren Tod geschickt. Die Freigebigkeit der Russen weckt Bewunderung. Wenn Deutschland so viele Soldaten hätte, (...) würden wir sie nicht so vergeuden.“¹⁴ Der NKVD, der die Strafsoldaten allesamt als Verbrecher und „Volksfeinde“ betrachtet, ist für Tverdochlebovs Einheit sogar ein schlimmerer Gegner als die Deutschen. Der Hauptkonflikt in der Serie spielt sich dementsprechend nicht zwischen Sowjets und Deutschen, sondern zwischen dem Strafbataillon und dem NKVD ab.¹⁵

Das Bild der Deutschen in der TV-Serie ist ambivalent. Einerseits erscheinen sie als ein gefährlicher Aggressor und Besatzer, von dem eine tödliche Bedrohung ausgeht und der unbedingt bekämpft werden muss. Dabei beschränkt sich der Film allerdings weitgehend darauf, die Brutalität der deutschen Truppen im Rahmen regulärer Kriegshandlungen zu zeigen. Nur selten werden die Deutschen als Schurken charakterisiert wie in der Anfangsszene des Films. Dort lässt ein SS-Mann ausgehungerte sowjetische Kriegsgefangene in eine Hütte mit Essen führen und ordnet dann die Erschießung all derer an, die sich – aus seiner Sicht – wie „Vieh“ („bydlo“) unbeherrscht auf die reich gedeckten Tische gestürzt haben. Selbst diejenigen, die die Speisen und Getränke nicht angerührt haben und sich dadurch – wie der SS-Mann meint – als „echte Soldaten“ („nastojaščie soldaty“) erwiesen haben, werden erschossen, sofern sie sich weigern, als Kollaborateure bei der Vlasov-Armee zu dienen. Von dieser Ausnahme abgesehen, werden im Film die Verbrechen der deutschen Truppen an der sowjetischen und insbesondere an der jüdischen Zivilbevölkerung nicht gezeigt. Lediglich Requisitionen und Plündерungen sind kurz zu sehen.

¹³ Peter Jahn: Strafsoldaten für die Front. In: Die Zeit Online 42 (2004), S. 3. URL: http://www.zeit.de/2004/42/Strafsoldaten_fuer_die_Front.

¹⁴ Die Übersetzung orientiert sich teilweise an: Peter Jahn: Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood. Der ‚Große Vaterländische Krieg‘ in russischen TV-Serien der Gegenwart. In: Beate Fieseler, Jörg Ganzenmüller (Hrsg.): Kriegsbilder. Mediale Repräsentationen des „Großen Vaterländischen Krieges“. Essen 2010, S. 115–130, hier S. 123. (Russischer Originaltext: „Poslali bol'se 1000 soldat na zavedomuju gibel'. Šedrost' russkich vzyvaet voschiščenie. Esli by u Germanii bylo stol'ko že soldat, i togda, ja dumaju, my ne rešil's' by ich tak tratit“.)

¹⁵ Dies stimmt mit der Einschätzung des Regisseurs überein. *Gusjatinskij*, Nikolaj Dostal', S. 7.

Insgesamt überwiegt in der Serie ein völlig anderes Bild von den Deutschen. Sie werden zum Teil als ungeschickte Tölpel, zum Teil als Schicksalsgenossen der Sowjetsoldaten charakterisiert. Die einfachen Wehrmachtssoldaten sind oft blutjunge Männer, die den Krieg offenbar nicht gewollt haben. Wie der Film zeigt, kann man sich mit ihnen arrangieren oder sogar Freundschaft schließen. So nutzen deutsche und sowjetische Soldaten in einer stillschweigenden Absprache gemeinsam einen verlassenen Vorratsbunker der Wehrmacht. Dort steht Glymov in einer spannungsreichen, fast wortlosen Szene plötzlich einem offen und freundlich wirkenden jungen Wehrmachtssoldaten gegenüber, der ihn zu einer Zigarette und zu einem Schluck Rum einlädt, nachdem der erste Schreck über die unerwartete Begegnung verflogen ist. Als die Strafsoldaten von einem Mitkämpfer denunziert und vom NKVD gezwungen werden, den Vorratsbunker zu stürmen, sterben dabei sowohl der junge Wehrmachtssoldat als auch der NKVD-Major Charčenko. Glymov, der sich mit dem Deutschen angefreundet hatte, bedauert dessen Tod mehr als den des NKVD-Mannes und hat Gewissensbisse, weil er meint, den Deutschen durch seine Beteiligung an der Eroberung des Vorratsbunkers verraten zu haben.

Hier entspricht die TV-Serie einer Tendenz in der europäischen Erinnerungskultur, Soldaten im Krieg vor allem als Opfer darzustellen.¹⁶ Im Gegensatz zu diesem Trend bleiben die Soldaten in „Strafbat“ aber zugleich Helden. Ihr Heroismus besteht allerdings nicht nur darin, die Heimat zu verteidigen, sondern auch darin, sich für die Gemeinschaft des Strafbataillons einzusetzen. Dies bedeutet, die kärglichen Essensvorräte zu teilen, Verletzte auch bei größter Gefahr abzutransportieren, Mitsoldaten emotionale Unterstützung zu leisten, Gefallene zu begraben. Allerdings ist die praktizierte Solidarität manchmal auch fragwürdig, vor allem dann, wenn Verbrechen von Mitsoldaten gedeckt werden. Zudem ist die Strafeinheit keine völlig verlässliche Gemeinschaft – nicht zuletzt wegen der Denunzianten, vor denen eine ständige Gefahr ausgeht.

Die letzte wichtige Aussage des Films besteht darin, dass der „Große Vaterländische Krieg“ als „heiliger Krieg“ dargestellt wird. Dieser sakralisierende Begriff wur-

¹⁶ Vgl. Sophie Wahnich: Les musées d'histoire du XXe siècle en Europe. In: *Études: Revue de Culture Contemporaine* 7/8 (2005), S. 29–41. URL: <http://www.cairn.info/revue-etudes-2005-7-page-29.htm>. Anhand neu konzipierter Museen in Frankreich, Deutschland und Ungarn, die den Kriegen des 20. Jahrhunderts gewidmet sind, stellt Wahnich fest, dass es in der heutigen europäischen Wahrnehmung von Kriegen keine Helden mehr gibt. Die von ihr analysierten Ausstellungen beschränkten sich darauf, Mitleid mit den Opfern zu wecken. Sie ermutigten daher zum Attentismus anstatt zum Einstehen für bestimmte Werte, was Wahnich als problematisch ansieht. Außerdem werde die Unterscheidung zwischen Opfern und Tätern verwischt. Eine Ausnahme von dieser Tendenz sind aus Wahnichs Sicht britische Kriegsmuseen. Dort werde am Konzept der Heroisierung festgehalten. Vgl. dazu Birgit Beumers: The Serialization of the War. In: *Kinokultura* 12 (2006). URL: <http://www.kinokultura.com/2006/12-beumers.shtml>. Beumers meint, heroische Qualitäten würden heutzutage in der Fähigkeit gesehen zusammenzuhalten und in einer lasterhaften Umgebung kameradschaftlich zu sein. Vgl. zum Opferdiskurs in Deutschland, der schon bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs einsetzte, Svenja Goltermann: Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg. München 2009, S. 15, 91.

de zwar schon in der Sowjetzeit verwendet, um zu betonen, dass der Kampf gegen das nationalsozialistische Deutschland ein gerechter Krieg im Namen des Kommunismus war, der das Land gegen eine existenzielle Bedrohung verteidigen sollte. Während der Begriff des „heiligen Krieges“ im sowjetischen Kontext nur im übertragenen Sinn verwendet wurde, ist er in „Štrafbat“ jedoch wörtlich zu verstehen. Hier kämpft eine von christlichen Werten inspirierte Gemeinschaft für die Befreiung des Landes. Denn im Lauf der Handlung haben viele Strafsoldaten zum christlichen Glauben gefunden. Dementsprechend bezeichnet der Pope das Bataillon in der Schlusssequenz als „heiliges Heer“ („svjatoe vojnstvo“). Durch die Erscheinung der Gottesmutter über dem Schlachtfeld in der Schlussszene wird der militärisch fragwürdige Tod der tausend Soldaten überhöht und mit einem transzendentalen Sinn aufgeladen.¹⁷ Dieser Effekt wird dadurch verstärkt, dass die „Ganznächtliche Vigil“ („Vsenoščnaja“) von Rachmaninov gleichsam als Requiem für das Bataillon erklingt, während die Kamera an den Gefallenen vorbeizieht und dann der Abspann des Films minutenlang die Liste aller Strafeinheiten zeigt, die im Zweiten Weltkrieg in der Roten Armee gekämpft haben.¹⁸ Dass die Erscheinung der Gottesmutter große Ähnlichkeit mit der Ikone der Gottesmutter von Kazan' hat, könnte als Hinweis darauf zu verstehen sein, dass die Sowjetarmee im weiteren Verlauf des Krieges die Wehrmacht mit Gottes Hilfe besiegen wird. Denn die Ikone der Gottesmutter von Kazan' soll – so die Legende – im 17. Jahrhundert zum Sieg Russlands gegen polnisch-litauische Truppen und im 19. Jahrhundert zum Sieg gegen Napoleon beigetragen haben.¹⁹ Diese christliche Wendung im letzten Drittel der Serie ist ein Tribut an den wichtigen Status der russisch-orthodoxen Kirche im offiziellen postsowjetischen Diskurs. Überhaupt verkörpert der Pope die „positive Ideologie“ der Serie, die aus drei wichtigen Komponenten besteht: „Patriotismus, russisch-orthodoxe Religion und Volkstümlichkeit“.²⁰ Dieses Wertesystem macht es den Filmemachern leichter, eine kritische Perspektive auf die Sowjetmacht und auf ihre Rolle im Zweiten Weltkrieg zu entwickeln.

Relevanz

Die besondere Relevanz von „Štrafbat“ ergibt sich vor allem daraus, dass der Film den „Großen Vaterländischen Krieg“ in einem für die postsowjetische Zeit neuen Format abhandelt und ein bisher noch kaum behandeltes Thema der Kriegsge-

¹⁷ Majzel', S čego načinaetsja rodina , S. 3.

¹⁸ Insgesamt gab es in der Roten Armee während des Zweiten Weltkriegs 65 Strafbataillone mit jeweils 800 Mann und 1048 Strafkompanien mit jeweils 150 oder 200 Mann. Vgl. Alex Statiev: Penal Units in the Red Army. In: Europe-Asia Studies 62, 5 (2010), S. 721-747, hier S. 726, 728.

¹⁹ Adolf Hampel: Die Heimkehr der „Muttergottes von Kazan“. In: Spiegel der Forschung 22 (2005). Nr. 1/2. URL: http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2005/2538/pdf/SdF-2005-90-92_Hampel.pdf.

²⁰ Majzel', S čego načinaetsja rodina , S. 2.

schichte in den Mittelpunkt stellt. Denn zum ersten Mal nach dem Ende des Staatssozialismus in Russland war in „Strafbat“ das Thema des „Großen Vaterländischen Krieges“ im Format der TV-Serie zu sehen.²¹ Dies ist insofern bemerkenswert, als TV-Serien immer die Tendenz zur Popularisierung und Trivialisierung haben, was einem so ernsten Stoff wie der Geschichte des Zweiten Weltkriegs nicht unbedingt angemessen erscheint.²² Erst in den frühen 2000er Jahren war nach einer etwa zehnjährigen Pause das Thema „Großer Vaterländischer Krieg“ in den russländischen Film zurückgekehrt. Davor war es in einheimischen Produktionen nicht behandelt worden, wohl aus zwei Gründen: einerseits, weil die starke Reglementierung und Forcierung des Themas in der späten Sowjetzeit Überdruss hervorgerufen hatte; andererseits, weil die russländische Filmindustrie in den 1990er Jahren eine tiefe Krise durchmachte und es ihr an den nötigen finanziellen Ressourcen fehlte, um Filme über den „Großen Vaterländischen Krieg“ zu drehen. Solche Produktionen sind stets aufwändig und teuer, weil bei der Aufnahme von Kampfszenen *special effects* und Pyrotechnik zum Einsatz kommen.²³ Das Thema des Zweiten Weltkriegs blieb durch die Wiederholung sowjetischer Filme im Fernsehen dennoch präsent.²⁴

Außerdem steht im Zentrum der Serie „Strafbat“ einer der wenigen verbliebenen „weißen Flecken“ der Kriegsgeschichte.²⁵ Während des „Großen Vaterländischen Krieges“ wurden die Strafeinheiten in der Presse nicht erwähnt, ihre wissenschaftliche Erforschung war verboten.²⁶ Dass dieses Phänomen existiert hatte, war vielen Sowjetbürger/innen dennoch bekannt, vor allem aus dem Lied des bekannten Sängers, Schauspielers und Dichters Vladimir Vysockij aus dem Jahr 1964, „Strafnye batal'ony“,²⁷ teilweise auch aus literarischen Werken von Astaf'ev und

²¹ In der gesamten Sowjetzeit gab es nur eine einzige TV-Serie über den „Großen Vaterländischen Krieg“, die allerdings bis heute Kultstatus hat: „Semnadcat' mgnovenij vesny“ („Siebzehn Augenblicke des Frühlings“) von Tatjana Lioznova aus den 1970er Jahren. Vgl. Beumers, *Serialization of the War*. Die Produktion dieser Serie diente vor allem dazu, das Ansehen des sowjetischen Geheimdienstes zu verbessern. Ihr Titelheld, Max Otto von Stirlitz, war ein sowjetischer Agent, der in führender Position im Sicherheitsapparat des nationalsozialistischen Deutschland arbeitete.

²² In TV-Serien dominieren daher in der Regel andere Genres: Literaturverfilmungen, Kostümfilme, Krimis und Sitcoms. Vgl. Beumers, *The Serialization of the War*. Die Produktion von russländischen TV-Serien setzte 1999 ein, nachdem zunächst ausschließlich ausländische Serien, vor allem aus den USA und Südamerika, gesendet worden waren. Von Anfang an bestand eine wichtige Funktion dieser Serien in der Konstruktion und Repräsentation nationaler Identität. *Daniil Dondurej: 90-ye: kino snimali dlja drugoj strany*. In: D.V. Dragunskij (Hrsg.): *Liberal'nye reformy i kul'tura*. Moskva 2003, S. 90–107, hier S. 103.

²³ Beumers, *Serialization of the War*. Vgl. auch Birgit Beumers über die russländischen Kriegsfilme der 1990er Jahre: *Birgit Beumers: Myth-Making and Myth-Taking: Lost Ideals and the War in Contemporary Russian Cinema*. In: *Canadian Slavonic Papers* 42, 1–2 (2000), S. 171–189. Über die Situation der russländischen Filmindustrie in den 1990er Jahren: *Birgit Beumers: A History of Russian Cinema*. Oxford/New York 2009, S. 217–219.

²⁴ Jahn, *Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood*, S. 118.

²⁵ *Gusjatinskij*, Nikolaj Dostal', S. 2.

²⁶ *Statiev*, *Penal Units in the Red Army*, S. 722.

²⁷ Das Lied kursierte – wie die meisten Werke Vysockijs – bis in die 1980er Jahre hinein nur jenseits der staatlich kontrollierten Medien. Erst während der Perestrojka erschien es in einer Werkausgabe Vysockijs: *Vladimir Vysockij: Izbrannoe*. Moskva 1988, S. 20.

Solženicyn.²⁸ Erst während der Perestrojka begann eine intensivere Beschäftigung von Filmemachern und Historikern mit dem Thema: 1989 drehte Lev Danilov den Dokumentarfilm „Štrafniki“ und Villen Novak den Spielfilm „Gu-ga“.²⁹ Ende der 1980er und 1990er Jahre wurden erste Quellen über die Regierungspolitik zu den Strafbataillonen veröffentlicht,³⁰ Mitte der 2000er Jahre erschienen erste Memoiren von ehemaligen Angehörigen von Strafeinheiten.³¹ Breite gesellschaftliche Beachtung fand das Thema jedoch erst durch die TV-Serie „Das Strafbataillon“.

Das in der russländische Öffentlichkeit bis dahin weitgehend unbekannte Thema der Strafeinheiten verknüpft die Serie mit vielen Aspekten des „Großen Vaterländischen Krieges“, die in der Sowjetunion zwar lange Zeit tabuisiert waren, aber bereits im Film der „Tauwetter“-Periode (1953–1964) oder der spät- und post-sowjetischen Zeit behandelt worden sind: Sie zeigt individuelle Schicksale und das Leiden im Krieg, auch das Thema der in deutsche Kriegsgefangenschaft geratenen und dann in der Sowjetunion als Verräter bestraften Rotarmisten. Die Serie macht auch Brüche und Konfliktlinien innerhalb der sowjetischen Gesellschaft sichtbar, etwa die Kollaboration von Teilen der sowjetischen Bevölkerung mit der deutschen Besatzungsmacht, das Überlaufen von Sowjetsoldaten zur Vlasov-Armee, teilweise auch den Antisemitismus in der Roten Armee. Vor allem betont der Film den hohen Preis des Sieges, den er zu einem Großteil auf die Herrschaftspraktiken und Repressionen der Stalin-Ära zurückführt. In dieser wichtigen Grundausage unterscheidet sich „Štrafbat“ deutlich von der dominanten Interpretation des Zweiten Weltkriegs im russländischen Vergangenheitsdiskurs. Dort werden die Verbrechen der Stalin-Ära angesichts des militärischen Sieges oft verharmlost oder gar gerechtfertigt, was ein erhebliches Hindernis für die Aufarbeitung der belasteten Vergangenheit darstellt.³²

Bis heute ist „Štrafbat“ die einzige Serie zum Thema der Strafeinheiten geblieben, wenn es auch inzwischen eine Vielzahl von russländischen TV-Serien gibt, die sich mit dem „Großen Vaterländischen Krieg“ beschäftigen.³³ Zwar hat der

²⁸ Vgl. Prokhorov, Nikolaj Dostal': Penal Battalion, S. 2 und Gusjatinskij, Nikolaj Dostal', S. 4. Erwähnt wurden die Strafbataillone etwa im Roman „Placdarm“ von Astaf'ev. Vgl. V. Dajnes, V. Abaturov: Pravda o Štrafbatach-2. Moskva 2009, S. 103f.

²⁹ I. Pichalov, A. Pyl'cin, A. Vasil'cin u. a. (Hrsg.): Štrafbaty po obe storony fronta. Moskva 2008, S. 111.

³⁰ Prikaz narodnogo komissara oborony Sojuza SSR N 227. In: Voenno-istoričeskij žurnal 8 (1988), S. 79f.; V. Zolotarev (Hrsg.): Russkij archiv. Velikaja Otečestvennaja. T. 2/2. Moskva 1997 und T. 5/2. Moskva 1996. A. Žadobin, V. Markovčin, V. Christoforov (Hrsg.): „Ognennaja duga“. Kurskaja bitva glazami Lubjanki. Moskva 2003.

³¹ A. Pyl'cin: Štrafnoj udar ili kak oficerskij štrafbat došel do Berlina. Sankt-Peterburg 2003. Erst nach dem Film „Štrafbat“ erschienen: M. Suknev: Zapiski komandira štrafbata. Moskva 2006; vgl. Statiev, Penal Units in the Red Army, S. 722.

³² Jahn, Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood, S. 124; Lev Gudkov: Die Fesseln des Sieges. Russlands Identität aus der Erinnerung an den Krieg. In: Osteuropa 4–6 (2005), S. 54–73, hier S. 56, 69.

³³ Vgl. hierzu Jahn, Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood, S. 124–130. Auch in Dokumentationen blieb das Thema im russländischen Fernsehen präsent, allerdings nicht in der für die TV-Serie „Štrafbat“ kennzeichnenden Ausführlichkeit. So zeigte etwa der Sender NTV 2010

prominente, Putin nahe stehende Regisseur Nikita Michalkov das Thema der Strafbataillone in Teil 2 und 3 seiner Trilogie „Utomlennye solncem“ („Die Sonne, die uns täuscht“) aufgegriffen.³⁴ Diese erreichten aber weder das Niveau noch die gesellschaftliche Resonanz von Nikolaj Dostal's „Štrafbat“ und wurden von der Kritik verrissen.³⁵ Die beiden Produktionen, die zu den teuersten in der russländischen Filmgeschichte gehören, waren in den russländischen Kinos und auch bei ihrer Ausstrahlung im Fernsehen ein Misserfolg.

Auch die Breitenwirkung von „Štrafbat“ ist bis heute unerreicht. Zwar gab es gerade in den Jahren 2002–2004 einige andere, ähnlich vielschichtige Filme über den „Großen Vaterländischen Krieg“, in denen sich die Grenzen zwischen Freund und Feind verwischten oder in denen innersowjetische Konflikte thematisiert wurden, etwa „Kukuška“ („Kuckuck“) von Aleksandr Rogožkin (2002), „Poslednij poezd“ („Der letzte Zug“) von Aleksej German jr. (2003) und „Svoi“ („Die Unsriegen“) von Dmitrij Meschiev (2004).³⁶ Aber die meisten dieser Filme wurden auf Festivals vor relativ kleinem Publikum vorgeführt, nur „Svoi“ erreichte im Kino ein Massenpublikum.³⁷ Die elf Folgen von „Štrafbat“ hingegen wurden im Fernsehen gezeigt, also im einzigen Massenmedium, das in der ersten Hälfte der 2000er Jahre praktisch die gesamte russländische Bevölkerung erreichte. Die Serie wurde zur *prime time* im zweiten Kanal des russländischen Staatsfernsehens ausgestrahlt³⁸ und erzielte Einschaltquoten von knapp 45 Prozent. Auch als DVD verkaufte sich „Štrafbat“ hervorragend: Allein im ersten Monat gingen 30 000 Exemplare über den Ladentisch. 2007 wurde die Serie im Fernsehen wiederholt.³⁹

Zu einem erheblichen Teil ergibt sich die Relevanz der Serie aus ihrer intensiven Rezeption bzw. aus der breiten gesellschaftlichen Diskussion, die sie hervorgerufen hat. Auffällig ist, dass die Serie bei einem sehr breiten Publikum Erfolg hatte, nicht zuletzt bei jungen Leuten.⁴⁰ Dies ist ein entscheidender Punkt, weil sich das Erinnern an den Zweiten Weltkrieg momentan in einer Umbruchphase befindet: Die Erlebnisgeneration verschwindet, das mediale Erinnern wird dementsprechend immer wichtiger, und es stellt sich die Frage, welche Formen des Gedenkens die junge Generation ansprechen, damit die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg wach gehalten werden kann.

im Rahmen seiner TV-Serie „Altar' Pobedy“ als 20. Teil die Folge „Štrafbat“. Vgl. Altar' Pobedy. 20 s. Štrafbat 1. URL: <http://www.youtube.com/watch?v=rJUYBIGI6yE&feature=related>.

³⁴ Teil 2: „Predstojanie“ („Der Exodus“) (2010), Teil 3: „Citadel“ („Die Zitadelle“) (2011).

³⁵ Vgl. z. B. *Michail Trofimenkov*: Pobeda nad smyslom. Utomlennye solncem-2. Citadel'. In: *Kommersant-Gazeta* vom 5. Mai 2011. URL: <http://www.kommersant.ru/doc/1634438>; Russland Mega-Flop: „Die Sonne, die uns täuscht 2“ In: *Die Presse*.com vom 30. Apr. 2010. URL: http://diepresse.com/home/kultur/film/562155/Russland-MegaFlop_Die-Sonne-die-uns-tauescht-2.

³⁶ Vgl. hierzu *Isabelle de Keghel*: Ungewöhnliche Perspektiven. Der Zweite Weltkrieg in neueren russländischen Filmen. In: *Osteuropa* 4–6 (2005), S. 337–346, vor allem S. 340–346.

³⁷ *Jahn*, Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood, S. 120.

³⁸ *Gusjatinskij*, Nikolaj Dostal', S. 4.

³⁹ *Prokhorov*, Nikolaj Dostal': *Penal Battalion*, S. 4; *Jahn*, Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood, S. 122; vgl. FN 12.

⁴⁰ *Gusjatinskij*, Nikolaj Dostal', S. 2.

In einigen Ländern Westeuropas wurde „Štrafbat“ ebenfalls wahrgenommen, allerdings deutlich weniger intensiv als in Russland selbst. Gezeigt wurde die Serie nur in Finnland, wo sie 2007 im Fernsehen ausgestrahlt wurde.⁴¹ Sie fand aber in verschiedenen westlichen Ländern, etwa in Großbritannien und Deutschland, im Feuilleton und in der geschichtswissenschaftlichen Fachwelt Beachtung.⁴²

Die Serie hat eine Vielzahl von Publikationen angeregt. Einerseits handelt es sich dabei um Interviews mit bzw. Ego-Dokumente von Kriegsveteranen, die sich mit der Frage auseinandersetzen, inwiefern die TV-Serie die Realität des Krieges widerspiegelt.⁴³ Die meisten dieser Texte verneinen dies. Andererseits hat sich auch die wissenschaftliche Forschung zu den sowjetischen Strafeinheiten intensiviert.⁴⁴ Da die relevanten Akten frühestens im Jahr 2017 freigegeben werden, kann sie sich allerdings nur auf eine sehr schmale Quellenbasis stützen: auf die publizierten Befehle zur Organisation der Strafeinheiten und auf Ego-Dokumente von Strafsoldaten.⁴⁵

Rezeption

Die meisten Reaktionen auf den Film waren äußerst positiv. Von der Mehrheit des Publikums und der Rezensent/innen wurde die Serie als außergewöhnlich authentisch und glaubwürdig wahrgenommen, viele waren davon zutiefst aufgewühlt.⁴⁶ Sie empfanden die Serie als realistische Darstellung des verbrecherischen, menschenverachtenden Charakters des stalinistischen Regimes und des Leidens der einfachen Soldaten im Krieg. Die Serie wurde als so bedeutend eingestuft, dass ihr sogar ein Themenschwerpunkt in der angesehenen Fachzeitschrift für Filmwissen-

⁴¹ Shtrafbat. In: International Movie Database. URL: <http://www.imdb.com/title/tt0425715/>.

⁴² Prokhorov, Nikolaj Dostal': Penal Battalion; Jahn, Strafsoldaten für die Front.

⁴³ Ego-Dokumente von Zeitzeugen: Aleksandr Pylcyn: Pravda o štrafbatach. Kn. 1: Kak oficerskij štrafbat došel do Berlina. Moskva 2008 (Neuauflage). Ders.: Glavnaja kniga o štrafbatach. Moskva 2009. Interviews mit Zeitzeugen, die von russändischen Historikern und Publizisten gesammelt und in mehreren Bänden herausgegeben wurden: Dajnes, Abaturov, Pravda o štrafbatach-2, Bd. 2 (2. Aufl. 2009) (eine wichtige Intention des Buches ist die Widerlegung „antisowjetischer Mythen“); Ju. Rubcov: Štrafniki Velikoj Otečestvennoj. Moskva 2007 (das gesamte Buch ist als Gegendarstellung zur TV-Serie „Štrafbat“ konzipiert und zielt darauf ab, anhand einer Kompilation relevanter Passagen aus Memoiren ehemaliger Strafsoldaten die fiktiven Fehler im Film aufzudecken; nach Ansicht des Militärhistorikers Rubcov beschmutzt die TV-Serie das Andenken an den „Großen Vaterländischen Krieg“); Pychalov, Pylcyn, Vasil'cyn u. a. (Hrsg.), Štrafbaty po obe storony fronta, (vergleichende Studie deutscher und sowjetischer Strafbataillone; auch hier geht es in einem Großteil des Buches um „Dichtung und Wahrheit“ im Hinblick auf die Geschichte der sowjetischen Strafbataillone). Die Bücher von Dajnes, Abaturov (2009) und Pylcyn (2009) erschienen in der Reihe „Militärhistorischer Bestseller“ des großen russändischen Verlags EKSMO. Vgl. zu den Buchpublikationen auch Statiev, Penal Units in the Red Army, S. 722.

⁴⁴ Vgl. hierzu den Forschungsüberblick von Statiev, Penal Units in the Red Army, S. 721-747.

⁴⁵ Ebd., S. 722.

⁴⁶ Maizel', S čego načinaetsja rodina , S. 1.

schaft, „Iskusstvo kino“, gewidmet wurde.⁴⁷ Scharfe Kritik gab es vor allem seitens Kriegsveteranen, Militärhistorikern und national-patriotischen Publizisten. Viele von ihnen empfanden die Serie als Herabwürdigung des sowjetischen Sieges im Zweiten Weltkrieg und nutzten die darin enthaltenen historischen Ungenauigkeiten, um sie als unglaubwürdig oder sogar lügenhaft anzugreifen. So machten sie etwa darauf aufmerksam, dass die Zusammensetzung des Strafbataillons nicht der historischen Realität entspreche. Denn Strafbataillons bestanden ausschließlich aus straffällig gewordenen, degradierten Offizieren, während alle anderen Strafsoldaten in Strafkompanien („Strafnye roty“) dienten. Daher konnten in einem Strafbataillon weder „Politische“ noch Kriminelle sein.⁴⁸ Außerdem wurden Strafbataillone nicht von Strafsoldaten kommandiert, sondern von Offizieren, die als besonders zuverlässig galten.⁴⁹ Darüber hinaus betonten die Kritiker der Serie, die Ausrüstung, Kleidung und Ernährung der Strafbataillone sei nicht so katastrophal gewesen wie im Film dargestellt. Die Strafsoldaten hätten durchaus Waffen und Kleidung erhalten.⁵⁰ Die Kommandeure hätten nicht die ganze Zeit im sicheren Unterstand gesessen, sondern die Kämpfe auch unmittelbar an der Frontlinie verfolgt. Die Rolle des NKVD werde ebenfalls falsch dargestellt. Die Sperreinheiten seien etwa 1,5 km von der Front entfernt gewesen, nicht unmittelbar hinter den Strafsoldaten. Zudem hätten sie die Anweisung gehabt, nicht auf Verwundete zu schießen.⁵¹ Ferner sei es undenkbar gewesen, dass in einer Einheit der Roten Armee so freie und kritische Gespräche über Politik geführt wurden. Denn in Wahrheit habe es in diesen Einheiten niemals Popen, jedoch stets einen Politkommissar gegeben.⁵² Schließlich betonten offizielle Militärhistoriker, die Strafbataillone hätten eine zu vernachlässigende Rolle im Sieg der UdSSR über das nationalsozialistische Deutschland gespielt. Ihre Rolle werde durch die TV-Serie aufgebauscht.⁵³

⁴⁷ Iskusstvo kino 11 (2004).

⁴⁸ Vgl. *Statiev*, Penal Units in the Red Army, S. 727, 731; *Dajnes, Abaturov*, Pravda o štrafbatach, S. 60f., 306f., 311. Die meisten Memoiren bestätigen diese Sichtweise, allerdings kam es ausnahmsweise vor, dass Kriminelle und straffällig gewordene Soldaten in einer Einheit dienten. „Politische“ Häftlinge hingegen galten als unzuverlässig. Deshalb wurden sie prinzipiell nicht eingezogen und auch nicht als Kriegsfreiwillige angenommen. Vgl. *Statiev*, Penal Units in the Red Army, S. 731. *Dajnes, Abaturov*, Pravda o štrafbatach, S. 68f.

⁴⁹ Ebd., S. 48f.

⁵⁰ Ebd., S. 46–48.

⁵¹ Ebd., S. 62f., 308, 314.

⁵² Im Film wird das Strafbataillon in der Tradition der Lagerliteratur als Ort der inneren Freiheit dargestellt. Die Männer wagen es, hochbrisante politische und philosophische Fragen zu diskutieren, weil sie nichts mehr zu verlieren haben. Deshalb kann der NKVD keine Macht über sie ausüben. *Prokhorov*, S. 5.

⁵³ *Prokhorov*, Nikolaj Dostal': Penal Battalion, S. 2. Vgl. z. B. *Oleg Elenskij*: Kakju pravdu iščut Štrafbat i Kursanty? In: *Nezavisimoe voennoe obozrenie* vom 2. Apr. 2005. Wissenschaftliche Untersuchungen haben festgestellt, dass die Strafeinheiten nur etwa 2–3% der Roten Armee ausmachten. In ihnen kämpften zwischen 1943 und 1945 etwa 400 000 Soldaten (*Jahn*, Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood, S. 123). Die bisher präziseste Schätzung findet sich bei *Statiev*, Penal Units in the Red Army, S. 743). Dennoch hatten die Strafeinheiten eine wichtige Funktion, denn sie wurden an besonders gefährlichen Frontabschnitten eingesetzt (*Statiev*, Penal Units in the Red Army, S. 726f.).

Diesen Einwänden hielten der Regisseur Dostal' und der Hauptdarsteller Serebrjakov entgegen, dass sie sich in einigen Punkten bewusst künstlerische Freiheiten erlaubt hätten.⁵⁴ Serebrjakov betonte, der Film sei dennoch emotional und künstlerisch wahrheitsgetreu; ihn beunruhige wenig, dass ein Kommandeur nicht selbst Strafsoldat sein konnte.⁵⁵

Schwächen des Films

Den bereits genannten Kritikpunkten lassen sich weitere hinzufügen, die teils von der russländischen Filmkritik, teils von der westeuropäischen Publizistik und Wissenschaft vorgebracht wurden. So ist der Stellenwert der Kirche bzw. der Religion im Krieg in der TV-Serie stark übertrieben dargestellt. Zwar wertete Stalin die Kirche auf, um ihre mobilisierende Kraft im Krieg zu nutzen. Aber es ist völlig undenkbar, dass in einem Strafbataillon oder überhaupt in der Roten Armee ein selbst ernannter, von den Soldaten und vom Kommandeur akzeptierter Regimentsgeistlicher agierte, dazu noch in vollem Ornat. Hier findet eine Rückprojektion der heutigen Verhältnisse in der russländischen Armee auf die sowjetische Vergangenheit statt. In den letzten Folgen, nachdem der Pope in die Handlung eingeführt worden ist, driftet die Serie in Kitsch ab. Während die meisten Charaktere im Film differenziert gezeichnet werden, sind einige Figuren allzu eindimensional,⁵⁶ so der ausschließlich als menschenverachtender Bösewicht gezeichnete NKVD-Offizier Charčenko.

Interessant ist aber nicht nur, welche Punkte bei der Rezeption des Films Kontroversen hervorgerufen haben, sondern auch, welche Aussagen und Szenen der Serie keine besondere Beachtung fanden. Insbesondere fällt auf, dass die Passagen des Films, die den Antisemitismus in der Roten Armee und die Vergewaltigung einer ukrainischen Frau durch einen sowjetischen Strafsoldaten zeigt, weder Diskussionen noch Widerspruch hervorgerufen haben. Der Grund hierfür dürfte darin liegen, dass diese Szenen als Repräsentationen von alltäglichen Phänomenen wahrgenommen wurden, deren Existenz das Publikum als selbstverständlich voraussetzte. Vermutlich wurde die Vergewaltigung als Folge der allgemeinen Verrohung und der Außerkraftsetzung sozialer Normen im Krieg gesehen. Denn da hier eine Sowjetbürgerin betroffen war und keine Frau, die zum feindlichen Lager

⁵⁴ *Gusjatinskij*, Nikolaj Dostal', S. 3. Dostal' sagte, er habe Volodarskij unmittelbar nach der Lektüre des Drehbuchs auf die dort enthaltenen historischen Ungenauigkeiten aufmerksam gemacht. Volodarskij habe sich daraufhin auf die Gespräche berufen, die er mit ehemaligen Strafsoldaten geführt hatte. Daraus habe er erfahren, dass von den für Strafeinheiten gelgenden Regeln oft abgewichen wurde. Auf diese Ausnahmen beziehe er sich in seinem Drehbuch. Dostal' entschied sich, diese historischen Ungenauigkeiten beizubehalten, weil das Drehbuch für ihn künstlerisch überzeugend war. Aus seiner Sicht repräsentiert der Film die „künstlerische Wahrheit“.

⁵⁵ Serebrjakov in *Altar' Pobedy*. Č. 20: Štrafbat, NTV 2010. Vgl. *Altar' Pobedy*. 20 s. Štrafbat 1. URL: <http://www.youtube.com/watch?v=rJUYBIGI6yE&feature=related>.

⁵⁶ Vgl. hierzu auch: *Jahn*, Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood, S. 124.

gehörte, kann ihre Vergewaltigung nicht als eine Waffe in der kriegerischen Auseinandersetzung interpretiert werden.⁵⁷ Insofern hätte man annehmen können, dass das Thema in Russland noch größere Kontroversen auslöst als die Frage der Vergewaltigung deutscher Frauen durch Sowjetsoldaten im Zweiten Weltkrieg.⁵⁸ Dass dies nicht zutrifft, hat vielleicht mit dem großen Stellenwert zu tun, den das Phänomen Gewalt in der Sowjetgesellschaft hatte.

Auch die Tatsache, dass der Film den Antisemitismus als ein in der Sowjetarmee weit verbreitetes Phänomen darstellt, hat die russländische Öffentlichkeit offenbar nicht irritiert. In den Reaktionen auf die Serie hat niemand dieser Darstellung widersprochen. Allenfalls wurde festgestellt, dass der Antisemitismus inzwischen thematisiert werden könne, während dies in der Sowjetzeit, zumindest vor der Ära Gorbačev, undenkbar gewesen sei. Erst die Perestrojka habe zur Enttabuisierung des Themas Antisemitismus geführt.⁵⁹ Selbst diejenigen Veteranen, die heftig gegen die Serie polemisierten, bestritten nicht, dass es in der Roten Armee Antisemitismus gegeben habe. Sie zählten diesen Aspekt des Films auch nicht zu den Punkten, die aus ihrer Sicht zu Unrecht einen Schatten auf die Sowjetarmee und ihren Sieg geworfen hatten.

Gründe für den Erfolg

Was sind die Gründe für den enormen Erfolg der TV-Serie, sowohl im Hinblick auf die Einschaltquoten als auch auf die gesellschaftliche Resonanz, die sie erreicht hat?

Eine wichtige Rolle dürfte dabei das innovative Potenzial von „Štrafbat“ gespielt haben. Wie bereits erwähnt, behandelt der Film einen bisher fast unbekannten Aspekt des „Großen Vaterländischen Krieges“ in einem für dieses Thema neuen Format. Zum Erfolg dürften aber auch noch andere Faktoren beigetragen haben, vor allem die Tatsache, dass der Film – den Gesetzen der TV-Serie folgend – so konzipiert ist, dass er hohe Einschaltquoten erzielt.

Ein entscheidender Faktor war neben einer aufwändigen Werbekampagne sicherlich das herausragende Drehbuch von Ėduard Volodarskij. Er hatte bereits

⁵⁷ Die Forschung zu sexualisierter Gewalt im Krieg beschäftigt sich vorwiegend mit der Vergewaltigung als Waffe in kriegerischen Auseinandersetzungen. In diesem Kontext wird betont, dass die Vergewaltigung der Frauen des Feindes dazu dient, diesen zu demütigen, indem man ihm zeigt, dass er die „eigenen“ Frauen nicht vor dem Feind hat schützen können. Außerdem sollen die Vergewaltigungen die Identität und Würde des Feindes zerstören und zeigen, dass Macht über die „fremden“ Frauen ausgeübt wird. Diese Gewalt hat im Grunde nichts mit Sex zu tun hat, sondern ist eher als eine Form der Folter zu betrachten. Vgl. Seifert, Krieg und Vergewaltigung, S. 2f. Ein wichtiges Ergebnis der Forschung im Hinblick auf Vergewaltigungen von Frauen aus der „eigenen“ Gesellschaft ist, dass die Häufigkeit von Vergewaltigungen viel mit dem Machtgefüge zu tun hat, das in einer Gesellschaft zwischen Männern und Frauen herrscht. Vgl. Peggy Reeves Sanday: Rape-Prone versus Rape-Free Campus Cultures. In: Violence Against Women 2, 2 (1996), S. 191–208.

⁵⁸ Vgl. hierzu den Beitrag von Yuliya von Saal in diesem Band.

⁵⁹ Anninskij, Štrafbat kak zerkalo Velikoj Otečestvennoj, S. 3.

Anfang der 1970er Jahre das Skript zum lange Zeit verbotenen, unkonventionellen Kriegsfilm von Aleksej German (senior), „Straßenkontrolle“ („Proverka na dorogach“), geschrieben.⁶⁰ Dass er für das Drehbuch von „Strafbat“ ausführlich recherchiert und Interviews mit ehemaligen Strafsoldaten geführt hat, dürfte viel dazu beigetragen haben, dass die Serie als besonders authentisch und glaubwürdig wahrgenommen wurde. Diesen Effekt erzielte der Film auch dadurch, dass er den Krieg aus der Perspektive der einfachen Strafsoldaten zeigt, also aus einer packenden, emotionalisierenden Sicht „von unten“. Allerdings werden die drastischen Kriegserfahrungen – wie in TV-Serien üblich – letztlich doch weich gezeichnet, um sie erträglicher zu machen.⁶¹ Dass der Film authentisch wirkt, wird zudem durch die fast dokumentarische Filmästhetik erreicht. Die verblichenen Farben sollen suggerieren, dass es sich um einen schon länger in den Archiven lagernden Dokumentarfilm mit Originalaufnahmen handelt. Allerdings bleibt die Fiktivität des Films erkennbar, da in der Anfangssequenz einer jeden Folge „echte“ Dokumentaraufnahmen mit Wochenschaumaterial gezeigt werden.⁶²

Verstärkt wurde die Wirkung der Serie sicherlich durch die Besetzung der Hauptrollen mit hervorragenden, bekannten russändischen Schauspielern. Die Darsteller von Tverdochlebov und Glymov, Andrej Serebrjakov und Jurij Stepanov, waren dem Publikum bereits aus Theater und Film vertraut. Ihnen gelang es, die Hauptfiguren des Films ausgesprochen intensiv und differenziert zu verkörpern.⁶³ Für zusätzliche Spannung sorgten die interessante Kameraführung sowie die stark emotionalisierende Filmmusik von Sergej Rachmaninov und Aleksej Šelygin.⁶⁴

Publikumswirksam ist der Film nicht zuletzt deshalb, weil er gute Unterhaltung bietet.⁶⁵ Die Serie enthält zahlreiche Kampfszenen und zeigt die vielen Konflikte,

⁶⁰ Prokhorov, Nikolaj Dostal': *Penal Battalion*, S. 3. Volodarskij hatte bereits in den 1970er Jahren bei der staatlichen Kinobehörde Goskino um die Erlaubnis gebeten, einen Film über die Strafbataillone zu machen. Dieses Projekt wurde jedoch nicht genehmigt. Prokhorov, Nikolaj Dostal': *Penal Battalion*, S. 3. Éduard Volodarskij: V osnove dramaturgii ležit detektiv. In: *Iskusstvo kino* 12 (2004), S. 5 des Beitrags. URL: <http://kinoart.ru/archive/2004/12/n12-article4>. Zu „Proverka na dorogach“ vgl. *Denise J. Youngblood: Russian War Films. On the Cinema Front*. Lawrence, KS 2007, S. 177. *Beumers, A History of Russian Cinema*, S. 152. Dieser Film erzählt von dem in deutsche Kriegsgefangenschaft geratenen Offizier der Roten Armee Lazarev, der dort freiwillig in den Dienst der Deutschen getreten ist und dann sowjetischen Partisanen in die Hände fällt. Sie misstrauen ihm, er versucht ihnen jedoch seine Loyalität und Verlässlichkeit zu beweisen. Bei seinem zweiten, erfolgreichen Einsatz als Partisan kommt er ums Leben. Der Film wurde von der Zensur verboten, weil er das Misstrauen der Partisanen gegenüber Lazarev in Zweifel zieht und einen ehemaligen Kriegsgefangenen den Helden Tod sterben lässt. „Straßenkontrolle“ konnte erst 1986 in der UdSSR gezeigt werden.

⁶¹ Vgl. *Jahn, Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood; Majzel', S čego načinaetsja rodina*, S. 2.

⁶² Prokhorov, Nikolaj Dostal': *Penal Battalion*, S. 3. *Gusjatinskij*, Nikolaj Dostal', S. 2f.

⁶³ *Gusjatinskij*, Nikolaj Dostal', S. 2. Aleksej Serebrjakov hat zuvor in bekannten Filmen mitgespielt, die gerade bei der jungen Generation populär sind, z. B. „Antikiller 2: Antiterror“ (2003).

⁶⁴ Seit 1992 hat Šelygin die Filmmusik zu knapp 100 Filmen und Serien geschrieben URL: <http://www.kinopoisk.ru/level/4/people/231288/>.

⁶⁵ Ob diese Unterhaltung vor allem auf die neu entstehende Mittelschicht zielt und ihr bleibende Werte vermittelt, wie Prokhorov, Nikolaj Dostal': *Penal Battalion*, S. 5 meint, muss hier offen bleiben.

die sich innerhalb der Strafeinheit, aber auch zwischen den Strafsoldaten und ihren militärischen Vorgesetzten bzw. dem NKVD abspielen. Auch durch *sex and crime* sorgt der Film für Spannung. Neben relativ harmlosen Delikten wie Lebensmitteldiebstählen sind auch schwere Verbrechen zu sehen, insbesondere mehrere Morde. Als Lichtblicke im düsteren Kriegsalltag sind einige Szenen konzipiert, in denen die Beziehungen zwischen den Geschlechtern eine Rolle spielen.⁶⁶ Neben flüchtigen sexuellen Begegnungen werden auch tiefer gehende Liebesbeziehungen zwischen Strafsoldaten und sowjetischen Frauen gezeigt. Sexuelle Erlebnisse allerdings werden in der Regel nur angedeutet. Vergleichsweise explizit ist nur die Vergewaltigungsszene – die einzige Begegnung zwischen einem Mann und einer Frau in der Serie, die von brutaler Gewalt geprägt ist.

Attraktiv ist der Film für das russländische Publikum sicherlich auch aufgrund der Männlichkeitskonstruktionen, die er im Rahmen seines heroischen, patriotischen Narrativs anbietet.⁶⁷ Die Strafsoldaten werden im Sinne einer hegemonialen Männlichkeit⁶⁸ als „echte Männer“ verherrlicht, die unter den extremen Bedingungen der Strafeinheit ihr besonderes Durchhaltevermögen, ihren Mut und ihre Stärke beweisen. Dabei wachsen zu einer verschworenen Männergemeinschaft zusammen – jedenfalls diejenigen, die schon länger in der Einheit sind. Denn wegen der vielen Verluste gibt es im Strafbataillon wenig Kontinuität und eine hohe Rate an Neuzugängen.

Neben diesen Repräsentationen hegemonialer Männlichkeit zeigt der Film vereinzelt Verhaltensweisen von Männern, die von diesem Konzept abweichen, und signalisiert hierfür durchaus Verständnis: So wird ein 17jähriger Kriegsfreiwilliger während seines ersten Kampfeinsatzes von Panik überfallen und verstümmelt sich selbst durch einen Schuss in den Fuß, um von der Front ins Lazarett zu kommen. Nur durch die Nachsicht des operierenden Arztes bleibt ihm das Kriegsgericht erspart. Bemerkenswert ist, dass der junge Soldat nicht als erbärmlicher Feigling charakterisiert wird, sondern als Sympathieträger, der im Krankenhaus seine große, romantische Liebe findet und sich später als mutiger Soldat erweist. Außer-

⁶⁶ Jahn, Strafsoldaten für die Front, S. 1.

⁶⁷ Männlichkeitskonstruktionen spielen im postsowjetischen Film eine wichtige Rolle. Vgl. hierzu *Kathrin Hartmann*: Kontinuität und Wandel von Männerbildern in den 90er Jahren am Beispiel sowjetischer und postsowjetischer Filme. Arbeitspapiere des Osteuropa-Instituts der Freien Universität Berlin. Arbeitsbereich Politik und Gesellschaft 39 (2002).

⁶⁸ Vgl. *Robert W. Connell*: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden 2006, S. 97–108. Als hegemoniale Männlichkeit bezeichnet Robert (bzw. inzwischen Raewyn) Connell die soziale Praxis der Männlichkeit, die in der gegebenen Struktur der Geschlechterverhältnisse die dominante Position einnimmt. Diese Praxis wird nur von einer Minderheit der Männer gelebt. Unterstützt werden die hegemonialen Muster von den Repräsentanten der „komplizenhaften Männlichkeit“. Sie exponieren sich zwar nicht im Kampf um die gesellschaftliche Hegemonie, profitieren aber vom herrschenden Geschlechterverhältnis. Eine untergeordnete Position nehmen laut Connell Männer ein, die die „marginalisierte Männlichkeit“ leben, die also durch ihre soziale Herkunft, durch ihre Zugehörigkeit zu einer ethnischen Minderheit, durch ihren Wohnsitz auf dem Land oder andere Faktoren einen niedrigeren Status haben als die Männer der ersten beiden Gruppen. Ganz unten in der Hierarchie einer patriarchalischen Gesellschaft stehen laut Connell Männer, die die „untergeordnete Männlichkeit“ repräsentieren, vor allem homosexuelle und Transgender-Männer.

dem wird im Film gezeigt, wie ein verwundeter Soldat einen hysterischen Anfall bekommt. Auch er wird nicht verurteilt oder lächerlich gemacht, vielmehr versucht ihn ein Mitsoldat zu beruhigen. Er ermutigt ihn sogar, ohne Scham zu weinen, falls er das Bedürfnis dazu habe. Das Ideal vom selbstbeherrschten, rationalen Mann, der seine Emotionen selbstbeherrscht unterdrücken soll, wird hier also nicht als die ausnahmslos zu befolgende Norm dargestellt. Solche Szenen, in denen Respekt für Verhaltensweisen gezeigt wird, die nicht der sozialen Praxis hegemonialer Männlichkeit entsprechen, könnten zusätzlich zum Erfolg der Serie beigetragen haben.

Geschichtspolitischer Kontext

Die Vielschichtigkeit der TV-Serie und die vernichtende Kritik, die sie am Sowjet-system artikuliert, ist bemerkenswert, zumal der heroische, patriotische Diskurs in Russland 2004 – ein Jahr vor dem 60. Jahrestag des Sieges im „Großen Vaterländischen Krieg“ 2005 – einen der höchsten Kulminationspunkte seit 1945 erreichte. Besonders beachtlich ist dies angesichts der Tatsache, dass der Film als Teil der staatlichen Geschichtspolitik betrachtet werden kann. Zwar wurde die Serie von der privaten Firma „Makdos“ produziert und ging nach Aussage des Regisseurs nicht auf einen staatlichen Auftrag zurück.⁶⁹ Der Film wurde aber nach seiner Fertigstellung vom staatlichen russländischen Fernsehen aufgekauft. Kurz nach der Fernsehausstrahlung erhielt er mehrere staatliche bzw. staatsnahe Preise: 2004 wurde er auf dem russländischen Internationalen Festival des Kriegsfilms ausgezeichnet, 2005 erhielt er den nationalen Fernsehpreis „TÉFI“ als beste fiktionale TV-Serie des Jahres.⁷⁰

Allerdings ist der Ausnahmearakter des Films insofern nicht ganz überraschend, weil „Strafbat“ in einer Zeit produziert wurde, als die Spielräume für unkonventionelle Sichtweisen des Krieges noch relativ groß waren. Zwar war schon seit dem Jahr 2000 – wenige Monate nach Beginn der Präsidentschaft Vladimir Putins – nach innen und außen eine offensivere Linie in der russländischen Geschichtspolitik zu beobachten. Damals hatte die Einweihung eines Denkmals für

⁶⁹ *Gusjatinskij*, Nikolaj Dostal', S. 1.

⁷⁰ Auf dem russländischen Internationalen Festival des Kriegsfilms erhielt die Serie 2004 drei Mal den Preis „Goldenes Schwert“ („Zolotoj meč“): in den Kategorien „bester Fernseh-Spielfilm“, „bestes Drehbuch“ und „bester Schauspieler“ (ausgezeichnet wurde Aleksej Serebrjakov für seine Rolle als Kommandeur Tverdochlebov). Vgl. 2004: II. međunarodnyj festival' voennogo kino imeni Ju.N. Ozerova. URL: <http://www.filmfestivals.ru/news/war cinema/articles/423/>. Der Preis „Televizionnyj éfir“ („TÉFI“) wird von der Akademie des russländischen Fernsehens verliehen, an der unter anderem das 1. und 2. Fernsehprogramm Russlands beteiligt sind. Insofern ist er mit dem US-amerikanischen Fernsehpreises „Emmy“ vergleichbar. Vgl. Pobediteli „TÉFI-2005“ – „Lica“. URL: http://www.tefi.ru/ru/tefi/Tefi_2005/pob-t-05.2005 erhielt „Strafbat“ den Preis für die beste TV-Serie auf dem Moskauer internationalen Fernseh- und Theaterfestival „Étot den' Pobedy“ sowie den Preis für die beste TV-Serie Russlands auf dem Filmfestival „Vivat kino Rossii!“ in Sankt-Peterburg. Vgl. Film „Strafbat“. In: Ruskino.ru. URL: <http://ruskino.ru/mov/537>.

eine lettische Waffen-SS-Division in Lettland auf der russländischen Seite zu heftigen Reaktionen geführt.⁷¹ Im darauf folgenden Jahr wurde ein staatliches Programm für die „patriotische Erziehung“ der Bürger/innen lanciert, außerdem wurde die Ablösung der bisherigen, vergleichsweise Sowjetunion-kritischen Lehrbücher und ihre Ersetzung durch positivere Darstellungen der nationalen Geschichte in die Wege geleitet.⁷² Dennoch standen 2004, als „Strafbat“ produziert und gesendet wurde, die großen Erinnerungskonflikte mit den postsowjetischen Staaten, insbesondere mit dem Baltikum und mit der Ukraine, über das Gedenken an den „Großen Vaterländischen Krieg“ noch bevor. Sie erreichten erst im Jubiläumsjahr des Sieges, 2005, einen ersten Höhepunkt.⁷³ Verstärkte Anzeichen für eine Rehabilitierung Stalins als großer Staatsmann sowie für die Abwehr kritischer Sichtweisen des „Großen Vaterländischen Krieges“ – sowohl in Russland selbst als auch gegenüber anderen postsowjetischen Staaten – gab es erst in der zweiten Hälfte der 2000er Jahre. 2007 erschien die erste Auflage des Lehrbuchs von Filippov, in dem Stalin als eine der bedeutendsten Führungspersönlichkeiten der russländisch-sowjetischen Geschichte gefeiert wird.⁷⁴ Und 2009 wurde die Kommission gegen die Fälschung der russländischen Geschichte gegründet, die unter anderem als eine Reaktion auf die transnationalen Erinnerungskonflikte im

⁷¹ Carmen Scheide: Erinnerungsbrüche. Baltische Erfahrungen und Europas Gedächtnis. In: Osteuropa 58 (2008). Nr. 6, S. 117–128, hier S. 121f.

⁷² Zum Programm für die patriotische Erziehung vgl. Jutta Scherrer: Zurück zu Gott und Vaterland. In: Zeit-online 31 (2001), 26. Juli 2001. URL: http://www.zeit.de/2001/31/Zurueck_zu_Gott_und_Vaterland. Zu den Schulbüchern vgl. Isabell de Kegel: Na puti k „predskazuemomu“ prošlomu? Kommentarij k sozdaniju komissii po protivodejstviju popytkam fal'sifikacii istorii Rossii. In: Ab Imperio 3 (2009), S. 365–387, hier S. 381f.

⁷³ Die Rede der lettischen Außenministerin Sandra Kalniete auf der Leipziger Buchmesse, in der sie ein Erinnern an die Verbrechen einforderte, die in der Zeit des Stalinismus in Osteuropa begangen worden waren, und in der sie die „beiden totalitären Regime“ des Nationalsozialismus und des Kommunismus als „gleichermaßen verbrecherisch“ bezeichnete, fand zwar schon im März 2004 statt, es kam aber erst im darauf folgenden Jahr zu verstärkten Erinnerungskonflikten im postsowjetischen Raum (Scheide, Erinnerungsbrüche, S. 119; Isabell de Kegel: Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust in der (post)sowjetischen Geschichtspolitik – mit einem Blick auf die Zuwanderer/innen aus Russland. In: Susanne Benzler (Hrsg.): „Erziehung nach Auschwitz“ heute. Deutsche Geschichte und multikulturelle Gesellschaft (= Loccum Protokolle 20 (2008). Loccum 2009, S. 37–71. Der Streit zwischen Russland und Estland über die Verlegung eines sowjetischen Ehrenmals aus dem Zentrum Tallinns in den Tönnismägi-Park am Rande der Stadt entbrannte 2007. Vgl. Scheide, Erinnerungsbrüche, S. 125. Die Produktion und erste Vorführung des Films „Strafbat“ war bereits vor der „orangen Revolution“ in der Ukraine abgeschlossen, die vom November 2004 bis zum Januar 2005 dauerte und die Präsident Juščenko an die Macht brachte. Seine Regierungszeit (2005–2010) war von scharfen Polemiken zwischen der russländischen und der ukrainischen Führung, unter anderem über erinnerungspolitische Themen, geprägt. Insbesondere über die Frage, ob die Hungersnot in der Ukraine während der Kollektivierung als Genozid interpretiert werden kann, gab es intensive Auseinandersetzungen mit Russland, vor allem im Jahr 2008.

⁷⁴ Eine überarbeitete Auflage erschien 2008. Zwar erwähnt Filippov auch die Repressionen, er räumt diesem Thema jedoch nur einen marginalen Stellenwert ein. Für eine kritische Analyse des Lehrbuchs vgl. David Brandenberger: A New Short Course? A.V. Filippov and the Russian State's Search for a „Usable Past“. In: Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History 10/4 (2009), S. 825–833; Elena Zubkova, Anton Fedyashin: The Filippov Syndrome. In: Ebd., S. 861–868.

postsowjetischen Raum über den Zweiten Weltkrieg verstanden werden kann.⁷⁵ Die Geschichtspolitik war in der ersten Hälfte der 2000er Jahre also bei weitem noch nicht so rigoros wie in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts. Dies hatte neben den transnationalen Kontexten auch damit zu tun, dass der allmähliche Abschied von den Veteran/innen als den letzten Zeitzeug/innen des „Großen Vaterländischen Krieges“ noch nicht so stark ins Bewusstsein gerückt war. Dies dürfte viel dazu beigetragen haben, dass die identitätsstiftende, zentrale Rolle des „Großen Vaterländischen Krieges“ nicht so bedroht schien wie in späteren Jahren, so dass Kritik an einzelnen Aspekten leichter zugelassen bzw. toleriert werden konnte.

Fazit

Trotz einiger Schwächen ist „Štrafbat“ ein bemerkenswerter Beitrag zum russändischen Vergangenheitsdiskurs, weil die Serie ihr Bekenntnis zum Patriotismus mit dem Bestreben kombiniert, zur kritischen Aufarbeitung des Stalinismus beizutragen. Dass sie den Stalinschen Terror aufgrund des sowjetischen Siegs im Zweiten Weltkrieg weder verharmlost noch rechtfertigt, ist eine seltene Ausnahme in der russändischen Erinnerungskultur. Zugleich entspricht der Film einem neueren Trend in vielen Ländern Europas, Soldaten als Opfer des Krieges zu zeigen, wodurch sich die Grenzen zwischen Freund und Feind verwischen. Allerdings betreibt der Film neben der Viktimisierung auch die Heroisierung der Strafsoldaten. Hierin liegt ein Unterschied zum europäischen Trend und eine deutliche Kontinuität zur Sowjetzeit.

Die Serie zeigt außerdem, dass es im postsowjetischen Russland in der ersten Hälfte der 2000er Jahre während der ersten Amtszeit Putins als Präsident durchaus eine gewisse Vielfalt an Repräsentationen des „Großen Vaterländischen Krieges“ gab.⁷⁶ Diese Zeit war von einer relativ großen Bandbreite an Meinungen und von einem vergleichsweise großen Handlungsspielraum für Filmemacher/innen gekennzeichnet.

Der Erfolg und die Konzeption von Filmen wie „Štrafbat“ macht schließlich auch deutlich, dass für die Gestaltung von Filmen über den „Großen Vaterländischen Krieg“ keineswegs nur politische, sondern auch kommerzielle Überlegungen eine wichtige Rolle spielen. Das Fernsehen ist zwar staatlich kontrolliert, aber auch auf gute Einschaltquoten angewiesen.⁷⁷ Diese Kombination aus Kommerz und Patriotismus wird aller Voraussicht nach auch in Zukunft für russändische Kriegsfilme kennzeichnend sein.

⁷⁵ *De Kegel*, Na puti k „predskazuemomu“ prošlomu, S. 374-379. A.d.R. die Kommission ist inzwischen wieder aufgelöst.

⁷⁶ Jahn, Patriotismus, Stalinismuskritik und Hollywood, S. 126, 130.

⁷⁷ Ebd., S. 126.

Yuliya von Saal

„Anonyma – eine Frau in Berlin“ – deutsche Diskussionen und russische Reaktionen

Die Problematik des Erinnerns an sexualisierte Gewalt

Ein besonders delikates, umstrittenes und politisiertes Thema im kulturellen Gedächtnis Russlands und Deutschlands stellt zweifelsohne die Erinnerung an die Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Soldaten der Roten Armee beim Einmarsch in die östlichen Teile des deutschen Reiches am Ende des Krieges 1945 dar. Memoiren und Berichte von Opfern und Zeitzeugen¹, Erinnerungen von ehemaligen Rotarmisten² sowie zahlreiche andere Belege samt einzelner Studien³ lassen in ihrer Gesamtheit keinen Zweifel daran zu, dass sexuelle Gewalt am Kriegsende eine weitverbreitete Erfahrung der weiblichen deutschen Zivilbevölkerung war. Doch obwohl die Erinnerung daran in der Reihe der deutschen Opfererfahrungen neben Bombenkrieg oder Vertreibung im privaten und im kollektiven Gedächtnis fest verankert ist und von Medien in Deutschland als Teil eines neuen „Leidens-Gedächtnisses“ mitunter offensiv emotional inszeniert wird,⁴ lässt eine differen-

¹ Diese sind teils in eigenständiger Erinnerungsliteratur veröffentlicht, teils als Tagebücher bzw. Selbstzeugnisse in Archivbeständen aufbewahrt. Aus Platzgründen seien nur die Einzelnen genannt: *Gabi Köpp*: Warum war ich bloß ein Mädchen? Das Trauma einer Flucht 1945, München 2010; *Wolfgang Leonhard*: Die Revolution entlässt ihre Kinder. Köln/Berlin 1955, S. 225f.; *Osmar White*: Die Straße des Siegers. Eine Reportage aus Deutschland 1945. München 2006, S. 174, 178; *Jutta Waser*: Bericht über die Zeit vom 31. 1. bis 24. 6. 1945, IfZ, Akz. Nr. 10087/2009, MS 2147; „Mein Weg nach Westen“, Tagebuch von *Eva Simmat*, IfZ, Akz. Nr. 5715/77, MS 265.

² In der Vielzahl der veröffentlichten (post-)sowjetischen Kriegserinnerungen wird nur vereinzelt die Vergewaltigungsproblematik angesprochen. Siehe u. a.: *Lew Kopelew*: Aufbewahren für alle Zeit! Hamburg 1976, S. 91, 112f., 122f.; *N.N. Nikulin*: *Vospominanja o vojne*. Sankt-Petersburg 2008; *Leonid Rjabičev*: „Vojna vse spišet“, in: *Znamja*, Nr. 2, 2005; *Grigorij Pomeranz*: *Zapiski gadkogo utenka*, Moskau 1996, S. 197ff.; *Anatoli Streljanyi*: Die Russen bereuen. Beobachtungen zum „Tag des Sieges“, in: *FAZ* vom 9. 4. 1990, S. 33.

³ Die Formen der in Archiven aufbewahrten Belege sind vielfältig: Polizeiberichte und medizinische Unterlagen, Erklärungen der SMAD, Sondermeldungen der Sonderdienste, Berichte der Politabteilungen und der politischen Verwaltung der Roten Armee und der Frontabschnitte, Meldungen der US-Behörden, eidesstattlichen Erklärungen von Frauen, unveröffentlichte Memoiren und Interviews usw. U. a. in folgenden Studien werden solche Belege rezipiert: *Elke Scherstjanoi* (Hrsg.): Rotarmisten schreiben aus Deutschland. Briefe von der Front (1945) und historische Analysen. Texte und Materialien zur Zeitgeschichte. Bd. 14, München 2004, hier S. 222–225, „Berichte und Befehle“ auf S. 145–169; *Wilfried Lübeck*: Die Fälle häufen sich. Übergriffe sowjetischer Soldaten in Sachsen-Anhalt 1945–1947, Halle 2012; *Norman M. Naimark*: Die Russen in Deutschland. Die sowjetische Besatzungszone, 1997 Berlin, hier S. 91–180.

⁴ Der „mediale Erinnerungsboom“ wird sowohl vom deutschen Geschichtsfernsehen (*Guido Knopp*: Die große Flucht, 5 Teile, BRD 2001; Die Vertriebenen: Hitlers letzte Opfer, 3 Teile, BRD 2001) als auch von gedruckten Medien getragen. Hierzu siehe: *Ulrich Raulff*: 1945. Ein Jahr kehrt zurück: Tausche Geschichte gegen Gefühl, in: *SZ* vom 30. 10. 2003; *Maren Röger*:

zierte und ressentimentfreie akademische Auseinandersetzung mit dem Thema auf sich warten. Es liegen bis heute weder methodisch zuverlässige, die Besatzungszonen vergleichende Untersuchungen der Übergriffe⁵ noch Analysen der Folgen⁶ der Gewalt für die Opfer vor. Eine Opfer- und Täterperspektive einschließende Darstellung, welche den Motiven der Gewaltexzesse ohne pauschale Unterstellungen auf den Grund gehen und dabei auch den Blick auf die Geschlechter- und generell die sozialen Beziehungen im Krieg erweitern würde, bleibt bislang ebenfalls ein Desiderat. Stattdessen werden weiterhin alte und einseitige Zerrbilder tradiert: in Deutschland mit bedenklich undifferenzierten und entkontextualisierten Einzeldarstellungen über Opfer, die auf simple Argumentationsmuster, zweifelhafte Quellen und mitunter überkommene Feindbilder unkritisch zurückgreifen⁷ und in Russland mit der staatlich verordneten „Erinnerungspolitik des Stolzes“, welche das Bestreiten der Verbrechen der sowjetischen Besatzer an der Zivilbevölkerung

Zeitzeugen von Flucht, Vertreibung und Heimatverlust im deutschen Geschichtsfernsehen: Funktionen und Funktionalisierungen, 1981–2001, in: *Heinke M. Kalinke* (Hrsg.): Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Neue Forschungen, Oldenburg, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 2011/2012, <http://www.bkge.de/52803.html>.

- ⁵ Die Schätzungen der Zahl der Vergewaltigungsopfer im sowjetisch besetzten Teil des Deutschen Reiches schwanken zwischen einigen Zehntausenden und zwei Millionen, wobei die höhere Zahl in der Regel in der Öffentlichkeit dominiert. Dabei handelt es sich um äußerst spekulative Schätzungen, welche auf die umstrittenen Hochrechnungen von Helke Sander und Barbara Johr zurückgehen. In ihrer hauptsächlich auf Auswertung der Aufnahmeebücher und der Krankenakten der zweien Berliner Frauenkliniken basierenden Untersuchung über die Zahl der vergewaltigten Frauen in Berlin gaben Sander und Johr an, dass mindestens 110 000 (7%) von den damals 1,4 Millionen gemeldeten Mädchen und Frauen in der deutschen Hauptstadt zwischen Sommer und Herbst 1945 vergewaltigt worden seien. Obwohl diese und andere ihrer Berechnungen kontrovers diskutiert wurden, lässt sich heute nach wie vor ein äußerst unkritischer Umgang mit den genannten Zahlen sowohl von den Historikern als auch von Medien feststellen. Zur Kritik an der Berechnungsmethode: *Atina Grossmann: A Question of Silence: The Rape of German Women by Occupation Soldiers*, in: *October* 72, Spring 1995, S. 43–63.
- ⁶ Einen ersten Versuch in der deutschen Nachkriegsgeschichte stellt die kleine Studie der Greifswalder Psychologen dar, die bei den damals missbrauchten interviewten Frauen die Posttraumatischen Belastungsstörungen diagnostizierten. *Svenja Eichhorn/Philipp Kuwert: Das Geheimnis unserer Großmütter*, Gießen 2011.
- ⁷ Es seien folgende zuletzt erschienene Studien erwähnt: *Berit Olschewski: „Freunde“ im Feindesland. Rote Armee und deutsche Nachkriegsgesellschaft im ehemaligen Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz 1945–1953*, Berlin 2009, hier S. 184–202; *Ingo von Münch: „Frau, komm!“ Die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen 1944/45*, Graz 2009; *Ingeborg Jacobs: Freiwild – Das Schicksal deutscher Frauen 1945*, München 2008; *Hubertus Knabe: Tag der Befreiung? Das Kriegsende in Ostdeutschland*, Berlin 2005. Die Autoren dieser Werke nutzen z. B. ohne hinreichende quellenkritische Sorgfalt die sehr problematische „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ (1953) und versteigen sich stellweise zu fragwürdigen Formulierungen und pauschalen Behauptungen. So ist im Buch von Jacobs zu lesen: „Irmgard Ebert war mit asiatischem Tripper [was mag das wohl für eine Art von Krankheit sein?] angesteckt worden“ (S. 178). Und Olschewski sagt zwar in ihrem Buch, dass die Ermittlung genauer Zahlen von Vergewaltigungsopfern unwahrscheinlich sei, behauptet aber zugleich salopp, dass es „mehrere Millionen“ gewesen seien (S. 184).

oder ihre Bagatellisierung als einzelne Racheakte, als „psychische Zusammenbrüche“ [psichologičeskie sryvy] im Affekt oder gar als ganz natürliches Ausleben männlicher Triebe zur Folge hat.⁸ Die sexuelle Gewalt an den deutschen Frauen wird dabei zu einem „peripheren Phänomen“⁹ des Zweiten Weltkrieges erklärt, dessen Thematisierung darüber hinaus als ein Einfallstor der Revisionisten empfunden wird. Es gibt allerdings durchaus einzelne Historiker und Journalisten in Russland, die sich der Auseinandersetzung mit diesem Thema stellen.¹⁰

Umso bemerkenswerter erscheint angesichts der genannten Desiderate und Differenzen die *gemeinsame* deutsch-russische Annäherung an dieses Thema im Medium Film, wie sie von dem deutschen Produzenten Günter Rohrbach und dem Regisseur Max Färberböck in Zusammenarbeit mit den russischen Schauspielern in dem Streifen „Anonyma. Eine Frau in Berlin“ versucht wurde. Der Film kam im Oktober 2008 in die deutschen Kinos. Er behandelt auf der Grundlage des publizierten Tagebuchs¹¹ einer Berliner Journalistin die leidvollen Erfahrungen vieler deutscher Frauen am Kriegsende. Interessant ist diese Produktion vor allem deshalb, weil sie trotz ihres in erster Linie künstlerischen Anspruchs eine Art mediale Resonanzfläche der bereits vorhandenen kollektiven Erinnerung an ein hoch sensibles Thema und der Schwierigkeiten des Umgangs mit ihm bieten kann. Denn jeder auf ein breites Publikum zielende Spielfilm, der ein zeithistorisches Thema aufgreift, ist immer auch eine Form der Vergangenheitsbewältigung, die uns den Aufschluss über die gesellschaftliche Mehrheitsfähigkeit eines Themas und über den Stand seiner Interpretation geben kann. Das gilt zweifelsohne für den Film „Anonyma. Eine Frau in Berlin“. Das Besondere an diesem Streifen war das Anliegen der Filmemacher, zum einen die russische Sicht auf

⁸ Vgl. etwa: *Oleg Ržeševskij: Berlinskaja operacija 1945 god: diskussija prodolžajetsja*, URL: <http://gpw.tellur.ru/page.html?r=books&s=bevor>; *Elena Senjavskaja: Krasnaja Armija v Evrope v 1945 godu. Starye i novye stereotipy vospriyatiya v Rossii i na Zapade*, in: *Perspektiva*, URL: http://www.perspektivy.info/history/krasnaja_armija_v_evrope_v_1945_godu_starye_i_novyje_stereotipy_vospriyatiya_v_rossii_i_na_zapade_2012-05-04.htm; *Djukov Aleksandr: Za čto sražalis' sovetskie ljudi*. M. 2007, S. 545ff. Vgl. auch die Reaktion des Vorsitzenden der national-populistischen Liberal-Demokratischen Partei Russlands, Vladimir Žirinovskij, auf die Erwähnung der von Rotarmisten begangenen Verbrechen von Pavel Polian auf Echo Moskvy in der Sendung „Cena Pobedy“ am 24. 4. 2010 (<http://echo.msk.ru/programs/staliname/673604-echo/#element-text>): <http://www.qwas.ru/russia/ldpr/V-V-Zhirinovskii-Ne-smet-porochit-podvig-Pobedy/>

⁹ So *Vera Dubina: Seksual'noe nasilie v gody Vtoroj mirovoj vojny: pamjat', diskurs, orudie politiki*, in *Perspektivy*: http://www.perspektivy.info/osobaya_tema/velikaya_pobeda_65/seksualnoje_nasilije_v_gody_vtoroj_mirovoj_vojny_pamat_diskurs_orudije_politiki_2010-05-24.htm.

¹⁰ *Oleg Budnitski: The Intelligentsia Meets the Enemy. Educated Soviet Officers in Defeated Germany, 1945*, in: *Kritika: Explorations in Russian as Eurasian History* 10, 3 (Summer 2009), S. 629–682; *Gennadij Bordjugov: Črezvyčajnyj vek rossijskoj istorii: četyre fragmenta*. S. Petersburg 2004, S. 96–138. Siehe auch Annäherungen an diese Thematik im Radio *Echo Moskvy* in den Sendung „Cena Pobedy“ vom 16. 2. 2009 (<http://echo.msk.ru/programs/victory/572480-echo/>), vom 24. 4. 2010 (<http://echo.msk.ru/programs/staliname/673604-echo/#element-text>) oder vom 12. 5. 2012 (<http://echo.msk.ru/programs/victory/886828-echo/#element-text>).

¹¹ *Anonyma: Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945*. Frankfurt am Main 2003.

diese Ereignisse abzubilden und zum anderen Russland zu einem Dialog zu animieren. Diesem Anspruch sollte nicht nur mit der intensiven historischen Recherche in enger Zusammenarbeit mit der Historikerin Elke Scherstjanoi, sondern auch mit der Heranziehung bekannter russischer Schauspieler und mit der Werbung des Films entsprochen werden.¹² Ob dies den Produzenten gelungen ist, wie der Versuch in Deutschland und Russland gewertet wurde und was der Film sowie die Reaktionen auf ihn über den Stand der Erinnerung an die Verbrechen der Roten Armee in Deutschland am Kriegsende aussagen können – diese drei zentrale Fragen stecken den Rahmen folgender Ausführung ab.

„Anonyma. Eine Frau in Berlin“ – Filmadaption eines Bestsellers

Der Plot des Films „Anonyma. Eine Frau in Berlin“ lässt sich schnell zusammenfassen: Die letzten Tage des Krieges, April 1945 in Berlin. Im Keller eines halb zerbombten Hauses kauern Menschen; die meisten davon sind Frauen. Sie warten auf den Einmarsch der Roten Armee und sie ahnen schon, was ihnen passieren könnte. Unter ihnen ist eine weit gereiste Journalistin, die mehrere Sprachen spricht, darunter auch Russisch. Sie wird gespielt von der schönen Nina Hoss. Wie die meisten Frauen wird die namenlose Protagonistin (Anonyma) von den Soldaten der Roten Armee mehrfach vergewaltigt. Sie taugt allerdings nicht zum Opfer. Sie sucht sich gezielt einen höheren Offizier unter den Rotarmisten aus, dem sie zu Diensten steht und der ihr und der Hausgemeinschaft außer Schutz vor den wütenden Soldaten auch Nahrung bieten kann. Zwischen ihr und dem gebildeten, höflichen und zurückhaltenden Andrej, gespielt von dem russischen Schauspieler, Evgenij Sidichin, entwickeln sich Nähe und eine Liebesgeschichte, die im Buch so gar nicht vorkommt. Das Ganze kulminiert schließlich in einem melodramatisch-kitschigen Abschied auf einem Kasernenhof.

Trotz eines unübersehbar schlichten und kommerzialisierten Erzählformats (Love Story mit bittersüßem Ende) für eines der düstersten Kapiteln der deutschen Zeitgeschichte erhebt der Film „Anonyma. Eine Frau in Berlin“ einen historischen Realitätsanspruch. Als Adaption des Tagebuchs einer Berliner Journalistin, der „Anonyma“, verspricht er außerdem „das letzte große Tabu des Zweiten Weltkriegs“ zu brechen.¹³ Die Autorin des im Jahr 2003 zum Bestseller avancierten und durchaus umstrittenen Buches¹⁴ beschreibt darin mit einer iro-

¹² Der Regisseur erklärte, er habe sich ein halbes Jahr lang nur mit der Geschichte auseinander gesetzt, sich zahlreiche Fotoaufnahmen und Archivfilme vom Kriegsende in Deutschland angeschaut. Dabei stand ihm die Historikerin, Frau Dr. Elke Scherstjanoi, stets beratend zur Seite. Siehe auch Materialienheft zum Film, Download (pdf): www.anonyma.film.de.

¹³ Siehe etwa das Materialienheft zum Film, Download (pdf): www.anonyma.film.de.

¹⁴ *Anonyma*, Eine Frau in Berlin. Die Authentizität des Tagebuchs wurde durch die Recherchen des Journalisten Jens Bisky in die Zweifel gezogen, in den Feuilletons der deutschen Presse intensiv diskutiert und ist nicht endgültig geklärt. Angezweifelt wird jedoch nicht die

nischen Offenheit und ohne Selbstmitleid die Gewalt der Rotarmisten in der Zeit vom 20. April bis 22. Juni 1945 in Berlin und ihre Rolle als Vergewaltigungsopfer plündernder Rotarmisten. Ihr Bericht schockiert einerseits durch die lakonisch-schnoddrige Schilderung des Phänomens der massenhaften und sich mehrfach wiederholenden „Schändungen“; andererseits durch die Verwischung der Grenzen zwischen Vergewaltigung und Prostitution.¹⁵ Nachdem die Verfasserin Opfer mehrerer Übergriffe durch Rotarmisten geworden war, ging sie Beziehungen mit einzelnen Russen ein, u. a. mit einem Major, der sie vor Gewalt anderer Soldaten schützen sollte und sie außerdem mit Lebensmitteln versorgte. Das Tagebuch endet mit der Rückkehr des geliebten Freundes der Verfasserin von der Front. Er verurteilt das Verhalten der Anonyma und das der anderen Frauen. Über das Geschehene will er nichts wissen, er flieht ins Schweigen und nimmt damit die Jahrzehnte kollektiven Beschweigens des Themas im Nachkriegsdeutschland vorweg.

Wenn auch umstritten, sind Anonymas Aufzeichnungen äußerst interessant; sie lassen sich nicht auf die bloßen Schwarz-Weiß-Kategorien von Opfer und Täter reduzieren. Stattdessen liefern sie eine mehrschichtige, Täter-Opfer-Relationen vermischtende, sarkastisch-eindringliche Analyse der deutschen Gesellschaft in den letzten Tagen des Krieges. Das Tagebuch enthält mehrere, miteinander in Beziehung stehende Erzählstränge: Es beschreibt und analysiert den Berliner Alltag der letzten Kriegswochen und es erzählt in einer absolut unsentimentalen Art vom „Schändungsbetrieb“ und zugleich vom Pragmatismus der deutschen, überlebenswilligen Frauen. Moralisch verurteilt werden sowohl die sowjetischen Männer wegen der sexuellen Übergriffe, als auch die Deutschen wegen ihrer Schuld an der nationalen Katastrophe und der Verbrechen im Osten; verurteilt werden auch die deutschen Frauen, von denen viele ihre bürgerlichen Moralvorstellungen in der Kriegssituation über Bord warfen und sich bei den Siegern auch prostituierten. Es wird auch nicht der nationalsozialistische Mythos des starken „arischen“ Mannes verschont: diesen verwirft die Autorin wegen der Unfähigkeit der Männer, die Frauen vor den wütenden Rotarmisten zu schützen und anschließend mit der „Entehrung“ dieser Frauen zurechtzukommen.

Glaubwürdigkeit der Autorin bzw. der geschilderten Ereignisse, sondern die Autorenschaft und damit die Authentizität der gedruckten Ausgabe. Zur Diskussion siehe z. B.: SZ vom 10.6.2003, S. 16; SZ vom 24.9.2003, S. 16; Kerstin Holzer: Zwei Zeitzeugen erinnern sich: Die Berichte der geschändeten „Frau in Berlin“ ist wahr, in: Focus vom 21.2.2004; Neue Zürcher Zeitung vom 19.1.2004 (<http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/article9CNMS-1.202394>); FAZ vom 20.01.2004, S. 33. Die Erstauflage dieses Buches traf 1959 in Deutschland auf heftige Ablehnung. Der Autorin wurde vorgeworfen, sie hätte „die Ehre der deutschen Frau beschmutzt“ und das Buch sei eine Schande. Erst nach dem Tod der Autorin wurde das Buch in der von Hans Magnus Enzensberger herausgegebenen „Anderen Bibliothek“ im Eichborn-Verlag wieder aufgelegt. Es verkaufte sich 80 000-mal und stand lange auf Bestseller-Listen.

¹⁵ Vgl. Constanze Jaiser: Rezension zu: Anonyma: Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945. Frankfurt am Main 2003, in: H-Soz-Kult, 05.12.2003, <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-3318>.

Angesichts solcher Narrative gerät die Täter-Opfer-Dichotomie stark ins Wan-ken. Diese Vielschichtigkeit der Betroffenen und der Perspektiven ins Medium Film authentisch zu übersetzen, ist zugegebenermaßen keine leichte Aufgabe. Dass darüber hinaus dieses komplizierte, hoch sensible und ideologisch verminzte Thema unendlich viel politische Angriffsfläche bietet, liegt auch auf der Hand. Die Filmemacher standen am Anfang ihres Projekts zweifellos vor einer großen Herausforderung, die sie jedoch ganz offenbar gescheut haben. Denn sie entschieden sich gegen die ursprünglich harte und mehrstimmige Darstellung der Anonyma. Färberböck lehnte sich zwar bei der Regie möglichst stark an die Buchvorlage an, interpretierte sie aber stellenweise weiter. Er zog Figuren zusammen, führte neue ein und fügte Szenen hinzu, die zwar einen verfilmbaren Plot, nämlich die oben angesprochene und im Buch so nicht vorhandene Love-Story bilden und zugleich die russische Perspektive des Kriegsendes einfangen, die aber allesamt sehr aufgesetzt, plump konventionell und kommerziell wirken. Zum fiktionalen Teil des Films gehören außer der Liebesgeschichte auch eine eifersüchtige, die dekadente Anonyma verachtende Rotarmistin; das junge, dem Nazi-Regime ergebene Paar, das sich in Anonymas Wohnung versteckt, oder die Szenen von der Wohngemeinschaft der Anonyma und fraternalisierenden Frauen, welche gemeinsam mit den Siegern das Ende des Krieges feiern. Der Regisseur will uns damit einerseits das Leid der Mädchen und Frauen zeigen, zugleich aber nicht verschweigen, wer in diesem Krieg die Täter und damit die Verursacher des Leidens waren; er will die Grausamkeit der Vergewaltigungen andeuten, aber nicht die Rotarmisten dämonisieren.¹⁶ Nach Aussagen des Produzenten sollte es eben kein Film „über ‚arme deutsche Frauen‘ und ‚böse russische Soldaten‘“ werden;¹⁷ er wolle dabei aber auch nicht den harten Fakten ausweichen. Mit diesem Anspruch interpretiert der Regisseur die Buchvorlage neu, behält Distanz zu seinen Figuren und konzentriert sich auf den Galgenhumor der Frauen, die sich mit einem „Wie oft?“ begrüßen; er bemüht sich um Individualisierung der russischen Figuren und vermeidet bewusst moralische Urteile. Damit begab er sich zwangsläufig auf eine schwierige Gratwanderung zwischen dem Wunsch nach historischer und politischer Korrektheit, zwischen historischer Aufarbeitung und Unterhaltung und provozierte in Deutschland und in Russland ein Echo, das unterschiedlicher kaum sein konnte.

Diskussion des Films in Deutschland

Obwohl die Produzenten ihren Film explizit zum Tabubruch über die jahrzehntelang aus verschiedenen Gründen verschwiegene Leiderfahrung deutscher Frauen stilisiert hatten, wurde gerade das Phänomen der Massenvergewaltigungen und seine Verarbeitung im Film hierzulande kaum hinterfragt. Die vor allem in den

¹⁶ Anmerkungen des Regisseurs Max Färberböck im Filmheft, S. 9-11.

¹⁷ Vgl. Anmerkungen des Produzenten Günter Rohrbach im Filmheft, S. 7.

Feuilletons geführte Debatten kreisten nicht um die Zulässigkeit der Umdeutung der Deutschen zu Opfern des Krieges, sondern um das beschämende Verschweigen des Erlittenen im Nachkriegsdeutschland und seine Folgen für die traumatisierten Frauen sowie um die Ästhetik der filmischen Aufarbeitung, die das Grausame beschönige. Dabei wurde der Film von beinahe allen Kritikern in Deutschland als ästhetisch schlecht, „konzeptlos“, „langweilig“, „naiv“, „klischeehaft“ und „feige“, als ein „Mainstream-Prestigeprojekt“ verrissen. Eine politisch korrekte und unreflektierte Machart, die Entstellung der Buchvorlage und die kitschige Sentimentalisierung eines der tragischsten Kapitel der deutschen Geschichte wurde den Filmemachern von Rezessenten des gesamten politischen Spektrums zum Vorwurf gemacht.¹⁸

Obgleich einzelne Stimmen, vor allem die von Feministinnen, den Mut des Regisseurs gewürdigt hatten, den Opfern der Vergewaltigungen mit Nina Hoss ein Gesicht gegeben, ohne dabei die Rote Armee zu dämonisieren,¹⁹ fand die Kritik den Streifen nahezu geschlossen melodramatisch bis kitschig bzw. weit hinter seinen Möglichkeiten zurückbleibend. Es sei ein finanziell aufwendiger, ambitionierter Hochglanz-Film „ohne große Ecken und Kanten“ entstanden, der trotz des schwierigen Themas zu „geschliffen“, wie von Pappe wirke – so das einheitliche

¹⁸ Vgl. z. B.: Nacktes Leben als Siegesbeute. Tabubruch oder Schmonzette: Max Färberböck hat das Tagebuch der „Anonyma“ verfilmt, in: Junge Freiheit vom 24. 10. 2008, S. 13; Szenenwechsel, „Anonyma“: Wie aus der Tragödie eine Schnulze wird, in: Ebd., S. 15; Merkels Schande, in: Ebd. vom 14. 05. 2010, [http://www.achgut.com/dadgdx/index.php/dadgd/article/anonyma_ein_unauffrichtiger_film_ueber_das_vergewaltigen/](http://www.jungefreiheit.de/Single-News-Display-mit-Komm.154+M5bd98f1d4c9.0.html?&tx_ttnews[swords]=Anonyma; Alan Posener: Anonyma – Ein unauffrichtiger Film über das Vergewaltigen, <a href=). Neutral war hingegen die Besprechung des Films in Nation 24, Nr. 163, 2008, S. 34f. Weitere Besprechungen: Der schrecken schmockt in Bonbonfarben, in: FAZ vom 21. 10. 2008; Video-Filmkritik. Kitsch und Vergewaltigung: „Anonyma“, in FAZ vom 22. 10. 2008, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kino/video-filmkritiken/video-filmkritik-kitsch-und-vergewaltigung-anonyma-1105171.html>; Tobias Kniebe: Die Kraft der Geschichte, in: SZ vom 31. 12. 2008; Die neue Naivität, in: taz vom 20. 10. 2008, <http://www.taz.de/Deutsche-Geschichte-im-Kino/124610/>; Schweigen und Gucken, in: taz vom 22. 10. 2008, <http://www.taz.de/Anonyma-im-Kino/124691/>; Verbotene Liebe und prekäre deutsche Männlichkeit, in Telepolis vom 25. 10. 2008, <http://www.heise.de/tp/artikel/28/28989/1.html>; Joachim Kronsbein: Vergewaltigungs-drama „Anonyma“. Tränen in rauchenden Trümmern, in: <http://www.spiegel.de/kultur/kino/0,1518,585709,00.html>; Katja Kirsche: Anonyma – eine Frau in Berlin, Scham, Schuld und Schweigen. Max Färberböck verfilmt ein tabuisiertes Kapitel deutscher Geschichte, in: Artechock. Filmmagazin, <http://www.artechock.de/film/text/kritik/a/aneifr.htm>; Bezymjannaja, in: Deutsche Welle, <http://www.dw.de/dw/article/0,,3743685,00.html>; Die Kritiker: «Eine Frau in Berlin», <http://www.quotenmeter.de/cms/?p1=n&p2=41847&p3=>; „Flachshaarige Hexen“, in: Focus, Nr. 45, 2008, http://www.focus.de/wissen/bildung/geschichte/geschichte-flachshaarige-hexen_aid_345494.html.

¹⁹ Anonyma im TV. Interview mit Regisseur Färberböck, <http://www.emma.de/hefte/ausgaben-2010/fruehling-2010/interview-mit-regisseur-faerberboeck/>; Frauen waren die Helden der Stunde Null, in: Welt, http://www.welt.de/welt_print/article2607806/Frauen-waren-die-Helden-der-Stunde-Null.html; Das größte Tabu des Krieges: Vergewaltigung!, in: Bild, <http://www.bild.de/unterhaltung/kino/nina-hoss/kino-kritik-6232410.bild.html#>; Flieh, wenn du kannst! Max Färberböcks großer Kriegsfilm „Anonyma – Eine Frau in Berlin“ zeigt das Leid der Vergewaltigten, ohne die Täter zu verteufeln, in: Zeit online, <http://www.zeit.de/2008/44/Rezension-Anonyma>.

Urteil der vielen Rezessenten. Es fällt dabei auf, dass die überwiegende Mehrheit der Kritiker den Akzent nahezu ausschließlich auf die im Film verharmlosende Darstellung von sexueller Gewalt, auf ein allzu offensichtlich politisch korrektes Bild der Täter setzen und dem Regisseur zu viel Kompromissbereitschaft vorwerfen, mit der er der Komplexität der Geschichte nicht gerecht werde. Bemerkenswerterweise haben rechts-konservative Autoren bis auf wenige Nuancen fast unisono mit liberalen und linken den Film kritisiert und kaum versucht, aus dem Stoff politisches Kapital zu schlagen.²⁰

Obwohl Max Färberböck mit „Anonyma. Eine Frau in Berlin“ auf dem Santa Barbara International Film Festival 2009 den Preis für den besten internationalen Spielfilm gewann und man den Streifen im gleichen Jahr zwei Mal für den Deutschen Filmpreis nominiert hatte, wurde das gesamte Filmprojekt zum finanziellen Flop. Während das Buch „Anonyma“ ein Bestseller war, lief der Film erstaunlich kurz in deutschen Kinos und zog nur 150 000 Zuschauer an.²¹ Obgleich er in den nächsten Jahren vom Zweiten Deutschen Fernsehen (ZDF) wiederholt ausgestrahlt und mit einer Zeitzeugen-Dokumentation verknüpft wurde, war er keineswegs spektakulär und löste, anders als die Dokumentation von Helke Sander „BeFreier und Befreite“ aus dem Jahr 1992 oder das Buch der Anonyma im Jahr 2003, keine grundlegend neue und anhaltende gesellschaftliche Debatten aus.²²

Russische Reaktionen auf den Film

Während die im Film themisierte sexuelle Gewalt von den deutschen Medien nicht hinterfragt, sondern vielmehr ihre verharmlosende Darstellung bemängelt wurde, bildete in der russischen Wahrnehmung das Thema an sich und seine Verarbeitung im Film einen schmerzhaften Punkt. Dass dieser negative Aspekt der Geschichte in Russland anders als in Deutschland immer noch ein Tabu darstellt, zeichnete sich bereits während der Dreharbeiten ab und wurde nach der Fertigstellung und der Rezeption des Films in Teilen der russischen Öffentlichkeit besonders deutlich.

Max Färberböck stand von Anfang an nicht nur vor der Herausforderung der Buchvorlage und dem Problem, das Zusammenprallen der Welt der russischen Soldaten mit der der deutschen Frauen in der Extremsituation des Krieges möglichst korrekt auf der Leinwand darzustellen, sondern auch vor der Aufgabe, die

²⁰ Vgl. Junge Freiheit vom 24. 10. 2008, S. 13; S. 15; Ebd. vom 14. 05. 2010, [http://www.jungefreiheit.de/Single-News-Display-mit-Komm.154+M5bd98f1d4c9.0.html?&tx_ttnews\[swords\]=Anonyma](http://www.jungefreiheit.de/Single-News-Display-mit-Komm.154+M5bd98f1d4c9.0.html?&tx_ttnews[swords]=Anonyma).

²¹ Die Kraft der Geschichte, in: SZ vom 31. 12. 2008. Zum Vergleich: „James Bond 007: Ein Quantum Trost“ wurde im gleichen Jahr zehn Tage nach seiner Premiere von über 3 Millionen (!) Besuchern gesehen. <http://www.spiegel.de/kultur/kino/0,1518,590865,00.html>.

²² Zwar äußerten sich alle zentralen Medien der Bundesrepublik zum Film und räumten der genannten Thematik nachfolgend den Platz ein (so vor allem Spiegel), doch war diese mediale Aufmerksamkeit eher von kurzer Dauer.

unterschiedlichen historischen Erfahrungen der *heutigen* Deutschen und Russen beim Drehen des Films am Set zu vereinbaren.²³ Es ist nicht nur das traditionelle stolze Selbstbild der Russen als Sieger über Nazideutschland, das eine Auseinandersetzung mit den Verbrechen der Roten Armee so schwierig macht, sondern vor allem die tiefe Spur, die der brutale Vernichtungskrieg Deutschlands gegen die Sowjetunion fast in jeder russischen Familie hinterlassen hat. Es sei lediglich daran erinnert, dass in der Sowjetunion insgesamt rund 26 Millionen Menschen diesem Krieg zum Opfer fielen, davon geschätzte 15 Millionen Zivilisten. In der gesamten Sowjetunion lagen im Jahr 1945 1710 Städte und 70 000 Dörfer in Schutt und Asche.²⁴ Angesichts der Dimension der deutschen Verbrechen ist es durchaus nachvollziehbar, dass jeder Versuch des Perspektivenwechsels und der Thematisierung der Leiderfahrungen der eigentlichen Täter-Nation für die Mehrzahl der Russen emotional immer noch sehr schwierig ist und als unverhältnismäßig, ja ungerecht oder revisionistisch erscheint.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass sich die Suche nach den russischen Schauspielern für den Film nicht ganz einfach gestaltete. Einige Russen lehnten die ihnen angebotenen Rollen ab, nachdem sie das Drehbuch des Films gelesen haben.²⁵ Diejenigen aber, die einwilligten, sorgten für endlose Diskussionen mit Regisseur und für Spannungen am Set während der Dreharbeiten: Entweder weil sie sich der Verbrechen der Roten Armee nicht bewusst waren oder weil sie mental mit dem Bild der vergewaltigenden Russen nicht zurecht kamen und die Kritik an der Roten Armee nach Aussagen des Regisseurs „nur bedingt“²⁶ vertragen konnten. So beschreibt Marina Koreneva, die Dolmetscherin am Set, die Dreharbeiten als emotional geladen und schildert anhand mehrerer Beispiele, dass alle russische Schauspieler „nur Helden, aber keine Tiere sein“ wollten.²⁷ Die Russen versuchten die zu verfilmende Geschichte regelrecht umzuschreiben, indem sie etwa vom Drehbuch vorgeschriebene schmutzige Erscheinung kritisierten und die Kostüm- und Maskenbildner mit verschiedenen Einwänden traktierten.²⁸ Besonders viel Wert legten die Schauspieler darauf, bekannte sowjetische Auszeichnungen, etwa den Orden für die Verteidigung Moskaus oder für Stalin-

²³ Über die Schwierigkeiten der Dreharbeiten berichtet die Dolmetscherin und Übersetzerin am Set, Marina Koreneva. Vgl. *Marina Koreneva: Die Person hinter der Leinwand: Dolmetschen und Übersetzen für den Film am Beispiel von Anonyma – eine Frau in Berlin*, in: *Christine Engel/Birgit Menzel* (Hrsg.): *Kultur und/als Übersetzung. Russisch-deutsche Beziehungen im 20. Und 21. Jahrhundert*, Berlin 2011, S. 215–228, hier S. 216.

²⁴ Angaben nach *Christian Hartmann: Unternehmen Barbarossa. Der deutsche Krieg im Osten 1941–1945*, München, 2011, S. 115, 118.

²⁵ *Koreneva, Die Person hinter der Leinwand*, S. 218; Gespräch mit Dr. Elke Scherstjanoj am 11. 09. 2012.

²⁶ Max Fäberböck im Interview auf der DVD-Ausgabe des Films.

²⁷ *Koreneva, Die Person hinter der Leinwand*, S. 218.

²⁸ Nach Berichten von Koreneva wurden Forderungen folgender Art öfters in der Maske und in der Garderobe laut: „Hör mal, gib mir doch endlich einen sauberen Kragen, ich bin doch Offizier der russischen Armee. [...] Ich bin doch bis nach Berlin gekommen!“, oder: „Was machst Du mir die ganze Zeit Hals und Hände dreckig! Ich bin doch kein Schwein, ich hätte doch irgendwo etwas zum Waschen gefunden!“. *Koreneva, Die Person hinter der Leinwand*, S. 218.

grad zu tragen, was ebenfalls für Auseinandersetzungen sorgte.²⁹ Der Hauptdarsteller wollte im Film möglichst viel Deutsch sprechen, um sich als gebildet und heldenhaft darzustellen und somit ein Gegenbild zur Vorstellung vom unzivilisierten Russen zu schaffen.³⁰ Viel schlimmer waren aber die Konflikte, wenn es um die Vergewaltigungsszenen ging.³¹ Die Schwierigkeiten der Zusammenarbeit mit den russischen Schauspielern beschrieb Nina Hoss folgendermaßen: „Wir Deutschen mussten während der Dreharbeiten immer austarieren, was wir wie sagen – damit es nicht zum Eklat kommt.“³²

Nicht weniger konfliktreich als die Verfilmung war die Rezeption des Films in der russischen Öffentlichkeit. Die russischen Filmverleihfirmen kauften diesen Streifen nicht.³³ Weder in den Kinos noch im Fernsehen wurde er gezeigt.³⁴ Auf den ersten Blick ist es daher auch nur bedingt möglich, über die Reaktionen der Russen auf ihn zu sprechen. Doch der Film erschien zwei Jahre später auf DVD, ist im russischen Internet frei zugänglich, war Diskussionsgegenstand zahlreicher Internet-Foren und sogar eines Kinoabends im Moskauer Sacharov-Zentrum. All diese Umstände, die Besprechungen im Internet erlauben nichtsdestoweniger einige generelle Aussagen.

Die wenigen russischen Medien, die sich zu diesem Film überhaupt äußerten, zeigten sich empört. Sie verurteilten den Streifen als eindeutig tendenziös, provokativ und antirussisch, als einen weiteren Versuch des Westens „noch mehr Öl ins Feuer eines neu entfachten ‚Kalten Krieges‘ zu gießen“. Die Kritiker sahen darin die Rote Armee zu einer Truppe alkoholischer Massenvergewaltiger stilisiert und die Verbrechen der Deutschen relativiert.³⁵ Vor allem diese Interpretation und die Angst vor einer Umdeutung der Geschichte war in der russischen Wahrnehmung zentral. Die Kriegsveteranen waren über den Film so erbost, dass sie sein weltwei-

²⁹ Koreneva berichtet, wie ein Schauspieler sich weigerte, die wenig bekannte Auszeichnung für die Gefechte jenseits des Polarkreises anzulegen, das Set zu verlassen drohte und sich schließlich eine Auszeichnung nach seinem Geschmack mit der Konsequenz für die ganze Dreharbeiten aussuchte: Die gesamten mit ihm zuvor bereits gedrehten Szenen mussten neu aufgenommen werden. Ebd., S. 219.

³⁰ Ebd., S. 226.

³¹ Ebd., S. 219.

³² Nina Hoss in Interview mit Alice Schwarzer, in: Emma November/Dezember 2008, <http://www.emma.de/ressorts/artikel/krieg-frieden/nina-hoss/>.

³³ Marina Latyševa: O diktature, medvedjach i sakure, in: <http://www.rbcdaily.ru/2008/12/04/lifestyle/393206>.

³⁴ Skandal'nuju kartinu ob armii-osvoboditel'niche ne pokažut po TV, in: Mir novostej, <http://www.mirnov.ru/archiv/mn906/mn/14-2.php>; Marina Koreneva ist der Meinung, dass der Film aus kommerziellen Beweggründen kein Publikum in Russland fand. Im Gespräch mit der Autorin im Oktober 2011.

³⁵ Germaniju zastavljat „vspomnij“ nasil'nika osvoboditelja“, in: Pravda vom 21. 10. 2008, <http://www.pravda.ru/world/europe/21-10-2008/288554-german-0/>; Nikolaj Ivašov: Kino i nemcy, <http://www.rbcdaily.ru/2008/10/22/focus/387023/print/>; Ideologičeskie metamorfozy, in: Tribuna vom 23. 10. 2008; Ženščina v Berline kak mif o Rossii, in: <http://korrespondent.net/showbiz/cinema/624451/print>; eine der wenigen Ausnahmen bildete das Magazin „Kommerzant Weekend“, Nr. 23 (119), 19. 06. 2009; neutral: Seksual'noe nasilie v gody Vtoroj mirovoj vojny, in: Russkij obozrevatel', <http://www.rus-obl.ru/ru-web/1064>

tes Verbot forderten, vermutlich, ohne ihn je gesehen zu haben.³⁶ Der Hauptdarsteller des Films, der in Russland sehr populäre Evgenij Sidichin, sowie andere russische Schauspieler waren einer starken Kritik für ihre Rollen ausgesetzt und wurden sogar mit Prostituierten aus einem Pornofilm verglichen.³⁷ Sidichin musste sich für den Auftritt in „Anonyma“ auf seiner Internetseite regelrecht verteidigen: In dem Film gehe es vor allem um Menschlichkeit und er selbst schäme sich wegen dieser Rolle weder vor deutschen noch vor russischen Zuschauern.³⁸

Wenngleich in den Kinos und im Fernsehen nie gezeigt, wurde der Film und das in ihm behandelte Thema in Russland – anders als in Deutschland – in zahlreichen Internet-Foren debattiert. Obgleich viele der genannten negativen, die Verbrechen der Roten Armee bestreitenden und den Film ablehnenden Wertungen im russischen Netz dominieren und der Meinungsaustausch oft aggressiv-primitive Formen jenseits der Sachlichkeit annimmt, fällt die Bewertung des Films dort keineswegs nur negativ aus. Auf einer Ratingskala von 1 bis 10 wird „Anonyma“ von den Internetusers mit Note 6 bewertet, also besser als durchschnittlich.³⁹ Gar nicht so wenige Zuschauer haben die russischen Perspektiven des Films anerkennend gelobt und ihn insgesamt als gut bewertet, weil er eine andere als die in der Sowjetunion und im jetzigen Russland offiziell propagierte Seite des Krieges und den Preis des Sieges über Nazi-Deutschland zeige, ohne dabei die Verdienste der Roten Armee zu schmälen.⁴⁰ Auffällig ist, dass viele Stimmen des russischen Publikums, einschließlich des Hauptdarstellers selbst, nicht so sehr den Tatbestand der sexuellen Gewalt problematisieren und diesen auch gar nicht hinterfragen, sondern vielmehr den Überlebenswillen der deutschen Frauen und die trotz des brutalen Krieges vorhanden gebliebene Menschlichkeit der durch die Hölle gegangenen Sieger zum Quintessenz des Films erheben.

Ruft man die Intentionen der Filmemacher in Erinnerung, so lässt sich auch im Fall Russlands, trotz eines sehr ambivalenten Echos auf den Film, eine eher negative Bilanz konstatieren. Der Film setzte dort keine gesellschaftliche Diskussionen oder Forschungen in Gang und das, was zu einem Tabu in Deutschland stilisiert wurde, erwies sich als solches in Russland. Nach Aussage des russischen Historikers Gennadij Bordjugov⁴¹ demonstriere das russische Veto gegen diesen

³⁶ Evgenij Sidichin snjalsja v pornuche, in: <http://sobesednik.ru/node/18350>

³⁷ Ebd.; ähnliche Vorwürfe finden sich in zahlreichen Foren. Z. B.: <http://kommari.livejournal.com/950263.html>; <http://blog.dahr.ru/?p=2667>.

³⁸ <http://sidikhin.narod.ru/film52.html>. Auf der offiziellen Seite von Sidichin findet sich auch eine Zusammentragung der Presse-Stimmen auf den Film.

³⁹ Vgl. <http://www.kinopoisk.ru/level/1/film/395959/ord/rnd/rnd/1329256628/>

⁴⁰ Hier nur Beispiele von Internet-Foren, in denen der Film „Anonyma – eine Frau in Berlin“ sowie die Vergewaltigungs-Thematik besprochen wurden: <http://www.kinopoisk.ru/level/1/film/395959/ord/rnd/rnd/1329256628/>; <http://rutracker.org/forum/viewtopic.php?t=2895948>; <http://my-hit.ru/film/5951>; <http://sidikhin.narod.ru/film52.html>; <http://www.kievrus.com.ua/b-reviews/28163-retsenzii-na-film-bezjmjannaja-odna-zhenschina-v-berline-anonyma-eine-frau-in-berlin.html>;

⁴¹ Gennadij Bordjugov in der Sendung „Cena pobedy“ auf Echo Moskvy, am 16. 02. 2009, <http://echo.msk.ru/programs/victory/572480-echo/>.

Film, dass ein Dialog über diesen Erinnerungskonflikt grundsätzlich nicht erwünscht ist.

Möglichkeiten und Grenzen der „gemeinsamen“ Erinnerung im Medium Film

Vergleicht man die Rezeption des Films „Anonyma. Eine Frau in Berlin“ in beiden Ländern, so ist zweifellos zu resümieren, dass er von der breiten Öffentlichkeit jeweils abgelehnt wurde und in seiner gesellschaftlichen Bedeutung doch weitgehend wirkungslos blieb. Die Hintergründe der Ablehnung sind aber verschiedenartig. Sie spiegeln nicht nur den Stand der jeweiligen Erinnerungskultur wider, sondern auch die Schwierigkeiten der Suche nach einem gemeinsam vertretbaren deutsch-russischen Blick auf das Kriegsende und seiner Reflexion auf der Leinwand.

Es ist verblüffend, wie unterschiedlich der Film in Deutschland und in Russland wahrgenommen wurde und wie widersprüchlich die geäußerte Kritik in beiden Ländern war. Was man hierzulande als harmlos und vorsichtig dargestellt (Vergewaltigungen) kritisierte, wurde in Russland als hart und klischeehaft empfunden. Während manch einer in Deutschland dem Regisseur eine allzu pro-russische Haltung vorwarf, verdächtigte man denselben in Russland des Revisionismus und der Nazi-Propaganda. Selbst die wohlmeinenden Rezensenten sahen die guten Seiten des Films in seinen ganz unterschiedlichen Botschaften: die Deutschen in der Anerkennung des Leidens der weiblichen deutschen Opfer und die Russen in der Menschlichkeit der sowjetischen Befreier. Sogar die Werbemotive des Films bringen unterschiedliche Narrative zum Ausdruck: Auf dem deutschen sehen wir die Anonyma im Vordergrund und damit auch das Opfernarrativ der Frauen; auf dem russischen Plakat nimmt diesen Platz eindeutig der heldenhafte russische Offizier ein.

Dabei zeigen die Mitwirkung der russischen Darsteller am Film und die Reaktionen auf ihn in Russland, dass die im privaten Gedächtnis fest verankerte und vom Staat gehütete Erzählung vom Krieg als Erfolgsstory nach wie vor dominiert und dass gegen jegliche Thematisierung von Verbrechen der heldenmütigen Roten Armee – erst recht wenn sie aus dem Westen kommt – starke Widerstände herrschen. Gleichzeitig wird die Erinnerung an die deutschen Opfer (in dem Fall an die geschändeten Frauen) vor dem Hintergrund des ungeheuerlichsten Vernichtungskrieges der Geschichte als moralisch unhaltbar erklärt. Ihre Medialisierung stelle ein Einfallstor zur Stilisierung der Deutschen zu Opfern des Kriegs dar und führe zur Geschichtsklitterung.

„Anonyma. Eine Frau in Berlin“ ist indes nicht der einzige Spielfilm, der solche Empfindsamkeiten im Umgang mit Erblasten der sowjetischen Vergangenheit evozierte. Mit einer heftigen Protestkampagne reagierten die konservativen Patrioten auf den Antikriegsfilmm „4 Tage im Mai“⁴² den der deutsche Regisseur

⁴² Hierzu z. B. die Petitionskampagne des Historikers Aleksandr Djukov und auf der Webseite „Kriegsschau“ [Voennoe obozrenie]: <http://a-dyukov.livejournal.com/1154262.html>; <http://>

Achim von Borries zusammen mit und auf die Initiative des russischen Schauspielers und Produzenten Aleksej Gus'kov drehte.⁴³ Der Film erzählt von der Freundschaft eines sowjetischen Soldaten mit einem dreizehnjährigen deutschen Jungen in den letzten Tagen des Krieges in einem Waisenheim an der deutschen Ostseeküste, das dem sowjetischen Hauptmann und seinen sieben Männern vier Tage vor dem Ende des Krieges als Stützpunkt dient. Die Gefahr für die Frauen, von den Rotarmisten vergewaltigt zu werden, wird hier lediglich durch einen zwielichtigen Major am Ende des ansonsten sehr ruhigen Films angedeutet. Vielmehr zeigt dieser Film die Sinnlosigkeit der Kämpfe, das Verhaltens der Menschen in der Ausnahmesituation, ihre Hoffnungen und Respekt voreinander aus Sicht eines deutschen Jungen. Anders als „Anonyma“ wurde dieser Streifen von einem russischen Filmverleih gekauft, gewann den Publikumspreis beim Film-Festival im russischen Wyborg 2011⁴⁴, wäre aber angesichts einer sehr geringen Zahl von 5.3 Tausend Zuschauern in Russland beinahe unbemerkt geblieben, hätte ihn nicht der zu Gazprom Media gehörende NTW-Sender am Vorabend des „Tag des Sieges“ am 8. Mai 2012 in sein Fernsehprogramm aufgenommen. Die darauf entfachte, den Inhalt des Films verzerrende und teilweise von Hass-tiraden gegen Gus'kov begleitete Protestaktion gegen die beabsichtigte Ausstrahlung, die aus Sicht der russischen Veteranen eine schreckliche Beleidigung darstellte und die Bedeutung des Sieges über Nazideutschland herunterspielte, bewirkte kurzerhand die Streichung des Films aus dem Programm. Diese Entscheidung wurde von einigen unabhängigen Stimmen in Russland als eine rein „politische“ interpretiert.⁴⁵ Der nächste Skandal ließ nicht lange auf sich warten. Er war durch den russischen Film „Ich diene der Sowjetunion“ ausgelöst, der am 22. Juni, dem Tag der Trauer und Erinnerung (Tag des Angriffs des Nazideutschlands auf die Sowjetunion) ebenfalls im NTW ausgestrahlt werden sollte. Hier wurde die politische Zensur der Erinnerung an den Krieg in Russland aufs Neue sichtbar. In diesem rein fiktiven Film geht es um eines der Stalinschen Gulag-Lager im Juni 1941, dessen Häftlinge einen Angriff der Deutschen abwehren, doch dann von Mitarbeitern des sowjetischen Geheimdienstes erschossen werden. Anstelle der Roten Armee treten hier die Vaterlandsverräter und Regimekritiker als Helden auf und statt Sowjetpatriotismus herrscht in diesem Film antisowjetische Stimmung. Ein solches unpatriotisches Sujet und nicht die zweifelhafte Qualität des Films war Anlass genug für Kulturminister Vladimir Me-

topwar.ru/14110-uvazhaemyy-tvorcheskiy-kollektiv-i-direkciya-telekanala-ntv.html. Die Community „Das Wesen der Zeit“ [Sut' vremeni] organisierte sogar Mahnwachen und verteilte Flugblätter, die den Film verurteilten, <http://eot-su.livejournal.com/441275.html>.

⁴³ Zur Handlung des Films und Kritik in Deutschland siehe: <http://www.film-zeit.de/Film/2303/4-TAGE-IM-MAI/Kritik>

⁴⁴ http://www.auroragroup.com.ua/group/news/90-triumf_filma_4_dnya_v_mae_na_ix_festivale_voennogo_kino_imeni_yuriya_ozeroval

⁴⁵ Die offizielle Erklärung des Senders: <http://www.ntv.ru/novosti/295326/>. Vgl. auch <http://granit.ru/Society/Media/Television/m.197536.html>. Diesem Thema war auch die Sendung „Cena Pobedy“ mit Aleksej Gus'kov vom 12. Mai auf Echo Moskvy gewidmet. Text: <http://echo.msk.ru/programs/victory/886828-echo/#element-text>

dinskij,⁴⁶ mit einem Brief an den Generaldirektor des NTW die Streichung des Films aus dem Programm zu empfehlen, der „für viele als Beleidigung der Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges und unserer historischen Erinnerung verstanden werden“ kann.⁴⁷ Allein innerhalb von zwei Tagen habe Medinskij fast 2000 Briefe aufgebrachter Veteranen mit der Aufforderung bekommen, die Ausstrahlung des Films zu verhindern. Dieses mal änderte der Sender zwar sein Programm nicht;⁴⁸ die politische Brisanz der Kriegsfilme und der seit Jahren zu beobachtende Trend zur Geschichtspolitik des Stolzes, die ganz eindeutig das patriotische Kino favorisiert,⁴⁹ hatten sich aber mit diesem neuen medialen Skandal erneut bewährheitet.

Zugleich demonstrieren das eigenwillige Verhalten von NTW im letzten Fall und die zahlreichen Einträge in den Foren zu den geschilderten Filmen, dass die Erinnerungslandschaft in Russland zwar in hohem Maße staatlich beeinflusst, jedoch keineswegs einheitlich ist. Auch in der Erinnerungsliteratur und seit Kurzem in der Wissenschaft finden die kritischen Aspekte der sowjetischen Geschichte, auch die Vergewaltigungsproblematisierung, eine vorsichtige Thematisierung.⁵⁰ Doch ein offen selbstkritischer Umgang ist nach wie vor selten. Und von einer gesellschaftlichen Akzeptanz des Themas „Verbrechen der Roten Armee an der Zivilbevölkerung“ kann in Russland keine Rede sein.

Was Deutschland betrifft, so zeigen uns die Reaktionen auf „Anonyma. Eine Frau in Berlin“, dass sexuelle Gewalt an deutschen Frauen, die es übrigens auch von Seite amerikanischer, französischer und britischer Soldaten am Kriegsende gab, schon lange kein Tabu mehr ist.⁵¹ Die Tatsache, dass der Film in Zusammenarbeit mit dem ZDF entstanden ist und zum 65. Jahrestag des Kriegsendes im Fernsehen gezeigt wurde sowie das Echo der Rezensenten müssen vielmehr in

⁴⁶ Medinskij ist russischer Politiker, seit dem 21. Mai 2012 Minister für Kultur in der Regierung der Russischen Föderation und gehörte der vom damaligen Präsidenten Medvedev 2009 eingesetzten Kommission „Zur Verhinderung der Fälschung der Geschichte zum Schaden der Interessen Russlands“ an. Medinskij ist Autor mehrerer populär-historischer Bücher und Verfechter einer patriotischen Geschichtserzählung, die keinen Platz für die negativen Seiten der russischen Vergangenheit hat. So betonte er in einer Sendung der Radio „Echo Moskwy“ vom 10. 12. 2012, dass Geschichte nichts anderes als „die in die Vergangenheit gewandte Politik“ sei und primär die Aufgabe habe, zum Patriotismus und Stolz zu erziehen. Text: http://www.echo.msk.ru/programs/razbor_poleta/964030-echo/#element-text.

⁴⁷ <http://lenta.ru/news/2012/06/19/movie/>; <http://www.km.ru/kino/2012/06/19/persony-i-sobytiya-v-mire-kino/ministr-kultury-snimaet-s-efira-film-sluzhu-sovetskoy>; SZ vom 21. 6. 12, S. 17.

⁴⁸ Als Antwort veröffentlichte das NTW ein sarkastisches Gedicht: http://www.neva24.ru/a/2012/06/25/NTV_otvetilo_Medinskому/

⁴⁹ Zur Entwicklung des russischen Kinos siehe *Larisa Maljukova: Pure Schwarzmalerei? Russlands Kino um Jahrtausendwende*, in: Osteuropa, H. 1 / 2012, S. 109–126; *Tatiana Smorodinskaya: The Fathers' War through the Sons' Lens*, in: *Helena Goscilo, Yana Hashamova (eds.): Cinepaternity: Fathers and Sons in Soviet and Post-Soviet Film*. Bloomington 2010, p. 89–113.

⁵⁰ Vgl. Die genannten Arbeiten: *Budnitski, The Intelligentsia Meets the Enemy*; *Bordjugov, Črezvycajnyj vek rossijskoj istorii*, S. 96–138; Sendereihe „Cena Pobedy“ auf Echo Moskwy.

⁵¹ Vgl. auch *Mühlhäuser: Vergewaltigungen im deutschen Opferdiskurs. Konkurrierende Erzählungen zu sexueller Gewalt im Zweiten Weltkrieg*, in DDR, Bundesrepublik und nach 1989. <http://phase2.nadir.org/rechts.php?artikel=576&print=1>.

eine generelle größere Veränderung der bundesdeutschen Erinnerungskultur eingordnet werden – eine Erinnerungskultur, in der der Täter- und Opferdiskurs nebeneinander koexistieren und eine kritische Herangehensweise an den nicht selten exkulpierenden Opferstatus fehlt. Die deutsche televisuelle Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und Holocaust hat in den vergangenen 15 bis 20 Jahren zwar enorm zugenommen. Nur selten tauchen aber solche Opfergruppen der NS-Zeit wie Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter, Sinti und Roma, Schwule und Menschen mit Behinderung oder der Mord an sowjetischer Zivilbevölkerung in der öffentlichen Wahrnehmung Deutschlands auf. Tatsächlich ist der Trend zur Selbstviktimalisierung der Deutschen und zur Verallgemeinerung von Opfererfahrungen sowohl im Fernsehformat als auch im privaten Diskurs evident, wie die Studie „Opa war kein Nazi“ von Harald Welzer zeigt.⁵² Während solche mediale Ereignisse, wie „Anonyma. Eine Frau in Berlin“, „Die Flucht“ (2007), „Die Gustloff“ (2008) oder die mehrteilige ZDF-Serien von Guido Knopp „Die Kinder der Flucht“ (2006) eine emotionsgeladene und stellenweise entkontextualisierte deutsche Opfererzählung mit versöhnlichen Schlussbotschaften liefern,⁵³ werden die TV-Zuschauer kaum mit den Verbrechen der Deutschen im Osten bzw. mit dort begangenen sexuellen Gewaltverbrechen konfrontiert.⁵⁴ Dass die öffentlich-rechtlichen Sender in Deutschland eher das versöhnende Geschichtsbild des Zweiten Weltkrieges favorisieren und vor unkonventionellen Narrativen zurück scheuen, bestätigt etwa ihre Weigerung, den Film „Keine Kameraden“ von Beate Lehr-Metzger zu senden.⁵⁵ Er ist wohl der erste deutsche Dokumentarfilm, der ausschließlich das Leiden und Sterben der sowjetischen Kriegsgefangenen thematisiert, die auf Langeoog 1941/42 Zwangsarbeit leisten mussten.

Es ist zwar umstritten, dass in Deutschland nach wie vor eine „Erinnerungspolitik der Reue“⁵⁶ dominiert und dass das größte Interesse der historischen Forschung weiterhin unvermindert dem Nationalsozialismus und dem Holocaust gilt.

⁵² Ebd.; *Sonja M. Schultz*: Der Nationalsozialismus im Film. Von Triumph des Willens bis ING-LOURIOUS BASTERDS. Berlin 20012, hier v.a. S. 289–506; *Harald Welzer/Sabine Moeller/Karoline Tschuggnall*: „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt/M. 2002. Die Studie „Opa war kein Nazi“ zeigt, dass der Holocaust im deutschen Familiengedächtnis nicht vorkommt.

⁵³ *Röger*, Zeitzeugen von Flucht, Vertreibung und Heimatverlust im deutschen Geschichtsfernsehen.

⁵⁴ Zwar wurde mit der systematischen Untersuchung der Geschlechterverhältnisse in den besetzten Gebieten im Osten begonnen, doch besteht auch hier noch erheblicher Forschungsbedarf. Vgl. *Regina Mühlhäuser*: Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion 1941–1945. Hamburg 2010; *Birgit Beck*: Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschem Militärgerichten 1939–1945, Paderborn–München–Wien–Zürich 2004; *Stephan Lehnstaedt*: Okkupation im Osten. Besatzeralltag in Warschau und Minsk 1939–1944, München 2010, S. 242ff.

⁵⁵ SZ vom 20. 1. 2012, S. 15. Lediglich ARTE und Saarländischer Rundfunk haben angekündigt, ihn zu zeigen. [http://www.langeoog-news.eu/index.php?id=53&tx_ttnews\[tt_news\]=5115&Hash=496b8d8f5087ddf79a94d65995318c95](http://www.langeoog-news.eu/index.php?id=53&tx_ttnews[tt_news]=5115&Hash=496b8d8f5087ddf79a94d65995318c95)

⁵⁶ *Aleida Assmann*: Weltmeister im Erinnern? Über das Unbehagen an der deutschen Erinnerungskultur, in: *Vorgänge*, Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik, 51. Jahrgang, Heft 2 (Juni 2012), S. 24–32.

Mit der geschilderten Einseitigkeit der filmischen Geschichtsrepräsentation läuft man dennoch gegenwärtig die Gefahr, entlastende Erinnerungsnarrative zu konstruieren, welche an Revisionismus grenzende gleichmacherische Opferperspektiven transportieren und zu verzerrten Geschichtsbildern führen können.⁵⁷

Fazit

Der Film „Anonyma. Eine Frau in Berlin“ und die Exkurse in die Befindlichkeiten des aktuellen Geschichtsfernsehens in Russland und Deutschland zeigen deutlich, dass in beiden Ländern die Erinnerung an die Vergehen der Roten Armee an der weiblichen Zivilbevölkerung auseinanderklafft und dass deshalb ein gemeinsamer deutsch-russische Blick auf diese Erblast der Geschichte mit kinematografischen Mitteln in zweifacher Hinsicht problematisch ist. Zum einen läuft jede Inszenierung der Deutschen als Kriegsopfer mit der Kamera, vor allem wenn sie Unterhaltung mit Emotionen schaffen will und nachlässig mit dem historischen Kontext umgeht, Gefahr, eine Antithese zur eigenen Täterschaft aufzustellen. Genau als solche wurde der Film „Anonyma“ in Russland empfunden. Wie kein anderer Film spiegelt diese Produktion Schwierigkeiten und Ängste im Umgang mit diesem sehr komplexen, hoch sensiblen und politisch heiklen Thema. Zum anderen zeigen die unterschiedlichen Reaktionen auf „Anonyma“, wie schwierig und schmerhaft es ist, zunächst einen gemeinsamen, für beide Seiten vertretbaren *akademischen* Nenner in diesem Erinnerungskonflikt zu finden. Dabei sind es nicht nur die unterschiedlichen historischen Narrative, die eine sachlich differenzierte Aufarbeitung des Themas verhindern, sondern vor allem die offenkundige Problematik der methodischen Herangehensweise an diese sehr komplizierte Thematik und die Unzugänglichkeit der russischen Archive.⁵⁸ Der Flop des Films ist dennoch und gerade deswegen eine Mahnung an Historiker, dieses komplizierte und ideologisch-politisch aufgeladene Kapitel der Geschichte nicht der Unterhaltungsindustrie zu überlassen, sondern über all seine Ambivalenzen in der ganzen Komplexität und historischen Kontextualität nachzudenken.

⁵⁷ Vgl. *Schultz*, Der Nationalsozialismus im Film.

⁵⁸ So bleiben die Materialien der Hauptmilitärstaatsanwaltschaft, deren Organe in der Zeit zwischen Januar und März 1945 4148 Soldaten der Roten Armee wegen verschiedener Vergehen verurteilte, im CAMO (F. 67. Op. 12018. D. 89) für die Forscher verschlossen.

Befreiung und Besatzung

Leonid Luks

Ursachen und Folgen des sowjetischen Sieges: Russischer Patriotismus, spontane Entstalinisierung und Herrschaftsstabilisierung

Der deutsch-sowjetische Krieg gibt den Historikern, ungeachtet der partiellen Öffnung der russischen Archive, bis heute viele Rätsel auf. Das wohl wichtigste Rätsel besteht im Folgenden: Woher nahm die sowjetische Gesellschaft, die in den 1930er Jahren von den stalinistischen Terrororganen bis zum äußersten drangsaliert und gedemütigt worden war, die Kraft, um am 5. Dezember 1941 die siegesgewohnte Wehrmacht vor den Toren Moskaus zu stoppen? Warum scheiterte die Hitlersche Blitzkriegsstrategie, der seit September 1939 bereits neun europäische Länder zum Opfer gefallen waren, ausgerechnet auf russischem Territorium?

Dabei darf man nicht vergessen, dass im Dezember 1941, als die deutschen Streitkräfte zum ersten Mal seit September 1939 einen Rückschlag hinnehmen mussten (wenn man von der verlorenen Luftschlacht über England absieht), dem NS-Regime beinahe alle demographischen und wirtschaftlichen Ressourcen des europäischen Kontinents zur Verfügung standen, die von den Nationalsozialisten erbarmungslos ausgebeutet wurden. Bis auf das einsam kämpfende Großbritannien und einige neutrale Staaten bestand der Rest des Kontinents aus Vasallen und Verbündeten des Dritten Reiches bzw. aus vom NS-Regime besetzten Gebieten. Dazu zählten auch beinahe zwei Millionen Quadratkilometer sowjetischen Territoriums, die von etwa 70 Millionen Menschen bewohnt waren (ca. ein Drittel der Bevölkerung der UdSSR).

Die gesamte Last des Krieges mussten Ende 1941 also die circa 130 Millionen Sowjetbürger tragen, die sich auf den nicht besetzt gebliebenen Gebieten befanden. Die militärische und wirtschaftliche Unterstützung der angelsächsischen Verbündeten Moskaus lief damals erst an, zur Zeit der Schlacht von Moskau konnte sie noch keine allzu große Rolle spielen.

Es ist in diesem Zusammenhang auch wichtig zu betonen, dass Stalin sich in seinem Kampf gegen Hitler auf eine Bevölkerung stützen musste, der er außerordentlich misstraute, und dies mit Recht. Als erstes möchte ich auf die sowjetischen Streitkräfte eingehen, die offiziell die Bezeichnung „Rote Arbeiter- und Bauernarmee“ (Raboče-Krest’janskaja Krasnaja Armija – RKKA) trugen, sich aber in erster Linie aus der Landbevölkerung rekrutierten. Gerade die sowjetische Landbevölkerung musste zu Beginn der 1930er Jahre, also am Vorabend des Krieges, eine beispiellose Tragödie erleben, die einzig und allein von der politischen Führung des Landes verursacht wurde. Der Versuch Stalins, die sowjetische Realität an das zentrale Postulat der marxistischen Doktrin anzupassen – die Abschaffung des Privateigentums – löste den verzweifelten Widerstand der sowjetischen Bauernschaft aus, der vom totalitären Staat mit einer ungeheuren Brutalität unterdrückt

wurde.¹ Die enteigneten Bauern, deren Bewegungsfreiheit eingeschränkt worden war, wurden als Bürger zweiter Klasse behandelt, als „Leibeigene des Staates“ wie die sowjetischen Bauern ihren Status selbst definierten. Darüber hinaus war eine der unmittelbaren Folgen der Enteignung von mehr als 100 Millionen Bauern die größte Hungerkatastrophe in der Geschichte Russlands, der etwa sechs Millionen Menschen zum Opfer fielen. Der sowjetische Agrarhistoriker Viktor Danilov schrieb 1988 in diesem Zusammenhang: „Der Hunger von 1932–33 stellte das schrecklichste Verbrechen Stalins dar. Dies war eine Katastrophe, die die gesamte künftige Entwicklung des sowjetischen Dorfes entscheidend prägte“.² So war es nicht verwunderlich, dass Stalin an die Staatstreue der Bauern, aus denen sich die Rote Armee vorwiegend rekrutierte, zweifelte.

Ähnliches betraf aber auch das Offizierskorps der Roten Armee, das von der Stalin-Riege zur Zeit des Großen Terrors von 1936–38 praktisch enthauptet worden war. Die Ausmaße dieser Gewaltorgie demonstrieren z. B. folgende Zahlen: Im deutsch-sowjetischen Krieg fielen etwa 600 sowjetische Generäle. Dem Krieg Stalins gegen die Rote Armee zur Zeit des Großen Terrors fielen dreimal so viele Generäle bzw. dem Generalsrang Gleichgestellte zum Opfer.³

Nicht anders verhielt es sich mit der wichtigsten Säule des stalinistischen Regimes – der bolschewistischen Partei –, deren Elite zur Zeit des Großen Terrors in einer ähnlichen Weise dezimiert wurde wie die Elite der Roten Armee. In seiner fulminanten Abrechnung mit Stalin auf dem 20. Parteitag der KPdSU sprach Nikita Chruščev über das Schicksal der Delegierten des 17. Parteitages der Bolschewiki vom Januar 1934 und der Mitglieder des von diesem Parteitag gewählten Zentralkomitees. Dieser Parteitag fand unmittelbar nach der Vollendung der Kollektivierung der Landwirtschaft statt und wurde von den stalinistischen Propagandisten zum „Parteitag der Sieger“ stilisiert, also der Sieger über das sowjetische Bauerntum. Über das weitere Schicksal der „Sieger“ sagte Chruščev: „Es wurde festgestellt, dass von den auf dem Parteitag gewählten 139 Mitgliedern und Kandidaten des Zentralkomitees der Partei 98 Personen, das sind 70%, in den Jahren 1937–38 verhaftet und liquidiert wurden. [...] Das gleiche Schicksal ereilte ... die Mehrzahl der Delegierten des 17. Parteitages. Von 1966 [...] Delegierten wurden

¹ Vgl. dazu u. a. Alexander Werth: Ein Staat gegen sein Volk, in: Stéphane Courtois (Hrsg.): Das Schwarzbuch des Kommunismus. München 1998, S. 168; Sergej Kulešov u.a: Naše Otečestvo. Moskau 1991, Band 2, S. 259f.; Georgij Fedotov: Problemy buduščej Rossii, in: ders.: Sud'ba i grechi Rossii, Sankt Petersburg 1991, Band 1, S. 229.

² Istorija SSSR, 3/1989, S. 55; siehe dazu auch Timothy Snyder: Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin. London 2010, S. 21–58.

³ Bernd Bonwetsch: „Die Geschichte des Krieges ist noch nicht geschrieben“. Die Repression, das Militär und der „Große Vaterländische Krieg“, in: Osteuropa 1989, S. 1021–1038, hier S. 1021; ders.: Die Repression des Militärs und die Einsatzfähigkeit der Roten Armee im „Großen Vaterländischen Krieg“, in: Bernd Wegner (Hrsg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“. München-Zürich 1991, S. 404–424; David M. Glantz: Stumbling Colossus. The Red Army on the Eve of World War. Kansas University Press 1998; Catherine Merridale: Iwans Krieg. Die Rote Armee 1939–1945. Frankfurt/Main 2006, S. 86f.

1108 Personen, also über die Hälfte aller Delegierten, unter der Beschuldigung gegenrevolutionärer Verbrechen verhaftet“.⁴

Anders als die sowjetische Bauernschaft hat sich die sowjetische Elite gegen den Vernichtungsfeldzug, den Stalin gegen sie richtete, kaum gewehrt. Diese unterschiedlichen Haltungen lassen sich nicht zuletzt dadurch erklären, dass die bolschewistische Oligarchie sich mit dem Staat, der gegen sie einen erbarmungslosen Terrorfeldzug führte, viel stärker identifizierte als dies bei den sowjetischen Bauern der Fall gewesen war. Wegen der weitgehend passiven Hinnahme des Stalinischen Großen Terrors durch die bolschewistische Machtelite hat der Moskauer Historiker Michail Gefter den „Parteitag der Sieger“ von 1934 in „Parteitag der Selbstmörder“ umbenannt.⁵

Im April 1938 – auf dem Höhepunkt des „Großen Terrors“ – schrieb der russische Exilhistoriker Georgij Fedotov: „Stalin führt einen Krieg gegen ganz Russland, wenn man ein einseitiges Abschlachten von [...] wehrlosen Gefangenen einen Krieg nennen kann [...]. Ein Mann gegen das ganze Land. Noch nie war die Lage Russlands derart verzweifelt“.⁶

Während Stalin im Krieg gegen das eigene Volk beträchtliche Erfolge verbuchen konnte, versagte er bei der Aufgabe der Verteidigung des Landes gegen außenpolitische Feinde beinahe gänzlich. Auf diesem Gebiet war er, wie Fedotov mit Recht betont, ein hoffnungsloser Stümper.⁷

Als sich die Westmächte nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei durch Hitler im März 1939 von ihrer kurzsichtigen und selbstzerstörerischen Appeasementpolitik abwandten und bereiterklärten, gemeinsam mit Moskau die Aggressionsgelüste Hitlers einzudämmen, entschloss sich Stalin aus einem kurzsichtigen machiavellistischen Kalkül zu einem Bündnis mit dem gefährlichsten Feind, mit dem Russland je konfrontiert worden war. Hatte er etwa Nikolaj Bucharin nicht zugehört, als dieser auf dem 17. Parteitag der Bolschewiki Folgendes sagte:

„Hitler verkündet ganz offen, dass er unseren Staat [zerstören] will. Hitler spricht offen von der Eroberung der sowjetischen Gebiete, die Deutschland angeblich unbedingt für seine Existenz brauche [...]. Hitlers Politik hat sich die Verdrängung der Russen nach Sibirien zum Ziel gesetzt [...]. Das ist also der Klassenfeind [...], mit dem wir es in den nächsten großen historischen Schlachten, die uns noch bevorstehen, zu tun haben werden“.⁸

Die sowjetische Rückendeckung ermöglichte Hitler nach seinem Überfall auf Polen beispiellose militärische Erfolge. Da er im Osten nichts zu befürchten hatte, unterwarf er innerhalb von etwa 20 Monaten beinahe den gesamten außerrussischen Teil des europäischen Kontinents. Immense demographische und industriel-

⁴ Chruschtschows historische Rede, in: Ost-Probleme Nr. 25/26, 22. 6. 1956, S. 867–897, hier S. 873f.

⁵ Michail Gefter: Iz tech i étich let. Moskau 1991, S. 260.

⁶ Georgij Fedotov: Zaščita Rossii. Stat'i 1936–1940 iz „Novoj Rossii“. Paris 1988, S. 190f.

⁷ Ebenda, S. 183.

⁸ L.Rošin u. a., Hrsg.: 1941 god. Moskau 1998, Band 2, S. 515.

le Ressourcen standen jetzt dem NS-Staat und seinen Vasallen zur Verfügung. Nun hielt Hitler die Zeit für gekommen, um seinen bereits in „Mein Kampf“ entworfenen Plan der Eroberung des Lebensraums im Osten zu realisieren.

Das stalinistische Regime, das seit Anfang der 1930er Jahre einen grausamen Krieg gegen imaginäre Volksfeinde geführt hatte, wurde am 22. Juni 1941 mit wirklichen Feinden konfrontiert. Vieles sprach dafür, dass es diese harte Bewährungsprobe nicht überstehen würde. Das Debakel der Roten Armee in den ersten Monaten des Krieges gehört zu den größten Katastrophen in der gesamten Militärgeschichte.

Der deutsch-sowjetische Krieg bestand praktisch aus zwei Kriegen, die sich grundlegend voneinander unterschieden. Und im „ersten“ Krieg, der sich im Sommer und im Herbst 1941 abspielte, erlitt die Rote Armee eine verheerende Niederlage.⁹ Am 3. Juli 1941 schrieb der Generalstabschef des Heeres Halder: „Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, dass der Feldzug gegen Russland innerhalb von vierzehn Tagen gewonnen wurde“.¹⁰

Auch Stalin hielt damals die Lage seines Regimes wohl für aussichtslos. Einer seiner engsten Gefährten, Anastas Mikojan, zitiert folgende Aussage des sowjetischen Diktators vom 29. Juni 1941: „Lenin hat uns ein großes Erbe hinterlassen, und wir, seine Nachfolger, haben all das [verspielt]“.¹¹

Schenkt man dem hohen Funktionär des sowjetischen Geheimdienstes Sudoplatov Glauben, so versuchte die sowjetische Führung sogar nach dem Hitlerischen Überfall auf die Sowjetunion die NS-Führung zu beschwichtigen. Sudoplatov sollte Ende Juni 1941 im Auftrag Berijas, des Leiters der sowjetischen Sicherheitsorgane, mit dem bulgarischen Botschafter in Moskau Stamenov die Bedingungen sondieren, die Hitler zu einer Beendigung des Krieges veranlassen könnten. Stamenov sollte sich bei den Deutschen erkundigen, ob sie sich mit solchen Gebieten wie „das Baltikum, die Ukraine, Bessarabien, die Bukowina und die karelische Landenge begnügen würden. Wenn nicht, welche zusätzlichen Gebiete würde Deutschland beanspruchen?“¹² Es ist nicht ausgeschlossen, dass Hitler sich auf dieses Angebot Stalins bezog, als er in seinen Monologen im Führerhauptquartier am 12. Juli 1941 Folgendes sagte: „Dieser schlaue Kaukasier ist bereit, das europäische Russland dranzugeben, wenn er fürchten muss, sonst das

⁹ Siehe dazu u. a. *Kulešov*, Naše otečestvo, Band 2, S. 400ff, *Merridale*, Iwans Krieg, S. 99-134.

¹⁰ Horst Boog/ Jürgen Förster/Joachim Hoffmann/Ernst Klink/Rolf-Dieter Müller, Gerd R. Ueberschär: Der Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt/Main 1996. S. 573; Hans-Ulrich Thamer: Verführung und Gewalt. Deutschland 1933-1945. Düsseldorf 1986, S. 661; Christian Hartmann: Unternehmen Barbarossa. Der deutsche Krieg im Osten 1941-1945. München 2011, S. 39. In neun Tagen sind wir in Moskau, schrieb einer der Offiziere der Wehrmacht am 21. Juli 1941 in sein Notizbuch (zit. nach Christian Hartmann: Wehrmacht im Ostkrieg. Front und militärisches Hinterland 1941/42. München 2009, S. 254).

¹¹ *Resin*, 1941 god, Band 2, S. 498.

¹² Ebenda, S. 487-490, 507f.

Ganze zu verlieren“.¹³ Sollte der Bericht Sudoplatovs der Wirklichkeit entsprechen, würde dies erneut beweisen, wie sehr Stalin die ideologischen Zwänge, die das Verhalten Hitlers bestimmten, unterschätzte.

Lässt sich das Debakel der Roten Armee in den ersten Monaten des Krieges darauf zurückführen, dass Stalin bis zuletzt Hitler zu beschwichtigen suchte und die von seinen Generälen geforderten Gegenmaßnahmen nicht zuließ, um Hitler nicht zu provozieren? Der Generalstabschef der Roten Armee Žukov berichtet zum Beispiel über die erste Reaktion Stalins, nachdem ihm der deutsche Überfall gemeldet wurde: „Das ist eine Provokation der deutschen Militärs. Man soll kein Feuer eröffnen, um eine Eskalation zu vermeiden“.¹⁴ Erst drei Stunden nach dem Beginn des deutschen Angriffs sei von Stalin die Erlaubnis erteilt worden, zurückzuschießen.¹⁵

Stalins Verbot, rechtzeitig wirksame militärische Gegenmaßnahmen zu ergreifen oder der Überraschungseffekt des deutschen Angriffs stellten aber sicher nicht die wichtigsten Ursachen für die verheerenden Niederlagen der Roten Armee im Sommer und Herbst 1941 dar. Nicht weniger wichtig war auch die Tatsache, dass der Roten Armee 1941 Tausende von Offizieren fehlten, die Stalin 1937–39 hatte ermorden lassen.¹⁶ Die Tatsache, dass die sowjetischen Militärs derart kopflos auf den deutschen Vormarsch zu Beginn des Krieges reagierten, dass es damals zu zahlreichen Kesselschlachten mit Hunderttausenden von Kriegsgefangenen kam, war nicht zuletzt auf die Unbeholfenheit und mangelnde Erfahrung des „erneuerten“ Offizierskorps zurückzuführen. Die Atmosphäre der Angst, die der Große Terror in der Armee verbreitet hatte, lähmte die Eigeninitiative auch derjenigen Offiziere, die den Terror überlebt hatten. Aber auch dieser Umstand stellt keine ausreichende Erklärung dafür dar, dass es der Wehrmacht, die weder zahlenmäßig noch technisch der Roten Armee wesentlich überlegen war, gelang, innerhalb von sechs Monaten beinahe vier Millionen sowjetischer Soldaten gefangen zu nehmen und bis kurz vor Moskau vorzudringen.

Die Niederlagen der Roten Armee waren auch dadurch bedingt, dass die Regimetreue derjenigen Bevölkerungsschichten, gegen die sich der brutale Terror der Jahre 1930–1941 hauptsächlich gerichtet hatte, ins Wanken geriet. Die defätistische Stimmung, die einige Teile der sowjetischen Bevölkerung und sogar der Armee erfasste, war nicht zuletzt dadurch bedingt, dass diese Gegner des sowjetischen Regimes sich zunächst über die Absichten der nationalsozialistischen Führung nicht im Klaren waren. Sie mussten, ähnlich wie früher viele westliche und

¹³ Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier 1941–1944. Aufgezeichnet von Heinrich Heim, hrsg. v. Werner Jochmann, München 2000, S. 42.

¹⁴ Čego stojat polkovodčeskie kačestva Stalina. Noproiznesennaja rec' maršala G. K. Žukova, in: Istočnik 2/1995, S. 143–159, hier S. 147; siehe dazu auch Moskovskie Novosti 16. 6. 1996, S. 22; Gabriel Gorodetsky: Grand Delusion. Stalin and the German Invasion of Russia. Yale University Press 1999, S. 323.

¹⁵ Čego stojat polkovodčeskie kačestva Stalina, S. 147.

¹⁶ Siehe dazu u. a. Vitalij Rappoport/Jurij Alekseev: Izmena rodine. Očerki po istorii Krasnoj Armii. London 1988; Bonwetsch, Die Geschichte, S. 1022; Glantz, Stumbling Colossus, S. 31ff.

sowjetische Verfechter der Appeasementpolitik Hitler gegenüber, aber auch wie viele deutsche Konservative, einen Lernprozess durchlaufen, um zu begreifen, dass eine partielle Identifizierung mit dem Nationalsozialismus nur Hitler nutzt, für seine Verbündeten aber verheerende Folgen nach sich zieht.

In den Monologen Hitlers im Führerhauptquartier kann man nachlesen, wie der deutsche Diktator sich die Zukunft des eroberten Ostens vorstellte. Ein Beispiel sollte genügen: Am 17. Oktober 1941 führte Hitler aus: „Die Eingeborenen? Wir werden dazu übergehen, sie zu sieben. Den destruktiven Juden setzen wir ganz aus. [...] In die russischen Städte gehen wir nicht hinein, sie müssen vollständig ersterben. Wir brauchen uns da gar keine Gewissensbisse zu machen. [...] [Wir] haben überhaupt keine Verpflichtungen den Leuten gegenüber“.¹⁷

In seinem Buch *Politik der Vernichtung* schreibt Peter Longerich: „Im Zuge eines [...] ideologisch motivierten, mit äußerster Brutalität geführten Krieges, der die Fesseln konventioneller Kriegsführung sprengte, so die Kalkulation der NS-Führung, würde sich notwendigerweise innerhalb des ‚Dritten Reiches‘ ein Radikalisierungsprozess vollziehen, der das Machtgleichgewicht endgültig zu Gunsten der NS-Bewegung, auf Kosten der konservativen Eliten verschieben musste. Dieser Radikalisierungsprozess kam unter anderem bereits in der Tatsache zum Ausdruck, dass die Wehrmacht in der Vorbereitungsphase des Krieges ideologisches Gedankengut des Nationalsozialismus übernahm und in grundsätzliche Befehle umsetzte.“¹⁸

Ähnliche Befehle wurden auch nach dem Ausbruch des Krieges erlassen. So führte der Oberbefehlshaber der 6. Armee, Generalfeldmarschall von Reichenau, am 10. Oktober 1941 aus: „Der Soldat ist im Ostrum nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch ein Träger einer unerbittlichen völkischen Idee und Rächer für alle Bestialitäten, die Deutschen und artverwandtem Volkstum zugefügt wurden. Deshalb muss der Soldat für die Notwendigkeit der harten aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschentum volles Verständnis haben.“¹⁹

¹⁷ Adolf Hitler. Monologe, S. 90; Diese „programmatischen“ Äußerungen des „Führers“ prägten auch im Wesentlichen den Charakter des Russlandfeldzuges. Siehe dazu u.a. *Christian Gerlach*,: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrussland 1941–1944. Hamburg 1999; *Klaus Jochen Arnold*: Die Wehrmacht und die Besatzungspolitik in den besetzten Gebieten der Sowjetunion. Kriegsführung und Radikalisierung im „Unternehmen Barbarossa“. Berlin 2004; *Johannes Hürter*: Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42. München 2007; *Dieter Pohl*: Verfolgung und Massenmord in der NS-Zeit 1933–1945. Darmstadt 2003; *Boog* u.a., Der Angriff; *Christian Streit*: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945. Stuttgart 1978; *Helmut Krausnick/Hans-Heinrich Wilhelm*: Die Truppe des Weltanschauungskriegs. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938–1942, Stuttgart 1981.

¹⁸ Peter Longerich: Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung. München-Zürich 1998, S. 297.

¹⁹ *Boog* u.a., Der Angriff, S. 1246; der Oberbefehlshaber der 17. Armee Generaloberst Hoth hielt in seinem Befehl vom 17. 11. 1941 die Ausrottung der „jüdischen Menschenklasse“, die er als die „geistige Stütze des Bolschewismus“ bezeichnete, für ein „Gebot der Selbsterhaltung“ (ebenda, S. 1249 ; siehe dazu auch *Omer Bartov*: Von unten betrachtet. Überleben, Zusammenhalt und Brutalität an der Ostfront, in: Wegner, Zwei Wege, S. 326–344, hier S. 335.

Johannes Hürter hebt hervor, dass Hitler den „Reichenau-Befehl“ ausdrücklich lobte und „ihn über das OKH gewissermaßen als ‚Musterbefehl‘ an die höchste Truppenführung des Ostheeres schicken ließ, mit der Bitte – soweit nicht bereits geschehen – im gleichen Sinne entsprechende Anordnungen zu erlassen“.²⁰

Als sich die Brutalität des deutschen Besetzungsregimes in voller Deutlichkeit zeigte, nahm die defätistische Stimmung in der sowjetischen Bevölkerung eindeutig ab. Immer weniger Soldaten der Roten Armee sahen es als Ausweg an, in deutsche Kriegsgefangenschaft zu geraten. Es blieb ihnen nicht verborgen, was sie dort erwartete.²¹ Und dieser Umschwung im gesellschaftlichen Bewusstsein trug nicht unwesentlich zum späteren Sieg der UdSSR über das Dritte Reich bei.

Die weiteren Faktoren, die zum Scheitern der Hitlerschen Blitzkriegsstrategie in Russland führten, waren der russische Patriotismus und die sogenannte „spontane Entstalinisierung“ zu Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges.

Der polnische Dichter Aleksander Wat, der sich während des Kriegs in der Sowjetunion befand, führte den Sieg der UdSSR über das Dritte Reich nicht zuletzt auf den imperialen Stolz zurück, der beinahe zur zweiten Natur der Russen geworden sei. Eine vergleichbare Haltung kann Wat nur bei den Engländern entdecken. Wat selbst war noch 1942 – bereits nach der Schlacht von Moskau – davon überzeugt, dass Russland den Krieg verlieren würde. Seine russischen Gesprächspartner seien indes in der Regel davon überzeugt gewesen, dass das Imperium diese Gefahr überstehen werde, und diese ihre Zuversicht, die Selbstverständlichkeit, mit der sie an den Sieg glaubten, begann allmählich auch Wat zu beeinflussen.²²

Bezeichnenderweise waren nach dem Hitlerschen Überfall auf die Sowjetunion auch viele russische Emigranten von patriotischen Emotionen erfasst. Ungeachtet ihrer Ablehnung der Stalinschen Tyrannie solidarisierten sie sich vorbehaltlos mit ihrer notleidenden Heimat. Sergej Bulgakov, Rektor des Theologischen Instituts in Paris – der wohl bedeutendsten Lehranstalt der Russisch-Orthodoxen Kirche im Ausland – setzte sich zur Zeit des deutschen Vormarsches in Richtung Moskau mit der nationalsozialistischen Rassenlehre auseinander. Er schrieb: „Der wahnhafte Zustand der [Deutschen], der die Folge der nationalen Erniedrigung war, verwandelt sich vor unseren Augen in ihr wahnhaftes Streben nach der Welt-herrschaft“.

Bulgakov hielt es allerdings für ausgeschlossen, dass dieser hegemoniale Plan gelingen konnte. „Die Idee der Weltherrschaft der ‚nordischen Rasse‘ stellt kein politisches Programm, sondern eine Wahnvorstellung dar. Ihre konsequente Um-

²⁰ Hürter, Hitlers Heerführer, S. 584; siehe dazu auch Arnold, Die Wehrmacht, S. 232.

²¹ Siehe dazu u. a. Merridale, Iwans Krieg, S. 161f, 167.

²² Aleksander Wat: *Mój wiek. Pamiętnik mówiony*, Warschau 1998, Band 1-2, hier Band 2, S. 308, 310, 319.

setzung führt unausweichlich zu einer Katastrophe, die schneller eintreten kann, als dies heute scheint“, schrieb Bulgakov am 21. September 1941, als die Wehrmacht nicht allzu weit vor den Toren Moskaus stand.²³

Die Tatsache, dass das NS-Regime seinen Feldzug gegen Russland zu einem Befreiungskrieg, zu einem „Kreuzzug“ stilisierte, hielt Bulgakov für eine ungeheure Blasphemie. Im Gegensatz zu manchen russischen Emigrantengruppiierungen war sich Bulgakov darüber im Klaren, dass Hitler in seinem Kampf um die Weltherrschaft nicht nur den Bolszewismus, sondern auch Russland zerstören wollte, das ihm im Wege stand: „Es ist aber ein Ding der Unmöglichkeit, dass es dem deutschen Imperialismus gelingen kann, Russland von der Landkarte zu streichen“, hebt Bulgakov hervor: „Das ist ein historisches Axiom. ... Der Sieg einer antichristlichen Apostasie, die sich unter der Maske der Kreuzritter versteckt, die aber von der geistigen Krankheit des Rassismus befallen ist, stellt ein Ding der Unmöglichkeit dar. Aufgrund seines Rassismus ist Deutschland trotz seiner vorübergehender Erfolge zum Scheitern verurteilt.“²⁴ Und dieses Scheitern, fügt Bulgakov im Dezember 1941 hinzu, werde eine Erlösung für Deutschland bringen: „Die Geschichte des Deutschtums ist noch nicht zu Ende, es hat Zukunft. Diese Zukunft hängt allerdings davon ab, ob es Deutschland gelingen wird, sich selbst zu bezwingen und sich auf dem Weg der geistigen Erneuerung vom Rassismus zu befreien“²⁵

Nikolaj Berdjaev, der sich während des Krieges, ähnlich wie Bulgakov in Frankreich befand, brach demonstrativ Kontakte mit den Kollaborateuren in den Reihen des russischen Exils ab, die, vor allem nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion, auf die nationalsozialistische Karte setzten. Zugleich solidarisierte sich Berdjaev vorbehaltlos mit seinem Heimatland. In seine Autobiographie schrieb er: „Ich glaubte immer an die Unbesiegbarkeit Russlands. Aber die Gefahr, der Russland ausgesetzt worden war, stellte für mich eine ungeheure Qual dar [...]. Ich teilte die Menschen in diejenigen ein, die einen Sieg Russlands und diejenigen, die einen Sieg Hitlers herbeiwünschten. Mit der letzteren Kategorie wollte ich nichts zu tun haben, sie waren für mich Verräter“²⁶

Mit dem feinen Gespür eines Überlebenskünstlers appellierte Stalin nun an den russischen Patriotismus, an eine Kraft also, die bereits vielen Moskauer Herrschern geholfen hatte, tödliche Gefahren zu überstehen. Elf Tage nach dem deutschen Überfall – am 3. Juli 1941 – wandte sich Stalin zum ersten Mal an das Volk, an die von ihm unterjochte und terrorisierte Gesellschaft mit folgender Anrede:

„Brüder und Schwestern! [...] An Euch wende ich mich, meine Freunde! [...] Mit dem uns aufgezwungenen Krieg hat unser Land den Kampf auf Leben und Tod gegen seinen schlimmsten und heimtückischsten Feind, den deutschen Faschismus aufgenommen. ... Wir müssen alle Werktätigen zum Kampf mobilisie-

²³ Sergej Bulgakov: *Christianstvo i evrejskij vopros*, Paris 1991, S. 60.

²⁴ Ebenda, S. 87.

²⁵ Ebenda, S. 86ff.

²⁶ Nikolaj Berdjaev: *Samopoznanie (Opyt filosofskoj avtobiografii)*, Paris 1949, S. 357.

ren, um in unserem vaterländischen Krieg gegen den deutschen Faschismus unsere Freiheit, unsere Ehre, unsere Heimat unter Einsatz unseres Lebens zu verteidigen“.²⁷

Um vom Dritten Reich nicht hinweggefegt zu werden, musste die stalinistische Führung, die sich bis dahin auf die Terrorisierung der eigenen Bevölkerung konzentriert hatte, das bestehende Unterdrückungssystem modifizieren, es etwas flexibler machen. Der Krieg war paradoxerweise mit einer gewissen Lockerung des Regimes verbunden. Es kam zu einer Art Kompromiss zwischen der bis dahin drangsalierten Gesellschaft und den Machthabern. Viele Offiziere, Ingenieure und Wissenschaftler, die während der Säuberungen verhaftet worden waren, wurden nun aus den Gefängnissen und Straflagern entlassen und erhielten nicht selten erneut führende Positionen in der Armee oder Industrie.²⁸

Einige bis dahin offiziell abgelehnte Schriftsteller und Dichter durften wieder publizieren, die Zensur wurde gelockert. Die in den 20er und 30er Jahren brutal verfolgte Russisch-Orthodoxe Kirche erhielt nun neue Betätigungsmöglichkeiten.

Der Moskauer Historiker Michail Gefter spricht im Zusammenhang mit den damaligen Entwicklungen sogar von einer „spontanen Entstalinisierung“, die sich 1941 ereignet habe. Er weist darauf hin, dass die vom Regime unterdrückte Bevölkerung den Augenblick seiner Schwäche nutzte, um mehr Eigenständigkeit zu erkämpfen. Zum Wesen des Stalinismus habe gehört, die Menschen jeder Eigenständigkeit und ihrer elementarsten Rechte zu berauben. Der 1941 begonnene Überlebenskampf habe diesen Menschen die Möglichkeit gegeben, wenn auch nur für kurze Zeit, über ihr Schicksal selbstständig zu entscheiden.²⁹

Besonders anschaulich spiegelt sich die damalige Atmosphäre der „spontanen Entstalinisierung“, im Vasilij Grossmans Roman „Leben und Schicksal“ wider, der zu den bedeutendsten Werken des 20. Jahrhunderts zählt und in dessen Mittelpunkt die Schlacht von Stalingrad steht. Viele Helden des Romans prangern den Terror der 1930er Jahre, die Kollektivierung der Landwirtschaft und die propagandistische Lüge des Stalin-Regimes an und träumen von einer Auflösung der Kolchose und von Pressefreiheit. Einer von ihnen sagt:

„Könnt ihr euch vorstellen, was das ist, die Pressefreiheit? Da öffnet ihr an einem friedlichen Nachkriegsmorgen die Zeitung und findet darin – statt eines jubelnden Leitartikels, statt der Briefe der Werktätigen an den großen Stalin [...] –, wisst ihr, was ihr statt dessen in der Zeitung findet? Information! Könnt ihr euch eine solche Zeitung vorstellen? Eine Zeitung, die Information liefert!“³⁰

²⁷ Rešin, 1941 god, Band 2, S. 452.

²⁸ Kulešov, Naše otecstvo, Band 2, S. 418f.

²⁹ Gefter, Iz tech i étich let, S. 418.

³⁰ Vasilij Grossman: Leben und Schicksal. München-Hamburg 1984, S. 289.

„Oh, die wunderbare, klare Kraft eines offenen Gesprächs, die Kraft der Wahrheit!“³¹, kommentiert Grossman Gespräche dieser Art, die damals nicht nur in der fiktiven Welt des Romans, sondern auch in der sowjetischen Wirklichkeit stattfanden. So beschreibt der bereits erwähnte Aleksander Wat die Atmosphäre dieser Jahre. Kaum jemand habe damals damit gerechnet, dass die Rückkehr zu der gespenstischen stalinistischen Wirklichkeit der Vorkriegszeit möglich sei: „Alle glaubten, wenn diese Woge der Millionen Helden und Märtyrer von der Front zurückkäme, dann könnte kein Stalin mehr etwas ausrichten, dann würde Russland sich ändern, und zwar von Grund auf.“³²

Diese Beobachtungen Wats werden durch zahlreiche russische Zeugnisse von damals bestätigt. Kühne Zukunftsvisionen entwarfen in den Kriegsjahren sogar derart treue Diener Stalins wie der populäre Schriftsteller Aleksej Tolstoj. Am 22. Juli 1943 schrieb er in sein Notizbuch: „Das Volk wird nach dem Krieg vor nichts mehr Angst haben. Es wird neue Forderungen stellen und Eigeninitiative entwickeln. [...] Die chinesische Mauer zwischen Russland [und der Außenwelt] wird fallen“³³.

Die von der Front zurückkehrenden Soldaten, die allerhand gesehen haben, würden nun ganz neue Maßstäbe im Lande setzen, meinte der Dichter Aseev im Oktober 1944.³⁴

Das Zwangskorsett der stalinistischen Ideologie lockerte sich nach Kriegsbeginn ebenfalls auf. Als Wat im Kreise prominenter sowjetischer Schriftsteller danach fragte, was sie vom Sozrealismus hielten, also von einem Kanon, den die stalinistischen Funktionäre seit 1934 als verpflichtend für alle Künstler ansahen und jede Abweichung von ihm nicht selten mit dem Tode bestraften, erhielt Wat folgende Antwort: „Na wissen Sie, darüber redet man auf Versammlungen, man schreibt über den Sozrealismus, aber in anständiger Gesellschaft spricht man nicht davon“³⁵. Diese Antwort versah Wat mit folgendem Kommentar: „Das stimmte tatsächlich. Es gab keine Slogans, keine Losungen, keinen Kommunismus“³⁶.

Die Gesellschaft, der die Stalin-Riege in den 1930er Jahren praktisch das Rückgrat gebrochen hatte, hatte nun, in der Stunde der Bedrohung nicht nur für das stalinistische Regime, sondern auch für den russischen Staat als solchen, zumindest ein Stückchen ihrer Würde wieder erlangt: „Welch stürmische Freiheit, atmen wir nun ein,“, schrieb die Dichterin Ol'ga Berggol'c im Winter 1942 im belagerten und durch den Hunger furchtbar dezimierten Leningrad.³⁷

³¹ Ebenda, S. 301.

³² Aleksander Wat: *Jenseits von Wahrheit und Lüge*. Frankfurt am Main 2000, S. 586, 591. Vgl. dazu auch Semen Lipkin: *Žizn' i sud'ba Vasilija Grossmana*, Moskau 1990, S. 48–51; John Garrard/Carol Garrard: *The Bones of Berdichev. The Life and Fate of Vasily Grossman*, New York 1996, S. 159–166.

³³ Zit. nach Jurij Okljanskij: *Roman s tiranom*. Moskau 1994, S. 69.

³⁴ Denis Babičenko: *Pisateli i cenzory. Sovetskaja literatura 1940-ch godov pod političeskim kontolem CK*. Moskau 1994, S. 98.

³⁵ Wat, *Jenseits von Wahrheit und Lüge*, S. 586.

³⁶ Ebenda.

³⁷ Zit. nach Lazar' Lazarev: *Duch svobody*, in: *Vasilij Grossman: Žizn' i sud'ba*. Moskau 1990, S. 668.

Das stalinistische Regime hatte keine andere Wahl als die halbherzige Duldung der partiellen Emanzipation seiner Untertanen, die nun als Verteidiger ihrer bedrohten Heimat zu einem neuen Selbstbewusstsein gelangten. Zu diesem Selbstbewusstsein trug zusätzlich die Tatsache bei, dass sie vor den Toren Moskaus, Leningrads und Stalingrads nicht nur ihr eigenes Land, sondern die gesamte von der nationalsozialistischen Barbarei bedrohte Welt verteidigten. Dazu sagte Winston Churchill am Tag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion: „Der Kampf jedes Russen [...] ist der Kampf aller freien Menschen und aller freien Völker in allen Teilen der Welt“.³⁸

Vor den Toren von Moskau und Stalingrad kam es zu einer Konfrontation zwischen dem moralischen Überlegenheitsgefühl der Verteidiger und dem Gefühl der rassischen Überlegenheit der Angreifer, das die nationalsozialistischen Propagandisten und manche deutsche Militärführer den Soldaten der Wehrmacht zu vermitteln suchten.

Die Nationalsozialisten verachteten Schwäche und versuchten, jedes Mitgefühl für die Schwachen, für die aus ihrer Sicht rassistisch Unvollkommenen, auszurotten. Die Beseitigung des sogenannten „lebensunwerten Lebens“ hielten sie für ihre eigentliche Mission. Gerade als die Schlachten um Moskau und Stalingrad tobten, entwickelte ihre Vernichtungsmaschinerie eine beispiellose Effizienz. Indes zeigten diese beiden Schlachten, dass das Gefühl der rassischen Überlegenheit dem Gefühl der moralischen Überlegenheit nicht standhalten konnte.

In diesem Zusammenhang möchte ich kurz auf einen anderen Stalingrad-Roman eingehen, den der russische Schriftsteller Viktor Nekrasov 1946 verfasste und der den Titel „In den Schützengräben von Stalingrad“ trug. „Wie konnte es dazu kommen?“, fragt ein Soldat den Ich-Erzähler des Romans, einen Offizier der Roten Armee. Damit meint der Fragende den russischen Sieg in Stalingrad: „Kannst du dich daran erinnern, wie [die Deutschen] uns noch im September [1942] zurückdrängten? Letztendlich haben sie es aber doch nicht geschafft, uns in die Volga hineinzustoßen. Warum?“³⁹

Die Frage konsterniert den Ich-Erzähler, er verlässt den Raum, denkt nach und dann erinnert er sich plötzlich an die Gesichter all derjenigen Soldaten, auch der Gefallenen, die an dieser Schlacht teilgenommen hatte, und auch an das Gesicht des Fragenden. Nun wird ihm klar, wie die Antwort lauten soll; sie steckt in den Gesichtern dieser Soldaten, die bereit waren, ihr Land zu verteidigen: „Kann man die Würdigung all derjenigen, denen man den so teuer erkauften Sieg in Stalingrad und im Krieg insgesamt verdankt, klarer und genauer äußern?“, kommentiert der Literaturwissenschaftler Lazar' Lazarev diese Stelle im Roman Nekrasovs.⁴⁰

Der sowjetische Schriftsteller Konstantin Simonov bezeichnete viele Jahrzehnte später – zur Zeit der sogenannten Brežnevschen „Stagnation“ – den Krieg als den

³⁸ Winston Churchill: Der Zweite Weltkrieg. Bern 1951, Band 3, 1, S. 443f.

³⁹ Viktor Nekrasov: V okopach Stalingrada. Moskau 2005, S. 234.

⁴⁰ Lazar' Lazarev: Plochaja im dostalas' dolja, in: Nekrasov, V okopach, S. 10.

einigen lichten Fleck in der sowjetischen Geschichte der letzten Jahrzehnte.⁴¹ Wie grauenhaft muss die sowjetische Wirklichkeit vor dem 22. Juni 1941 gewesen sein, wenn einer der brutalsten Kriege in der Geschichte der Menschheit als ein lichter Fleck, als eine Art innere Befreiung empfunden wurde!

Man darf auf der anderen Seite nicht vergessen, dass auch nach dem Ausbruch des Krieges Millionen von Menschen sich weiterhin im „Archipel Gulag“ befanden. Ganze Völker wurden ins Innere der Sowjetunion deportiert, weil man sie der Kollaboration mit dem Feind bezichtigte, wobei Tausende von Menschen von den Terrororganen ermordet wurden. Mit äußerster Härte wurden auch die eigenen Soldaten von der Kremlführung behandelt. Dies betraf vor allem die sowjetischen Kriegsgefangenen, die als Landesverräter betrachtet wurden. Die sowjetischen Industriearbeiter, vor allem in den rüstungsrelevanten Sektoren, wurden ihrerseits einer außerordentlich scharfen Arbeitsdisziplin unterworfen. Mit dem Dekret vom 26. Dezember 1941 wurden die Arbeiter in der Rüstungsindustrie zwangsmobilisiert und wie Soldaten behandelt. Das eigenmächtige Verlassen der Betriebe galt als Fahnenflucht.

Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung in den unbesetzt gebliebenen Teilen der Sowjetunion fand sich aber mit der Verschärfung der Arbeitsdisziplin und mit den zusätzlichen Bürden, die das Regime ihr nach dem Ausbruch des Krieges auferlegte, in der Regel ab. Angesichts der tödlichen Gefahr, die das russische Staatswesen als solches bedrohte, sah man die Notwendigkeit dieser verschärften Maßnahmen im Wesentlichen ein. Sie waren durch reale und nicht durch imaginäre Gefahren wie in den 30er Jahren verursacht. Das stalinistische System wiederum – diese Verkörperung des Absurden – musste gewisse Konzessionen an die Realität machen, und schon das allein machte es in den Augen der Bevölkerung etwas erträglicher.

Dieser Kompromiss zwischen Regime und Bevölkerung wurde zur wichtigsten Ursache dafür, dass der „erste“ deutsch-sowjetische Krieg im Dezember 1941 zu Ende ging.

Bereits Ende Juli 1941 begriff man im deutschen Generalstab, dass das „Unternehmen Barbarossa“, das als Blitzkrieg konzipiert worden war, gescheitert war: „Mit einem Zusammenbruch des russischen Systems ist vorläufig nicht zu rechnen“, schrieb Halder am 27. Juli 1941.⁴² Der russische Koloss sei von den Deutschen unterschätzt worden, fügte er am 11. August 1941 hinzu.⁴³

Am 5. Dezember 1941 wurde der deutsche Vormarsch kurz vor Moskau gestoppt und zurückgeschlagen. Der „zweite“ deutsch-sowjetische Krieg hatte nun begonnen, der im Mai 1945 im zertrümmerten Berlin sein Ende fand. Nach der verlorenen Luftschlacht über England erlitt Hitler im Dezember 1941 die zweite

⁴¹ Pravda, 20. Juni 1991, S. 3.

⁴² Felix Römer: Der Kommissarbefehl. Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront 1941/42. Paderborn u. a. 2008, S. 204.

⁴³ Ebenda, S. 205; siehe dazu auch Hartmann, Wehrmacht im Ostkrieg, S. 285; Wolfram Wette: Das Russlandbild in der NS-Propaganda. Ein Problemaufriss, in: Hans-Erich Volkmann, Hrsg.: Das Russlandbild im Dritten Reich. Köln u. a. 1994, S. 55–78, hier S. 60.

große Niederlage in seiner Karriere seit 1930. Denn seit dem Triumph bei den Reichstagswahlen vom September 1930 hatte er im Grunde nur noch Siege gekannt. Er hatte es in der Regel mit demoralisierten, innerlich unschlüssigen Gegnern zu tun gehabt, die scharenweise vor ihm kapitulierten – bis er auf zwei Kräfte traf, die nicht zur Selbstaufgabe bereit waren: die Freiheitsliebe der angelsächsischen Nationen und den russischen Patriotismus. An diesen beiden Kräften sollten Hitler und sein Regime auch zerbrechen.

Der Sieg über das Dritte Reich schien der Stalinschen Tyrannie eine zusätzliche Legitimierung zu verschaffen. Sogar viele Emigranten mäßigen jetzt, zumindest vorübergehend, aus Dankbarkeit für die Bezungung des Dritten Reiches durch die Rote Armee ihre Kritik an der Stalinschen Diktatur.

Besonders kurios war hier die Haltung des kompromisslosen Verfechters der geistigen und politischen Freiheit – Nikolaj Berdjaevs. Als die Kreml-Herrsscher am 14. Juni 1946 die in Frankreich lebenden russischen Emigranten amnestierten (sic!) und ihnen die Möglichkeit anboten, als Sowjetbürger nach Russland zurückzukehren, begrüßte Berdjaev diesen Erlass des Obersten Sowjets: „Er sprach sich dafür aus, das Angebot des Erwerbs der sowjetischen Staatsbürgerschaft – von einigen ‚ehrenhaften Ausnahmen‘ abgesehen – anzunehmen“⁴⁴, und bezeichnete die Annahme des sowjetischen Passes sogar als „patriotische Pflicht“.⁴⁵

Es fand nun eine tiefe Spaltung in den russischen Emigrantenkreisen statt, die sogar die Hierarchen der Russisch-Orthodoxen Kirche in Frankreich erfasste. So feierte der Pariser Metropolit Evlogij den Stalinschen Amnestieakt vom Juni 1946 als „großes historisches Ereignis“ und rief zur Aussöhnung des Pariser Exarchats mit dem Moskauer Patriarchat auf. Die Bischofssynode des Pariser Exarchats lehnte indes diese Initiative des inzwischen verstorbenen Metropoliten am 16. Oktober 1946 ab.⁴⁶

Von den in Frankreich ansässigen russischen Emigranten entschlossen sich etwa 5% zu der von Berdjaev empfohlenen Annahme des sowjetischen Passes. Etwa die Hälfte der neuen Sowjetbürger kehrte nach Russland zurück.⁴⁷ Wenn man bedenkt, welch verheerende Folgen diese Entscheidung für viele Rückkehrer hatte, die nun den sowjetischen Sicherheitsorganen auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert waren, muss die Propagierung der Annahme der sowjetischen Staatsbürgerschaft, an der sich auch Berdjaev beteiligte, als ein besonders verantwortungsloser Akt bezeichnet werden. Für sich selbst lehnte Berdjaev allerdings eine

⁴⁴ Stefan G. Reichelt: Nikolaj A. Berdjaev in Deutschland 1920–1950: eine rezeptionshistorische Studie. Leipzig 1999, S. 191.

⁴⁵ René Guerra/Arkadij Vaksberg: Sem' dnej v marte. Besedy ob émigracii. Moskau 2010, S. 2010, S. 280.

⁴⁶ Boris Bobrinskij, Hrsg.: Prepodobnyj Sergij v Pariže, Paris 2010, S. 63; Reichelt, Berdjaev, S. 190; Guerra/Vaksberg, Sem' dnej, S. 280.

⁴⁷ Guerra/Vaksberg, Sem' dnej, S. 284.

Rückkehr nach Russland kategorisch ab. Er begründete seine Entscheidung durch die fehlende Meinungsfreiheit in Russland, dies vor allem im Bereich der Philosophie: „Was könnte ich jetzt in Russland tun?“, fragt er in seinen autobiografischen Notizen: „Für einen Philosophen ist eine Rückkehr nach Russland sinnlos“.⁴⁸ Im Gespräch mit einem sowjetischen Botschaftsangehörigen in Paris nannte Berdjaev als Bedingung für seine Rückkehr nach Russland den freien Verkauf und den freien Zugang der sowjetischen Leser zu allen Büchern, die er im Exil geschrieben habe.⁴⁹

Berdjaevs vorübergehender Flirt mit dem sowjetischen Regime rief bei vielen russischen Exildenkern Enttäuschung und Empörung hervor. Unter dem Eindruck des Sieges der Sowjetunion über das Dritte Reich habe Berdjaev Ähnlichkeiten zwischen den beiden totalitären Regimen immer weniger beachtet, schrieb Georgij Fedotov 1948 in seinem Nachruf auf Berdjaev: „Es entstand bei ihm ein völlig unbegründeter Glaube an die baldigen großen Veränderungen in der bolschewistischen Partei. [...] Dieser unbeugsame Geist, der keiner Autorität, weder menschlicher noch göttlicher Art gehorchen wollte, beugte sein stolzes Haupt gegenüber der Geschichte, und zwar in einer ihrer schrecklichsten und abscheulichsten [Formen]: gegenüber der kommunistischen Revolution“.⁵⁰ Ein anderer russischer Exildenker, Sergej Levickij, fügte hinzu: „Er wurde [...], wenn auch nur zeitweilig und mit allen Vorbehalten, zum Bundesgenossen der furchtbarsten Form des Totalitarismus, dessen unerschrockener Entlarver, er einst gewesen ist“.⁵¹

Die Hoffnung auf einen Neuanfang in Russland nach der Bezungung des Dritten Reiches hatten indes nicht nur Berdjaev und andere russische Emigranten, sondern auch große Teile der sowjetischen Gesellschaft.

Auf dem Lande waren Gerüchte über die baldige Liquidierung von Kolchosen verbreitet: Viele erwarteten „dass die Kolchosen nach dem Krieg abgeschafft würden“ – solche Aussagen wurden von den Sicherheits- und Parteiorganen unmittelbar nach dem Krieg vielfach registriert.⁵²

Diese Hoffnungen auf die Lockerung des Stalinschen Terrorsystems verunsicherten seinen Urheber außerordentlich. Der aus der Sowjetunion emigrierte Historiker Abdurachman Avtorchanov schreibt: Stalin habe verstanden, dass das Volk nach all den Opfern, die es gebracht hatte, danach streben werde, menschlicher zu leben. Deshalb habe er vor den eignen Soldaten nicht weniger Angst gehabt als vor den Soldaten Hitlers.⁵³

Eine erneute Disziplinierung der auf ihren Sieg so stolzen Nation, ihre erneute Verwandlung in ein bloßes Räderwerk des totalitären Mechanismus betrachtete die stalinistische Clique nun als ihr wichtigstes Ziel. Bereits einige Monate nach

⁴⁸ Berdjaev, Samopoznanie, S. 364.

⁴⁹ Reichelt, Berdjaev, S. 191.

⁵⁰ Georgij Fedotov: Novyj Grad. New York 1952, S. 314, 317.

⁵¹ Zit. nach Reichelt, Berdjaev, S. 207.

⁵² Elena Zubkova: Obščestvo i reformy 1945–1964. Moskau 1993.

⁵³ Abdurachman Avtorchanov: Zagadka smerti Stalina (zagovor Berija). Frankfurt am Main 1976, S. 16f.

der Schlacht von Moskau begann das zunächst verunsicherte Regime, das verlorene innenpolitische Terrain wiederzugewinnen. Aleksander Wat schreibt dazu: „Der Bruch im Rückgrat des Regimes war inzwischen verheilt. Es herrschte absolute Ordnung. Alle Akten waren an Ort und Stelle. [...] Ohne Erlaubnis des NKVD durfte man gar nicht reisen“.⁵⁴

Paradoxerweise verband die Stalin-Führung die Straffung der staatlichen Kontrollmechanismen über die eigene Bevölkerung mit einer ans Groteske grenzenden Verklärung des Russentums. Diese Entwicklung bahnte sich bereits in den Tagen von Stalingrad an, und erneut wird man sich der Ambivalenz, der Paradoxie dieses Wendepunktes des Krieges bewusst: „Der sowjetische Staat“, so Grossman, „machte sich das Erwachen des Nationalbewusstseins für Aufgaben zunutze, die sich ihm nach dem Krieg stellten: für seinen Kampf um die Idee der nationalen Souveränität als Bestätigung des Sowjetischen, des Russischen in allen Bereichen des Lebens. [...] Das Resultat der Entwicklung war, dass der Volkskrieg, der jetzt seinen Höhepunkt erreicht hatte, während dieser Stalingrader Periode Stalin die Möglichkeit gab, die Ideologie des Staatsnationalismus offen zu deklarieren.“⁵⁵

Damit erschöpft sich aber die Bedeutung von Stalingrad keineswegs. Die Siegesphorie, die vor allem nach Stalingrad ausbrach, erleichterte zwar den Machthabern eine erneute Disziplinierung der Gesellschaft. Allerdings blieb die Sehnsucht nach einem würdevollen Leben, nach einem „Leben wie im Märchen“, immer noch bestehen. Grossman schreibt: „Der Stalingrader Triumph bestimmte den Ausgang des Krieges, aber der stumme Streit zwischen dem siegreichen Volk und dem siegreichen Staat setzte sich fort. Von diesem Streit hing das Schicksal des Menschen, seine Freiheit ab.“⁵⁶

Die Übergänge zwischen Regime und Volk waren fließend. Die Stalinsche Despotie wäre ohne die partielle oder gänzliche Identifizierung beträchtlicher Teile der Gesellschaft mit ihr nicht lebensfähig gewesen. Den vom Regime verbreiteten russozentrischen Wahn nahmen nicht wenige für bare Münze, sie glaubten also aufrichtig, dass die größten Entdeckungen und Erfindungen in der neuesten Geschichte der Menschheit von Russen gemacht worden waren, dass „Russland die Heimat der Elefanten“ sei. So parodierten kritisch denkende russische Intellektuelle die chauvinistische Kampagne des Regimes.

Trotz alledem bestand sie doch, diese Trennlinie zwischen Regime und Volk, dem die herrschende Clique bis zuletzt misstraute. Sie unternahm außerordentliche Anstrengungen, um es lückenlos zu kontrollieren. Dieser nach innen gerichtete Kontrollzwang der stalinistischen Tyrannie band einen beträchtlichen Teil ihrer Kräfte und hinderte sie daran, so uferlos nach außen zu expandieren, wie dies bei der nationalsozialistischen Diktatur der Fall gewesen war.

Die „spontane Entstalinisierung“ der Kriegszeit verhallte übrigens nicht ohne Resonanz. Denn unmittelbar nach dem Tode Stalins knüpfte der reformorientierte

⁵⁴ Wat, Jenseits von Wahrheit und Lüge, S. 625,

⁵⁵ Grossman, Leben und Schicksal, S. 694f.

⁵⁶ Ebenda, S. 686.

Teil der Parteiführung an einige ihrer Postulate an. Und so begann in der UdSSR eine immer schärfer werdende Auseinandersetzung mit dem stalinistischen Terrorregime, die trotz mancher Rückschläge und Restaurationsversuche der Machthaber bis zur Auflösung der Sowjetunion dauern sollte. Die Entmachtung der KPdSU im August 1991 war nicht zuletzt die Folge dieser russischen Variante der Vergangenheitsbewältigung.

Elke Scherstjanoi

Erinnerungen sowjetischer Besatzungssoldaten an den ostdeutschen Nachkriegsalltag 1945–1949

In Russland haben neue Themen das öffentliche Gedächtnis an den Krieg erfasst. Themen wie die Schicksale von Ostarbeitern, Kriegsgefangenen und Angehörigen von Strafeinheiten erschüttern die traditionell-patriotische Rückschau, deren Identitätsstiftender Kern nach wie vor der Gedanke an die Opfer und den Sieg im Großen Vaterländischen Krieg gegen Deutschland ist. Doch obgleich Korrekturen am lange dominierenden Geschichtsbild zweifellos nötig sind und es weithin anerkannte Beweggründe gibt, zum Beispiel einzelne Entscheidungen sowjetischer Militärs kritisch zu bewerten, die Haltung des sowjetischen Staates zur Masse an „lebendigem Kriegsgerät“ zu verurteilen, die Perspektive des individuellen Erlebnisses komplexer zu erschließen und letztlich viele Geschichtsbilder zuzulassen – ein ganz wesentlicher Unterschied sowjetischer und postsowjetischer Erinnerung zur deutschen Erinnerung an den Krieg wird immer bleiben: Rotarmisten, ihre Zeitgenossen und ihre Nachkommen dürfen die Kriegsopfer und den Sieg als eine weltweit geschätzte und umjubelte Leistung im Gedächtnis bewahren.

In dieses kommunikative Gedächtnis an den Krieg hatte die unmittelbare Nachkriegszeit als entbehrungsreiche Rückkehr in einen friedlichen Alltag früh Eingang gefunden. Es fällt aber auf, dass der Erinnerungstopos Nachkriegsdeutschland für die Sieger bald schon weitgehend ins Dunkel geriet. Während der Siegesrausch im öffentlichen Gedächtnis kultiviert wurde, sind Erinnerungen an die folgenden Geschehnisse im Besatzeralltag auf erobertem Gebiet als öffentlich geteilte Erfahrung bis heute sehr rar, obgleich diese Erfahrung als eine Massenerfahrung gelten kann.

Bei denen, die keine eigenen Erlebnisse dort hatten, ist das Bild von der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ) 1945 bis 1949 unter allen Topoi des kommunikativen Nachkriegsgedächtnisses besonders grob gerastert, politisch überzeichnet, klischehaft. Regelrecht verkümmert scheint die Erinnerung aber auch bei den Akteuren von damals. Mögliche Ursachen für die „weißen Flecken“ sind verschiedentlich erörtert worden. Die Rolle der staatlichen Zensur betonen, erklärten sich Historiker das blasse, defizitäre öffentliche InSpracheSetzen dieser Erfahrung vor allem mit politischen Erwägungen der sowjetischen Führung und ihrer direkten Einflussnahme auf Medien und Kunst. Es wird argumentiert, es sei aus der Sicht der Herrschenden gefährlich gewesen, die Besatzererfahrung wach zu halten, denn es wären Erlebnisse mit offenen, kulturvollen, reichen Zivilisationen gewesen, die die stalinistischen Strukturen in der UdSSR hätten in Frage stellen können (These von den „Neodekabristen“).¹ Diese These wird – direkt oder

¹ Die These fand in verschiedenen Einfärbungen Verbreitung in der jüngeren russischen Geschichtsschreibung. Eine extreme Position vertraten Gennadij Bordjugov und Aleksandr Afanasev 1990. Siehe dies.: Ukradennaja pobeda. In: Komsomol'skaja Pravda vom 5. Mai 1990,

indirekt – von Forschern unterstützt, die das Kulturerlebnis der Besatzer als zentrales Erlebnis „im Westen“ herausstellen.² Dagegen sahen und sehen andere eher die Gefahr, ein ausuferndes Erinnern würde allzu kritischen Sichtweisen Vorschub leisten und vor allem die Ereignisse bei Kriegsende – während eines letzten Aufflammens von Gewalt, insbesondere gegenüber deutschen Zivilisten – thematisieren; Positives würde ausgeblendet, und diese einseitige Reflexion wäre im Interesse eines neuen deutsch-sowjetischen Verhältnisses zu unterbinden gewesen. Diese Meinung vertreten noch heute viele Kriegsveteranen in Russland.

Wer die (ost)deutsche Literatur der Nachwendezeit in ihrem Bemühen um eine realistische öffentliche Erinnerung an Kriegsende und Nachkriegszeit verfolgt hat, wird nicht umhin können einzustehen, wie schwierig eine ausgewogene Beurteilung des sowjetischen Besetzers noch immer ist. Einseitiger, prosowjetischer Lobpreisung wurden – selbst in einigen wissenschaftlich ambitionierten Studien – nicht bloß eben anders einseitige, sondern gelegentlich auch bedenklich russophobe Bilder mit argumentativen Anleihen aus NS-Arsenalen entgegengestellt.³ Wie die Publikationen von Silke Satjukow zeigen, ist dem kein noch so theorieschwerer kulturologischer Ansatz gewachsen, wenn er nicht zugleich soziologisch erweitert wird und mit entsprechenden Quellen überzeugend umgesetzt werden kann.⁴

Alte Memoiren – neue Forschungsfragen

Für eine gemeinsame deutsch-russische Erinnerung ist diese Unterbelichtung der Besatzungszeit im sowjetischen und postsowjetischen Gedächtnis sehr bedauerlich. Die unmittelbare Nachkriegszeit war nämlich – auf der anderen, der deutschen Seite der Begegnung – für lange Zeit die Phase der intensivsten persönlichen Er-

S. 1-2. Dagegen vgl. *Elke Scherstjanoj*: „Neodekabristy“? K probleme reformatorskogo potenciala v sovetskem poslevoennom obščestve: M.V. Kirčanov (red.): Germanija: istorija i sovremennost'. Sb. st. pamjati prof. V.A. Artemova. Č. 1. Voronež 2006, S. 166–176.

² In diesem Zusammenhang wird oft recht leichtfertig der Befund des „Kulturschocks“ kolportiert. Auch *Barbara Stelzl-Marx*: Stalins Soldaten in Österreich: Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945–1955. Wien/München 2012, greift ihn unter Hinweis auf Norman Naimark auf (S. 313), um ihn dann anhand von Zeitzeugenaussagen als „tief gehenden ‚Kulturschok‘“ zu bekräftigen (S. 720).

³ Erschreckend sind beispielsweise die Sprache und die Argumentierkunst einer 1969 geborenen Historikerin/Soziologin/Philosophin/Medizinerin, die 2008 an der Freien Universität Berlin promovierte und heute als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem MdB-Büro tätig ist, *Berit Olschewski*: „Freunde“ im Feindesland. Rote Armee und deutsche Nachkriegsgesellschaft im ehemaligen Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz 1945–1953. Berlin 2009. Ihren Untersuchungsraum kennzeichnet sie so: „Bis in den Dezember 1945 wüteten die Sowjetrussen dort besonders schwer. [...] Zeigen wird sich [in ihrer Darstellung zeigt es sich nicht], je mehr Kommunisten und Komsomolzen im Sinne Stalins [was mag das wohl heißen?] in einer Truppe waren, desto mehr Verbrechen an der deutschen Bevölkerung wurden begangen.“ (S. 54)

⁴ *Silke Satjukow*: Besatzer. „Die Russen“ in Deutschland 1945–1994. Göttingen 2008; *dies.*: Befreiung? Die Ostdeutschen und 1945. Leipzig 2009.

fahrung mit Sowjetbürgern, zumindest für die damals in Mittel- und Ostdeutschland lebenden Deutschen. Die ersten Jahre der Besatzungsherrschaft brachten der SBZ eine an Intensität nie wieder erreichte Begegnung mit osteuropäisch-sowjetischen Kulturen, die zugleich eine ganz spezifische Begegnung zwischen ziviler und militärischer Lebenswelt war, zwischen Siegern und Besiegten. Zwischen 1945 und 1949 lebten in der SBZ einige Zighausend Sowjetbürger regelrecht *unter den Deutschen und mit den Deutschen*.

Die Geschichte der weitgehenden Ausblendung des sowjetischen Besatzererlebnisses aus der öffentlichen Rückschau in der UdSSR und im heutigen Russland wäre eine eigene Studie wert, die auf Zensurregelungen und politische Maßgaben eingehen, ideologische Argumentationen und Selbstbeschränkungen, aber gewiss auch einen hinlänglich tradierten alltäglichen Umgang mit Auslandserlebnissen in Rechnung stellen müsste. Für eine solche Forschung sind die Voraussetzungen nicht gegeben. Hier sei fürs erste bei der Beobachtung angesetzt, dass, wie jüngste Zeitzeugenbefragungen belegen, vom eroberten und befreiten Deutschland doch einiges in der persönlichen Erinnerung der damaligen Besatzer gespeichert blieb.

Da erstaunt zunächst die Präsenz von Namen kleinerer Städte und Flüsse, die genaue Beschreibung fremder Landschaften, Architektur und Infrastruktur. In der Regel wird beeindruckender materieller Wohlstand erinnert. Aufrufbar sind auf Anhieb fremde Alltagsgegenstände (Arbeitsmittel, Kleidungsstücke), Arbeitskommandos, Grußformeln, Namen. Auch Exotisches blieb im Gedächtnis: „Gibt es in Deutschland noch dieses Gemüse mit Namen Kohlrabi?“, fragte mich 1979 ein 1946 bei Halle stationierter Soldat. 33 Jahre nach seiner Rückkehr auf die heimatliche Krim war ich die erste Deutsche, die ihm begegnete. Derlei ist aus den Erinnerungen von Ostarbeitern bekannt, die in der Regel etwa gleichlang in Deutschland lebten – im einzelnen mit unterschiedlich großem Bewegungsfreiraum, eben wie die sowjetischen Besatzer später. Wollte man jedoch nach komplexeren Bildern suchen, bedurfte es längerer Gespräche, die Fragen nach der eigenen Identität einschlössen: Als was für ein Land blieb Deutschland, als was für Menschen blieben die Deutschen in Erinnerung; was unterschied sie vom eigenen sowjetischen Dasein? Wie kam man miteinander aus?

Die Untersuchung von persönlicher Besatzererfahrung, so wie sie sich in autobiografischen Selbstzeugnissen widerspiegeln könnte, stößt an einen eklatanten Quellenmangel. Hauptursache ist die erwähnte Leerstelle in der sowjetischen Erinnerungskultur, die schriftlich publizierte Memoiren bis heute in einer überschaubaren Anzahl hält.⁵ Sowjetische Memoiren über Erlebnisse in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) fanden in der DDR größere Verbreitung als in der Sowjetunion selbst, das meiste in Zeitungen, Zeitschriften und Heimatheften. Sie untermauerten alle das legendäre Freundschaftsverhältnis des neu entstandenen Staatenbündnisses DDR-UdSSR. Aus mit der Besatzungsmacht geteilten politischen Erwägungen ließ die SED negative Bilder von „den Freunden“, wie sie um-

⁵ Dies gilt übrigens auch für Erinnerungen an die Zeit der Besetzung Österreichs 1945–1955. Siehe Stelzl-Marx, Stalins Soldaten, S. 739–742.

gangssprachlich und auch im politischen Alltagsdeutsch hießen, nicht zu. Ebenso wenig war es gelitten, zu berichten, dass der Aufenthalt im besetzten Land die heimatliche Bindung lockern konnte. Ab 1950 offiziell unter dem Symbol „Befreier“ zusammengefasst, waren Zivilisten und Militärs aus der Sowjetunion zuvorderst als politische Abgesandte des Freundeslandes, als Helfer, Ratgeber und Kulturvermittler in die Erzählung von der „unverbrüchlichen Freundschaft“ eingebaut. Den Befreier als Element einer gelenkten Rückschau weniger monumental, menschlich annehmbar zu gestalten, gab es vor allem in den siebziger Jahren in der DDR im Rahmen der offiziellen Vergangenheitsdeutung einige (nicht hinreichende) Unternehmungen. Solches Bemühen wurde in den achtziger Jahren eingestellt. Die zu diesem Zeitpunkt dem deutschen Leser erstmals präsentierten Memoiren namhafter „Kulturoffiziere“⁶ waren da bildungspolitisch in der DDR schon entbehrlich, und auch für die Zeitgeschichtsforschung boten sie faktisch wenig Neues.

Den Niederungen des Besetzungsalltags schenkten sie ohnehin nicht die vom Sozialhistoriker gewünschte Beachtung. Solche Memoiren belegen ein individuelles (genauer: ein politisch censiertes individuelles) Gedächtnis politischer und geisteswissenschaftlicher Eliten, nicht aber das kollektive Gedächtnis „der Besetzer“. Es waren einzelne vormalig höhere Offiziere und leitende SMAD-Funktionäre, denen von der sowjetischen Führung erlaubt wurde, Erinnerungen zu publizieren.⁷ Kern der Erzählungen war der Gedanke an den gemeinsamen schweren Anfang, einen von kommunistischer Politik geführten Neubeginn im Osten Deutschlands, für den man ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Siegern und Besiegten als Grundlage ansah; es sollte sich quasi aus dem kommunistisch-internationalistischen Verhältnis heraus auf die (ost)deutsche Gesellschaft ausbreiten. Bei den Motiven für solches Erinnern kann von einer Symbiose aus staatlichem Bildungsauftrag und politischer Überzeugung ausgegangen werden, die bis in die Zeit nach 1991 hinein Früchte trug.⁸ Diese politische Aufgabe der Rückschau wurde erst recht von jenen vormaligen Vertretern der SMAD mitgetragen, die in der Heimat die geisteswissenschaftlichen Paradigmen professionell mittrugen (Alexander Dymšic, Sergej Tjulpanov, Aleksandr Galkin, Jakov Drabkin, Va-

⁶ Siehe *Alexander Dymschiz*: Ein unvergesslicher Frühling. Literarische Porträts und Erinnerungen. Berlin 1970; *Vladimir S. Gall*: Mein Weg nach Halle. Berlin 1988; erweiterte Aufl. unter dem Titel: Moskau – Spandau – Halle. Etappen eines Lebensweges. Berlin 2000; *Sergej I. Tjulpanow*: Erinnerungen an deutsche Freunde und Genossen. Berlin 1984; *ders.*: Deutschland nach dem Kriege (1945–1949). Erinnerungen eines Offiziers der Sowjetarmee. Mit einem Nachw. von Stefan Doernberg. Berlin 1986; *ders.*, *Elfriede Rehbein, Gerhard Rehbein*: Grundlagen der Arbeit der SMAD und ihre Entwicklung. Sonderdruck. o.O. –Dresden 1975; *Achim Roscher*: Zeit des Neubeginns. Gespräch mit Sergej Tulpanow. In: Neue deutsche Literatur. 27 (1979). H. 9, S. 41–62; *G.K. Shukow*: Erinnerungen und Gedanken. Berlin 1969.

⁷ Es sei nur erwähnt, dass im Westen publizierte Überläuferberichte so zweifelhaft motiviert waren, dass sie auch heute als Quellen für alltagsgeschichtliche Erörterungen kaum Verwendung finden. Siehe *Gregory Klimow*: Berliner Kreml. Köln/Berlin 1951.

⁸ *Wladimir S. Semjonow*: Von Stalin bis Gorbatschow. Ein halbes Jahrhundert in diplomatischer Mission 1939–1991. Berlin 1995; *Vadim Čubinskij*: Moja „okkupacija“ Germanii. Russkij oficer v Berline i okrest. 1946–1950. Sankt-Peterburg 2005.

dim Čubinskij, Jurij Bassistov). Der Charakter ihrer Memoiren war aber nicht ausschließlich ideologischen Vorgaben geschuldet. Die Kargheit kulturanthropologischer Aussagen in ihnen resultierte nicht unwesentlich aus den Grenzen des wissenschaftlichen Interesses in Zeiten, als „Alltag“ noch kein historiographischer Begriff war. Angesichts dessen verdienen es die wenigen alltagsgeschichtlich relevanten Bildfragmente in den Elite-Memoiren beachtet zu werden. Man traut ihnen nur nicht so recht und argwöhnt Beschönigung. Prinzipiell ist freilich jede Erinnerung an objektivierbarer anderer Überlieferung zu messen.

Der historische Hintergrund, Dimensionen der Begegnung

Dafür bieten die Archive Material aus der Hinterlassenschaft der Besatzungsbehörde.⁹

Für eine noch unbestimmte Zeit militärischer Besetzung hatte die östliche Siegermacht im Sommer 1945 auf ihrem Besetzungsgebiet ein dichtes Netz von Kommandanturen installiert.¹⁰ Jede deutsche Gemeinde mit mehr als 5000 Einwohnern erhielt einen solchen Stützpunkt mit regulär 17 bis 40 Mitarbeitern. Er hatte eine eigene Schutztruppe, die unabhängig von den stationierten Armeen befehligt wurde. Während die 1945/46 zunächst rund 700 000 und später rund 350 000 Besatzungssoldaten in den Garnisonen für die allermeisten Deutschen gesichts- und namenlos blieben, standen die insgesamt 70 000–80 000 Soldaten und Mitarbeiter der Kommandanturen den Deutschen leibhaftig und sehr markant vor Augen. Sie hatten umgekehrt den direkten Blick auf die Deutschen: am Eingang und auf dem Gelände der Kommandantur, auf Patrouillen, an Schlagbäumen und auf Wachen, als marschierende Truppe in der Stadt, auf Rangierbahnhöfen, bei Zugkontrollen und Razzien, verhandelnd und inspizierend in Betrieben und Transportunternehmen, an Sammelstellen für Agrarprodukte, bei Räumungseinsätzen, auf Polizeidienststellen. Außerhalb des Dienstes bewegten sie sich auf Straßen, in Geschäften und Bierstuben, in Kinos, an Badestellen, in Parks und Sportstadien. Krankenhäuser und Sanatorien betrieben die Besatzer getrennt von deutschen Patienten, doch die Versorgung dort oblag deutschen Arbeitskräften. Wohnraum musste ihnen auf Verlangen freiemacht werden.

Die Kommandanturen waren militärisch gesicherte Festungen im Stadtbild, zugleich wichtigste Behörden mit zunächst vielen bürokratischen Alleinkompetenzen. Sie stellten einen Objektschutz vor die zahlreichen Besatzungseinrichtun-

⁹ Die Akten der SMAD sind im Staatlichen Archiv der Russischen Föderation (GARF) gelagert und zu großen Teilen zugänglich. Die Alltagsperspektive wird in Stimmungsberichten reflektiert. Außerdem finden sich Unterlagen zu Disziplinverstößen, außerordentlichen Vorkommnissen, Gesundheitszustand, Entlohnung und Versorgungsleistungen, Dienstvorschriften und Ausbildungsprogramme sowie Beschwerden aus der deutschen Bevölkerung.

¹⁰ Zur Strukturgeschichte *Horst Möller* (Hrsg.): SMAD-Handbuch. Die sowjetische Militäradministration in Deutschland 1945–1949. Bearb. v. *Jan Foitzik*. München 2009.

gen, waren Ordnungshüter im Sinne von Ordnungs- und Kriminalpolizei. Sie waren anfangs auch Selbstversorgerinstitution, unterhielten Agrarbetriebe, Lebensmittelverarbeitungsbetriebe und Lager. Ihre Mitarbeiter wiesen nicht nur Deutsche an und kontrollierten sie, sie waren bei Deutschen auch offiziell Mieter, Sprachschüler, Arbeit- und Auftraggeber, nicht zuletzt Käufer und Nutzer von Dienstleistungen. Sie liebten es, in ihrer Freizeit zu jagen und zu fischen. Familienangehörige höherer Offiziere bewegten sich in Zivil frei im Stadtbild, unternahmen in kleinen Gruppen Ausflüge, besuchten Schwarzmärkte. In den Familien der Besatzer wurden Kinder geboren, Nachkriegstote wurden in Deutschland begraben. In manche deutsche Wohnung, auf manches Gehöft kamen „die Russen“ 1945/46 als rücksichtslose Eindringlinge, in einige mehr oder weniger als Gäste, gelegentlich als Helfer und Ruhestifter. „Russen“ waren in zahllose Verkehrsunfälle verwickelt. Im Untergrund agierten nicht wenige in kriminellen Banden.

Die Kommandanturen wirkten als Scharniere der Besatzungsherrschaft. Es gab Kreiskommandanturen in drei verschiedenen Größenordnungen, kleinere Abschnittskommandanturen (učastkovye), kreisfrei geführte Stadtkommandanturen, in großen Städten zusätzlich Stadtbezirkskommandanturen. Zeitweise existierten übergeordnete Bezirkskommandanturen, Ende 1945 bestand das Netz aus insgesamt rund 650 Kommandanturen. Ihre Anzahl unterlag Reorganisationen und einer starken Reduzierung auf 342 (1946), 247 (1947) und 178 (1948) Kommandanturen, bis sie schließlich 1949 fast alle aufgelöst wurden.

Zur Vervollständigung des Kontextes muss gesagt werden, dass noch eine Vielzahl von kleineren, teils mobilen sowjetischen Einrichtungen bestand: Funkverbindungsstellen, interne Post- und Bankfilialen, Hotels, Werkstätten, Krankenhäuser, Materiallager, Eisenbahn- und Hafen-Kontrollstellen, Demontagetrupps, Filterungslager. Nicht zu vergessen die interalliierten Institutionen in Berlin, wo sowjetische Vertreter ein- und ausgingen. Hinzu kamen die Standorte der politischen Verfolgung wie Speziallager, Smersch-, NKVD(MVD)- und NKGB(MGB)-Filialen.

Die wohl deutlichste Spur in der deutschen Wahrnehmung hinterließen die Kreiskommandanturen. Deren erste Belegung war natürlich noch Folge des Kriegsverlaufs und der nachfolgenden Truppendislozierung. Die Bernauer Kreiskommandantur hatte beispielsweise im Sommer 1945 1 073 Mann (158 Offiziere, 239 Sergeanten, 676 Soldaten), die zum Sommer 1948 zahlenmäßig auf ein Achtelschrumpften: 137 Mann (32 Offiziere, 25 Sergeanten, 80 Soldaten). Die Kreiskommandantur in Döbeln/Sachsen bestand im Januar 1948 aus rund 85 Mitarbeitern, darunter etwa 30 Offiziere und Sergeanten.

Noch 1945 wurden im Zuge der allgemeinen Demobilisierung in zwei Schritten 14 000 Mann aus dem SMAD- und Kommandantur-Personal in die Heimat entlassen, zuerst die stark Versehrten und die ältesten Jahrgänge, dann die Jahrgänge 1906–1915 sowie Hoch- und Fachschulabsolventen, Lehrer und Studenten der letzten Studienjahre, auch Männer, die Verwundungen erlitten hatten, Längerdienende, und sämtliche Frauen der unteren Dienstgrade. Ab März 1946 wurden die Jahrgänge 1916–1922, insgesamt rund 8000 Mann, und im März 1947

noch einmal rund 10 000 Mann des Jahrgangs 1922 nach Hause geschickt. Da der personelle Aderlass an die Substanz der Kommandanturen ging, wurde ein Teil der Entlassungskandidaten um freiwillige Dienstzeitverlängerung gebeten. Die Abgänge wurden zum Teil durch freiwillige Zivilangestellte aus den Reihen der Ostarbeiter oder der ehemaligen Kriegsgefangenen ersetzt (teilweise waren die auch noch immer als Wehrdienstleistende eingestuft). 5000 Mann wurden 1947 aus den Einheiten der Gruppe der sowjetischen Besatzungstruppen zum Dienst in den Kommandanturen herangezogen. Anfang 1948 kamen dann die ersten 3200 Neuzugänge aus der Altersgruppe ohne Fronterfahrung nach Deutschland.

Das kündet von einer beeindruckenden Dimension persönlicher und kollektiver Wahrnehmung des deutschen Nachkriegslebens durch Vertreter der Siegermacht. Zu den Erfahrungen gerade der Kommandantur-Besatzungen gehörte die Wahrnehmung aller möglichen alltäglichen Konflikte zwischen Besatzern und Besetzten. Denn die Kommandanturen hatten *sämtliche* sowjetische Militärangehörige und Zivilisten der Region im Blick, die sich in die zivile Welt der besetzten Deutschen hineinbegaben, d. h. den engen Dienstraum einer Kaserne/Militäreinheit verließen. Als polizeiliche Behörde erfassten sie außerordentliche Vorkommnisse jeder Art, nahmen Beschwerden der Deutschen entgegen, reagierten auf Ruhestörung, Feueralarm, politische Warnungen. Sie registrierten Versorgungsmissstände, Verkehrsunfälle, Havarien, Epidemien... ob nun Deutsche oder sowjetische Militärangehörige, Zivilangestellte oder Fremdarbeiter, westalliierte Abordnungen oder Displaced Persons involviert waren. Auf diese Weise waren die Mitarbeiter der Kommandanturen besondere Beobachter und Protokolleure deutsch-sowjetischer Nachkriegsbegegnungen.

Diese umfassten neben den dienstlichen Begegnungen natürlich auch private. Freundschafts- und Liebesverhältnisse gab es allerorts. Intime Partnerschaften wurden gelebt, Ehen geplant, private Reisen inkognito unternommen, gemeinsame Fluchtszenarien in den Westen entworfen und teils auch umgesetzt. Man traf sich in Parks, Kinos oder Wohnungen von Freunden. In Einzelfällen entstanden kurzzeitig regelrechte Familienbande.

Private Lebenswelten

Der idealtypische Besatzungssoldat lässt sich vorerst nicht rekonstruieren. Aus Archivakten der Besatzungsbehörde wissen wir dennoch schon einiges, zum Beispiel, dass ihre Soldaten und Offiziere in der Mehrzahl Kriegsteilnehmer waren. Der Nationalität nach waren die meisten Russen. Dienstränge lassen sich bestimmten Altersgruppen nicht genau zuordnen, doch Statistiken belegen, dass die unteren Ränge (Soldaten, Sergeanten) bald fast nur noch von sehr jungen Männern eingenommen wurden; als Folge des Krieges waren aber auch die Offiziersposten insgesamt von recht jungen Männern ohne zivilen Beruf besetzt. Kaum Luxus gewohnt, hatten die meisten weit mehr Geld zur Verfügung als zu Hause, höhere Offizier und Generale waren hochentlohnt. Radios, Autos, Motorräder,

edle Kleidung, Musikinstrumente, Jagdwaffen, Tafelservice und Schmuck, aber auch Klassikerbuchausgaben in russischer Sprache konnten recht leicht erworben werden. Selbst ein Unteroffizier hätte das Geld für teure Mitbringsel problemlos zusammensparen können. Der Sold bzw. der Lohn wurde anfangs zum größeren Teil in Mark ausgezahlt, zum kleineren Teil in Rubel (der von vielen gespart oder nach Hause überwiesen wurde); 1948 drehte die Soldstelle das Verhältnis um. Außerdem bot die deutsche Nachkriegswirtschaft die Möglichkeit für Schwarzhandel und Schieberie.

Es ist schwierig, das Konsumverhalten der Männer zu rekonstruieren. Vieles erwarben sie entgeltlich in speziellen Warenlagern, in die Deutsche keinen Einblick hatten. Wir wissen von Containertransporten für Generalsfamilien, dem stehen Bilder von Demobilisierten mit kleinem Köfferchen entgegen. Überhaupt kann anhand der Akten schwerlich über Lebensziele und Werte geurteilt, geschweige denn ein Zusammenhang zu sozialen und kulturellen Dispositionen hergestellt werden. Mehr wissen wir über Freizeitinteressen, bei deren Steuerung die Besatzungsbehörde ab etwa 1946 recht energisch vorging. Beliebt waren Sport und Kino.

Hier wie auch in anderen Dingen verhielten sich Familien natürlich anders als junge Alleinstehende.

Ende 1945 erhielten Offiziere und Generale die Erlaubnis, ihre Angehörigen nach Deutschland zu holen, Ehefrauen und Kinder wurden über das Militärversorgungssystem mit bedacht. Frauen reisten auch illegal in Deutschland ein bzw. ihren „Frontmännern“ hinterher. 1946 versuchte man in der UdSSR – insbesondere um Ordnung in die staatliche Fürsorge zu bekommen – gegen nicht registrierte Partnerschaften vorzugehen, die von nun an als illegale galten. Nur die staatlich sanktionierte Ehe wurde anerkannt und machte Frauen versorgungswürdig. In der SBZ wurde ein Datum im Sommer 1946 gesetzt, bis zu dem geheiratet sein musste, oder die Partnerin und sowjetische Staatsbürgerin hatte Deutschland zu verlassen. Anfang 1947 klangen die Nachreisen der Angehörigen (bei höheren Generalen waren das oft auch erwachsene Kinder, Schwestern und Schwägerinnen, Schwiegermütter, gar Enkel, die ernährt werden mussten) aus. Es wurden dann auch für Posten auf der mittleren Ebene nur noch gezielt ledige Männer nach Deutschland geholt. Bis 1953 blieb das Nachreisen von Angehörigen untersagt.

Solche Restriktionen waren vermutlich der Einsicht geschuldet, dass die Frauen und Kinder ihrer höheren Offiziere und Generale der Besatzungsbehörde zusätzliche Bildungs- und medizinische Leistungen abverlangten, wobei sich die meisten Frauen keinesfalls mit eigenem Beschäftigungsinteresse zu engagieren gedachten. Im Gegenteil, viele von ihnen waren für bürgerliche Rollenzuschreibungen in der Familie sehr empfänglich. Zugleich wirkte die Anwesenheit der Ehefrauen nicht in jedem Fall wirklich harmonisierend. Im Gegenteil, ohne das gewohnte gesellschaftliche Umfeld und die großfamiliären Beschwichtigshilfen zerbrach manch eine vom Krieg belastete Partnerschaft gerade in der Fremde. Schließlich wurden für die Frauen besondere Beschäftigungs- und Bildungsprogramme erarbeitet.

Die Masse der Besatzer-Männer war jedoch jung und unverheiratet und hatte Liebes- und Sexualerfahrungen auch erst im Krieg gemacht. Beziehungen zu deutschen Frauen, dauerhafte und auch flüchtige bzw. bezahlte waren fast schon die Norm. Oft waren solche Kontakte an Tauschbeziehungen gebunden, denn im deutschen Alltag wurde überall „organisiert“ und „verscherbelt“. Bis Mitte 1946 wurde gegen private Beziehungen nicht konsequent vorgegangen, obgleich sie klar verboten waren. Deutsche machten sich zwar strafbar, wenn sie ungenehmigt Übernachtung boten. Doch – mit oder ohne Übernachtung – die Rotarmisten lebten die ostdeutsche „Nachkriegsgesellschaft“ aktiv mit und ersetzten zum Teil die fehlenden jungen männlichen Familienmitglieder und Sexualpartner der Deutschen. Erst mit der Konzentration der Besatzereinrichtungen und der wohnlichen Einbindung aller SMAD- und Kommandanturmitarbeiter in abgeriegelte Wohnstädte ab Sommer 1947 wurden die Privatkontakte merklich eingeschränkt. Disziplinarstrafen, die dann auch bald auf den politischen Argumenten des Kalten Krieges aufbauten, begannen zu greifen. Gezielte Strafversetzung tat das übrige. Restlos unterbunden wurden private Kontakte aber nie.

Wir wissen aus den Akten, dass der Dienstablauf in den Kommandanturen formell überall gleich war: gleiche Dienst-, Rang- und Tagesordnungen, gleiche militärische Grundausbildung, Übungen, Politveranstaltungen, Freizeitangebote. Wie auch zu Hause war das Dienstleben natürlich von den Lokalbedingungen gefärbt, waren die konkreten Aufgaben der Besatzungseinrichtungen im sozialen und Wirtschaftsbereich von den örtlichen Profilen geprägt. Die Berichte verdeutlichen jedoch, wie stark die Dienstumstände zugleich von den sowjetischen Leiterpersönlichkeiten abhingen. 1945/46 waren viele Stadt- und Kreiskommandanten geistig, politisch, organisatorisch und mental stark überfordert mit der Lenkung eines mittelgroßen Verwaltungsraumes im fremden Nachkriegschaos. Sie konnten ihr Amt nur einigermaßen erfolgreich ausfüllen, wenn sie im Führen ihrer kleinen Truppe halbwegs erfahren und wenn sie selbst als Autorität anerkannt waren. Des Weiteren scheint es ein Nord-Süd-Gefälle in der Konfliktanreicherung gegeben zu haben, das wesentlich (aber nicht ausschließlich) aus den Geschehnissen bei Kriegsende folgte. Während Sachsen und Thüringen vergleichsweise konfliktarme Regionen bildeten, waren Berlin, Brandenburg und Mecklenburg/Vorpommern von anhaltenden Spannungen im Besatzeralltag geprägt. Hier hatten die alltäglichen Reibereien zwischen Besatzern und Besetzten größere Dimensionen, und hier hielt sich auch unter den Deutschen ein deutlich schwärzeres Russenbild als im Süden der späteren DDR. Gerade in den Gebieten mit vielen Zerstörungen und Zivilopfern richteten sich im Sommer 1945 auch noch Truppen ein, die (1.) noch mehrmals umgesetzt wurden, (2.) die Region wegen der geografischen Gegebenheiten häufig für Manöver und Übungen nutzten, und wo (3.) die Soldaten durch die Abgeschiedenheit der Stationierungsorte zu illegalen Raubzügen regelrecht ermuntert wurden. Hinzu kommt, dass die nördlichen ländlichen Regionen 1945/46 zuerst als Getreide- und Viehrequirierungsregionen und dann auch als Schwerpunktgebiete der Bodenreform genau jene Gebiete waren, wo elementare deutsche Interessen und sowjetische Interessen hart aufeinander stießen. Hier artiku-

lierten sich antisowjetische Stimmungen deshalb deutlicher. Berlin bündelte mit seinem besonderen Status am Beginn der Systemkonfrontation die Konflikte natürlich in besonderem Maße. Die Erfahrungen eines Besatzungssoldaten hingen also in mehrfacher Hinsicht auch vom Einsatzort ab.

Die Fragen nach Mentalität, Selbstwertgefühl, Siegerbewusstsein sind natürlich am schwierigsten aus den Akten heraus zu synthetisieren. Aus Behördendokumenten schlagen uns ja vor allem negativ auffällige Verhaltensweisen entgegen, wobei eine befriedigende Gesamtstatistik, etwa über Disziplinverstöße, bislang nicht zu erstellen ist. Interna sprechen von rund 17% aller Militärdienstleistenden in Deutschland, die 1947 negativ auffielen, doch das Repertoire reichte von Verstößen gegen die Kleiderordnung über die heimliche Benutzung des PKW des Chefs und Besuche in deutschen Restaurants bis hin zu unerlaubtem Fehlen und Randalen. Und wie viel blieb da unentdeckt und unbeschrieben? Das Ausmaß der Desertionen ist aus den zugänglichen Akten bislang nicht herauszulesen.

Erzählverhalten

Anhand von Archivquellen lassen sich also wichtige Aussagen zum Besatzeralltag treffen, subjektive Erfahrungen reflektieren sie aber kaum. Hier stellt sich natürlich die Frage nach den Möglichkeiten von Zeitzeugeninterviews. In Russland noch weitgehend ohne Lobby, leuchten „Besatzerberichte von unten“ dort nur hin und wieder auf, etwa in Zeugnissen vormaliger sowjetischer Kriegsgefangener. Ein nicht unerheblicher Teil von ihnen setzte nämlich nach dem Mai 1945 seinen regulären Wehrdienst in der SBZ fort. So erinnerte sich ein Kriegsveteran an die Zeit nach der Befreiung aus deutscher Gefangenschaft:

Ich marschierte durch Berlin, über den Alexanderplatz. Ich habe die von den amerikanischen Barbaren in Schutt und Asche gelegte Stadt gesehen. Wir wohnten bei einer alten Frau, deren Sohn in Norwegen gefallen war. Sie schenkte uns sein Fernglas, wir gaben ihr Lebensmittel. Die Berliner hungerten, wenn die Streitkräfte auch halfen, wie sie konnten. Unsere Einheit war in Eberswalde stationiert, später in Bredereiche [Fürstenberg/Havel] und anderswo. Ich kann mich an eine Edith Jürgens aus Eberswalde erinnern, an Anna Hornung aus Bredereiche und an viele andere Deutsche, die uns gegenüber freundlich gesinnt waren. Als ich [nach einer Verwundung kurz vor Kriegsende] in die Einheit zurückkehrte, schenkten mir meine Freunde ein Akkordeon. In unserer Freizeit trafen wir uns mit den deutschen jungen Leuten zum Feiern im Café. Ich spielte unsere Lieder und Tänze. Besonders begeistert waren alle von den Strauss-Walzern und Tiroler Walzern.¹¹

Diese auf deutsche Anfrage schriftlich formulierte und ohne speziellen Auftrag zeitlich über die Kriegsgefangenschaft hinausgreifende Erinnerung demonstriert das alltagsgeschichtliche Potenzial überkommener Bilder und richtet unser Augenmerk zugleich auf die Prägekraft emotionaler Erfahrungen. Derlei gilt es zu ergründen, wobei Elite-Memoiren als Stichwortgeber und Vergleichsfolie genutzt

¹¹ Aus einem Brief an „Kontakte-Kontakty“ vom Januar 2011, Verfasser: Aleksandr P. Kusmin, aus Kirovograd. Url: http://www.kontakte-kontakty.de/deutsch/ns-opfer/freitagsbriefe/freitagsbrief_295.php

werden können. Mit viel Alltagsbezug erschienen in postsowjetischer Zeit auch Erinnerungen von Besatzern in unteren Diensträngen¹², die freilich meist spätere Intellektuelle waren.¹³ Wie weit die Besatzer, insbesondere untere Offiziersdienstgrade, in den deutschen Alltag einstiegen, zeigte auch das bislang einzig authentische Besatzer-Tagebuch des Wladimir Gelfand.¹⁴ Solche schriftlichen Ego-Dokumente liefern genug Anhaltspunkte, sie müssten nur genutzt werden.

Barbara Stelzl-Marx stützt sich in ihrer fulminanten Analyse der „Innensicht der sowjetischen Besatzung“ Österreichs auf sehr viele Interviews. Sie entstanden 2002 bis 2008 vor allem in Moskau. Stelz-Marx nutzt sie, um der Frage nach subjektiver Gewichtung und Verdrängung, Verklärung und Mythologisierung der Erinnerung nachzugehen.¹⁵ Im Ergebnis werden Befunde vorgelegt, die die Unternehmung „Interview“ ein wenig in Zweifel ziehen, denn die Beobachtungen reduzieren sich auf Folgendes: 1. Die Zeitzeugen reflektieren ihre Zeit im besetzten Österreich meist als bedeutsamen Lebensabschnitt mit aufregenden Begegnungen und Erkundungen im Ausland. 2. Sie bedienen sich häufig gängiger Klischees zur Benennung ihres Haupteindrucks von den Menschen dort, nämlich Stereotype zur Charakterisierung *deutscher* Nationaleigenschaften: *Sauberkeit, Ordnung, Disziplin, Wohlerzogenheit, Fleiß*. 3. Sehr häufig wird erinnert, welche modernen Waren dort zum ersten Mal gesehen und genutzt wurden. 4. Während relativ gelassen berichtet wird, dass und wie viele Besatzer geplündert haben (wobei sich die Zeitzeugen selbst in der Regel ausnehmen), wofür persönliche Opfer oder die allgemeine Verrohung im Krieg als Ursache genannt werden, werden Vergewaltigungen nicht erinnert bzw. wird sogar vehement ausgeschlossen, dass es sie gegeben hat. Stelzl-Marx spricht dabei von Tabuisierung. 5. Vergleichsweise offen gehen auf Übergriffe nur solche Zeitzeugen ein, die nicht Mitglieder von Veteranenkomitees sind.

Einzig der letzte Befund zeigt den Ansatz einer quellengemäß narratologisch-historiografischen Auswertung, weil er Geschehnis, Gedächtnis, Lebenserfahrung und Jetzbefindlichkeit in Beziehung zueinander setzt. Das übrige ist Wiederholung von bereits Ermitteltem, Illustration (zur Beweisführung ist Oral History bekanntlich ungeeignet) einer Vorabmeinung, weil nicht als Entdeckungsreise in subjektive Orientierung angelegt. Es steht zu befürchten, dass wenig getan wurde,

¹² Siehe beispielsweise *Evgenij Plimak: Na vojne i posle vojny. Zapiski veterana*. Moskva 2005.

¹³ Sie legten den Fokus meist auf das erste Jahr der Besatzung. Oleg Budnitskij hat sich alter und neuer Memoiren angenommen, dabei aber auch wieder nur die geschichtskonjunkturellen Schwerpunkte bedient: „jüdische Befindlichkeiten unter den Besatzern“ und „Gewalt gegen deutsche Zivilisten“. Siehe *Oleg Budnitskii, Susan Rupp: The Intelligentsia Meets the Enemy. Educated Soviet Officers in Defeated Germany, 1945*. In: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History*. Vol. 10, Nr. 3 (Summer 2009), S. 629–682.

¹⁴ Siehe *Wladimir Gelfand: Deutschland-Tagebuch 1945–1946. Aufzeichnungen eines Rotarmisten*. Ausgewählt und kommentiert von *Elke Scherstjanoi*. Berlin 2005. Erschien auch als Taschenbuch 2008.

¹⁵ Stelzl-Marx, Stalins Soldaten in Österreich, S. 703–738. Im Quellenverzeichnis aufgeführt sind 64 Oral-History-Interviews, 18 davon wurden von Stelzl-Marx selbst, die anderen von einer Gruppe russischer Interviewer durchgeführt. Die Umstände und Verläufe der Begegnungen sind nicht vorgestellt. En passant erfahren wir im Text, dass es Interviews „vor laufender Kamera“ gab. (S. 738)

um wirklich lockere, ausgiebige Narration anzuregen, und dass nur wieder die Topoi der westlichen Rückschau ins Gespräch gebracht wurden: Plünderung und Vergewaltigung. Ihre Kulturschock-These sieht die Autorin schließlich darin bestätigt, dass Zeitzeugen bekannten, seinerzeit als Sowjetbürger begriffen zu haben: Die Kapitalisten sind ja schon viel weiter als wir!

Lassen wir die Frage beiseite, ob das beeindruckende Erlebnis einer reichen, gut organisierten Gesellschaft mit beachtlichem Durchschnittswohlstand immer (und wenn nicht, ob dann für Erlebnisse in Deutschland und Österreich im Jahr 1945) den Terminus „Kulturschock“ rechtfertigt, dann bleibt doch festzustellen, dass dieser Eindruck in einen Komplex von Fragen zu individueller und kollektiver Sinngebung damals, zwischenzeitlich und heute gestellt werden müsste. Insgesamt dürfen Analysen von Erzählverhalten nicht bei der Diagnose „Ideologisierung“ und „Tabuisierungen“ stehen bleiben.

Interviews mit Kriegsteilnehmern, die im besetzten Deutschland weiter gedient hatten¹⁶, geben zuallererst zu erkennen, dass das Erzählen über den Krieg leichter fällt als das Erzählen über die Besetzungszeit. Es fehlt den Zeitzeugen nicht etwa an Worten oder Bildern, sondern einfach an Übung und an Instinkt dafür, was denn aus dieser Zeit zu erzählen interessant und wichtig wäre. Das bestätigt ein übriges Mal die Einschätzung, wonach Gedächtnis nicht so sehr von der Tiefe des Eindrucks als vielmehr von seiner wiederholten (auch wandelbaren) Sinnzuschreibung beim Kommunizieren geformt wird. Es wird weder ohne Anlass noch zweckfrei erinnert und erzählt. Menschen tun das in dem Maße und in solchen Bildern, wie es zu gebrauchen ist, schreibt der Soziologe Harald Welzer.¹⁷ Die Zeitzeugenaussagen künden also zunächst von einem lange Zeit auch privat kaum kommunizierten Gedächtnis. Dessen Dürftigkeit ist keinesfalls allein auf politischen Druck zurückzuführen, sondern vor allem darauf, dass diese Erinnerung lange Jahrzehnte nicht gebraucht worden war.

Wenn wir hier also von einer vergleichsweise *beschränkten „narrativen Kompetenz“* sprechen müssen (die während eines Interviews von Intellektuellen durch rasche geistige Orientierung unter Umständen wettgemacht werden kann), was sagt das über die Möglichkeiten aus, anhand solcher Interviews „die Erlebens- und Handelnshorizonte vergangener Gesellschaftssysteme zu rekonstruieren“ (Albrecht Lehmann)¹⁸? Es erlegt uns sehr sorgsame, kritische Interpretation auf, wobei gegebenenfalls die besondere Schwierigkeit bikultureller Dialoge bedacht sein will.

Der politisch sensible Zeitzeuge erfährt in Russland heute, dass eine öffentliche Wortmeldung zu Besatzungserlebnissen fasst immer zur Problematik der Gewalt-

¹⁶ Meine Betrachtungen gehen auf rund zwanzig solcher Gespräche und Interviews zurück. Sie wurden parallel und ergänzend zu einer historischen Untersuchung des Besatzeralltags in der SBZ geführt. Repräsentative Gültigkeit können diese Selbstzeugnisse natürlich auch nicht beanspruchen.

¹⁷ Harald Welzer: Wozu erinnern wir uns? Einige Fragen an die Geschichtswissenschaften. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 16 (2005), H. 1, S. 10-35, hier S. 15.

¹⁸ Albrecht Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt/New York 1983, S. 93.

verbrechen gegen deutsche Zivilisten führt. Die aufgeschlossene Evgenija Kaceva, nach dem Krieg SMAD-Dolmetscherin und später in ihrer Heimat Lektorin und anerkannte Böll-Herausgeberin, verzweifelte 2005 in Deutschland regelrecht an den immer wiederkehrenden Fragen nach den Vergewaltigungen und stellte unglaublich fest, dass die Deutschen wohl nur das noch interessiere.¹⁹ Aber auch das russischsprachige Internet-Publikum hat die Tagebuchaufzeichnungen des Besatzungsoffiziers Gelfand fast nur unter dem Gesichtspunkt diskutiert, was über Gewalt gegen deutsche Frauen glaubhaft oder nicht glaubhaft berichtet wird. Das ist Ergebnis einer langen Tabuisierung, aber zugleich einer neuen, wiederum einseitig lenkenden Mediengewalt. Wissenschaftler sollten diese Beschränktheit des öffentlichen Gedächtnisses durchkreuzen, etwa mit Fragen nach Arbeitskontakten und Berufserfahrung. Die Kulturschock-These ist unbedingt dahin gehend zu hinterfragen, welches Verhalten der Deutschen oder Österreicher damals abstieß bzw. dauerhaft inakzeptabel oder fragwürdig blieb, was man in der Fremde zwar mit Neugier beobachtete, aber nie zu Hause praktizieren würde und dergleichen mehr. Fach- und Hochschulabsolventen bezeichnen ja ihre Jahre in Deutschland oft als die interessantesten in ihrem Leben, da liegt es nahe, konkret zu ergründen, was sie an Brauchbarem mit nach Hause nahmen, angefangen von wissenschaftlichem, fachlich-handwerklichem und hauswirtschaftlichem Wissen bis hin zu Lebensstil und Lebensweisheit. Ein Zeuge berichtete auf Nachfrage, nach seiner Rückkehr vor dem heimatlichen Haus ein Vorgärtchen „wie in Deutschland“ angelegt zu haben...

¹⁹ Wir begegneten uns auf einer Veranstaltung der Evangelischen Bildungsstätte Schwanenwerder bei Berlin im Februar 2005, wo sie mir wegen ihrer Enttäuschung ein Interview ausschlug. Im Sommer 2005 verstarb Frau Kaceva. Das SFB hatte 1994 mündliche Schilderungen von ihr aufgenommen. *Ulrike Lückermann, Magdalena Kemper*: „Wir lebten wie Verwandte“. Nach Kriegsende waren sowjetische Offiziere bei Deutschen einquartiert. [Radiosendung Kulturtermin, 7. Juni 2006, RBB]. (Das Skript wurde mir freundlicherweise überlassen). Vgl. auch *Jewgenija Kazewa*: Meine persönliche Kriegsbeute. Geschichte eines Lebens. Berlin 2010.

Bettina Greiner

Sowjetische Speziallager in Deutschland

Anmerkungen zu einer erinnerungskulturellen „Leerstelle“

Dass es sich bei den Speziallagern, die der sowjetische Geheimdienst NKVD mit Ende des Zweiten Weltkriegs auf dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR errichtete, noch heute um einen „leeren“ Erinnerungsort handelt, zeigt sich nirgends deutlicher als in der Belletristik. So finden sich in der Literatur ostdeutscher Autoren allenfalls wie bei Brigitte Reimann Andeutungen auf das sowjetische Lagersystem.¹ „Alles, was uns in diesen Jahren [nach 1945, B.G.] Angst gemacht hat“, schreibt der Schriftsteller Günter de Bruyn über seine Themenwahl in Abhängigkeit von der Zensur, „war tabuisiert. Kein Sowjetsoldat durfte in Deutschland geplündert und vergewaltigt haben, kein nach dem Krieg Internierter in Buchenwald, Ketschendorf oder Sibirien verendet sein.“² Doch auch in der westdeutschen Belletristik hat die stalinistische Verfolgung auf dem Gebiet der SBZ/DDR keine „Schmerzensspur“ hinterlassen, um W.G. Sebalds Diktum über die „Leerstelle“ des Luftkriegs in der Literatur aufzugreifen.³ Zwar wurde Sebalds Einschätzung umgehend widerlegt, für die Gewalterfahrung der Speziallagerhaft aber trifft sie ins Schwarze: Heinrich Cresspahl, Protagonist in Uwe Johnsons *Jahrestage* (1973), war für Jahrzehnte die einzige literarische Figur, deren Geschichte teilweise in einem solchen Lager spielt.⁴ Es dauerte mehr als 30 Jahre, bis ihm 2004 mit den beiden Berliner Schulfreunden Paul Scholz und Julian Sternberg zwei fiktive Häftlinge an die Seite gestellt wurden – in dem Jugendbuch „Julians Bruder“ von Klaus Kordon.⁵

Mit diesem Beispiel aus der Belletristik ist auch angezeigt, dass es in der alten Bundesrepublik keiner repressiven Geschichtspolitik wie in der DDR bedurfte, um die massiven Verfolgungserfahrungen dieser Opfergruppe unsichtbar zu machen – und dass sich an dieser Unsichtbarkeit und damit Randständigkeit des Themas innerhalb der nunmehr gesamtdeutschen Erinnerungskultur wenig geändert hat.⁶ Jenseits unmittelbar Betroffener und ihrer Angehörigen ist das Wissen um die Gewalt, die horrenden Todeszahlen in den Lagern und den schmalen

¹ So in Brigitte Reimanns 1974 posthum in der DDR erschienenen Roman „Franziska Linkerhand“. Dort heißt es über zwei Bekannte des Vaters Linkerhand: „Der eine ist später an der Ostfront gefallen. Der andere wurde gleich nach der Kapitulation von der GPU verhaftet und starb im Lager.“ *Brigitte Reimann: Franziska Linkerhand*. Berlin 2002 (Erstersch. 1974), S. 14.

² *Günter de Bruyn: Vierzig Jahre*. Frankfurt am Main 2002, S. 117.

³ *W.G. Sebald: Luftkrieg und Literatur*. Frankfurt am Main 2002, S. 12.

⁴ *Uwe Johnson: Jahrestage*. Frankfurt am Main 1996.

⁵ *Klaus Kordon: Julians Bruder*. Weinheim, Basel 2004.

⁶ Zur Wahrnehmungsgeschichte: *Bettina Greiner: Verdrängter Terror. Geschichte und Wahrnehmung sowjetischer Speziallager in Deutschland*. Hamburg 2010, bes. S. 377–458.

Grad zwischen Entnazifizierung, Willkür und Diktaturdurchsetzung immer noch gering. Mehr noch, es scheint, als setzte die Thematisierung eine persönliche Betroffenheit voraus. Das gilt ebenfalls für Johnson und Kordon. In Johnsons Fall verliert sich die Spur seines nach Kriegsende verhafteten und im Speziallager Fünfeichen internierten Vaters in einem Lager in der Sowjetunion; Klaus Kordon verbrachte nach einem gescheiterten Fluchtversuch längere Zeit in Haft, bevor er die DDR 1973 durch „Freikauf“ verlassen konnte. Über diesen Personenkreis hinaus scheint die Nachkriegsverfolgung in der SBZ/DDR kaum Interesse zu wecken.

Das war nicht immer so. Im frühen Kalten Krieg fanden die Überlebenden der Speziallagerhaft in Westdeutschland – besonders aber in Westberlin – breites Gehör. Dennoch sollte man die damalige politische und symbolische Wirkmächtigkeit der Opfergruppe nicht überschätzen. Dazu ist der Zusammenhang von gesellschaftlicher Wahrnehmung und politischer Instrumentalisierung vor dem Hintergrund des antikommunistischen Gründungskonsenses der Bundesrepublik zu offensichtlich.⁷ Vor allem aber ließ die Aufmerksamkeit prompt nach, als die DDR mit dem 17. Juni 1953 und dem Mauerbau andere politische Symbole ihres repressiven Systems „produzierte“ und die Rolle der ehemaligen Häftlinge als Kronzeugen gegen den Kommunismus damit entwertete. Fortan gab es kaum noch Anknüpfungspunkte, die ihren Erfahrungen gesamtgesellschaftliche Bedeutung hätten verleihen können. An dieser Situation hat sich mit dem Mauerfall wenig geändert. Diese Beobachtung gilt trotz beeindruckender Forschungsleistungen seit der Öffnung russischer Archive unter Präsident Jelzin. Und auch die Politik – erinnert sei an die Einsetzung der Enquete-Kommissionen des Deutschen Bundestages oder die Einberufung von Expertengremien zwecks Umgestaltung der Gedenkstätten in den neuen Bundesländern⁸ – blieb in dieser Hinsicht erfolglos. Trotz der Vielzahl von Gedenkorten im Osten Deutschlands und quellenfundierten wie differenzierten Ausstellungen: Es scheint, als fehle es an einem Rahmen, der historische Aufklärung und Totengedenken jenseits politischer Instrumentalisierung möglich macht.

Warum ist das so? Warum entzieht sich dieses Kapitel deutscher Gewaltgeschichte weiterhin seiner Verortung? Oder mit Blick auf die Aufmerksamkeitsökonomie gefragt: Warum bleibt es allenfalls bei kurzen Phasen medialer Aufmerksamkeit, die sich obendrein an wenigen Fingern abzählen lassen? Im Folgenden sollen drei solcher „Strohfeuer“ vorgestellt werden. Gemeint sind Situationen

⁷ *Wolfram von Scheliha*: Die sowjetischen Speziallager – ein Symbol des kommunistischen Unrechts in der publizistischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West bis zum Bau der Mauer 1961. In: *Petra Haustein, Annette Kaminsky, Volkhard Knigge, Bodo Ritscher* (Hrsg.): Instrumentalisierung, Verdrängung, Aufarbeitung. Die sowjetischen Speziallager in der gesellschaftlichen Wahrnehmung 1945 bis heute. Göttingen 2006, S. 10-29; *Andrew Beattie*: „Sowjetische KZs auf deutschem Boden“: Die sowjetischen Speziallager und der bundes-deutsche Antikommunismus. In: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung (2011), S. 119-137.

⁸ Einen konzisen Überblick bietet: *Petra Haustein*: Geschichte im Dissens. Die Auseinandersetzungen um die Gedenkstätte Sachsenhausen nach dem Ende der DDR. Leipzig 2006, S. 91-213.

seit dem Mauerfall, während derer die Gewalterfahrung der Speziallagerhaft vorübergehend gesellschaftliche Aufmerksamkeit erfahren hat.

I.

Das jüngste Beispiel fällt in das Frühjahr 2012: Am 18. April des Jahres wurde in Potsdam die Gedenk- und Begegnungsstätte Leistikowstraße eröffnet. Das ehemalige Untersuchungsgefängnis nahe dem Schloss Cecilienhof im Neuen Garten gehörte nicht zu den Speziallagern, die der NKVD mit Kriegsende in der SBZ installiert hatte. Es unterstand stattdessen der militärischen Spionageabwehr Smersch, die seit Einstellung der Kampfhandlungen für die operative Überwachung des sowjetischen Personals in den zahlreichen Behörden in der SBZ verantwortlich war. Dessen ungeachtet beteiligte sie sich – in ähnlicher Größenordnung wie der NKVD – an den Verhaftungen deutscher Zivilisten.⁹ Im Zuge weitläufiger Umstrukturierungen der Geheimdienste ging die Smersch Ende 1946 im MGB auf, sodass das Gebäude in der Leistikowstraße zunächst durch das MGB, dann das KGB genutzt wurde. Nach 1955 wurden dort ausschließlich Angehörige der Sowjetischen Armee festgehalten; Mitte der 1980er Jahre wurde das Gefängnis aufgegeben.¹⁰

Für die deutschen Gefangenen war die Leistikowstraße die erste Etappe auf ihrem Weg durch sowjetische Gefängnisse und Lager: Wer – ob als Nazi, Spion, Querulant oder wegen Schwänzens des obligaten Russischunterrichts in der Schule – in Feindverdacht geraten war, musste hier eine meist mehrmonatige Untersuchungshaft durchstehen, was bedeutete, dass die Verhafteten so lange unter „verschärften Bedingungen“ verhört wurden, bis sie die Tatvorwürfe durch eigenhändige Unterschrift der auf Russisch verfassten Vernehmungsprotokolle bestätigt hatten. Diese oft unter Folter erpressten Geständnisse stellten in der Regel das einzige Beweismittel in den anschließend inszenierten Militärtribunalen dar, die sich mehrheitlich der 14 Gummiparagrafen des Artikel 58 StGB der RSFSR von

⁹ Vgl. *Nikita Petrov: Zur Geschichte der sowjetischen Repressionsorgane (NKVD/MVD-MGB) in der SBZ 1945/46*. In: *Andreas Hilger, Mike Schmeitzner, Ute Schmidt (Hrsg.): Diktaturdurchsetzung. Instrumente und Methoden der kommunistischen Macht Sicherung in der SBZ/DDR 1945-1955*. Dresden 2001, S. 31-38, bes. S. 36.

¹⁰ Zur Geschichte des Untersuchungsgefängnisses: *Elke Fein, Nina Leonhard, Jens Niederhut, Anke Höhne, Andreas Decker (Hrsg.): Von Potsdam nach Workuta. Das NKGB/MGB/KGB-Gefängnis Potsdam-Neuer Garten im Spiegel der Erinnerung deutscher und russische Häftlinge*. Potsdam 1999; *Elke Fein Nina Leonhard, Jens Niederhut: Militärstädtchen Nr. 7. Zur Geschichte des sowjetischen Untersuchungsgefängnisses Potsdam-Neuer Garten*. In: *Deutschland Archiv* (2004) 4, S. 582-590; *Peter Erler: Relikt der Unmenschlichkeit. Die sowjetische Spionageabwehr und ihr Untersuchungsgefängnis in der Potsdamer Leistikowstraße 1*. In: *Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat* (2005) 18, S. 138-153; Von Potsdam nach Workuta. Katalog zur Ausstellung über deutsche und sowjetische Häftlinge im KBG-Gefängnis Potsdam und die Lagerhaft in Workuta/Sowjetunion. Hrsg. von *Memorial Deutschland e.V.*, Berlin 2003; *Ines Reich, Maria Schultz (Hrsg.): Sowjetisches Untersuchungsgefängnis Leistikowstraße Potsdam*. Berlin 2012.

1926 zur Ahndung konterrevolutionärer Verbrechen bedienten, um Vorwürfe wie Spionage, Sabotage, illegale Gruppenbildung und dergleichen mehr mit zehn, 15 oder 25 Jahren Lagerhaft abzustrafen.¹¹ Nach der Verurteilung wurden die Gefangenen in eines der Speziallager in der SBZ überstellt, zur Zwangsarbeite in die Sowjetunion deportiert oder nach Moskau verbracht, wo in den ersten drei Jahren nach Wiedereinführung der Todesstrafe im Jahr 1950 mehr als 1000 Deutsche hingerichtet wurden.¹²

Doch nun zur Eröffnung der Gedenk- und Begegnungsstätte im April 2012, die von einem ungewöhnlichen medialen Auftrieb begleitet wurde. Einen der Gründe für diese Aufmerksamkeit erfuhren die Fernsehzuschauer von Claus Kleber, dem Moderator des „Heute Journal“ im ZDF. Er leitete den Bericht am Vorabend der Ausstellungseröffnung mit dem Hinweis auf einen prominenten Häftling ein. Dass dieser nicht in Potsdam, sondern in Schwerin unter dem Vorwurf der Spionage verhaftet, verhört und 1951 zu 25 Jahren Lagerhaft verurteilt worden war, fiel angesichts der Persönlichkeit, um die es ging, nicht ins Gewicht – sprach Klaus Kleber doch vom Vater des vier Wochen zuvor gewählten Bundespräsidenten Joachim Gauck.¹³ Es ist tatsächlich so banal: Prominenz verschafft Aufmerksamkeit.

In diesem Fall aber kam ein zweiter Aspekt hinzu. Etwa drei Wochen vor Ausstellungseröffnung war es zu einem ebenso unerfreulichen wie inakzeptablen Vorfall gekommen. Ein ehemaliger Workuta-Häftling hatte die Gedenkstättenleitung tatsächlich angegriffen, weil sie ihm seines Erachtens den Zugang zum Gebäude verwehren wollte. Das Auftreten des alten Mannes ist weder kleinzureden noch zu entschuldigen.¹⁴ Es markiert jedoch den vorläufigen Höhepunkt einer jahrelangen Auseinandersetzung um die Ausstellung, die nun weit über Potsdam hinaus publik wurde – eine Auseinandersetzung zwischen der Gedenkstättenleitung auf der einen und einer großen Zahl ehemaliger Häftlinge sowie verschiedenen zivilgesellschaftlichen Organisationen, allem voran Memorial Deutschland e.V., auf der anderen Seite.

Zu dieser für alle Beteiligten unwürdigen Auseinandersetzung gehört folgendes Detail: Jener ehemalige Häftling war 1948 als 19-jähriger für acht Jahre nach Workuta deportiert worden, nachdem er sich – so berichtet er – einer Anwerbung

¹¹ Zur Tätigkeit der sowjetischen Militärtribunale und der Bedeutung des Art. 58: *Andreas Hilger, Nikita Petrov: „Erledigung der Schmutzarbeit“? Die sowjetischen Justiz- und Sicherheitsapparate in Deutschland*. In: *Andreas Hilger, Mike Schmeitzner, Ute Schmidt* (Hrsg.): *Sowjetische Militärtribunale*. Berlin 2003, Bd. 2: Die Verurteilung deutscher Zivilisten 1945–1955, S. 59–152; siehe auch: *Friedrich-Christian Schroeder*: *Rechtsgrundlagen der Verfolgung deutscher Zivilisten durch sowjetische Militärtribunale*. In: Ebenda, S. 37–58.

¹² Erschossen in Moskau... Die deutschen Opfer des Stalinismus auf dem Moskauer Friedhof Donskoje 1950–1953. Hrsg. von Arsenij Roginskij, Jörg Rudolph, Frank Drauschke, Anne Kaminsky. Berlin 2008.

¹³ Zu den Hintergründen der Haft: *Stefan Karner*: Die MGB-Akte Joachim Gauck senior. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 12. 3. 2012, S. 7.

¹⁴ Zwischenzeitlich wurde er zu einer Geldbuße in Höhe von € 1200 verurteilt. „Eine Auffälligkeit an der Halswirbelsäule“. In: *Potsdamer Neueste Nachrichten* vom 31. 5. 2013, S. 7.

als Spitzel widersetzt hatte. In einem Lager am Eismeer freundete er sich mit einem Mitgefangenen an, der die Untersuchungshaft in der Leistikowstraße hatte verbringen müssen. Diesem jüngst verstorbenen Freund zu Ehren wollte der 83-jährige nun ein öffentliches Zeitzeugengespräch organisieren. Mit diesem Herzenswunsch wandte er sich an die brandenburgische Staatskanzlei, die ihm, wie es in den „Potsdamer Neuesten Nachrichten“ heißt, schriftlich bestätigte, dass die Gedenkstättenleiterin „gebeten [wurde, solcherart] Anfragen positiv zu entscheiden“.¹⁵ So aber konnte der Eindruck entstehen, dass Zeitzeugengespräche in der Gedenk- und Begegnungsstätte allenfalls durch politische Intervention möglich sind. Schlimmer noch, dass diese Zeitzeugen stören.

Dergleichen war sicher nicht intendiert. Umso weniger, als dass sich die Gedenk- und Begegnungsstätte Leistikowstraße als „moderne Gedenkstätte“ verstanden wissen will.¹⁶ Gleichwohl irritieren Selbstdarstellung und Politik des Hauses. So hat es offenbar langer interner Auseinandersetzungen bedurft, ehe das Wort Folter in der Darstellung dieses Ortes seines angemessenen Platz fand.¹⁷ Problematisch ist jedoch nicht allein die Sprache; Fachkritik gibt es ebenfalls an handwerklichen und inhaltlichen Mängeln.¹⁸ Selbstredend sind auch positive Stimmen zu vernehmen. Martin Sabrow etwa machte jüngst darauf aufmerksam, dass die Dauerausstellung unter Historikern und Ausstellungsmachern „verbreitete Anerkennung“ finde¹⁹ – trotz Schwerpunktsetzungen, mit denen zentrale und für die Geschichte dieses Ortes elementare Aspekte zu „Verurteilung, Strafvollzug und Entlassung“ ausgeklammert und auf eine „Projektpause II“ verschoben werden.²⁰ Das gilt auch, so Peter Jochen Winters, für „eine Darstellung des sowjetischen Gulag und des Schicksals der dorthin deportierten Häftlinge sowie ergänzende Informationen über den Widerstand in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR und die Verhaftung von Oppositionsgruppen bis 1955“.²¹

Haben die Zeitzeugen also Recht? Werden ihre Erfahrungen relativiert? Selbst wenn man diesem Vorwurf nicht folgen will, verwundern insbesondere die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen, mit denen zwei Jahrzehnte intensiver For-

¹⁵ „Tätilicher Angriff und Todesdrohung gegen Ines Reich Leistikowstraße: Streit zwischen Ex-Häftling und Gedenkstätten-Chefin eskalierte“. In: Potsdamer Neueste Nachrichten vom 27.3.2012.

¹⁶ So in: „Spuren zum Sprechen bringen“. Interview mit Ines Reich“. In: Potsdamer Neueste Nachrichten vom 26.3.2012, S. 8.

¹⁷ Die Gravamina von Memorial Deutschland e.V. liegen ebenso vor wie ein kritisches Außen-gutachten durch Jörg Barberowski. Zur Kritik etwa durch Herta Müller, Nobelpreisträgerin für Literatur, oder Anna Kaminski, Direktorin der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur vgl. „Erbitterter Streit um das Gedenken“. In: Tagesspiegel vom 19.3.2012.

¹⁸ Peter Erler: Rezension von: *Ines Reich, Maria Schultz* (Hrsg.), Sowjetisches Untersuchungsgefängnis Leistikowstraße Potsdam. Berlin 2012. In: sehepunkte 12 (2012) 9 [<http://www.sehepunkte.de/2012/09/21757.html>; 18.9.2012]

¹⁹ Martin Sabrow: Wenn die Zeitzeugen gehen. In: Tagesspiegel vom 26.11.2013.

²⁰ Reich, Schultz (Hrsg.), Leistikowstraße, 2012, S. 95.

²¹ Peter Jochen Winters: Der Streit um die Leistikowstraße in Potsdam. In: Wolfgang Benz (Hrsg.): Ein Kampf um Deutungshoheit. Politik, Opferinteressen und historische Forschung. Berlin 2012, S. 37–63, S. 62.

schung zur sowjetischen Verfolgungspraxis in Deutschland außer Acht gelassen werden. Bis zur Realisierung der nächsten Projektphase fehlen dem Gedenkstättenbesucher daher Informationen, die zum Verständnis und zur Einordnung des historischen Geschehens grundlegend sind. Das bedeutet auch, dass Informationen fehlen, die für eine aufgeklärte Annäherung an diesen Erinnerungsort und damit an die schwierige Frage nach „Deutschen als Opfern“²² von Bedeutung wären.

II.

„Welchen Platz nehmen die sowjetischen Speziallager und das SED-Unrecht insgesamt in der deutschen Erinnerungskultur ein und in welchem Verhältnis steht es zur Erinnerung an die nationalsozialistischen Konzentrationslager?“ Diese Frage Wolfram von Schelihas – vor bald zehn Jahren formuliert – hat ausweislich der Auseinandersetzung um die Präsentation in der Leistikowstraße nichts von ihrer Aktualität verloren.²³ Hier aber soll sie zunächst in die erste Zeit nach dem Mauerfall zurückführen. Auf Initiative ehemaliger Speziallagerhäftlinge wurden damals an zahlreichen Orten in der DDR nahe der vormaligen Lagerstätten und Haftorte Massengräber freigelegt. Zumindest anfänglich begleiteten die Medien in Ost und West diese Grabungen intensiv. Weil sich die Berichterstattung aber alsbald auf die sogenannten Mauerschützen und insbesondere auf Mitarbeiter der Staatssicherheit konzentrierte, verebbte das Interesse so schnell wie es aufgekommen war. Und doch hatten die wenigen Monate der Nachrichtenflut genügt, eine politische Sensation zu bewirken: Seit 1945 hatte Moskau die Existenz der Speziallager abgestritten – nun, im Juli 1990, veröffentlichte das sowjetische Innenministerium den im März 1950 nach Schließung der letzten drei (von ursprünglich zehn) NKVD-Lager verfassten Abschlussbericht.

Demnach haben ein Drittel der offiziell 122 671 deutschen Häftlinge die Lager nicht überlebt.²⁴ Auch wenn diese Zahlen binnen kurzer Zeit nach oben korrigiert

²² Die Formulierung „Deutsche als Opfer“ orientiert sich an den Titeln der Sammelbände von *Bill Niven* (Hrsg.): *Germans as Victims. Remembering the Past in Contemporary Germany*. Basingstoke 2006, und, in leichter Variation, von *Lothar Kettenacker* (Hrsg.): *Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg*. Berlin 2003, die hier stellvertretend für die deutschsprachigen Veröffentlichungen über die erinnerungskulturelle Gewichtung von deutscher Täter- und Opferschaft genannt seien, die besonders zahlreich um das Jahr 2005 – und damit anlässlich des 60. Jahrestages des Kriegsendes – publiziert wurden. Die Speziallagerhaft spielte dabei keine Rolle. Vgl. *Greiner*, *Verdrängter Terror*, bes. S. 384 oder *Bettina Greiner*: *Sowjetische Speziallager – 60 Jahre danach. Anmerkungen zu einer verstockten Debatte*. In: *Deutschland Archiv* 43 (2010) 2, S. 289–296.

²³ *Wolfram von Scheliha*: *Sackgasse Totalitarismus. Die Forderung nach einem Gedenken an die Speziallager im Zeichen der Totalitarismustheorie führt ins erinnerungspolitische Abseits*. In: *Deutschland Archiv* 39 (2006) 2, S. 283–290, bes. S. 284.

²⁴ Der Bericht ist abgedruckt in: *Bericht über sowjetische Internierungslager in der SBZ*. In: *Deutschland Archiv* 23 (1990) 2, S. 1804–1810.

wurden, bleibt die Relation unverändert: Fast jeder Dritte deutsche Gefangene ist an Hunger und Krankheiten zugrunde gegangen.²⁵ Für die stalinistisch Verfolgten galt die Publikation dieser traurigen Zahlen als offizielle Bestätigung eines berechtigten Begehrrens nach gesellschaftlicher Anerkennung. Binnen kürzester Zeit nahmen sie sich selbst jedoch als „Opfer zweiter Klasse“ wahr, verwickelt in eine heftige Auseinandersetzung, die allem voran an jenen Orten entbrannt war, an denen das NKVD wie in Sachsenhausen und Buchenwald vormalige nationalsozialistischen Konzentrationslager für seine Zwecke genutzt hatte. Dort sahen sie sich mit der „Abwehr der jüngeren Generation“ und massiver „Kritik der Holocaust-Überlebenden“ konfrontiert,²⁶ die sich dagegen verwahrten, „das Gedenken an die KZ-Haft mit der verdienten Haft der KZ-Aufseher zu vermischen“.²⁷ Es ist der Geschichtswissenschaft relativ schnell gelungen, diese und ähnliche Vorwürfe zu entkräften. So ist längst erwiesen, dass es sich bei der überwiegenden Mehrheit der Speziallagerinsassen um das Fußvolk der nationalsozialistischen Diktatur handelte, die sogenannten „kleinen Pgs“. Dass die relative Belastung der Häftlinge geringer ausfiel als etwa in den Internierungslagern in der amerikanischen Zone, lag auch am NKVD-Befehl Nr. 00315, mit dem Stalin angewiesen hatte, Angehörige von SS, SA und „Personal von Gefängnissen und Konzentrationslagern“ nicht in die Speziallager zu überstellen, sondern als Kriegsgefangene in die Sowjetunion zu deportieren.²⁸

Die Gedenkstätten haben es sich nicht zur Aufgabe gemacht, die Auseinandersetzung um die „doppelte Vergangenheit“ produktiv in die Öffentlichkeit zu tragen. Dabei gibt es keine vergleichbaren Erinnerungsorte, an denen deutsche Tätergeschichte und deutsche Opfergeschichte räumlich und zeitlich so eng miteinander verknüpft sind. Wo denn sonst, möchte man fragen, soll darüber gestritten werden, wie wir als Gesellschaft diesen beiden unterschiedlichen und doch aufeinander bezogenen Verbrechenskomplexen und Opfergruppen gerecht werden wollen? Nicht minder wichtig ist die Frage, welchen Ort die Speziallager innerhalb eines zeitgemäßen Totengedenkens einnehmen können – also eines Gedenkens, das der Tatsache gerecht wird, dass „das kulturelle Gedächtnis der Deutschen in hohem Maße durch die Erfahrung und den Umgang mit dem

²⁵ Zur Zahlendiskussion: *Greiner, Verdrängter Terror*, S. 10f.

²⁶ *Alexander von Plato: Lebensgeschichte und Geschichte. Ein Beispiel aus der Opferkonkurrenz des Kalten Krieges*. In: Kursbuch (Juni 2002), S. 149–162, Zitate S. 159; siehe auch: *Ders.: „Opfer-Konkurrenten. Die Verfolgten des NS-Regimes und der sowjetischen Besatzungsmacht im Kalten Krieg und in der Entspannungspolitik“*, in: *Elisabeth Domansky, Harald Welzer* (Hrsg.), *Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit*, Tübingen 1999, S. 74–92.

²⁷ „Vorwort der Herausgeber“, in: *Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950*, hrsg. von *Sergej Mironenko, Lutz Niethammer, Alexander von Plato*: Berlin 1998, Bd. 1: Studien und Berichte, S. 11–19, hier S. 11.

²⁸ „Befehl des Volkskommissars für Inneres Nr. 00315 „Zur teilweisen Abänderung des Befehls des NKVD der UdSSR Nr. 0016 vom 11. Januar 1945““. In Ebenda, Bd. 2: Dokumente zur Lagerpolitik, S. 178–180, hier S. 179.

massenhaften Tod – als massenhaftem Töten wie Getötet-werden – als einer Signatur dieses Zeitalters geprägt worden ist“.²⁹

Doch an den Erinnerungsorten mit „doppelter Vergangenheit“ wird über diese Fragen allenfalls wie unter einer Käseglocke diskutiert. Ausschlaggebend dafür erscheint ein normativer Kompromiss aus den frühen 1990er Jahren. Hochrangige Historikergremien sowie vom Bundestag veranstaltete Enquete-Kommissionen beteiligten sich damals an der Kontroverse über den Ort der Speziallager im historischen Erinnern. Ihre Konzepte – allem voran bei der Umgestaltung der Denkstätten in den neuen Bundesländern, die vor der Herausforderung standen (und stehen), sowohl NS-Opfern als auch stalinistisch Verfolgten gerecht zu werden und darüber hinaus eine Antwort auf die DDR-Gedenkkultur zu finden, die diese Orte über Jahrzehnte geprägt hat – folgen der nach dem Historiker Bernd Faulenbach benannten Faulenbachschen Formel. Darunter ist die Maxime zu verstehen,

NS-Verbrechen nicht durch den Hinweis auf das Nachkriegsunrecht zu relativieren, dieses Unrecht aber auch nicht umgekehrt angesichts der NS-Verbrechen zu bagatellisieren.³⁰

Tatsächlich machte die Faulenbachsche Formel die Gedenkstätten in den neuen Bundesländern damals überhaupt erst handlungsfähig. Mangels praxistauglicher Weiterentwicklung aber wirkt dieser damals so wichtige Kompromiss aus heutiger Sicht wie ein Webfehler, an dem die Erinnerung fehlläuft. Denn die Debatte um den Umgang mit der stalinistischen Verfolgung dreht sich infolge dieser Setzung fast nur um „Erinnerung“ und nicht um „Geschichte“. Oder anders gesagt: Mit Blick auf die Nachkriegsverfolgung geht es primär um das *wie* und nicht das *woran* der Erinnerung.

III.

Auch wenn es sich wiederum nur um ein mediales Strohfeuer handelte, so schaffte es die Einweihung des Speziallagermuseums in der Gedenkstätte Sachsenhausen im Dezember 2001 in die „New York Times“.³¹ Grund dafür war die Presseerklärung des russischen Außenministeriums anlässlich der Ausstellungseröffnung: In der Präsentation würden die „Verbrechen des Faschismus und die Handlungen der sowjetischen Besatzungsmacht“, so der Wortlaut, „auf eine Stufe gestellt“ und

²⁹ Michael Geyer: Das Stigma der Gewalt und das Problem der nationalen Identität in Deutschland. In: Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Christian Jansen, Lutz Niethammer, Bernd Weißbrodt. Berlin 1995, S. 673–698, hier S. 684.

³⁰ Bernd Faulenbach: Konkurrenz der Vergangenheiten? Die Aufarbeitung des SED-Systems im Kontext der Debatte über die jüngste deutsche Geschichte. In: Annegret Stephan (Hrsg.): 1945 bis 2000. Ansichten zur deutschen Geschichte, Opladen 2002, S. 17–32, hier S. 25.

³¹ „Ex-Death Camp Tells Story Of Nazi and Soviet Horrors“. In: New York Times vom 13. 12. 2001.

dadurch „die Untaten von Naziverbrechern“ reingewaschen.³² Ungeachtet des Umstandes, dass diese Kritik der Ausstellung nicht gerecht wird – in Moskau hatte man sehr genaue Vorstellungen davon, *woran* zu erinnern sei: an angeblich gerechtfertigte und rechtmäßige Straf- und Sühnemaßnahmen. Tatsächlich fanden sich in den Speziallagern neben echten Gegnern der Besatzungsmacht – und den Tausenden, die durch Folter und Verhöre erst dazu „gemacht“ wurden – zahllose Nationalsozialisten aller Belastungsgrade. Und doch waren die Inhaftierungen eines sicherlich nicht: Ausdruck einer politischen Moral.

Dass die stalinistische Justiz primär politisch bestimmt und nicht auf rechtsstaatliche Prinzipien verpflichtet war, steht außer Zweifel. Es ist daher verfehlt, die Haftmaßnahmen des NKVD in einem Atemzug mit „sowjetischer Entnazifizierung“ zu nennen – die Interpretation weckt Erwartungen an eine mit westlichen Internierungspraktiken vergleichbare Auseinandersetzung mit der personellen Hinterlassenschaft des NS-Regimes, mehr noch, sie deutet eine vergleichbare Rechtsförmigkeit an. Dergleichen war aber nicht gegeben. Versteht man die alliierten Nachkriegslager gar als Ausdruck der seit der Moskauer „Erklärung über Grausamkeiten“ vom Oktober 1943 mehrfach wiederholten Selbstverpflichtung der Siegermächte, staatlich sanktioniertem Unrecht demokratische Rechtstaatlichkeit entgegenzusetzen, dann wird diese Diskrepanz überdeutlich. Weder in den unmittelbaren Nachkriegsjahren noch nach der Gründung der DDR hat die sowjetische Besatzungsmacht auch nur den Versuch unternommen, diesen Vorgaben gerecht zu werden. Das Sicherheitsbegehr war immer stärker.

Die Möglichkeiten und Grenzen transitiver Justiz sind nur ein Beispiel, *woran* erinnert werden könnte. Es würde bedeuten, sich mit Fragen an eine Besatzungsmacht auseinanderzusetzen, die Massenverhaftungen durchführte, ihre Geheimdienste auf Zivilisten hetzte und diese fern jeder rechtsstaatlichen Regularien *incommunicado* in Sicherheitsverwahrung nahm oder zu horrenden Lagerstrafen beziehungsweise zum Tode verurteilte. Die ehemaligen Häftlinge sind uns hier einen Schritt voraus. Sie ahnen, dass die Beschäftigung insbesondere mit diesem Themenkomplex schwierige Fragen aufwirft. Schließlich geht es um Prinzipien, die zuvor durch die Deutschen – und durchaus unter Applaus weiter Bevölkerungsteile – ebenfalls verhöhnt worden waren. Sie befürchten, dass ihre Erfahrungen vor diesem Hintergrund als gerechte Sühne angesehen und im Ergebnis bagatellisiert werden.

Die Zeitzeugen trauen uns in dieser Angelegenheit nicht, vermutlich zu Recht. Ihr Misstrauen hat auch generationelle Gründe, sehen sich die heute über 80-jährigen insbesondere durch Wissenschaft und Gedenkstätten immer wieder auf ihre Zeit als Pimpf oder in der Hitlerjugend reduziert und in moralische Mithaftung für ältere Jahrgänge genommen. Dieser kollektive Schuldvorwurf ist ihnen als kollektiver Feindverdacht aus der Haftzeit geläufig; auch vor den sowjetischen Geheimdiensten waren alle gleich schuldig. Während sie ihnen ohnmächtig ausgeliefert waren, können sie heute auf diese Vorwürfe reagieren. Wichtigstes

³² Zit. nach Haustein, Geschichte im Dissens, S. 14.

Medium sind ihre Erinnerungsberichte, mit und in denen sie sich auf vielfältige Weise vom Nationalsozialismus zu distanzieren suchen. Es würde zu weit führen, die Erzählmotive hier im Einzelnen aufzuführen.³³ Die aus anderen Kontexten deutscher Opfernarrative bekannte Strategie, die Zeit vor dem 8. Mai 1945 auszublenden, gehört zweifellos dazu. Hinzu kommen Versuche, an das in Deutschland anscheinend noch immer verfängliche Schreckbild des „Russen“ anzuknüpfen. Dass der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg die meisten menschlichen Verluste abverlangt wurden, wird hingegen fast immer ausgeblendet. Der Vollständigkeit halber sind die ob ihres rassistischen Untertons unerträglichen Stereotypen zu erwähnen, die in einigen Berichten aufgerufen werden.

Diese Distanzierungsversuche lassen sich kürzer fassen: Für die Betroffenen gibt der Totalitarismus sowjetischer Prägung noch heute den alleinigen Erklärungsrahmen ihrer Leidensgeschichte vor. Selbstverständlich ist diese Willkür ein unhintergehbares Faktum. Darüber aber die nationalsozialistische Vorgeschichte auszublenden und ausnahmslos alle Speziallagerhäftlinge zu unschuldigen Opfern zu erklären, bestätigt wiederum all jene, die eine Relativierung des Nationalsozialismus befürchten. Damit schließt sich der Kreis: Wieder wird über das *wie* und nicht das *woran* der Erinnerung nachgedacht.

³³ Ausführlich: *Greiner, Verdrängter Terror*, S. 406–458.

Abkürzungen

ARD	Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland
ASSR	Avtonomnaja Sovetskaja Socialističeskaja Respublika (Autonome Sozialistische Sowjetrepublik)
BRD	Bundesrepublik Deutschland
CDU	Christlich Demokratische Union
DDR	Deutsche Demokratische Republik
GKO	Gosudarstvennyj komitet oborony (Staatliches Verteidigungskomitee)
GSSD	Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland
GULag	Glavnoe Upravlenie Lagerej (Hauptlagerverwaltung)
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
KZ	Konzentrationslager
MGB	Ministerstvo Gosudarstvennoj Bezopasnosti (Ministerium für Staatsicherheit)
MVD	Ministerstvo Vnutrennych Del (Ministerium für Innere Angelegenheiten)
NKVD	Narodnyj Komissariat Vnutrennych Del (Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten)
ND	Neues Deutschland
NDPD	Nationaldemokratische Partei Deutschlands
NS	Nationalsozialistisch
NKGB	Narodnyj Komissariat Gosudarstvennoj Bezopasnosti (Volkskommissariat für Staatsicherheit)
NKO	Narodnyj Komitet Oborony (Staatliches Verteidigungskomitee)
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
OKH	Oberkommando des Heeres
PDS	Partei des demokratischen Sozialismus
PFP	Proveročno-filtracionnye punkty (Grenzkontroll- und Filtrationspunkte des NKVD)
REK	Rossijskij Evrejskij Kongress (Russischer Jüdischer Kongress)
RKKA	Raboče-Krest'janskaja Krasnaja Armija
RSFSR	Rossijskaja Sovetskaja Federativnaja Socialističeskaja Respublika (Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik)
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SD	Sicherheitsdienst des Reichsführers-SS
SDP	Sammel- und Durchgangspunkte
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
Smersch	Smert' špionam! (Tod den Spionen! = Sowjetische Spionageabwehr)
SNK	Sovet Narodnych Komissarov (Rat der Volkskommissare)

SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
SSSR	Sojuz Sovetskikh Socialističeskikh Respublik (vgl. UdSSR)
SZ	Süddeutsche Zeitung
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
UNKVD	Upravlenie NKVD ([Bezirks-]Verwaltung des NKVD)
UNO	United Nations Organization
UOKG	Union der Opferverbände Kommunistischer Gewaltherrschaft e.V.
USA	United States of America
VGK	Verchovnyj Glavnokomandujuščij (Oberbefehlshaber)
VKP(b)	Vzesojuznaja Kommunističeskaja Partija (bol'sevikov) (Kommunistische Allunions Partei – Bolschewiki)
VVN-BdA	Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten
ZDF	Zweites Deutsches Fernsehen
ZK	Zentralkomitee

Herausgeber und Autoren

Il'ja Altman, Prof. Dr., Co-Vorsitzender des Russischen Forschungs- und Bildungszentrums "Holocaust"

Aleksej Bezugol'nyj, Dr., Moskau

Bernd Bonwetsch, Prof. Dr. Dr. h.c. mult., Gründungsdirektor des Deutschen Historischen Instituts Moskau

Aleksandr Boroznjak, Prof. Dr., Staatliche Pädagogische Universität Lipeck

Aleksandr Čistikov, Prof. Dr., Stellvertretender wissenschaftlicher Direktor des Sankt Petersburger Instituts für Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften

Jörg Echternkamp, PD Dr., Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr

Aleksandr Epifanov, Prof. Dr., Staatliche Universität Volgograd

Beate Fieseler, Prof. Dr., Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Valerij Gal'cov, Prof. Dr., Baltische Föderale Immanuel-Kant-Universität Kaliningrad

Bettina Greiner, Dr., Hamburger Institut für Sozialforschung – Berliner Kolleg
Kalter Krieg Bert Hoppe, Dr., Berlin

Johannes Hürter, Prof. Dr., Institut für Zeitgeschichte München-Berlin

Viktor Ischtschenko, Stellvertretender Direktor des Instituts für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften

Oleg Lejbovič, Prof. Dr., Staatliche Akademie für Kunst und Kultur Perm

Isabelle de Keghel, Dr., Universität Konstanz

Boris Kovalev, Prof. Dr., Sankt Petersburger Institut für Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften

Leonid Luks, Prof. Dr., Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Direktor des Zentralinstituts für Mittel- und Osteuropastudien

Michail Mjagkov, Prof. Dr., Moskauer Staatliches Institut für Internationale Beziehungen (MGIMO – Universität)

Jörg Morré, Dr., Direktor des Deutsch-Russischen Museums Berlin-Karlshorst

Pavel Polian, Dr. habil., Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg

Christoph Rass, PD Dr., Universität Osnabrück

Lorina Repina, Prof. Dr., Stellvertretende Direktorin des Instituts für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften

Yuliya von Saal, Dr., Institut für Zeitgeschichte München-Berlin

Elke Scherstjanoi, PD Dr., Institut für Zeitgeschichte München-Berlin

Carola Tischler, Dr., Berlin

Arkady Tsfasman, Prof. Dr., Rostock

Nina Vaškau, Prof. Dr., Staatliche Universität Volgograd

Alexander Vatlin, Prof. Dr., Moskauer Staatliche Lomonosov-Universität

Andreas Wirsching, Prof. Dr., Direktor des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin

Alexander Tschubarjan, Akademiemitglied, Direktor des Instituts für Allgemeine
Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften

Jürgen Zarusky, Dr., Institut für Zeitgeschichte München-Berlin

Andrea Zemskov-Züge, Dr., Berghof Foundation Berlin